

61

A 80



Alte
medizinische u. natur-
wissenschaftliche
Zeitschriften

A VIII

61/1001
A 80

Der
Arzt.

Eine
medizinische Wochenschrift.

von
D. Johann August Unzer.



Neu von dem Verfasser verbesserte und viel vermehrte Ausgabe.

Vierter Band.

Mit Churfürstl. Sächs. Privilegio.

Hamburg Lüneburg und Leipzig,
verlegt Gottlieb Christian Berth. 1769.

2301/4



Inhalt.

der im siebenten Theile enthaltenen Aufsätze.

Das hundert sieben und funfzigste Stück. Wie die Natur die menschlichen Wünsche befriedigt.	Seite 1
Das hundert acht und funfzigste Stück. Vom Zucker.	17
Schreiben von der Inoculation der Blattern.	31
Das hundert neun und funfzigste Stück. Gesetze des Einflusses der Lust und der Unlust im menschlichen Körper.	33
Das hundert und sechszigste Stück. Erklärung aller Methoden, schmerzhaften Krankheiten zu curiren. Vorschrift, nach welcher ein Bericht von Krankheiten an einen Arzt abzufassen sey.	44
Das hundert ein und sechszigste Stück. Beschluß von schmerzhaften Krankheiten.	58
Schreiben von der Unnützlichkeit dieser Wochenschrift.	69
Das hundert zwey und sechszigste Stück. Von den vornehmsten deutschen Weinen.	70
Anführung aus den <i>Lectures Persanes</i> .	77
Das hundert drey und sechszigste Stück. Von den Moden im Sterben.	78
Brief, ob alle Aerzte studiren müssen.	90
Das hundert vier und sechszigste Stück. Apollo und Mercur, eine Geschichte.	92
Das hundert fünf und sechszigste Stück. Beschluß des vorigen.	106
Das hundert sechs und sechszigste Stück. Von den Phantasten und andern, deren Gemüthskrankheiten ihren Ursprung im Unterleibe haben.	118
Brief von (+)	132
Das hundert sieben und sechszigste Stück. Die Sicht, eine Erzählung.	132
Medicinische Gebräuche der Americaner.	142
Das hundert acht und sechszigste Stück. Von Kohl- und Rübenspeisen.	146
Brief und Antwort von Anton Ruffi.	157
Das hundert neun und sechszigste Stück. Geschichte des Prinzen vom Stamme des Mohoh.	159
Von den Erbkrankheiten.	168
Brief wegen eines Processes mit einem Pfluscher.	171
	Das

Inhalt.

Das hundert und siebenzigste Stück.	
Schreiben des Verfassers an den Seher des Arztes.	
Schreiben über die Praxeremen eines Charlatans.	
Das hundert ein und siebenzigste Stück.	
Von den Seelen der Thiere.	184
Regeln für Aerzte aus dem neuen Arzte.	193
Vom Kirchgange der Genesenden.	197
Das hundert zwey und siebenzigste Stück.	
Arzneekunst der Americaner nach de la Fontan.	198
Taufschiff, vom Mangel des Geschmacks in unsern Vergnügungen.	206
Medicinische Anekdoten aus der Hamburgischen Chronik.	208
Brief eines Kupferstechers an den Arzt.	209
Das hundert drey und siebenzigste Stück.	
Die Schule der menschlichen Glückseligkeit, ein Traum.	211
Von denen, die auf ihre Gesundheit lauren; aus dem englischen Zuschauer.	222
Das hundert vier und siebenzigste Stück.	
Des Herrn Prof. Vogels Vorschlag den Brunnen auf eine vernünftige Weise zu trinken.	225
Gebrauch des Eisens und Eisenwassers zur Gesundheit.	232
Bitte an die Herrn Prediger.	237
Das hundert fünf und siebenzigste Stück.	
Anpreisung des Landlebens.	238
Beweis, daß die Gelehrten nicht heyrathen sollen.	248
Das hundert sechs und siebenzigste Stück.	
Bildung des Geschmacks zur Gesundheit.	251
Vom Tabakrauchen nach Lische.	263
Das hundert sieben und siebenzigste Stück.	
Abhandlung vom Scharbock.	264
Von schädlichen Mitteln wider das Fieber.	278
Das hundert acht und siebenzigste Stück.	
Daß die Leibesübung ein Mittel wider den Scharbock sey.	280
Von der Brunnentresse.	290
Kleine Nachrichten.	291
Das hundert neun und siebenzigste Stück.	
Briefe von Verstorbenen an Lebendige.	293
Schreiben wegen eines Arztschildes.	363
Das hundert und achtzigste Stück.	
Vom medicinischen Gebrauche des Reiten.	303
Von Verfälschungen des Brodtes.	314
Das hundert ein und achtzigste Stück.	
Verschiedene neuere medicinische Beobachtungen.	319
Das hundert zwey und achtzigste Stück.	
Geschichte vom Claudulus.	339



Inhalt

der im achten Theile enthaltenen Abhandlungen.

Das hundert drey und achtzigste Stück.	
Beweis, daß die Ruhe nicht in der Unthätigkeit gesucht werden müsse.	S. 342
Von mancherley Salaten aus gesunden Küchenkräutern.	352
Das hundert vier und achtzigste Stück.	
Von den gewöhnlichen Magenarzneyen in den Hausapotheken.	355
Vom Theriak und Nithridate.	358
Mißbräuche in der Lebensordnung und Krankenwartung der Kinder.	363
Das hundert fünf und achtzigste Stück.	
Ursprung der verdorbnen Vorstellungskraft, aus Fehlern der Verdauung.	366
Das hundert sechs und achtzigste Stück.	
Abhandlung von den vornehmsten französischen Weinen.	379
Von den Arzneykraften der Erdbeeren.	389
Das hundert sieben und achtzigste Stück.	
Ursprung der fallenden Sucht von der verdorbnen Verdauung.	392
Besondrer Zufall vom Genuße der Erdbeeren.	410
Das hundert acht und achtzigste Stück.	
Betrachtung über die Theorie der Arzneekunst.	411
Periodischer Unsin einer Frau, von übler Verdauung.	422
Das hundert neun und achtzigste Stück.	
Vom Zusammenhang der giftigen Krankheiten mit den Fehlern der Verdauung.	424
Mittel wider das Einwachsen der Nägel an den Zähnen.	436
Das hundert und neunzigste Stück.	
Von der Unempfindlichkeit rasender Personen.	438
Schreiben und Antwort wegen der gänseischen Weine.	450
Das hundert ein und neunzigste Stück.	
Abhandlung vom Küchensalze.	452
Stummheit von Ueberladung des Magens.	463
Von einem Hermaphroditen.	465
Das hundert zwey und neunzigste Stück.	
Erzählung, wie sich die Thiere einstmals der Vernunft zu ihrer Wohlfahrt bedient haben.	466
Nabelgeschwüre bey Kindern, von einer besondern Ursache.	475
Wie die Schwindsüchtigen ihren Todestag vorher wissen?	476
Das hundert drey und neunzigste Stück.	
Lebensordnung für ganz junge Kinder.	473
Schreiben wegen des künftigen Todes des Verfassers.	491
Das hundert vier und neunzigste Stück.	
Von den Kinderkrankheiten.	493
Klagen über die Anpreisung der Mäßigkeit.	506
Das hundert fünf und neunzigste Stück.	
Beschluß von den Kinderkrankheiten.	510
Von dem Käuen an den Lippen und Fingernägeln.	523
Das	



Inhalt.

Das hundert sechs und neunzigste Stück.	
Kraft der Namen in der Arzneykunst.	S. 524
Von einem poetischen Gecken.	533
Das hundert sieben und neunzigste Stück.	
Zusammenhang der Schlag- und Lähmlüsse und der asthmatischen Krankheiten mit den Fehlern der Verdauung.	535
Von der Schändlichkeit der Trunkenheit.	549
Das hundert acht und neunzigste Stück.	
Gesetze des Einflusses der Gemüthsbewegungen in den menschlichen Körper.	551
Boerhaavens Beruf zur Arzneykunst.	560
Gelehrte Aufgaben.	562
Das hundert neun und neunzigste Stück.	
Regeln zur Winterdiät.	563
Beantwortete Einwürfe wider die Theorie der fallenden Sucht.	575
Das zweyhundertste Stück.	
Untersuchung der Mittel, sich gegen die Winterkälte zu beschützen.	578
Von den Todtengrüften in der großen St. Michaeliskirche	586
Charakter der Hofsänder.	588
Schädlichkeit der engen Schnürleiber.	590
Das zwey hundert und erste Stück.	
Zusammenhang des St. Reitzstanzes mit den Fehlern der Verdauung.	591
Casus von einer Antipathie wider die Arzneykunst.	595
Mittel wider die Hämorrhagen.	598
Von der bindenden Kraft des Leims im Blute.	600
Das zwey hundert und zweyte Stück.	
Rettung der Ehre der Arzneykunst gegen den Herrn J. J. Rousseau.	602
Das zwey hundert und dritte Stück.	
Von den Arzneyen, welche die Harnsteine im menschlichen Körper auflösen.	617
Das zwey hundert und vierte Stück.	
Von den Kräften des Carlsbader Wassers zur Auflösung der Harnsteine.	632
Schreiben von der Verstümmelung des Jopprus, und dem Verbrennen der Wittven in Indien.	642
Casus von einem wieder erweckten Gehekrten.	643
Das zwey hundert und fünfte Stück.	
Dietetische Abhandlung von den Nüssen, Mandelkernen und Castanien.	644
Wirkung der Blasenpflaster in der Epilepsie.	653
Von einer besondern Art des Schwindels aus dem Magen.	655
Das zwey hundert und sechste Stück.	
Regeln zur Kinderzucht.	656
Von Harnblasengeschwüren.	663
Daß man durch die Mäßigkeit weisagen lerne.	665
Das zwey hundert und siebente Stück.	
Geschichte des Ursprungs der Arzneykunst.	667
Von einer besondern Exere wider den Schaarhoof.	679
Das zwey hundert und achte Stück.	
Betrachtungen über die Arzneykunst für das Volk.	682

Der Arzt.

Eine medicinische

Wochenschrift.

Siebenter Theil.



Der Arzt.

Hundert sieben und funfzigstes Stück.

Brem. Beytr.

Mancher Seligkeit goldnes Bild.



Wie keine Maschine bewegt wird, ohne Kraft, so handelt auch keine Seele ohne Triebsfedern. Diese Triebsfedern aber sind ihre Begierden; und weil in der Geschäftigkeit unser Leben besteht, so würden wir Menschen entweder, wie Steine, nur das seyn, oder nur paroxysmusweise leben, wenn nicht der ganze Fluß der Zeiten und der ganze Raum der Schöpfung mit Gegenständen erfüllt wäre, die uns unaufhörlich interessirten. Alles, was wir gedachten, mußte uns reizen, und ewiger Durst nach Vergnügen war die Bedingung unsers Lebens. Damit uns aber dieser Durst nicht zur Qual gereichen möch-

te, so hat uns die Natur Quellen gegeben, woraus wir ihn stillen können, sobald er uns zur Last wird; doch ohne ihn jemals gänzlich zu vertilgen. Dieses wundervolle Kunststück der Natur, ein Wesen, das nur durch Wünsche leben kann, stets sehnüchlich zu erhalten, und doch stets zu befriedigen, soll ist, da wir das Fest aller Wünsche seynen, mein Gegenstand seyn.

Der Genuß war die allgemeine Quelle, in der wir unsern Durst stillen sollten. Der Trieb, der einer Fackel gleich brannte, verlosch im Genuße. Die hungrige Begierde entschlief in demselben über der Sättigung; die glühende Wollust sprazelte, und ward kalt; und die unruhige, wilde, tobende Seele fiel nieder, verschob und entschlief auf dem Rosenbette der Lust. Unbegreiflich! uns selbst, die wir empfinden, unbegreiflich, verläßt uns im Augenblicke des Genußes die große Kraft, womit sich im Tumulte der Triebe der ringende Geist über sich selbst erhebt, und alle Hindernisse, wie kleinen Staub, unter die Füße tritt. Es ist ein schneller Bliß, welcher ein Donnerwetter entscheidet, das sich Stunden lang über unsern Häuptern zusammengezogen hat, und der den schwülen Dunstkreis nach zwanzig heißen Tagen in einer Minute abkühlt. Schauet den Unsinnigen, welcher der Wollust naheist, die ihm den Genuß in der Ferne zeigt, ihn ihm verspricht, und doch schneller vor ihm herflieht, als er sie erreichen kann; wie er sich treibt; wie er schnaubet; wie ihm der Tod ein Sport und die Gefahren Gelächter sind. Schauet ihn, wenn sie endlich plötzlich ihm lachend steht; wie er sich entbarrt ihr in die offenen Arme wirft; — wie er ist, in eben demselben Augenblicke, schon satt ist; wie sie sein Blick meidet; wie abgeschmackt ihm ihre Lockungen sind! Iht erkaltet ihr Buhler in den Armen, worinn er aufzubrennen gedachte.

Allein, er glimmt wieder auf. Kein prächtiges Gastmahl von hundert Gerichten stillt uns den Hunger länger, als die Periode der Sättigung dauret. Der Genuß gönnt uns nur Zeit, um neue Kräfte zu sammeln. Der Reiz bleibt

bleibt, und die Süßigkeit des Genusses behält ihr Recht über unsre Entschliefungen. Die Sättigung ist der Schlaf der Begierden, der ihnen die aufgewendeten Kräfte wiederherstellt. Die Seele ist ein Handwerksmann, der über böse Zeiten klagt, wann er nichts zu thun hat, und der es für schimpflich hält, müßig zu seyn.

Hierzu kommt ein noch wichtigerer Umstand. Es ist nicht genug, daß uns der Genuß nur auf kurze Zeit sättiget; es war auch der Natur nicht einmal möglich, alle unsre Begierden durch ihn zu befriedigen. Die Menschen waren nicht der einzige Zweck der Schöpfung; noch viel weniger war es die Befriedigung aller ihrer Begierden. Der wahre Genuß konnte nicht überall Statt finden, und die Natur mußte neue Künste anwenden, die Herzen zu beruhigen.

Sie bot ihre Güter aus, und die Menschen stunden, und erwarteten sie. Wie bey der Kaiserwahl der Fürst, der Geld auswerfen will, die gedrückte Menge des Volks unter sich sieht; lauter gierige Gesichter und in die Lust greifende Hände; lauter hitzige Sehnüch und neidischen Drang. So sahe die Natur mit mitleidigem Lächeln das menschliche Geschlecht, wie es auf ihre Hand laurete, die es mit seinen Blicken zu bezaubern schien. Unmöglich konnten sie alle etwas, noch weniger gleich viel, empfangen. Die Menge erdrückte sich, und der größte Theil ward ein Opfer seiner Begierden.

Nein, sagte sie, so wirst du nicht bestehen, armes menschliches Geschlecht! So wirst du dich selbst hinrichten, und ich, deine Mutter, kann dieses Elend nicht dulden. Kanst du nicht ohne Begierden leben, so sollen dich doch vergebliche Wünsche nicht aufreiben. Diesem großen Haufen hier, fuhr sie fort, will ich jene Reihe von Gütern anbieten, und jenem will ich einen andern Schauplatz zeigen. Es geschah. Einem jeden Volke blieb eine Menge von Gütern verborgen, wovon sie nichts begehren konnten, weil sie davon keinen Begriff hatten. So war dem dringendsten Uebel abgeholfen. Allein, noch blieb die Menge der Menschen zu groß;

noch konnten die unzähligen Wünsche eines einzigen nicht befriedigt werden.

Es ward beschloffen, daß nicht allen Seelen alles gefallen sollte, ob es gleich gut war und gefallen konnte; und daß nicht allen alles mißfallen sollte, ob es gleich böse war, und mißfallen konnte. Durch diese Vermittelung sahen Tausende ohne Gefühl, was andre Tausende in Entzückung setzte. Ein jeder betrachtete eben denselben Gegenstand von einer andern Seite, und von allen Seiten konnte er doch nicht schön, von allen nicht häßlich seyn.

Durch diesen verschiedenen Geschmack, den die Natur den Menschen gab, ward merklich mehr Raum in ihrem Gedränge, und da sich ein jeder mit dem begnügte, was seinem Geschmacke gefiel, so überließ er gern seinem Nachbar, was ihn vergnügte. Monnojus stürzte mit einem Topfe voll alter kupferner Münzen nach Hause, und hielt seine Beute für den vortrefflichsten Schatz unter allen Gütern der Natur. Er sah den entzückten Jüngling mit einer neuen Braut vor sich vorbeihersuchen, stand mit seinem Topfe einen Augenblick stille, sah ihm nach, und bewunderte die Hike, womit dieser sein Mädchen in Sicherheit brachte, für die er keinen einzigen Scherf aus seinem Topfe hingegeben haben würde. Ein Frauenzimmer, die mit einem köstlichen Geschmeide alle ihre Wünsche in Erfüllung gebracht sahe, erstaunte über die Lustigkeit eines Bettlers, welcher vor Freuden ganz außer sich war, weil man ihm sein lahmes Bein curirt hatte. Ein Mann, der unter einem verschabten Mantel einige alte Manuscripte verbarg, stieß mit dem Fuße ein Meisterstück vom Rubens aus dem Wege, welches ein anderer begierig aufnahm, und voll Entzücken tausendmal küßte. Ihm folgte einer, der eine alte Geige probierte, und mit dem Bogen einem Sternseher ins Auge fuhr, der sich am Monde nicht satt sehen konnte. Ein Kind kam mit einem Apfel gesprungen; ein Mädchen mit einer Puppe, und ein Naturforscher mit einer versteinerten Muschel. Dort lag Archimedes im Staube, und zirkelte. Dort opferte Pythagoras, und hielt den Magister

Mathes

Matheseos in der Hand. Ganz draußen gieng Homer betteln, und sang, wie sich die Götter Arme und Beine entzwey geschlagen haben könnten. Hier stand Alexander beim Fasse des Diogenes, und begriff nicht, wie dieses Schwein seine Hoheit für nichts halten konnte. Dort gieng Aristoteles, wie ein Betrunkener, zwischen der Metaphysik und der Meke Herpyllis. Ein jeder war entzückt; dieser von einer Krone; dieser von einem Diploma; jener von einem Weibe; jener von einer Bouteille. Keiner begriff, wie der andre mit seinem Antheile zufrieden seyn konnte. Sie spotteten einer des andern; sie hielten einander für blind, für unsinnig, für dumm, für albern, für seltsam; sie verurtheilten sich über den Tadel, den niemand, als wer ihn besaß, loben wollte; sie schrieben Satyren, machten sich einander lächerlich, und fanden endlich, daß ein jeder selbst lächerlich war, und keiner mit Rechte gelacht hatte, als die Natur über sie alle.

Dieses waren die Wirkungen des verschiedenen Geschmacks der Menschen. Er war in der That ein neues und vortrefliches Mittel, viel tausend Wünsche fast mit nichts zu befriedigen; er war das Beste, um die große Menge ohne Kosten reich zu machen. Nichts desto weniger wollte auch dieses Mittel nicht überall hinreichen. Die schnelle Sättigung der Wünsche stürzte die Menschen in eine Unthätigkeit, die ihrer Natur unerträglich war. Sie drangen immer auf neuen Genuß; und so verschieden auch ihr Geschmack war, so trafen doch oft verschiedener Wünsche noch immer auf einerley Gegenstand. Es gab Güter, die Jedermann reizten, und von dem verschiedensten Geschmacke begehrt wurden. Inzwischen konnte sie doch nur einer erhalten. Die sinnreiche Natur erfand neue Mittel, um sich ihre Bettler vom Halbe zu schaffen.

Da nicht jeder das Urbild erhalten konnte, was er sich wünschte; so verfertigte sie Copieen, welche sie denen gab, die das Urbild verlangten. Seynd durch Irrthum glücklich, sagte sie, wenn ihr durch die Wahrheit nicht beglückt werden könnt! Ich schenke euch den Scheingenuß, der eben

so glücklich macht, als der wahre. Dem Haufen derer, die nach der Ehre trachteten, bewundert zu werden, ertheilte sie ein Gefühl, das demjenigen gleich war, wenn man bewundert wird. Denen, die ihr Vergnügen darinn suchten, geliebt zu werden, gab sie die Ueberzeugung, daß sie gefallen. Denen, die große Reichthümer besitzen wollten, entdeckte sie Geheimnisse, wodurch sie reich zu werden hoffen konnten, und in deren Besitze sie glaubten, daß sie es schon wirklich wären. Nun saß der Cornet ruhig in seinem Quartiere, und wußte, daß die ganze Welt auf seine Thaten Rechnung machte, und ihn schon jetzt des Marschallsstabs würdig hielt. Nun gieng der Magister vergnügt auf Reisen, und stellte sich die angenehme Bestürzung der Herren Postmeister vor, wenn er ihnen seinen berühmten Namen nennen würde, der nunmehr auf seiner Inauguraldisputation der ganzen Welt bekannt geworden war. Nun gieng der Dichter auf die Caffeehäuser, und las in den Gesellschaften derer, die da Taback rauchten, was sie von einem solchen Manne hielten, dessen Meisterstücke sie unstreitig gelesen haben mußten. Der Doctor stieg so frisch, wie er aus der Presse kam, vom Catheder, und war bescheiden gegen die Mägde, die ihm begegneten, weil nichts einen großen Mann beliebter machen kann, als die Demuth. Die alte verjährete Jungfer sammelte am Fenster die verliebten Blicke der Stutzer mit Entzücken ein, die doch nur ihrem kleinen schwarzschänzigen Mopse galten. Nun geht die eitle Chloe vom Fenster, und denkt trokzig: Laß sich die armen Tröpfe erstechen oder aufhengen, die der Anblick meiner Reizungen in Verzweiflung stürzen wird. Nun läuft, ach! wie läuft der kleine bucklige Verliebte nach Hause, und legt sich das freundliche Gesicht aus, womit ihn heut seine Göttin am Fenster erquickte; denn wer konnte ihn überreden, daß ihr Haubstock, den er gegrüßt hat, so himmlisch lächeln könnte? Nun geht endlich auch der chymische Bettler vergnügt zu Bette, nachdem er die Spur gefunden hat, den Stein der Weisen aus allen zerbrochenen Scherben zu ziehen. Nun macht er schon seine alten Bekannten glücklich;

nun

nun verschenkt er seine bisherige letzte Hoffnung, die kleine Erbschaft von seiner alten Mutter, an arme Waisen, und strapaziert im glücklichen Traume seine Köche und Laquayen für ihre Unachtsamkeit.

Auch dieser Scheingenuß sättiget also die Wünsche der Sterblichen, und es kann wenig daran liegen, ob uns eine Wahrheit oder ein Irthum beglückt. Ich mag den Lohn mit niemanden theilen, der einen von diesen eingebildeten Glücklichen überführen wollte, daß sein Genuß auf einem Irthume beruhete. Was ist eine Wahrheit, die uns unglücklich macht? Was ist dagegen ein Irthum, der uns beglückt? Der letzte söhnet die Menschen mit sich selbst und mit der Natur aus, womit sie die erste unzufrieden machen würde. Es ist kein Dienst; es ist eine Verfolgung der Menschen, sie von allen Irthümern zu befreien. Die Natur befriedigt dadurch Wünsche, die sie auf keine andre Weise stillen konnte, und die uns, ohne diesen Scheingenuß, prellen würden, bis wir verzweifeln müßten. Damit wir aber diese Hintergehung, zu unserm Nachtheile, nicht zu leicht entdecken möchten, so legte die Natur unsre Eigenliebe dabey zum Grunde. Nie wird ein Anschlag mißlingen, dessen Ausführung und Unterstützung der Eigenliebe der Menschen überlassen wird.

Alles dieses konnte aber noch nicht alle Wünsche der Menschen zu allen Zeiten befriedigen, und es blieben noch Fälle übrig, wo wir weder durch wahren, noch durch einen schmeichelhaften Scheingenuß erquicket werden konnten. Unter dessen treiben uns unsre Wünsche, wie die Triebfedern einer Uhr ihren Zeiger, immer in einerley Kreisen herum. Wir sehnen uns von neuem nach dem, was uns schon öfters gesättiget hat, und wir verlangen nur unter neuen Gestalten immer das Alte wieder. Es ist nichts, das uns ganz sättigen kann, als was zugleich unsre Vorstellungskraft vernichtet; und selbst im Genusse der vollkommensten Güter würde doch unser Herz nicht von allen Wünschen leer werden. Ja, was noch mehr ist, so hat jedes Herz die seinigen, die unbefriedigt bleiben müssen. Strenges Schicksal

für uns Elende! Beschwerliches Daseyn, das selbst auf seine Vernichtung arbeitet!

Ich will reich seyn! ruft Harpar, und es mißlinge mir alles, nur dieses nicht! Gleichwol müßte der ganze Plan der Welt geändert werden, wenn Harpar jemals reich werden sollte. Er ist zu schlau zum Adeptus; sonst könnte er wenigstens in seiner Einbildung reich werden. Sein Geschmack ist zu eigensinnig; sonst könnte er seine Glückseligkeit vielleicht in etwas Edlern finden. Er troht der Natur, und pocht, sie soll ihn reich machen oder vernichten; er will verzweifeln und ihr fluchen!

Die Natur sahe den Unsinigen, und erbarmte sich seiner. Sollte nicht, dachte sie bey sich selbst, sollte nicht für dieses kleine wütende Herz noch ein Mittel zu finden seyn, daß ihm sein Wunsch, der nicht erfüllt werden kann, wenigstens nicht zur Qual würde? Sie sann auf ein Meisterstück für solche unerhörbare Elende. Es war die Wirkung ihrer unumschränkten Menschenliebe und Erbarmung; es war das Herrlichste, was sie erschuf, ein Kind des Himmels, ein Labfal leidender Herzen. Der Unglücklichste, dem alle Wünsche fehl schlugen, lebte von neuem auf, gewann sein Daseyn lieb, blieb stets unerhört und doch vergnügt, stets elend und doch glücklich. O nennet mir dieses Wunder der himmlischen Barmherzigkeit! Was für ein Engel erschien dem, der in der Verzweiflung lag, und sein Daseyn verfluchte, daß er lächelnd aufsprang, sich ihm in die Arme warf, ihn tausendmal küßte, sich selig pries, und doch nicht glücklicher war, als zuvor? Schutzgeist und Wohlthäter der Elenden! du bist die Hoffnung.

Ja, nie hat der schönste Genuß unsre Herzen mit solcher Wollust beseligt, als die Hoffnung, Elende erquickt, die muthlos mit der Verzweiflung kämpfen. Durch sie stillt der Himmel den Tumult empörter Triebe; durch sie beseligt er die Herzen, die zum Leiden bestimmt waren. Vor ihr entfliehen Sorgen, Ungeduld, Schmerz, Furcht und Verzweiflung. Sie heilt die Wunden des Kammers und der Reue. Sie tröstet das Herz, das Leid und Gram ängstigen.

gen. Sie lindert die brennenden Schmerzen der Leidenschaft, und erfüllt unsre Wünsche durch die Vorhersehung ihrer Erfüllung. Sie begleitet ihre elenden Freunde bis ans Grab, und stürzt sich mit ihnen in den Abgrund hinunter.

Was beruhigt auf einmal den wütenden Harpar? Sehet! die Hoffnung führt ihn durch funfzig ganz erträgliche, doch unglücksvolle Jahre, als einen vergnügten Bettler, ans Grab. Wie kann jener Elende noch lachen, der in der Hütte der Armuth, von der Natur verlassen, unbekleidet auf dem Stroh liegt; an dessen Fleische zwanzig verschiedene Seuchen fest sitzen, und Blut und Mark heraus saugen; bey dem die Noth die Pflegerinn ist, der Hunger den Tisch deckt, und die lange Weile gähnet; den die Verachtung mit Staube bestreuet, und vor dessen Hütte der Uebermuth steht, und mit verfluchtem Kiesel lacht, daß sein gemästeter Bauch schüttelt? Was hält die Faust dieses Unglücklichen, daß er sich nicht selbst erwürgt? Fraget ihn selbst, oder tretet hinzu. Neben ihm liegt die Hoffnung; zwar müde, zuweilen im leichten Schlummer, aber doch immer noch lebendig, immer freundlich und schmeichelnd. Sie wird ihn nie verlassen, bis ihn ein Bettler in seiner Hütte begräbt; und wenn er sein Leben von sich haucht, so hält seine Rechte noch die Hoffnung fest, und drückt sie an die erkaltete Brust. Sie allein hat ihn zwanzig Jahr in seinem Elende beseligt. Aus ihrem Unterrichte wußte er, wie dem Reichen zu Muth seyn, wenn er zwischen köstlichen Speisen die Wahl trifft, wenn Seide auf seinen Gliedern rauscht, und wenn er sich auf Schwanenfedern wollüstig ausstreckt. Sie zeigte ihm zuweilen, wie sanft man im Schooße des Ueberflusses schläft, und wie vergnügt man bey der Unsorgsamkeit aufwacht. Wenn ihn die Ungeduld überfallen wollte, so richtete sie sich auf, und gebot ihr, ihre Strafe zu wandern. Tausend Verzweiflungen, tausend Tode wären leichter auszustehen gewesen, als ein Lebenstag dieses Elenden, wenn nicht die Hoffnung ihn beruhigt, getröstet und beseligt hätte.

Jedoch die Hoffnung kehrt nicht nur bey unerhörbaren Unglücklichen ein; sie bietet auch dem ihre Dienste an, der nur die Gabe zu warten nicht hat. Sie meldet sich bey ihm, wann er voll Unruhe ist, und empfiehlt ihm ihre bescheidene, gefehrte und kluge Tochter, die Geduld, die sie ihm zur Gesellschaft zurück läßt. Sie kommt zu allen, und ist frengig, und weiß mit ihren gefräßigen Wünschen Bescheid. Sie gieng, und gab dem alten Baron Theodor im Tower ein Mäulchen; und da saß er im Tower so vergnügt, als auf dem corthischen Throne. Oft hat sie den Fürsten bey Königswahlen das Compliment gemacht, und hunderttausendmal den alten Jungfern und Hagestolzen, welche durch sie alle Süßigkeit der Ehe empfunden, und alle das Unglück, und theils auch die Schläge vermieden haben, welche ihnen dieser rauhe Schulmeister, der Ehestand, gegeben haben würde.

Auch bey den Narren wird man die Hoffnung finden; sie verachtet keinen Stand und kein Gewerbe der Menschen. Allein, sie begegnet einem jeden, wie ers verdient. Einem Dorfmeister giebt sie zuweilen Kragen und Priesterrock um, und er sieht sich mit einem unvergeßlichen Blicke in ihrem Spiegel, als Pastor oder Prälat. Einem Sergeanten hängt sie das Ordensband um, und giebt ihm den Commandostab in die Hand. Einem Schreiber giebt sie einen verstorbenen Wink, und ein Gesandtschaftsposten scheint ihm gar nicht mehr unersteiglich zu seyn. Dem Juden zeigt sie im Traume den Ort, wo ein Schatz verborgen liegt, und nöthigt ihn, ein Zeichen drauf zu setzen, das er des Morgens im Bette wieder findet. Sie war es, die den Herzog Michel beynahe aus dem Staube erhoben hätte. Sie setzt den Harlekin zu Pferde, welcher dem Volke die Universalmedicin verkauft, und treibt den großen Haufen zusammen, der von ihm seine Glückseligkeit erwartet. Sie bildet dem alten Poeten ein, daß er noch Jugendfeuer besitze, wenn er sich hinsetzt, und sich um die Ewigkeit singt. Sie beruhigt das Mädchen, das auf die Schwüre ihres Liebhabers bauet. Sie macht den Dummkopf stolz, der

zwanzig leere Titel unter seinen Namen schreiben kann. Sie schenkt dem Schriftsteller die Ewigkeit, die er selbst überleben wird. Kurz, sie ist es, die einen jeden nach seiner Fähigkeit befriedigt; und in dieser Befriedigung liegt zugleich der Lohn der Verdienste, und die Strafe der Laster und Thorheiten verborgen. Sie ist die Triebfeder aller großen Handlungen. Den kleinen aber ist sie zu stark, und darum schleudert sie den Narren ins Chaos hinaus, wie dort der Windmühlenslügel den tapfern Ritter von Mancha mit seiner Rüstung in die umliegende Gegend hinaus warf. Eben so gerecht, wie sie die Tugend im Staube beseligt, hält sie das Laster auf, damit es der nachhinkenden Strafe nicht entrinne; und eben so prellt sie die kleinen Narren, wie Füchse. Sie ist eine Universalarzney, die nach der Fähigkeit eines jeden Patienten wirkt.

Doch endlich ermattet sie auch natürlicher Weise der lange Dienst bey langwierigen Kranken. Wenn der hoffnungsvolle Elende endlich veraltet, und sieht, wie die großen Anstalten zu seinem Glück allein mehr Zeit erfordern, als er noch zu leben hoffen kann; dann schläft sie oft ganze Tage vor Mattigkeit, und hier war eine neue Hülfe vorrathen. Die Natur, die alles Mögliche schon angewendet hatte, die Wünsche der Menschen zu stillen, mußte sich endlich bequemen, den Wünschen selbst im Alter ihre Kräfte zu entziehen, und die Begierden abzuspannen. Es ist wahr, der Mensch verlohrt hierbey Vieles. Denn je schwächere Begierden sein Herz bewohnen, desto unthätiger und unempfindlicher wird er; und gleichwol besteht in der Wirksamkeit und Empfindlichkeit seine ganze Glückseligkeit. Es ist umsonst, wenn die Dichter nur den glücklichsten nennen, der ohne Begierden lebt; denn unser Daseyn erfordert das, was sie unserer Glückseligkeit entgegen setzen. Im Tumulte der Welt und der Triebe, in der Geschäftigkeit des Herzens und Gemüths, muß ein Weiser die Ruhe suchen, nicht in der Unthätigkeit, nicht im Tode. Der beste Zustand einer Uhr ist nicht der, wenn sie steht, weil die Triebfeder heraus genommen ist; sondern wenn sie richtig, und die Triebfeder gehörig wirkt. So ist auch

auch die wahre Gemüthsruhe kein Müßiggang des Herzens, sondern die richtige Leitung der gewaltigen Triebe. Bloß durch die Begierden werden wir thätige Wesen; und wir sehen es an den Greisen, deren Wünsche erkalten, wie sich ihr Leben in ein bloßes Daseyn verwandelt, das keiner Thaten mehr fähig ist. Selbst ein phlegmatischer Jüngling führt nur ein Pflanzenleben; und wir haben es also als eine Gewaltthätigkeit der Natur zu betrachten, die sie im Alter an uns begehrt, wenn sie unsre Triebe entspannet, weil sie uns nicht mehr für fähig hält, große Thaten auszuführen.

Der Jüngling würde sich eben so wenig, wie der ertaltete Greis, von seinem Ruhbette entfernen, wenn ihn nicht stets eine Begierde lockte, der er nachgeht, und eine Verabscheuung jagte, vor welcher er flieht. Diese beyde Gespenster sehen alles in Bewegung, was Gefühl hat. Sie locken und jagen den kühnen Schiffer von seinem weinenden Weibe und stehenden Kindern ins Weltmeer hinaus. Sie wecken den Kaufmann auf, und machen, daß er mit dem Glockenschlage an der Börse erscheint. Sie bringen den zarten Junker ins raue Feld, und stellen ihn vor die Kanonen. Sie jagen den Töpper von einem Jahrmarkte zum andern, den Buchhändler auf die Messen, den Handwerksburschen auf Reisen, und den Verliebten durch die Straßen der Stadt. Der Greis sieht endlich diese beyden Gespenster nicht mehr, oder sie verlassen ihn wirklich aus Ungeduld, wie man ein stätiges Pferd stehn läßt, das nicht mehr von der Stelle will. Hierdurch gewinnt er ein Ansehn von Weisheit, welches man seiner Kenntniß der Welt und langen Erfahrung zuschreibt, und das doch nur seine Unempfindlichkeit ist. Er lacht, wenn sich der Jüngling für tausend Absichten aufopfern will. Eile nur, sagt er, du wirst nicht weiter kommen, als ich; wir kommen beyde ans Grab! Alles, was du erhältst, wird Eitelkeit seyn! Dein Vergnügen ist flüchtige Raserey, dein Reichthum Sand, und deine Ehre eine Wasserblase, die in dem Augenblicke deines Todes, wo nicht viel eher, zerplagen wird!

Er hat Recht. Alle unsre Handlungen und ihre Wirkungen, alle unsre Mittel und Zwecke sind vergänglich, sind eitel, haben nichts Bleibendes, nichts, das uns lange befriedigen wird. Allein, mit Erlaubniß, wie kostbar sind denn die Handlungen der Menschen, daß man sie an nichts Vergängliches, an nichts, als was alle unsre Begierden tödtet, wenden will? Brauchtest du, ehrwürdiger Greis, das vergängliche Brodt, das dir der vergängliche Landmann bauete, nicht zur Erhaltung deines vergänglichen Lebens? Wie wäre es, wenn dir die Schneider in deiner Jugend gesagt hätten: Wir flüchtigen Schneider werden dir flüchtigem Herrn kein vergängliches Kleid machen? Würdest du nicht zornig geantwortet haben: Was wollt ihr flüchtigen Müßiggänger denn sonst thun? Sind eure Hände zu edel, mir ein Kleid zuzuschneiden, und eure Finger zu zart, es zusammenzunähen? Eben so ist es mit allen menschlichen Dingen, mit allen Zwecken, mit allen Bemühungen. Ist es nicht genug, wenn unsre Absichten erreicht werden? Warum muß alles ewig seyn, was wir verrichten sollen? Würde nicht nach diesem System die Welt im kurzen zu Grunde gehen? Sollen wir darum nichts Lössliches thun, weil es in kurzer Zeit eben so viel seyn wird, als ob es nicht geschehen wäre? Sollen wir das Vergnügen fliehen, weil es uns nicht lange befriedigen wird? Beweiset uns, daß das Brodt nie im Stande seyn werde, den unendlichen Hunger des Magens zu stillen, der sich stets wieder erneuret. Wen werdet ihr damit bewegen, daß er todthunget? Können wir nicht essen, so oft uns wieder hungert, und können wirs wol unterlassen, da es das Leben unterhält? Eben so ist es mit allen Begierden. Wir verdienen durch Wirksamkeit unser Daseyn, und erhalten es dadurch, daß wirs verdienen. Die Begierden machen uns aber wirksam, und ihre Gegenstände müssen unsrer Natur gemäß bleiben.

Der Greis verachtet diese Begierden, wie eine Buhlerin die Liebhaber, die sie verlassen haben. Er seufzet unter dem Joche des Unvermögens, und die Natur, die, aus Erbarmung gegen ihn, seine Wünsche schweigen heißt, verstoppst

stopft zugleich das Ohr der Jünglinge vor seinen Ermahnungen, damit er sie nicht abschrecke; ihre jüngern Kräfte dem gemeinen Besten aufzuopfern; den sanften Schlaf gern zu verlassen, um einem Bedrückten zu Hülfe zu eilen; die Bequemlichkeit hintanzusehen, um mit der Ungemächlichkeit hinzugehen, fürs Vaterland zu streiten; die Gesundheit zu wagen, um Kranken Pflege und Arznei zu verschaffen; die Zärtlichkeit zu überwinden, um sich für die Nothdurft des Schwachen stark und dauerhaft zu machen: in Armuth, Elende und Verachtung zu leben, um dem, der Verdienste besitzt, oder wenigstens dem, der Geld hat, Gemächlichkeit und Wohlleben zu verschaffen: aber auch, wie billig ist, sich zu vergnügen, um sein Leben zu genießen, sich niederzulassen, um einmal auszuruhen, einen Becher süßen Wein zu kosten, um sich wieder zu stärken und zu erquickern, und einen Augenblick entzückt zu seyn, um der Welt, mit Aufopferung seiner eignen Ruhe und Wohlfahrt, eine nützliche und edle Nachkommenschaft zu erziehen. Die Natur wird am besten wissen, seinen Bemühungen ihr Ziel zu setzen. Im Alter hört sie selbst auf, unsre Wünsche länger zu reizen. Sie will unsrer nicht spotten, wann wir in ihrem Dienste Invaliden geworden sind; sie will uns in der Ohnmacht nicht zum Tanze auffordern; sie will uns nicht betrüben, wann wir elend geworden sind. Die schöne Welt verschwindet vor unsern Augen, und die Vergnügungen, die wir nicht mehr genießen können, eilen vor uns vorbei zur freudenvollen Jugend. Wir gehn noch eine Zeitlang über das Ziel unsers Lebens hinaus ins Ede Daseyn, und hören endlich auf, ohne vermist zu werden, und ohne uns selbst zu vermissen.

Dies ist der Lebenslauf des menschlichen Herzens, der nur durch Wünsche besteht, und sich im Mangel der Begierden verliert. Die Natur hat hinlänglich dafür gesorgt, daß uns dieses unaufhörliche Bestreben nicht zur Qual und Verzweiflung werde. Wollen wir nicht mit dieser Einrichtung und Vorsorge zufrieden seyn? Ich bin der erste, der diesen Vorschlag eingeht. Ich werde das Bestreben fort-

fortsetzen, meinen Lesern zu gefallen. Ich werde eitel genug seyn, mir einzubilden, daß es geschehe; und so ist mein Glück schon gemacht. Meine Leser werden das Ihrige machen; vielleicht nicht dadurch, daß sie fortfahren, mich zu lesen, und meinen Regeln zu folgen; desto gewisser aber dadurch, wenn der Himmel alle das Heil über sie ausschütet, was ich einem jeden bey'm Antritte dieses Jahrs von ganzem Herzen wünsche.

Hundert acht und funfzigstes Stück.

Gleim.

Was er sey, will ich beweisen:
Ihr, trinket ihn!

Die Alten haben gewiß schon die Zuckerrohre und den süßen Saft gekannt, den sie geben; denn Strabo erzählt, daß das Rohr in Indien, ohne Bienen, Honig hervorbringe. Plinius sagt, daß auch Arabien Zucker gebe; Indien aber bessern. Lucan erwähnt desselben auch, als eines Saftes:

— bibunt tenera dulces ab arundine succos.

ingleichen Varro, welcher sagt, daß ein Honigsaft aus den Wurzeln des indianischen Rohrs gepreßt werde. Dioscorides und Archigenes kannten sogar den trocknen Zucker aus dem Rohre, den sie mit einem Salze verglichen, das eine feste Gestalt hätte, und der vielleicht nur ein Werk der Natur war. Denn so viel ist gewiß, daß unser heutiger Zucker, so wie er aus dem Saft des Zuckerrohrs zubereitet wird, eine ganz neue Erfindung sey, welche den Alten schlechterdings unbekannt gewesen, wie solches Salmasius bewiesen hat.

Der Arzt VII. Th. Berth. Aug.

B

Die
13011

Die Zuckerröhre, welche sowol den Alten, als uns, den natürlichen und künstlichen Zucker geben, sind von verschiedener Art, und man unterscheidet vornehmlich das dünne Zuckerrohr von dem baumartigen, welches *Mambou* oder *Bambu* heist, und von viel stärkerm Stamme ist, so daß daraus Röhre gezimmert werden können. Ich werde diese ausländischen Pflanzen hier nicht beschreiben; denn die Liebhaberey zu dergleichen Beschreibungen möchte wol bey meinen meisten Lesern nicht groß seyn. Hingegen kann ich das nicht mit Stillschweigen übergehen, daß es auch, außer den Zuckerröhren, noch andre Pflanzen, sogar bey uns, gebe, deren ausgepreßter Saft uns wahren Zucker liefert. Herr *Kalm* hat eine ziemliche Anzahl von Bäumen und Kräutern zusammengerechnet, woraus in Amerika häufig Zucker gemacht wird; und dieses bestätigen verschiedentlich *Ray*, *Lawson*, *Dudley*, *Beverley*, der *P. Charlevoix*, der gelehrte Herr *Cartheuser*, und viele andre.

Die Herren *du Hamel* und *Kalm* nennen insbesondre die Ahornbäume, aus deren Säfte die Canadier einen Zucker bereiten, welcher mit dem aus den Zuckerröhren gewissermaßen um den Vorzug streitet; ja, man hat sogar in Schweden dergleichen Ahornzucker wirklich verfertigt. *Borrichius* erzählt, daß an den See: Ufern in Island ein gewisses Seegrass wachse, aus welchem die Sonnenhitze einen Zucker zieht, welcher wie Salzkörner darauf liegt, und den die Isländer fleißig sammeln, um sich seiner, statt des Salzes, zu bedienen. Der vortreffliche Herr *Marggraf* hat aus dreym europaischen Pflanzen, vermöge seiner feinen Arbeiten, vollkommenen Zucker erhalten. Die Wurzel vom weißen Mangold gab dessen, aus einem halben Pfunde, ein Loth; ein halbes Pfund der Zuckerrübe gab 3 Loth, und ein halbes Pfund der rothen Rüben dritthalb Loth. Die Ausziehung geschah mit dem reinsten Weingeiste; denn es ist zu wissen, daß sich der Zucker nicht nur im Wasser, sondern auch, wiewol viel schwerer, in Weingeiste auflöse. Andre uns bekannte Gewächse geben

geben keinen so vollkommenen Zucker. Aus den gelben Rüben konnte nur ein Honig geschafft werden; die Pastinackwurzel gab ein wenig; der Birkenast giebt auch ein süßes Salz, das aber vielmehr ein Manna, als Zucker ist; die getrockneten Weinbeeren geben, nachdem sie eingeweicht, gestoßen, ausgepreßt, geläutert, und zu einem Syrupe gemacht worden sind, eine Art Zucker, und der Saft von der Blüthe einer der größten amerikanischen Aloe enthält dessen auch etwas.

Die Methode, wie man den Zucker aus den Zuckerröhren bereitet, ist diese. Der Saft wird aus den reifen Zuckerröhren, vermittelst gewisser Walzen, in besondern Mühlen ausgepreßt und gesammelt. Weil aber dieser ausgepreßte Saft sehr geschwind sauer wird, und, sobald er sauer ist, keinen trocknen Zucker mehr giebt; so muß er nicht nur binnen 24 Stunden gleich gekocht, sondern es müssen auch die Walzen und Bretter, über welche der Saft hinläuft, täglich zweymal abgewaschen werden, damit der daran klebende Saft nicht sauer werde, und sich mit dem ausgepreßten vermische. Dieses würde ihn alsobald verderben; denn ein jeder saurer, ja auch nur ein wenig Citronensaft macht ihn schon ungeschickt, trockne Zuckerkörner zu formiren, sondern er bleibt flüssig, und wird gar bald zu einem gutem Eßige.

Der Saft wird in kupfernen Kesseln, unter stetem Schlagen und Lüften, gekocht und geschäumt; und dieser Abschaum seiner leichtesten Unreinigkeiten ist ein Getränk und Futter des Viehes. Die schwerern Unreinigkeiten fallen zu Boden, und man hat, um sie desto besser daraus zu scheiden, eine aus Holzasche und frischem Kalkte bereitete Lauge, oder auch bloß eine Kalklauge allein nöthig, welche sich mit der Säure des Safts verbindet; wohingegen die groben erdigten und öligten Theile des Safts, die zu genauer Verbindung ungeschickt sind, an die Oberfläche und an den Boden des Gefäßes ausweichen. Diese Kalklauge hat dem Zucker schon manchen Verdacht und Tadel zugezogen. Allein, wenn man auch denselben ohne diese Vermischung

schung zubereiten könnte, wie Piso versichert, daß solches auf der Insel St. Thoma geschehe; so würde man doch nicht Ursache haben, um der Gesundheit willen, die bisherige Methode zu ändern. Die Kalklauge verändert den Zucker, allem Ansehen nach, gar wenig, und dringt nicht in ihn hinein. Sie wird nur in den ersten Kesseln zur Absonderung der Unreinigkeiten gebraucht. Wenn aber die Zuckerlauge zur Dicke verkochen soll, wird kein Kalk dazu gebraucht, weil sonst kein fester Zucker daraus werden würde. Auf diese Weise befreiet uns Herr George Brande in Schweden von der Sorge wegen der Kalklauge, und so kann ich in meiner Beschreibung der Zuckersiederer fortfahren. Indessen ist sie nicht interessant genug, um sie weitläufig zu erzählen.

Der wohlgeschäumte, gereinigte, und durch das Kochen schon etwas verdickte Saft wird endlich immer dicker eingekocht, bis er in der Luft spinnt; da er dann in kegelförmigen Formen vollends ausseigert und trocknet. Durch alle diese Mühe erhält man nichts anders, als denjenigen rohen Zucker, der unter dem Namen Moscovat bekannt ist. Dieser wird durch wiederholtes Auflösen, Kochen, Abschäumen, u. s. w. zuerst zu eigentlichem, aber noch unreinem Zucker, der Castonate heißt, hernach zu reinem, oder raffinirten, und endlich zum reinsten, oder Königszucker, der am weißesten und fliegendsten ist. Aus dem gereinigten Zucker wird der weiße, und aus dem Moscovat oder Castonate der braune Zucker Candi gemacht, indem man den Zucker auflöst, dick einkocht, und in der Wärme anschießen läßt.

Ich übergehe die verschiednen Benennungen und Arten des Zuckers, die sich meist selbst erklären, um meinen medicinischen Kram vom Zucker auszubreiten; denn ich habe nicht wenig davon zu sagen. Man sieht aus dem bisherigen, und weiß übrigens aus täglicher Erfahrung, daß der Zucker ein süßer verdickter Saft von gewissen Gewächsen; daß er entzündbar, im Wasser und Weingeiste auflösbar, folglich ein ölignes Salz sey, das crystallisirt, und durch die Kunst

Kunst zu einem festen Körper gemacht worden. Er giebt keine Merkmale weder eines sauren noch laugenhaften Salzes, und hat, je reiner er ist, desto mehr Aehnlichkeit mit den Mittelsalzen, wie sich Herr Cartheuser vorzüglich ausdrückt. (*Puriore sacchari species non externa duntaxat forma crystallina, sed non nihil pariter natural medium æmulantur.*)

Dieses süße Salz haben die Alten in solcher Vollkommenheit nicht gekannt, wie wir es haben, und daher bedienten sie sich desselben nur wenig. Ist hingegen sind alle Küchen und Apotheken damit angefüllt; und der Zucker hat, wie Geoffroy sagt, die Zuckerbocker, eine neue Art Künstler hervorgebracht, welche den Alten unbekannt gewesen. Der Aufwand, welcher von dieser Waare in Europa gemacht wird, ist erstaunlich. Brown rechnet, daß Jamaica allein, ohne die übrigen Zucker-Inseln, binnen vier Jahren ungefähr 542980 Centner Zucker liefere, und das allermeiste von dieser großen Menge wird, in tausend verschiedenen Gestalten, von uns Europäern verdauet. Da wir nun diese Masse in solcher Menge genießen, so wollen wir endlich doch auch wissen, ob sie uns gut oder schädlich sey? und ob wir sie genießen dürfen, oder nicht? Diese Frage soll ich beantworten; aber der Himmel weiß, wie ich mich darein finden werde. Wenn gleich der Zucker das unbekannteste Product wäre, wovon wir kaum den Namen kennen, und von dessen Wirkungen wir noch nichts gesehen oder empfunden hätten; so könnten doch die Meinungen über die Tugenden und Schädlichkeit desselben nicht widersprechender seyn, als sie wirklich noch sind. Er giebt den gelehrtesten Ärzten, welches diejenigen seyn sollen, die am wenigsten zweifeln, daß sie die Wirkungen der Arzneyen nicht besser, als aus ihren Bestandtheilen und ihrer Mischung demonstriren können, ein wunderbares Beispiel, das ihnen ihre zuverlässige Weisheit vielleicht ein wenig verdächtiger machen würde, wenn große Leute gewohnt wären, von ihren einmal gefaßten Meinungen abzugehen.

Eine Menge Leute fürchtet den Zucker, weil er Kalk in sich enthalten soll. Herr Brand versichert uns dagegen, daß er keinen Kalk in sich enthalte. Man warnt uns, daß der Zucker, als eine nagende Säure, wirke. Geoffroy, Brand, Junker, Hofmann, u. a. lassen nichts weniger als diese Beschuldigung gelten. Herr Geoffroy und Dähaume beweisen, daß der Zucker mäste; Herr Cartheuser, daß er nicht mäste. Er, Junker und Geoffroy sagen, daß er die Verdauung befördere; ein gewisser deutscher Schriftsteller hingegen, daß er den Magen zusammenziehe, und so dünn freße, wie ein Häutchen. Herr Cartheuser und viele andre behaupten, daß er die Zähne verderbe; andre leugnen es, und Geoffroy behauptet auf dreien Blättern alles beides. Simon Pauli, Key, Willis, und der gelehrte Herr D. Leins leiten von ihm den Scorbut her, der sich so weit ausbreitet; Friedrich Slare, Geoffroy, u. a. beweisen das Gegentheil. Garenquieres glaubte, daß er die Schwindsucht der Engländer verurursache. Slare widerlegt ihn. Lanzoni hat gesagt, er mache Schlagflüsse und unzeitige Geburten; den wollte ich widerlegen. Ein Deutscher behauptet, daß er ein tödtliches Gift sey; Kalm und Slare beweisen, daß man dabey das höchste Alter erreiche. Tausende sagen, er schleime; und hundert Gelehrte beweisen, daß er den Schleim auflöse und abführe. Geoffroy sagt, daß er Würmer mache; Junker, daß er die Würmer vertreibe. Geoffroy behauptet, daß er Blähungen verursache; Krüger verbittet es sich. Brandt und Ettmüller lehren, daß ihn die Schweden und Türken als ein Mittel gebrauchen, die Wunden zu reinigen; ein deutscher Schriftsteller hingegen, daß er, auch nur auf die Haut gestreuet, Thiere tödte. Die Amerikaner halten ihn für den besten Gegengift in Wunden von vergifteten Pfeilen; de la Condamine beweiset, daß er kein Gegengift sey. Geoffroy sagt, daß er die Galle scharf mache, und Boerhaave hatte dieß gleichwol schon vor ihm widerlegt. Welch ein Schauplatz von Widersprüchen! Jedoch wir wollen, ohne uns abschrecken zu lassen,

näher

näher hinzutreten, und zusehen, ob nicht vielleicht die meisten dieser Herren im Grunde mit einander einig sind.

Die einfachsten Erfahrungen legen den Grund zur physikalischen Gewisheit. Diese wollen wir demnach allein zum Voraus setzen. Wenn man fein geriebenen Zucker in unreine Geschwüre streuet, so werden sie rein; wenn man ihn den Kindern, die Flecken und Felle auf den Augen haben, in die Augen bläst, so verschwinden diese Flecken und Felle; und schnupft man ihn in die Nase, so erregt er ein Niesen. Es ist also unstreitig, daß der Zucker ein wenig äze; und dieser Gebrauch desselben in unreinen Wunden kann ihn in Amerika als ein Wundmittel berühmt gemacht haben, welches die Wilden zuweilen auch bey den Wunden von giftigen Pfeilen versuchten. Da sie wußten, daß er auch innerlich ohne Gefahr genommen werden kann, so gaben sie ihn den Verwundeten auch innerlich, und es trug sich zu, daß einige solcher Verwundeten erhalten wurden. De la Condamine schoß mit eben dem vergifteten Pfeile, der eine Henne in einer Minute getödtet hatte, ob man ihr gleich Zucker eingestößt, eine andre, nachdem der Pfeil von neuem vergiftet worden war, und gab ihr augenblicklich Zucker ein. Dieser Henne widerfuhr kein Leid; folglich sind die Erfolge der Verwundungen von vergifteten Pfeilen sehr ungleich, und man kann mit der größten Wahrscheinlichkeit hieraus schließen, daß die gerühmte Tugend des Zuckers gegen vergiftete Wunden ungegründet sey.

Da indessen der Zucker die Unreinigkeiten der Wunden, und Felle der Augen hinwegnimmt, so ist nichts gewisser, als daß er den Schleim und die Unreinigkeiten, die er unmittelbar berührt, auflösen und hinwegnehmen müsse. Solchergestalt wird er den Schleim und andre Exudatzen im Magen und in den Gedärmen auflösen und losweichen; und in so fern wirkt er gewissermaßen, wie eine Seife, und befördert die Verdauung zäher Speisen, nach Art der Mittelsalze. Dieser Meynung treten die ansehnlichsten Gelehrten bey. Herr Cartheuser sagt, daß er die Verdauung befördere, den Schleim ablöse, und den Leib offen erhalte.

Junker hält ihn für ein ablösendes Verdauungsmittel, und beruft sich auf den Gebrauch desselben in Einstriehen zu der Absicht, den Schleim wegzunehmen. Geoffroy lehrt, daß er die Verdauung befördere, wenn man nach einer starken Mahlzeit ein kleines Stück zu sich nimmt, und daß er ein angenehmes Gewürz der Speisen sey, wodurch der Magen zur Vollbringung der gehörigen Verdauung geschickt wird, indem er das Ferment des Magens befördert, und die Speisen zur nöthigen Gährung geschickt macht. Krüger leitet diese Eigenschaft des Zuckers, den Schleim abzulösen, davon her, weil er ein Salz ist, das durch die Empfindung, welche es in den Nerven erregt, einen stärkeren Zufluß wäſſriger Feuchtigkeiten verursacht, welche den Schleim lösen und verdünnen, und beweiset die verdauende Kraft desselben daraus, weil man dem besten Bauer seine Kunst, Butter zu machen, verderben kann, wenn man nur ein Stück Zucker in die Milch wirft. Denn, da hier der Zucker die Absonderung der öligten Theile der Milch von den wäſſrigen und irdischen verhindert, so muß er sie genauer verbinden; und da der aus den Speisen verdaute Milchsafft mit der Milch die größte Aehnlichkeit hat: so muß er auch auf eben die Weise die gute Mischung des Milchsaffts erhalten, und also den Verdauungskräften zu Hülfe kommen. Da aber der Zucker selbst eine zarte Schleimigkeit in sich enthält, die sich im Munde spüren läßt; so kann diese Empfindung das Vorurtheil bey Unerfahrenen veranlaßt haben, daß er vielmehr Schleim mache, als ihn verdaue.

Man antwortet aber, der Zucker verdicke den Schleim wegen seiner Säure. Es kommt also darauf an, ob der Zucker nach Art der Säuren wirke? Nun ist er zwar, als ein vegetabilischer Saft, ursprünglich zur Säure geneigt. Allein, die besten Chymisten beweisen uns unwidersprechlich, daß der wahre Zucker keine Wirkungen einer Säure aufre. Es ist zwar, sagt Herr George Brand, durchs Feuer eine Säure und brennliche Feuchtigkeit herauszubringen. Allein, dieses beweist eben so wenig eine Säure beym Zucker, als daß der Esig saugenhaft sey, weil aus dem:

demselben durchs Feuer ein saugenhaftes Salz erhalten werden kann. Junker tritt der Meynung bey, daß der Zucker nicht als eine Säure wirke. Herr Cartheuser leugnet nicht, daß er, sowol seinem Ursprunge nach, als auch in der chymischen Zergliederung, die deutlichen Spuren einer Säure zeige. Allein, er erwähnt auch, daß durch die Vermischung des öligten Wesens, welches im trocknen Zucker unstreitig ist, der ursprünglich saure Milchsafft der Thiere dergestalt von aller Säure entbloßt werde, daß er keine Spur derselben im Blute mehr zeige. Er urtheilt hiernächst, daß auf gleiche Weise der Zucker die Verdauung vortreflich befördere; und auch Krüger bedient sich dieses Grundes beym Zucker. Obgleich derselbe im Feuer einen sauren Geist giebt, so wirkt er doch in seiner natürlichen Gestalt gar nicht durch eine Säure. Ließe der Zucker seine Säure wirken, sagt er, so würde er, wie der Citronensaft, die Milch zusammenziehen; aber er thut gerade das Gegentheil. Daher behauptete Hofmann, daß der Zucker der Säure widerstehe. Geoffroy gesteht, daß der Zucker in der Gährung seine Säure entwickle. Allein, er erwähnt, wie Krüger, daß der Salpeter, Vitriol, und alle Mittelsalze, noch mehr Säure in sich enthalten, ohne doch jemals als solche im Magen zu wirken. Sollte dieser Schluß gelten, sagen beyde, so würde man keine Mittelsalze und keine säuerliche Speisen ohne Gefahr genießen können. Wein, Bier, Obst, Brodt, sind aus diesem Grunde, wenigstens eben so verdächtig, als der Zucker. Darum, sagt Geoffroy, ist der Zucker keine nagende und schädliche Speise, wie sonst wohlverdiente Schriftsteller etwas unbedachtsam geredt haben.

Doch um Vergebung. Vielleicht waren diese Schriftsteller allzu bedachtsam. Sie wußten, daß der Zucker, wenn er in Gährung kommt, seine Säure wirken lasse; und daß er im Magen gähre, bewiesen sie aus den vielen Blähungen, die er verursacht. Daher warnt Geoffroy selbst, wie er sagt, nach aller Aerzte Meynung, galligte und scorbutische Personen vor dem Zucker, weil er leicht gähre, und

Dadurch die gährenden Säfte noch mehr verderben. Vielleicht ist aber die Ursache, welche Herr Cartheuser anführt, warum sich galligte und kränkliche Leute des Zuckers enthalten müssen, gegründet. Ich werde sie unten anführen. Ist will ich nur sagen, daß es kein Wunder mehr sey, wenn der unbekannte Verfasser eines Aufsatzes von der Schädlichkeit des Zuckers in den Hannöverschen nützlichen Sammlungen 1758, 51stes St. der Säure des Zuckers den Tod eines gewissen Italieners zuschreibt, dessen ganz zusammengezogener Magen so dünn als ein Häutchen gewesen; daß Doläus keine Arznei mit Zucker hat zubereiten lassen wollen, weil er geglaubt, daß die Säure desselben die Sehnen zerfresse; ferner, daß Frösche, Tauben und Enten, welchen man Zucker eingegeben, alsobald, und zwar von der fressenden Säure, gestorben seyn sollen, obgleich keins dieser Thiere Spuren einer Entzündung im Magen und Gedärmen gezeigt hat; und daß endlich Lanzoni glauben konnte, die Säure des Zuckers zerfresse, und seine Gährung zersprengte die Adern, daß davon Schlagflüsse und unzeitige Geburten entsündeten. Wäre von Scheidewasser, oder von einer Vermischung aus Confect, Obst und Bierhefen die Rede, so ließen sich diese Urtheile wohl hören. Allein, die Rede ist vom eigentlichen Zucker, nicht einmal von Zuckerbeckerwaaren; und von dem ist dieser ganze Lärm wirklich zu groß. Es ist freylich wahr, daß der Zucker im Magen gähren könne, wenn er sich zu lange darinn verweilt. Allein, dieses thun alle Mehlspeisen, alle Früchte, und niemand darf behaupten, daß die Säure, welche die Gährung aus dem Zucker entwickelt, schärfer sey, als alle andre von gährenden Speisen, die wir täglich genießen. Daher schreibt Krüger die Blähungen, die Gährung und Säure, welche dem Zucker zur Last gelegt werden, vielmehr den aus Zucker gebacknen Sachen zu, welche im Magen unverdaulich liegen, zu Schleim werden, gähren, und durch Sodbrennen und Aufstoßen den Efigen genug entdecken, den sie im Magen verursacht haben. Der wahre Zucker müßte in großem Uebermaße genossen, und

von

von einem schon ohnedem gar verdorbnem Magen empfangen werden, wenn man von seiner Gährung, Säure, und von seinen Blähungen, etwas wichtiges zu fürchten haben sollte.

Die Säure des Zuckers frißt aber doch gleichwol die Zähne schwarz, und entwickelt sich also schon im Munde, ohne Gährung? Allein, diesem Uebel kann dadurch vorgebeugt werden, daß man nach dem Genusse des Zuckers den Mund und die Zähne fleißig mit Wasser ausspühle. Folglich ist es nur der an den Zähnen klebende Zuckersaft, welcher durch die Länge der Zeit eine Säure annimmt, und die Zähne zernagt, weil er im Munde gähret. Geoffroy, der ihn, ohne die gedachte Vorsicht, den Zähnen für schädlich hält, führt gleichwol bald hernach das Beispiel Slatrens an, welcher sich des Zuckers statt des Zahnpulvers bedient, und viel Jahre lang die besten Zähne behalten hat, und hieraus widerlegt er das Vorurtheil von der Schädlichkeit des Zuckers für die Zähne.

Wenn nun also der Zucker, in guter Maasse genossen, Leuten, die gut verdauen, weder Blähungen, noch Säure, noch Schleim im Magen machen kann, sondern vielmehr die Verdauung befördert, und den Schleim, welcher die Wohnung der Würmer ist, auf- und ablöst: so kann er zuweilen die Würmer aus den Gedärmen verjagen; und unachtsame Beobachter haben sich dadurch eben so, wie Herr Geoffroy, verleiten lassen, zu sagen, daß der Zucker Würmer mache, weil er sie, nach fortgesetztem Gebrauche, abgetrieben hat.

Vielleicht macht er aber Galle, wenn er keine Würmer macht? „Viel Zucker, allein gegessen, sagt Geoffroy, schadet vornämlich cholerischen Personen: denn er gähret heftiger in Magen und Gedärmen, erregt Blähungen, und macht die Galle, indem er sie durch die Gährung verdünnt, flüssiger; daher man sagt, daß der Zucker und die süßen Sachen Galle erzeugen. Die mit den Salzsäuren des Zuckers angefüllte Galle wird schärfer; daher er auch nicht allein in den Gedärmen, sondern auch im ganzen Körper, indem er ins Blut übergeht, Hitze erregt.“

„regt.“ Sollte man nicht glauben, Herr Geoffroy müsse aufs genaueste wissen, wie die Salzspitzen des Zuckers von den Spitzen andrer Salze verschieden sind, weil jene die Galle schärfer machen, und diese nicht? Dieser Gelehrte hat das nicht geachtet, was Boerhave, lange vor ihm, von dieser Sache geschrieben hatte. „Ich weiß nicht, sagt der unsterbliche Mann, wer es den Leuten in den Kopf gesetzt hat, daß der Zucker und Honig von galligter Art (biliosa) wären, da doch beide, blos durch die Wärme, den schärfsten Eßig geben.“ Ich weiß wol, daß an gewissen Orten in Asien ein schwarzer und giftiger Zucker erzeugt werde. Allein dieses rührt von den Pflanzen her, aus welchen die Bienen den Honig sammeln. Wenn E. die Bienen von der Sirischen Pflanze, Hundstodt (Apocynum) genannt, woben die Fliegen sterben, den Honig sammeln; so wird diese giftige Eigenschaft dem Honige einverleibt, so lange er noch frisch ist: der alte hingegen wird unschädlich, weil der ganze Gift flüchtig ist.

Es ist oben erwiesen, daß der Zucker, wenn er nur schnell und gut verdauet wird, den aus den Speisen verdaueten Milchsaft zusammenhalte, und aus seiner guten Mischung zu retten hindere. Hieraus folgt, daß er den Adern keine Materie zu schlechtem Blute zusenden könne. Gleichwohl behauptete Ray und von Garvenieres, daß in England und Portugal bloß vom Mißbrauche des Zuckers die Schwindlicht allgemeingeworden; Willsius und Simon Pauli, daß er den Scorbut vermehre, und der gelehrte Herr D. Keins meynt, daß die Ausbreitung desselben in andern Ländern, außer den Seeküsten, wie auch des Friesels und der Gicht dem unmaßigen Gebrauche des Zuckers zuschreiben sey. Hierauf hat Friedrich Stare geantwortet, daß in England die gedachten Krankheiten schon vor den Zeiten des Zuckers gemein gewesen, und es noch ist am meisten unter dem Pöbel, der den wenigsten Zucker genießt. Herr Cartheuser erzählt, daß in Indien vieler Orten der Zucker statt alles Salzes gebraucht werde; daß die Indianer uns Europäer auslachen, weil wir ein

ein so herbes, und nicht ihr süßes Salz genießen, und daß diese Indianer niemals den Scorbut bekommen. Vielleicht kommt alles hierbei auf Nebenumstände, auf die vorhergehende Beschaffenheit der Säfte, auf die Verdauungskräfte, auf den Grad der Unmäßigkeit in der ganzen Lebensordnung, und auf die Art der Speisen und Getränke u. s. w. an. Denn so viel ist gewiß, daß gesunde Leute vom mäßigen Gebrauche des Zuckers weder die schlimmen Krankheiten, noch den frühzeitigen Tod zu befürchten haben, den ihnen der Ungenannte in den hannoverschen nützlichen Sammlungen aus seinen Versuchen gedrohet hat, welcher gewiß, nach eben dem Schlusse, daß der Mensch vom Zucker Gefahr laufe, weil Tauben und Enten davon sterben; die bittern Mandeln, das Lorbeerwasser, weil davon Hunde sterben; und den Wurmsaamen, weil er im Menschen selbst die Würmer tödtet, allen Leuten äußerst widerrathen würde. Wie kan man wol schliessen, daß eine Sache, die äußerlich gebraucht, entweder Gutes oder Böses wirkt, dasselbe auch innerlich wirken, und das, was einigen Thieren schädlich oder nützlich ist, es auch den Menschen seyn müsse? Boerhaave erwähnt vom metallischen Safrane, (crocus metallorum) daß er weder das Auge, noch eine Wunde verlege, wenn er hinein kommt. Man darf aber nur einen halben Gran davon einnehmen, so wird er den Magen mit heftigen Schmerzen zum Erbrechen zwingen. Einem Pferde kan man 960 solche Portionen auf einmal eingeben, ohne daß sie etwas wirken. Man muß sich also in solchen Dingen schlechterdings an die Erfahrung halten, und diese widerlegt die giftigen Eigenschaften des Zuckers augenscheinlich. Der Herzog von Beaufort aß vierzig Jahr lang täglich ein Pfund Zucker und drüber, und lebte 70 Jahr. Alle seine Eingeweide und Zähne waren vollkommen gesund. Der hundertjährige Malory bestreute alle seine Speisen, Fleisch und Früchte mit Zucker. Der achtzigjährige Hofmann war ein großer Liebhaber desselben. Kalm sagt von den Wilden in Canada, daß sie ihren Ahornzucker sehr häufig gebrauchen, und auf dem Brodte essen; und daß

Maismehl und Ahornzucker ihre Kraftspeise auf Reisen sey, wovon ein kleiner Beutel voll, welchen man bequem unter dem Arme trägt, einen Menschen zween Monat ernähren kann. Piss erzählt von den Brasilianern, daß sie die stärksten mehrentheils sieben Fuß hohen Kerls wären, die vor der Ankunft der Europäer sehr alt geworden, und in ihrem hundertsten Jahre die Kräfte der Europäer von sechszigen noch gehabt, gleichwol aber nichts anders, als Mais, Zucker und Pommeranzen gegessen haben. Die flüchtigen Negerer saugen das Mark der Zuckerröhre wider Hunger und Durst, und befinden sich sehr wohl dabey. Mir deucht, daß, nach solchen Beyspielen, die Furcht gesunder Leute vor dem Zucker übertrieben wäre.

Es ist aber noch eine andre Frage, ob der Zucker auch mäste? Geoffroy erzählt, daß die Schweine von den Ueberbleibseln der Zuckerröhre fett werden, und ihr Fleisch einen vortreflichen Capaungeschmack davon bekomme. Vielleicht thun dieses bey einem so gefräßigen Thiere alle Gewürze oder Salze, die wie der Zucker, die Verdauung befördern. Außerdem ist es viel vernünftiger zu glauben, daß der Zucker die Fettigkeit verhindere, obgleich Herr Bühaume seine Nahrhaftigkeit vertheidigt. Herr Cartheuser hat dieses sinnreich erwiesen. Der Zucker bindet die Bestandtheile der Milch und des Milchsafes, also auch des Bluts und der übrigen Säfte. Er hindert solchergehalst die Absonderung des öligen Fettes aus dem Blute, und verhütet demnach die Fettigkeit. Aus diesem Grunde müssen ihn die magern, gallfüchtigen und abgekehrten Leute nicht mißbrauchen.

Der Zucker hat noch eine besondre Eigenschaft, die Fäulniß zu verhüten, wodurch er sich gewiß ausnehmend empfiehlt. Schon Becher lobte ihn unter diesem Charakter. Er erhält ganze Thiere, sobald sie hineingetaucht sind, vor der Fäulniß, und dringt bis in ihre Knochen hinein. Man kann das Fleisch des Wildes in der größten Sommerhize bloß dadurch vor der Fäulniß schützen, daß man es mit Zucker bestreuet, und man bemerkt, daß der Zucker ein solches

ches Fleisch am Gewicht leichter mache, und eine Menge Säfte aus ihm herausziehe. Hierinn übertrifft er wirklich andre Salze und Gewürze, und es erhellt dieses besonders aus seiner Wirkung in die Früchte, die sonst kein Salz erhalten kann, und die er allein unversehr erhält. Man kann hieraus mit dem vortreflichen Herrn Cartheuser vernünftig schließen, daß der Zucker der Fäulniß unsrer Säfte widerstehe; und was ist dieses nicht für ein Lob!

Ich übergehe alle eigentlich medicinische Wirkungen des Zuckers, welche mit eben so viel Streitigkeiten und Widersprüchen umnebelt sind, als die diätetischen. Denn mir würde der Raum, und meinen Lesern die Lust fehlen; und nach Keinem von uns würden sich die Gelehrten Aerzte richten.

(*) Schreiben eines Arztes von der Inoculation.

Ich habe das Vergnügen gehabt, der Inoculation beyzuhohnen. Ich kann Ihnen schwören, daß diese Operation so wenig zu bedeuten habe, daß man sich gewiß kaum die Mühe gegeben haben würde, darauf zu achten, wenn die Sache nicht so etwas Neues wäre; wenn es nicht so wunderbar klänge, den Leuten Krankheiten einzupflanzen; wenn nicht die Aeltern so furchtsam, und gewisse Leute, die Sie wol kennen, und die besonders zu einer Zeit, da ein muthiger Landesherr ernstlich darauf bedacht war, den Kindern das Leben zu erhalten, das er ihnen gegeben hatte, alle Gemüther aufzuwiegeln suchten, zu interessirt wären; wozu noch kommt, daß sich zu eben der Zeit diejenigen Herren, die sich das Recht vorbehalten, uns über Gesundheit und Krankheiten Gesetze vorzuschreiben, für beleidigt hielten, weil man einen fremden Arzt zu dieser Operation berufen hatte. Ich prophezeihe Ihnen, mein Herr, daß eine Zeit kommen werde, wo die Inoculation nicht mehr das Werk der Aerzte, der Wundärzte oder Apotheker, sondern der Säugamen und Kinderwärterinnen werden wird. So ist es schon wirklich in den Morgenländern, und ich habe von einem Arzte, der ein wahrhaftiger, wohlunterrichteter und überlegender Mann ist, gehört, daß in diesen Ländern die Weiber, welche die Inoculation verrichten, eine solche Erfahrung in dieser Krankheit haben, daß sie fast untrüglich aus dem Athem eines Inoculirten vorher sagen können, ob er sehr krank werden werde, oder nicht, ob er viel oder wenig Blattern bekommen, und ob sie klein oder groß seyn werden?

Hundert neun und funfzigstes Stück.

von Haller.

Was reget sich in unserm Busen?

— — — Ist es Lust?

Es war in einem Dorfe ein alter Prediger gestorben, und die Gemeinde war beschäftigt, einen neuen zu wählen. Der Amtmann, welcher zugleich Patron des Kirchspiels war, stellte der Gemeinde zweien Candidaten vor, von denen sie nach abgelegten Probepredigten einen wählen sollte. Der erste Candidat bestieg die Kanzel; und weil der Amtmann selbst ein gelehrter Mann war, und in seinen ersten Studenten-Jahren Theologie studiert hatte, so war er bey dieser Probepredigt selbst gegenwärtig, um allenfalls den Bauren das Verständniß desto besser zu öffnen. Der Candidat machte seine Probe aufs beste. Er legte den Cartesianischen Beweis vom Daseyn Gottes bey seiner Predigt zum Grunde; demonstirte hierauf die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung; zeigte, daß die heilige Schrift diese Offenbarung sey; und widerlegte am Ende die Atheisten, die Naturalisten und Freygeister aufs bündigste. Der Amtmann, dessen Augen im Anfange wacker waren, entschlief bald nach dem Eingange, und die Gemeinde sah den Candidaten die ganze Predigt hindurch in einer solchen Stellung an, wie sie ein Schuster macht, der auf einem Kirchhose ein griechisches Epitaphium liest. Nach der Predigt erwarteten die Bauren mit Verlangen den Ausspruch des Patrons über die Predigt. Meine Freunde, sagte dieser, die Predigt war ungemein gelehrt und gründlich. Wohl, antworteten die Bauren, wir haben kein Wort davon verstanden. Das macht, versetzte der Patron, die-

Hundert neun und funfzigstes Stück. 33

fer Herr predigte nur für den Verstand. Für den Verstand? erwiederten die Bauren; ey nun, so muß er da predigen, wo der Verstand in die Kirche geht. Am folgenden Sonntage trat der zweyte Candidat auf, und der setzte alle Erklärungen, Beweise und Widerlegungen bey Seite. Er erzählte, daß er selbst ein Baurensohn wäre; daß er sich bey seinem Studiren gar kümmerlich beholfen, gleichwohl aber doch durch Wohlthaten guter Herzen in den Stand gesetzt worden sey, seinen beyden armen alten Aeltern von der Universität Geld zu senden; daß er nun nichts mehr wünschte, als ein Amt zu bekommen, um seinen Aeltern ferner beizustehen; daß sich die alten Bauren in seiner Aelttern, und die jungen in seine eigne Stelle setzen sollten, um zu empfinden, welch ein gutes Werk sie stiften würden, wenn sie ihn zu ihrem Prediger wählten, daß er ihnen den Weg der Gottesfurcht aufs deutlichste zeigen, und ihnen in allen ihren Anliegen aufs beste rathen wolle. Er wußte alles dieses mit einer für seine Zuhörer so wohl ausgesuchten Beredsamkeit und Lebhaftigkeit vorzutragen, daß er nicht der erste seyn durfte, dessen Augen von Thränen überflossen, weil schon die ganze Gemeinde für ihn weinte, und der Amtmann selbst in dieser ganzen Predigt, wider alle seine Gewohnheit, kein Auge zuthun konnte, und das Schnupstuch nicht aus der Hand legte. Nach der Predigt versicherte die ganze Gemeinde einstimmig den Amtmann, daß sie niemehr einen andern, als diesen Candidaten zum Prediger wählen würde. Es ist wahr, versetzte der Amtmann, er predigt gut. Aber er predigt nicht für den Verstand, wie der vor acht Tagen; sondern er redet euch nur ans Herz. Gut, sagten die Bauren, dahin wollen wirs haben. Der Schulmeister ergriff diese Gelegenheit, um den Bauren zu erklären, was eine Predigt für den Verstand, und was eine für das Herz wäre. Die für den Verstand, sagte er, ist eine, davon ihr nichts versteht, und die für das Herz, eine, die euch ans Herz kommt.

Dieses letzte schienen die Bauren zu begreifen, und das wundert mich um desto mehr, da es nach allen Regeln der

Dialectik, doch keine gute Definition war. Ich unterstehe mich sogar zu behaupten, daß es noch kein Professor begreife, wie das zugehe, wenn uns eine Sache ans Herz kommt. Wenn er uns sagt, daß uns nur solche Sachen ans Herz kommen, die uns ein Vergnügen oder Mißvergnügen verursachen; und daß das Vergnügen und Mißvergnügen ein Zustand der Seele sey, in den sie geräth, in so fern sie die Sachen, die sie sich vorstellt, als vollkommen oder als unvollkommen betrachtet: so erklärt uns dieses alles doch dasjenige noch nicht, was wir empfinden, wenn uns etwas vergnügt, oder wenn es uns mißfällt. Diese Empfindung kann eben so wenig beschrieben werden, als der Begriff, den wir uns von einer Farbe machen. Indessen ist hieran nichts gelegen, und wir haben schon aus der Predigt unsers ersten Candidaten gesehen, daß es nicht immer nöthig sey, alles zu erklären und zu beweisen.

Es ist gleichwol eine besondre Sache mit den Dingen, die uns das Herz rühren, und diese Redensart muß nothwendig einen medicinischen Grund haben, um den ich mich in allem Ernste bekümmere. Unmöglich kann sie so ganz von ungefähr entstanden seyn, und ihr Gebrauch ist bey allen Empfindungen und Vorstellungen, die uns vergnügen oder mißfallen, so allgemein, daß sich ihrer jederman bey allen diesen Empfindungen bedient. Ein schwacher Kranker sagt von einem tröstlichen Zuspruche eines Geistlichen mit eben den Worten, als von einem labenden Julepe des Arztes, daß er ihm ans Herz komme. Ein Mißvergnügter sagt, daß ihm sein Unglück zu Herzen gehe. Ein Fröhlicher sagt, er sey vergnügtes Herzens; ein Trauriger, ihm sey das Herz beklommen. Wer uns eine schreckliche Nachricht bringt, dem sagen wir, daß er uns ans Herz greife; und wer uns tröstet, daß er unser Herz erquicket. Ein Anblick unsers Todfeindes macht, daß sich, wie wir sagen, das Herz in unserm Leibe umwende; eines Elenden der uns zum Mitleiden bewegt, daß es uns blute, daß es uns brechen wolle. Ich könnte mehr, als hundert solche Redensarten anführen; allein es ist schon genug, daß selbst die

Philosophen den Zustand der Lust und Unlust des Gemüths durch solche Redensarten beschreiben, die sich auf die Empfindungen des Herzens beziehen. Sie unterscheiden die Werke für den Geist, welche bloß den Verstand unterrichten, von denen für das Herz, welche rühren, das ist, welche im Gemüthe Vergnügen oder Mißvergnügen erregen. Sie widerrathen uns das Vergnügen an Eitelkeiten mit den Worten, unser Herz nicht daran zu hängen; sie nennen die Andacht eine Erhebung der Herzen, und einen, der nur edle Vergnügungen und edlen Abscheu nähret, ein edles Herz, andre aber schlechte, kleine Herzen.

Man kann aus so vielen übereinstimmigen Ausdrücken schließen, daß alle unsre Empfindungen und Vorstellungen, in so fern sie uns ein Vergnügen oder Mißvergnügen verursachen, gewisse Eindrücke in unsre Gemüther machen müssen, die wir der Natur gemäß nicht besser, als durch gewisse Empfindungen im Herzen beschreiben können. Sollten wol vielleicht diese Empfindungen wahr seyn, oder sind es nur bloße Vergleichen?

Man beobachte den unwissendsten Wilden in America, der unsre Art zu reden nicht weiß, wenn er sich im Zustande einer sehr lebhaften Lust oder Unlust befindet. Man lasse ihn durch Zeichen entdecken, was er empfinde. Er wird die Brust, den Wohnplatz des Herzens, zur Bühne aller Auftritte seiner Vergnügungen und Schmerzen machen. Er reißt seinem Feinde sein Herz aus, und trinkt sein Blut; er schlägt in der Wemuth an seine Brust; er hauchet den Athem freyer, wenn er aus einer Angst entronnen ist; er zeigt seiner Geliebten sein Herz, und seine Brust ist in der Angst beklommen; er empfindet die Lust und das Mißvergnügen eben so, wie der gesittete Europäer; und wie empfindet es dieser?

Man beobachte sich selbst. Die kleinste Empfindung einer Lust oder eines Mißvergnügens verändert unsern Puls; schlag und die Bewegung unsers Herzens, an welchem auch das Athemholen Theil nimmt. Wir fühlen bey lebhaften Lusten und Verabscheuungen ganz unterscheidend, daß un-

ser Herz seine Bewegung verändere; ja, es hat sogar eine jede besondre Art der Lust und der Unlust ihre besondre Veränderung im Herzen, die aufmerksame Beobachter deutlich empfinden, ohne den Puls zu Rathe zu ziehen. Unstreitig haben diese verschiednen Empfindungen im Herzen alle die mannichfaltigen Redensarten veranlaßt, womit ein jeder die verschiednen Arten der Lust und des Abscheues unterscheidet. Die Empfindung einer Wärme ums Herz, wenn uns der Anblick eines Elenden rührt, hat ohne Zweifel das Wort Barmherzigkeit hervorgebracht; und man hat einen Menschen, der von Natur leicht gerührt und betrübt werden kann, weichherzig genannt. Die besondre Empfindung bey angenehmen Hoffnungen und zärtlicher Freude hat man durch ein Wallen des Herzens, und die schnellen Krämpfe desselben bey dem Schrecke, durch die Vergleichung, als ob das Herz abgestoßen würde, beschrieben, und so weiter.

Solchergehalt liegt der Grund, warum wir das Herz zum Schauplatz unsrer Vergnügungen und unsers Mißvergnügens machen, bloß in gewissen Empfindungen, welche jederzeit diese Zustände des Gemüths begleiten, und die sich durch eine Veränderung der Bewegung des Herzens offenbaren. Man würde sich umsonst bemühen, die Art und Weise zu entdecken, wie die uns entweder annehmen oder unangenehmen Vorstellungen der Seele einen so besondern Einfluß in unsre Lebensbewegungen äußern. Ich getraue mir nicht, ein einziges Wort davon zu sagen; denn ich befürchte, daß diese Erörterung eben so ausfallen möchte, wie jene Predigt für den Verstand, die weder meine Leser, noch ich selbst verstehen würden. Bey dem allen bin ich mit dieser Predigt sehr wohl zufrieden, weil sie mir Anlaß gegeben hat, meine Leser in ein neues Fach würdiger Betrachtungen zu führen, in welches ich sie in meinem 18ten Blatte nur einen kleinen Blick habe thun lassen.

Ich habe ihnen von je her den Einfluß der verschiedenen Wirkungen der Seele in den menschlichen Körper zu beschreiben gesucht. Mein 60stes Blatt erklärte ihnen den Einfluß

fluß der Empfindungen; das 69ste, die Gesetze der Wirkungen der Einbildungskraft; das 85ste, den Einfluß der Vorhersiehungen in den menschlichen Körper. Allein, da alle Vorstellungen unsers Gemüths ihre gute und böse Seite haben; da wir sie stets mit einer gewissen Parthenlichkeit von einer Seite am lebhaftesten empfinden, und da der Zustand der Seele, in den sie diese Empfindungen versetzen, die Lust und die Unlust, die einzigen wahren Triebfedern unsers Gemüths sind, nach welchen wir begehren und verabscheuen: so würde ich einen der wesentlichsten Theile der Lehre vom Einflusse der Gemüthskräfte in den menschlichen Körper übergehen, wenn ich nicht auch die Gesetze beschriebe, nach welchen die Lust und Unlust, die Triebfedern der Seele, in unsern Körper wirken. Durch diese Entdeckung bahne ich meinen Lesern den Weg zur Wissenschaft des Einflusses aller Begierden, Verabscheuungen, Triebe und Leidenschaften, in so fern sie zur Sinnlichkeit gehören; und es wird dereinst meine Sache seyn, ihnen dieses große Feld zu eröffnen, nachdem ich ihnen heut nur bloß die Wirkung der Lust und Unlust in die wundervolle Maschine gezeigt haben werde, deren Gewichte Empfindungen und Gedanken sind, die durch die ganze Schöpfung laufen.

Die Veränderung der Lebensbewegungen hat einen starken Einfluß in die ganze thierische Oekonomie. Nach den Schlägen des Herzens richtet sich der Umlauf des Bluts, und der Puls, welcher das Echo derselben ist, das alle Winkel unsrer Maschine durchwandelt. Je schneller sich das Herz zusammenzieht, desto geschwinder ist der Puls und Umlauf des Geblüts; desto schneller erfolgen alle Absonderungen andrer Säfte aus demselben; und desto geschwinder vollenden die übrigen Eingeweide ihre Verrichtungen. Je langsamer sich das Herz zusammenzieht, desto langsamer gehn alle diese Bewegungen vonstatten. Mit je größerer Gewalt sich das Herz ausdehnt, desto mehr Blut fasset es auf einmal; desto schwerer treibt es dasselbe durch die Lunge und die Adern, desto voller und schwerer

wird der Puls; desto mehr überhäuft sich das Blut in den größern Gefäßen der innern Theile, und in den Lungen, und alle Verrichtungen der Eingeweide gehn träger von statten. Je schwächer sich das Herz bewegt, desto kleiner und langsamer ist der Puls, und desto schlechter geschehen alle Absonderungen in den Eingeweiden.

Aus diesem großen Einflusse der Lebensbewegungen in unsre ganze Natur läßt sich schließen, von welcher besondern Wichtigkeit die Wirkungen der Lust und Unlust bey allen Menschen sind. Um deswillen wollen wir diese Wirkungen noch genauer untersuchen.

Lust und Unlust verändern die Lebensbewegungen. Aber worinn unterscheiden sich die Wirkungen der Vorstellungen, die uns vergnügen, von denen, die uns unangenehm sind? Durch Schlüsse würden wir dieses nimmermehr finden. Allein, die Erfahrung wird es uns entdecken; und ob wir gleich die Theorie dieser Erfahrungssätze nicht verstehen, so sind sie doch nichts desto weniger Gesetze der Natur, woraus wir den thierischen Mechanismus kennen lernen.

Alle Arten der Vergnügungen beschleunigen den Puls, und treiben das Blut mit schnellern Schlägen in die Aussenwerke der Maschine. Solchergestalt wirken die Vergnügungen so in das Herz, daß sie es zu öftern Zusammenziehungen reizen. Alle Arten der Unlust machen den Puls träger oder schwerer, voller oder heftiger, oder auch in den auswendigen Gliedmaßen kleiner und matter. Solchergestalt muß die Unlust das Herz zu größerer Ausdehnung reizen, wodurch es größere Massen des Bluts auf einmal faßt. Hierdurch überhäuft sich das Blut in der Brust, und verursacht diejenige Beklemmung und Angst, die allen Arten der Unlust eigen ist. Das Blut wird in den inwendigen größern Gefäßen gesammelt; und wenn das Herz nicht Gewalt genug hat, die großen Massen Bluts, die es bey seinen Erweiterungen empfängt, wieder fort zu treiben, so wird der Puls in den Gliedern desto schwächer und kleiner, je mehr in der Brust die Beklemmung und Ueberhäufung

zunimmt. Kann aber das Herz die Menge Blut, die es bey jeder Ausdehnung empfängt, durch seine zusammenziehende Gewalt proportionirlich weiter treiben; so wird der Puls der Adern gedrungener, voller, heftiger, ohne doch die leichte Geschwindigkeit des Pulses der sanften Vergnügungen zu erlangen; und selbst das Herz, das mit so grosser Heftigkeit arbeitet, fühlt die Erleichterung und Befreyung nicht, die ihm das reine Vergnügen gewährt. Hierdurch unterscheiden sich die heftigern Arten der Unlust, z. E. im Zorne; von den schwächern, z. E. der Furcht. In beyden ist die Ausdehnung des Herzens größer, als gewöhnlich; in beyden ist die Brust beklommen und beängstigt. Aber in der ersten arbeitet das Herz seine großen Blutmassen durch heftige Stöße hinaus in die Adern, und der volle Puls pocht mit der größten Gewalt; in der letztern hingegen ist die Ohnmacht des Herzens größer. Es empfängt in seiner Ausdehnung mehr Blut, als es in gleichen Proportionen wieder auszutreiben vermag. Daher häuft sich dasselbe in den Lungen an; die Beängstigung nimmt überhand, und der kleine Puls, die blasser Gesichtsfarbe, die Kälte der Glieder, beweisen, daß das Blut in den inwendigen Theilen zurückbleibe, und daß es die zusammenziehende Kraft des Herzens nicht bis in die kleinsten Adern forttreiben könne.

Es erhellet hieraus, warum überhaupt die Vergnügungen der Gesundheit zuträglicher sind, als das Mißvergnügen. Die Vergnügungen beschleunigen die Zusammenziehungen des Herzens, ohne es zu nöthigen, sich über sein gewöhnliches Maaß auszudehnen. Solchergestalt machen sie den Puls geschwinder, ohne ihn sonderlich voller oder durch die Masse des Bluts heftiger zu machen. Daher haben sie den unterscheidenden Charakter, daß sie das Herz befreien und erleichtern; den Kreislauf lebhafter machen und beschleunigen; die Absonderung aller Säfte in den Eingeweiden befördern; das Blut in die kleinsten Gefäße führen, und die Ausdünstung der Haut vermehren. Die traurigen und unangenehmen Vorstellungen hingegen be-

schweren das Herz und beklemmen die Brust, und treiben entweder das Blut mit allzu großer Hefigkeit durch die Gefäße, daß sie dadurch Gefahr laufen, oder sie halten es in den inwendigen Theilen zurück, und hindern die Ausdünstung, überhäufen die Eingeweide, und machen Blässe und Kälte der Glieder, weshalb sie überhaupt der Gesundheit nachtheiliger werden.

Wer systematische Eintheilungen liebt, der kann sich die Einflüsse aller rührenden, oder das Gemüth bewegenden Vorstellungen in die Lebensbewegungen in folgender Ordnung gedenken. Jede Lust und Unlust verändert die Bewegung des Herzens, und zwar dergestalt, daß sie jederzeit, auch bey der geringsten Lust oder Unlust etwas lebhafter von starten geht, als wenn das Gemüth ganz gleichgültig, und übrigens alle Umstände einerley sind. Die Bewegungen des Herzens lassen sich, in Absicht der Anstrengung seiner Kräfte, auf viererley Weise verändern. Entweder erfolgen die Zusammenziehungen desselben in gleichen Zeiten geschwinder, ohne daß zugleich die Ausdehnungen desselben ungewöhnlich größer werden sollten, oder die Ausdehnungen sind auch zugleich ungewöhnlich stärker; und entweder sind die Ausdehnungen des Herzens größer, ohne daß die Zusammenziehungen geschwinder erfolgen sollten, oder es wird weder die Ausdehnung noch die Geschwindigkeit des Herzens merklich vermehrt.

Im ersten Falle, wenn sich das Herz schneller bewegt, ohne sich heftiger auszudehnen, das ist, wenn es keine größere Massen Blut empfängt, und sie doch geschwinder fortreibt, wird der Puls ohne besondere Hefigkeit schneller, und so erfolgt derjenige Zustand, den ich als eine Wirkung der angenehmen Vorstellungen beschrieben habe. Es ist der Zustand süßer Lust und sanfter Freuden.

Im andern Falle, wenn sich das Herz schneller bewegt, und sich zugleich heftiger ausdehnt, das ist, wenn es zugleich größere Massen Blut empfängt, und sie geschwinder fortreibt, erlangt der Puls eine größere Geschwindigkeit, und zugleich eine größere Hefigkeit; und dieses ist der Zustand

Stand der heftigen Rührungen des Gemüths. Diese Rührungen haben, wegen der Geschwindigkeit des Herzschlags, den Charakter der Lust, aber wegen der größern Ausdehnung des Herzens auch den Charakter der Unlust; und nachdem eine von diesen Eigenschaften des Herzschlags die andre überwiegt, kann der Zustand des Gemüths entweder eine sehr heftige Lust, oder eine sehr heftige Unlust seyn. So ist z. E. die wildeste Freude und der rasende Zorn. Ihre Wirkungen im Körper und auf die Gesundheit sind sich in vielen Stücken ähnlich; und gleichwie jene nie ohne Bitterkeit ist, so ist dieser nie ohne Vergnügen.

Im dritten Falle, wenn sich das Herz heftiger ausdehnt, ohne sich schneller zusammen zu ziehen, und da es größere Massen Blut empfängt, ohne sie geschwinder fortzutreiben, wird das Blut in den innern Theilen zurückgehalten, der Puls geht nicht geschwind, und hat in den Gliedmassen auch keine besondere Hefigkeit. Allein, die größern Gefäße in den Eingeweiden sind desto voller, und die daraus entspringende Beklemmung schildert uns den Zustand der traurigen Unlust, die, wie ein heimliches Gift, unser Inwendiges durchwühlt. Hierher gehören alle Arten der Kleinmuth, des Kummers und der Traurigkeit.

Im vierten Falle, wenn sich das Herz nicht heftiger ausdehnt, und auch nicht schneller zusammenzieht, als sonst im Zustande der Gleichgültigkeit, kann auch keine überwiegende Lust oder Unlust im Gemüthe vorhanden seyn, und dieses ist der Zustand der Gleichgültigkeit.

Es ist leicht zu erachten, daß bey verschiedenen Menschen das Herz zu einer von diesen Arten der Bewegungen vor andern geschickter und fähiger seyn müsse. Das Herz ist ein Muskel, dessen bewegende Kraft durch die Stärke und den Ton seiner Fleisch- und Nervenfäserchen durch den Einfluß des Bluts und der Lebensgeister, durch die Reizbarkeit und Sinnlichkeit, bestimmt wird. Wir ergründen den wahren thierischen Mechanismus der Muskeln noch nicht. Inzwischen ist es wahrscheinlich, daß Fäserchen von zarter Zusammensetzung und schlaffem Tone durch eine fremde Kraft

sich leicht in geschwinde, aber nicht anhaltende noch heftige Bewegungen versehen lassen. Zarte Fäserchen, die einen starken Ton haben, werden zu schnellen und sehr heftigen, grobe Fäserchen, die einen starken Ton haben, zu nicht geschwinden, aber heftigen und anhaltenden, und grobe Fäserchen von schlaffem Tone weder zu schnellen, noch heftigen Bewegungen geschickt seyn. Solchergestalt möchte man muthmaßen, daß die Verschiedenheit der Masse und des Tons der Fäserchen den Muskeln ihre verschiedene Art der Beweglichkeit gebe, und wenn dieser Schluß Grund hätte, so wird, der Wahrscheinlichkeit nach, das ganze Gewebe der Fäserchen aller Theile eines menschlichen Körpers analogisch seyn, und dem zufolge müßte ein Mensch, dessen Fäserchen zart und schlaff wären, zu schnellen, aber nicht dauerhaften noch heftigen Bewegungen, einer mit zarten und gespannten Fäserchen zu schnellen und sehr heftigen, einer mit groben und gespannten Fäserchen zu langsamen, aber heftigen und anhaltenden, und einer mit groben und schwarzen Fäserchen nur zu langsamen und nicht heftigen Bewegungen geschickt seyn. Man wende dieses an auf die Bewegungen des Herzens, und betrachte die Sinnlichkeit der Nerven, und die Vorstellungen der Seele als fremde bewirkende Kräfte, die die Bewegungen des Herzens bestimmen; so wird ein Mensch von zartem und schlaffem Gewebe von solchen Eindrücken und Vorstellungen, die das Herz geschwinder zusammenziehen, aber nicht heftig ausdehnen, die ganze Wirkung empfinden, weil sein Herz dieser Bewegungen am fähigsten ist, da hingegen andre Eindrücke und Vorstellungen sein Herz nicht fähig finden, sich zu den ihnen eignen Bewegungen reizen zu lassen. Ein solcher Mensch ist also ganz Gefühl für sanfte leichte Freuden; er lebt im Zustande eines leichten Vergnügens und guter Gesundheit. Wer erkennt hier nicht den Sanguineum? Ein Mensch von zartem Gewebe und starkem Tone der Fäserchen besitzt ein Herz, in welches diejenigen Vorstellungen ohne Widerstand wirken, die es geschwind zusammenziehen, und zugleich heftiger ausdehnen. Dieser ist nur für heftige und aus-

auschweifende Vergnügen und Unlust geschaffen, und wird der Märtyrer seiner ausgelassenen Triebe. Dies ist das Ebenbild des Cholericus. Ein Mensch von grobem Gewebe und starkem Tone der Fäserchen hat ein Herz, das nur für solche Vorstellungen gelehrt ist, die es heftig ausdehnen; aber es läßt sich nicht geschwind treiben. Der gleichen Bewegungen erregt die Unlust, und diesen Melancholicum beherrscht das traurige Mißvergnügen. Der Phlegmaticus ist von grobem und schlaffen Gewebe, und sein Herz ist keiner Eindrücke von Lust und Unlust fähig, weil es sich weder schnell bewegen, noch heftig ausdehnen läßt.

Vielleicht ist dieses ganze System ein Märchen. Allein, es trifft gleichwol mit allen Beobachtungen so vollkommen überein, daß es mir einige Mühe kostet, es aufzuopfern, zumal da sich noch Manches zur Vertheidigung desselben sagen läßt, das ich aus meinem 26sten Blatte nicht wiederholen will. Gesezt aber, es müßte geschehen, so bleibt doch der Grund der Sache unumstößlich, und nur die Art, sie zu erklären, kann falsch seyn. Es sind Zeugnisse der Erfahrung, daß Lust und Unlust das Herz rühren; daß die sanfte Lust dessen Bewegungen ohne Heftigkeit beschleunige; daß die heftige Lust und Unlust dieselben nicht allein geschwinder, sondern auch heftiger mache; daß die stille Unlust sie heftiger mache, und zögere, und daß in einem Herzen, das keine heftige und geschwinde Schläge thut, nur Gleichgültigkeit herrsche. Es ist eine nothwendige Sache, daß nicht jedes Herz aller solcher Bewegungen gleich leicht fähig seyn könne, und daß es am meisten von solcher Lust oder Unlust erregt werden müsse, zu deren Einflüssen es am fähigsten ist. Es ist endlich eine uralte Beobachtung, daß die Hauptcharaktere oder Temperamente der Menschen durch die ihnen eigene Arten der Lust und Unlust bestimmt werden, und daß die Struktur ihrer Körper, der Zustand ihrer Gesundheit, die Beschaffenheit ihrer Handlungen, die Verrichtungen ihrer inwendigen Theile, und die Neigungen ihres Gemüths mit dem Einflusse

flusse aufs vollkommenste übereinstimmen, den die ihnen eignen Arten der Lust und Unlust, nach meinen obangeführten Erfahrungssätzen, in ihnen äussern müssen.

Mehr als dieses will ich nicht zugestanden haben, und dieses ist mir hinlänglich, um mich mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß ich heut in einer bisher noch wenig cultivirten Gegend der Arzneykunst mit einigem Nutzen gearbeitet habe. Wir wissen nunmehr die Gesetze, nach welchen eine anschauende und lebendige Erkenntniß der Seele in unsern Körper wirkt. Wir wissen die Regeln, nach welchen Lust und Unlust, Vergnügen und Mißvergnügen die Herzen der Menschen regieren, und in welcher Verhältniß Lust und Leid mit unsrer Gesundheit stehe. Nunmehr sind wir im Stande, die Gesetze des Einflusses der Triebe und Leidenschaften in unsern Körper zu entdecken; und wenn meine Leser dereinst dieses nachdenkliche Blatt vielleicht längst vergessen haben werden, wird es mir zum Grunde dienen, ein andres eben so nachdenkliches Blatt zu schreiben, das sie dann auch so bald wieder vergessen können, als es ihnen belieben wird.

Hundert und sechszigstes Stück.

von Hagedorn.

— Sinn den Gegenmitteln nach.

So, wie jener Soldat einen Mönch fragte:

Wenn Krieg und Fegfeuer fehlten,

Wer Henker gab uns beyden dann das Brodt?

so möchte man auch die Aerzte fragen, wovon sie leben woll:

wollten, wenn keine unangenehme Empfindungen, und insbesondre, wenn keine Schmerzen in der Welt wären? Wir mediciniren eben so wenig zu unsrer Erhaltung, als wir zu unsrer Erhaltung essen; denn sobald wir nur mit Arzney und Speisen die unangenehmen Empfindungen vertrieben haben, welche uns Krankheit und Hunger verursachten, so bekümmern wir uns wenig darum, wo sie hernach in unserm Leibe bleiben, und was nun ferner aus ihnen werden soll. Zwanzigmal würden wirs vergessen, oder für unnöthig halten, zu speisen; und nimmermehr würden wir vielleicht Arzney einnehmen, wenn wir uns bloß aus dem Bewegungsgrunde zu essen entschließen müßten, aus welchem wir unsre Canarienvögel mit Futter versehen, und wenn wir uns Mediciniren nicht anders gedenken sollten, als wie man an die Reparatur eines alten Hauses denkt, das einzufallen drohet. Gleichwie nun solchergestalt Hunger und Schmerz zween Wächter sind, die das menschliche Geschlecht zu den Pflichten seiner Erhaltung anstrengen müssen, so möchte ich fast sagen, daß der Hunger der Executor der Röche, und der Schmerz der Executor der Aerzte wäre, welche die Natur bestellt hat, damit diese beyden zahlreichen Jünste unter den Menschen bestehn können.

Ob nun gleich der Schmerz der wahre Patron der medicinischen Facultät genannt zu werden verdient, so muß man doch gestehen, daß sich die Aerzte gegen das menschliche Geschlecht sehr großmüthig bezeigen, indem sie mit ihren Waffen sters bey der Hand sind, um diesen ihren Ernährer überall zu verfolgen, wo sie ihn finden. Man kann nichts weniger beweisen, als daß wir in dieser Verfolgung saumselig oder parthenisch wären; vielmehr getraue ich mir zu behaupten, daß wir darinn mehrentheils allzu hitzig sind, und daß wir oft den Schmerz verfolgen, wo wir ihn schonen sollten, und daß wir ihn oft auf eine unrechtmäßige Weise angreifen, die wider allen Kriegsgebrauch ist. Ich gestehe, daß dieses ein wenig parthenisch klingt, und daß ich mir bey vielen meiner Leser den Verdacht erwecken werde, als ob ich es mit unserm Patrone besser, als mit den

Kranz

ken meynete. Allein ich bin ein Arzt, und man weiß ja wohl, was das für Leute sind.

Ein Arzt beschaut den Kreis der Welt als ein Spital;
Ihn kränkt der Menschen Wohl; er lebt von ihrer Qual,
Und wünscht, ob seine Kunst gleich zu was Edlern führet,
Daß nur die Welt durch ihn brav schwitzet und purgiret.

Ich, der ich solche Vorwürfe täglich hören muß, und nicht finde, daß es uns schade oder nütze, ob wir sie zugeben oder widerlegen; ich will heute meinen guten Charakter aufs Spiel setzen, und die Gesetze der Kriegskunst gegen den Schmerz ganz unparthenisch lehren, ohne meiner Mitbrüder zu schonen, die sie so oft übertreten. Man wird zuletzt sehen, daß hierbey das menschliche Geschlecht nicht zu kurz komme.

Es giebt im Kriege wider die schmerzhaften Krankheiten mehr als zehnerley Waffen, deren man sich, nach der Billigkeit, mit Unterscheidung bedienen muß, um den Feind in die Flucht zu schlagen. Das macht, der Kampfplatz, wo wir diesen Krieg führen, ist der menschliche Körper; und es ist nicht gleich viel, ob wir diesen ruiniren oder nicht, wenn wir nur unsern Sieg über den Schmerz erhalten; denn sonst wäre das beste Mittel den Schmerz zu vertreiben, das, was die Engländer wider den Spleen gebrauchen, wenn sie melancholisch geworden sind, nämlich daß man den Kranken nur aufhente. Weil aber nicht alle Waffen, welche wider den Schmerz gebraucht werden können, von der Art sind, daß unser Körper dabey bestehen kann; so ist es, meines Erachtens, eine Sache von Wichtigkeit, den Gebrauch solcher schädlicher Waffen in strenge Bedingungen einzuschränken; und dieses ist es, was man eben nicht allemal thut. Der Schmerz ist das Unerträglichste bey den meisten Krankheiten; denn obgleich Cardan sich selbst die Arme zerbiß, und sich mit Ruthen peitschte, weil er seine Gemüthsunruhe, so lange er ohne Schmerz war, nicht austehn konnte, so war doch dieser große Mann in viel mehrern Stücken ein Geck, als in diesem, und wird nicht leicht

leicht einen Nachfolger finden; dahingegen Dionysius von Heraclea deren tausende finden wird, der die Secte der Stoicker, welche den Schmerz für kein Uebel hielten, nach dem er einstmals einen heftigen Schmerz ausgestanden, mit Freuden verließ, und zur Ehrenaischen übergieng, die sich alle Wollüste erlaubte. Es ist auch ein Gesetz der Natur, daß uns der Schmerz, durch seine Abscheulichkeit, zu unsern Pflichten antreiben soll.

Wir müssen fühlen, wann sie schläget.

Daher beschweren die Kranken den Arzt gemeiniglich am meisten mit ihren Klagen über den Schmerz, und fordern den Krieg wider ihn mit Ungestüm. Dieser greift dann aus Ungeduld zu den ersten den besten Waffen, die ihm befallen; und das Gedächtniß der meisten Aerzte hat die böse Laune, daß es ihnen keine andern, als die gefährlichsten Waffen vorstellt, die zwar am mächtigsten wirken, aber auch den ganzen menschlichen Körper zerrütten. Um dieser schlimmen Uebereilung willen, die leider alle Tage begangen wird, kann es vielleicht meine Leser interessiren, wenn ich ihnen das ganze Zeughaus der Aerzte eröffne, und ihnen die Waffen zeige, womit der Schmerz bestritten werden kann, damit sie in mißlichen Fällen selbst wählen, oder sich hüten können. Vielleicht ist mancher Arzt so treuherzig, und läßt sich herab, um bey dieser Gelegenheit einige Ueberlegungen anzustellen, an die er bisher nicht gedacht hat.

Da der Schmerz eine heftige unangenehme Empfindung ist, welche die Seele vermittelt der empfindlichen Theile des Körpers empfängt; so ist das ein Mittel, ihn zu vertreiben, daß man den empfindlichen Theil hinwegschafft. Dieses Mittel wird gebraucht; es wirkt unträglich, aber heftig. Der Schmerz flieht; aber nimmt einen Theil von uns zur Beute mit sich, und wir wollen und können doch deren nicht viele entbehren. Man reißt einen Zahn aus dem Munde, der Zahnschmerzen verursacht; der Zahn hört auf zu schmerzen, aber man bekömmt keinen andern. Gleichwol sind viele Wundärzte mit diesem Mittel sehr voreilig, da

da es doch immer eins der letzten seyn sollte. Besonders sollte man sich nicht so leicht an Zähnen, die noch unversehrt sind, vergreifen; wiewol hier noch zum Glücke ein Mittel statt findet, den Fehler zu ersetzen. Es giebt in Frankreich Zahnärzte, welche den Leuten die schmerzhaften Zähne ausnehmen, sie puzen, reinigen, und wenn sie hohl sind, mit Bleie ausfüllen, und sie sogleich wieder einsetzen, da sich dann der Zahn in kurzer Zeit wieder befestigt, nie Schmerzen leiden kann, und dennoch Lebenslang brauchbar bleibt. Der gelehrte und berühmte Herr D. Vogel in Lübeck versichert, daß diese Sache wahr und ohne Schwierigkeit sey; und seine Erfahrungen bestätigen es. Dies läßt sich mit einem Zahne bewerkstelligen. Allein, wir müssen diesen Rath nicht so anwenden, als jener lustige Kranke, der einem andern, welcher große Schmerzen am Auge hatte, den Vorschlag that, sich dasselbe ausreißen zu lassen, weil ihm dieses Mittel einstmals bey einem schmerzhaften Zahne vor treffliche Dienste geleistet hätte. Dennoch findet man etwas bey vielen Wundärzten, daß dieser Anwendung sehr ähnlich ist. Sie suchen eine Ehre darinn, den Leuten ihre Glieder abzuschneiden, und nennen dieses eine heroische Tugend; welches ich gern gelten lasse, wenn sie sich Glieder abnehmen lassen, aber nicht, wenn sie sie andern Leuten abnehmen. Ich erinnere mich, von meiner Kindheit her, eines solchen heroischen Mannes, welcher mir beyde Drüsen im Halse, welche in der Bräune stark entzündet und voller Eiter waren, ausschneiden wollte, und der es gewiß gethan haben würde, wenn sie nicht, kurz vor der gedräuerten Operation, von selbst aufgebrochen wären. Ein solches kühnes Unternehmen kann nur die letzte Nothwendigkeit entschuldigen; denn es ist den Kranken allerdings daran gelegen, daß sie zwar von ihren Schmerzen befreyet, aber dem ungeachtet, wo möglich, doch nicht verstümmelt werden. Bey Wunden, Quetschungen, Brande und andern Krankheiten der Gliedmaßen, sind viele Wundärzte zu früh mit dem Messer und der Säge bereit; und diese Instrumente sind doch im medicinischen Rathe nur dasjenige, was vor Zeiten

Zeiten in einer Rathversammlung der jüngste Rathsherr war, welcher sein Amt, als Nachrichten, nicht eher führen durfte, als bis der Verurtheilte seinen Proceß verlohren hatte. Es ist immer rühmlicher, einem Kranken auf die Weise zu helfen, wie seine ganze Gesundheit, nach der Cur, am besten erhalten wird, als daß man ihn auf einer Seite helfe, indem man ihn auf der andern ruinirt. Der berühmte königlich-preussische General-Chirurgus, Herr Bilguer, hat noch ohnlängst wider diesen Mißbrauch der Wundärzte geschrieben; und da es nicht allein gewiß ist, daß man in vielen Fällen durch andre menschlichere Hülfe die Kranken erretten kann, sondern daß auch viele Wundärzte gar zu gern ihren Heroismus bey unnöthigen Gelegenheiten zeigen, so verdienen seine Warnungen alle Achtung.

Zuweilen kann man dieses erste Mittel, den Schmerz zu vertreiben, auf eine andre Art anwenden, indem man den leidenden Theil nicht selbst, sondern nur das, was ihn empfindlich macht, nämlich seine Nerven, zerstört und hinwegschafft. So brennt man bey hohlen Zähnen den leidenden Nerven mit scharfen Arzneyen, oder mit glühendem Drathe todt; oder man reißt ihn ab, indem man den Zahn nur rückt, oder ihn auszieht, und wieder einsetzt. Hierdurch wird der Zahn erhalten, und doch unempfindlich; aber das Mittel bleibt dem ungeachtet noch grausam, und gehört nur für die letzten Maasregeln, die ein Arzt zu ergreifen hat. Es wirkt allezeit durch die Zerstörung einiger Theile des menschlichen Körpers; und es ist eine Achtung, die man der Menschlichkeit schuldig ist, daß man dergleichen Unternehmungen lieber nach Möglichkeit verzögere, als damit ohne Noth eile. Ich gehe von diesem heftigen Mittel zu einem andern.

Man kann die Schmerzen vertreiben, indem man diejenigen Bewegungen in den Instrumenten der Empfindung vernichtet, oder vermindert, die dazu erfordert werden, wenn ihn die Seele empfinden soll. Kurz, man muß die Nerven, oder die Werkstatt der Ideen, außer Stand setzen, der Seele ihre Eindrücke mitzutheilen. So geht

wiß, als kein Theil unsers Körpers empfindet, außer durch die Nerven, so gewiß überzeugt uns auch die Erfahrung, aus Umständen, die ich jetzt nicht anführen kann, daß es gewisse Mittelpunkte des thierischen Lebens gebe, welche, sobald sie in ihren Verrichtungen gehindert werden, eine allgemeine Fühllosigkeit nach sich ziehen. So verschwinden alle Empfindungen in demjenigen Theile, zu welchem ein Nerve hinläuft, wenn man denselben unterbindet, oder zerschneidet, bloß weil dadurch diejenige Bewegung im Nerven gehindert wird, welche bis zu der Werkstatt der Ideen fortgepflanzt werden muß, wenn die Eindrücke empfunden werden sollen, die äußerliche Dinge im Nerven dieses Gliedes hervorbringen. In dieser Absicht querschen die Wundärzte diejenigen Glieder zusammen, an welchen sie eine schmerzhaft Operation vornehmen wollen, damit dieselbe nicht empfunden werde. Eben so erfolgt aber auch eine gänzliche Fühllosigkeit im ganzen Körper, wenn die Werkstatt der Ideen, das Gehirn selbst, zu seinen natürlichen Verrichtungen unvermögend gemacht wird. Es ist nicht wohl möglich, die Art und Weise deutlich zu erklären, wie einige Arten von Arzneimitteln diese Fühllosigkeit hervorbringen. Wissen wir doch nicht einmal, welcher Mittel sich eigentlich die Natur bedient, wenn sie diese natürliche Unempfindlichkeit in uns wirkt, die wir den Schlaf nennen. Boerhave brachte denselben bey einem Menschen, der keinen Hirnschedel hatte, dadurch hervor, daß er ihm das Gehirn zusammendrückte. Aber wie macht ihn das Opium? Es geschehe auf welche Weise es wolle, so ist doch das gewiß, daß dadurch die Werkstatt der Ideen zu ihren Verrichtungen ungeschickt gemacht wird; und dieses ist also die Arznei für den gegenwärtigen Fall, wie Schmerzen gestillt werden können.

Diese Methode ist unter den Ärzten sehr im Gebrauche, und unter den schlechtesten am meisten. Es ist wahr, den Augenlidern eines gequälten Elenden einen sanften Schlummer zu verschaffen, ihn in ein tiefes Vergessen seiner Pein zu stürzen, und ihn in den Stand zu setzen, die unglückseligen

ligen Augenblicke seines Lebens auf eine solche Art zu überschlagen, daß es eben so viel ist, als ob sie niemals vorhanden gewesen wären;

ist, bey'm Himmel! nicht wenig;

ist des Schweißes der Edlen werth.

Darum ist das Opium ein göttliches Mittel in den Händen eines weisen Arztes; aber es ist ein zweyschneidiges Messer, das man keinem Kinde an Verstande in die Hand geben muß. Seine Wirkung, man betrachte und erkläre sie, wie man wolle, ist äußerst gewaltthätig. Der Quell unsrer Empfindungen ist zugleich der Quell unsers thierischen Lebens; was diesen verstopft und eine Zeitlang hindert, sich zu ergießen, thut der Natur Gewalt, und geht mit seiner Gefahr aufs Leben. Daher muß der Arzt, bey'm Gebrauche dieser Arznei, seine Vorsicht lieber übertreiben, als leichtsinnig handeln. Es ist unnatürlich, um eines Schmerzens willen, welchen ein Glied leidet, gleichsam die ganze Seele auf eine Zeitlang zu vernichten, um ihn nicht zu empfinden. Aber die Methode ist kurz und bequem; und was noch gefährlicher ist, die Kranken lieben sie selbst. Allein, ihre Folgen lieben sie nicht, und diese muß ihr Arzt vorher sehen. Mein 41stes Blatt hat meinen Lesern die Vortheile und die Gefahren dieser Arznei vorgestellt, welche von ihrer guten Seite himmlisch entzückt, und die Elendesten in wenig Augenblicken erquicket; die aber, wenn sie durch unvorsichtige Anwendung ihre böse Seite zeigt, den ganzen Menschen vernichtet, und ihn zum Elendesten auf dem Erdboden macht. Der Mißbrauch mit dieser Arznei, deren ganze Tugend doch darinn besteht, daß sie nicht gemißbraucht sey, ist so allgemein und übertrieben, daß das Unglück, welches damit gestiftet wird, ihren Nutzen gewiß stets überwieget; denn einem gemeinen Arzte fällt, wenn er Schmerzen stillen soll, fast sonst nichts ein, als Opium; und wem sonst nichts einfällt, der weiß auch gewiß dessen wahren Gebrauch nicht. Er findet kein Bedenken, um eines Schmerzens willen, der von der wenigsten Wichtigkeit ist,

das ganze Gefühl des Menschen zu vernichten; und das ist eben die *Marime*, nach welcher ein Steuermann sein Schiff in Grund bohren würde, wenn er eine Lunte drauf brennen sähe. Ich wünschte, daß dieses manchen meiner Leser Veranlassung geben möchte, mein 41stes Blatt nochmals zu lesen.

Es giebt Mittel, die nicht mit solcher Heftigkeit in die Sinne wirken, wie das *Opium*, und welche dieselben nicht ganz verlöschen, sondern nur besänftigen, und ihre Lebhaftigkeit mindern, indem sie die zum Empfinden erforderlichen Verrichtungen der Nerven und des Gehirns weniger hindern. Dieses sind die berühmtenbesänftigenden und schmerzstillenden Arzneien, in so fern sie durch einige Betäubung wirken. Selbst das *Opium* gehört hierher, wenn es in sehr kleiner Dose gegeben wird; und man sieht hieraus, daß die Mittel aus dieser Classe, nur dem Grade ihrer Wirkung nach, von dem vorhergehenden verschieden sind. Es ist selbst mit diesen Arzneien große Vorsicht zu gebrauchen, und die Fälle, da es klug ist, sie anzuwenden, sind unendlich viel seltener, als die, da sie wirklich gebraucht werden. Sie sind gemeinlich nur eine Schmeicheln des Arztes gegen seine Kranken. Er lindert dadurch mit Willfährigkeit auf eine kurze Zeit die unangenehmen Empfindungen, über welche sie Klage führen, und sie halten ihn bey der ersten Wirkung für ihren Schutzengel und Wohltäter. In dieser Lage der Sachen ist der Arzt oft durch den Benfall verblendet, und durch die Bitten des Kranken verführt, so daß er sein Werk zuletzt mit einer Cur vollendet, worin er die Ursache der Krankheit geschont, die Kräfte des Lebens aber zerrüttert hat. Es ist in wenigen Fällen klug, nöthig und nützlich, den Schmerz der Kranken gerade zu bestreiten, in noch viel wenigern aber muß dieses auf Seiten des Empfinders geschehen. Man muß die Leute, die das Schiefen nicht vertragen können, gesetzt, daß sie auch vom Schrecke Lebensgefahr liefen, darum nicht gleich taub machen, sondern erst zusehn, ob nicht bessere Mittel statt finden.

Es ist nach dieser gewaltthätigen Methode, den Schmerz durch die Aufhebung der Empfindung der Nerven zu vertreiben, noch ein Fall übrig, wo weder der empfindliche Theil weggenommen oder vernichtet, noch auch die Empfindlichkeit des ganzen Körpers unterbrochen wird. Man benimmt nämlich nur dem schmerzhaften Theile allein seine Empfindung. Zuweilen kann dieses durch ein Zusammendrücken seines Nerven geschehen. Wenn ein fressender Staub die Nerven der Nase kitzelt, und uns zum Niesen zwingen will, so kann öfters ein Druck in die innern Augenwinkel diese beschwerliche Empfindung vertreiben, welche, wie *Boerhave* sagt, ein solcher Zustand der Nerven ist, der, wenn er um einen Grad vermehrt wäre, ein Schmerz seyn würde. Man kann gewisse Striche in der Brust und in den Muskeln bloß dadurch vertreiben, daß man gewisse Stellen zusammenhält oder drückt, wodurch der Nerve in seiner Verrichtung gehindert wird. Weil aber dergleichen Druck selten angebracht werden kann, ohne den Umlauf des Bluts zu hindern, so findet er nicht so viel Anwendung in der Praxi, als der äußerliche Gebrauch solcher Arzneien, die die Empfindungen entweder unterdrücken, oder doch mildern. Jenes thut das *Opium* und die betäubenden Arzneien; dieses können auch andre verrichten, welche einen allzu sehr ausgespannten und dadurch empfindlicher gemachten Nerven erschaffen, erweichen, und solchergestalt seine Empfindlichkeit vermindern. Der äußerliche Gebrauch betäubender Mittel ist in der That kräftig, und *Sutorius* verband um deswillen das *Opium* mit seinem *Aegmittel*, wodurch es die Tugend erhält, das wilde Fleisch aus den Wunden zu heizen, ohne Schmerz zu verursachen. Dieser Gebrauch des *Opium* ist weit sicherer, aber viel weniger gemein, als der innerliche. Dennoch sind die erweichenden und erschaffenden äußerlichen Arzneien noch vorzuziehen; und diese sind aus der ganzen Reihe der schmerzstillenden, die ich bisher betrachtet habe, die unschuldigsten, und die der Natur keine Gewalt thun. Ihr Nutzen ist in der Wundarzneykunst so beliebt, als allgemein, und ge-

hört unter die Wohlthaten für die Menschlichkeit. Man könnte sie in vielen Fällen gebrauchen, wo man das Opium lieber innerlich giebt, obgleich sie die Linderung und Ruhe, das Opium aber Wallung und Dummheit begleitet. Sie sind nicht allein äußerlich in den Händen des Wundarztes, in der Gestalt erweichender Bäder, Umschläge, lindernder Salben und Pflaster, sondern auch innerlich der Balsam der Kranken, der ihre Schmerzen heilt. Sie sind das einzige innerliche Mittel, das in die Werkzeuge der Sinne wirkt, ohne sie zu zerrütten; das die schmerzhaften Krämpfe besänftigt, die unsre schrecklichsten Krankheiten erzeugen, und das die inwendigen Schmerzen lindert, ohne die Seele zugleich lebendig zu begraben. Nichts desto weniger muß auch hierinn der Arzt Mäßigung beobachten; und er findet oft im Umfange der Umstände, welche den Schmerz begleiten, große Gründe, die den Gebrauch dieses sonst so unschuldigen lindernden Mittel widerathen. Die erfahrenen Aerzte finden das erweichende Decoct des *Forestus*, das in den Nierenschmerzen so gute Wirkung thut, öfters undienlich, weil es zu sehr erweicht. Sie hüten sich, die Schmerzen derer durch diese Arzneyen zu stillen, bey denen sie Vereiterungen zu fürchten haben, die ihr Gebrauch befördert. Sie mäßigen ihren Gebrauch, und brechen ihn zeitig ab, um nicht durch eine allzu große Erschlaffung die edlen Eingeweide andern Gefahren auszusetzen, die wichtiger sind, als der Schmerz, den sie vertreiben. Kurz, man bemerkt selbst bey den unschuldigsten derer Arzneyen, die in die Werkzeuge unsrer Empfindungen wirken, gewisse Schwierigkeiten, die einen grossen Arzt erfordern, wenn sie sicher verordnet werden sollen; und eben ein solcher fürchtet sie mehr, als der verächtlichste Pfuscher.

Es sind überhaupt drey allgemeine Classen, worunter alle schmerzstillende Arzneyen gebracht werden können. Die eine, welche ich bisher nach allen ihren Arten untersucht habe, besteht darinn, daß man den Theil, welcher den Schmerz empfindet, selbst verhindert und ungeschickt macht, einen Eindruck davon zu erhalten. Die andre ist die, welche

welche die Ursachen, die den Schmerz hervorbringen, aus dem Wege räumt; und die dritte besteht aus solchen Mitteln, welche den Schmerz durch andere Empfindungen, die man zugleich hervorbringt, schwächen und unterdrücken. In den meisten Fällen würden die Mittel der beyden letztern Arten die gründlichsten und sichersten seyn; aber das Unglück will, daß sie nicht allemal möglich, nicht allemal zu reichend sind. Dieses hat die Aerzte gezwungen, zu den Mitteln der ersten Classe ihre Zuflucht zu nehmen; und ich habe gezeigt, daß auch unter diesen noch eine gute Wahl getroffen werden könne, wenn man nur Einsicht und Vorsichtigkeit bey seinem Verfahren zu Rathe nimmt. Allein, der große Haufe der Aerzte scheint von einer solchen Wahl kaum einen Begriff zu haben. Sie halten es für einerley Regel, den Schmerz zu vertreiben, oder schlafmachende Mittel zu geben, die doch gerade unter allen übrigen die schlechtesten sind. Aber freylich braucht diese Methode das wenigste Nachdenken, und man ist von der ersten guten Wirkung im voraus überzeugt, indem der Schmerz wol weichen muß, wenn man so zu sagen, die ganze Seele auf eine Zeitlang tödtet. Der Schade, die Gefahr und die übeln Folgen fallen hierbey bloß auf die Seite des Kranken, und man ist ungewissenhaft genug, sich hieraus kein großes Bedenken zu machen.

Ich werde dieser Materie, die allen Kranken so wichtig seyn muß, als sie die Aerzte hintansetzen, noch eins meiner Blätter widmen, um auch die schmerzstillenden Mittel aus den beyden letztern Classen zu beurtheilen.



An manche meiner Leser.

Ich habe bisher aufs sorgfältigste verhütet, daß meine Blätter nicht mit Wiederholungen einerley Sachen angefüllt würden, theils um mir den Raum, theils auch meinen Lesern den Eckel zu ersparen. Inzwischen sollte ich bald glauben, daß es zuweilen für sie und mich gut seyn würde, wenn ich einige meiner Blätter nach

Verlauf einiger Zeit zum andernmale herausgabe. Ich bemerke nur allzu oft, daß meine fleißigsten Leser bald mündlich, bald schriftlich Erläuterungen von mir fordern, die ich schon längst ganz ausführlich gegeben habe. Ich will darum mit ihren Gedächtnissen keinen Haber anfangen: Allein, es ist eine Sache, welche vielen meiner Correspondenten wirklich nachtheilig, und mir so beschwerlich ist, daß ich mich gezwungen finde, wo möglich, ein Mittel zu erfinden, das diesem Uebel abhelfen kann; und dieses kann wahrscheinlich Weise das seyn, daß ich einmal nur eine einzige Seite aus meinen neunten Stücke wieder abdrucken lasse, und ein wenig erweitern.

Es thun mir viele Personen die Ehre, mit mir, wegen ihrer besondern Krankheiten, zu correspondiren. Die eingesendeten Berichte der allermeisten sind aber so verworren, dunkel und unzulänglich, daß ich dadurch außer Stand gesetzt werde, mir den gehörigen Begriff von ihrem Zustande zu formiren. Man erlaube mir, daß ich, zum eignen Vortheile meiner Correspondenten, erinnere, wie es eines jeden Kranken Pflicht sey, sich, ehe er eines entfernten Arztes Rath einholt, um die Regeln zu bekümmern, wie ein Krankenbericht an einen Arzt ordentlich einzurichten sey, damit er in Stand gesetzt werde, gründlich zu antworten. Ich will jetzt die nothwendigsten Fragen, welche ein Kranker in seinem ersten Berichte an den Arzt zu beantworten hat, als eine Richtschnur seines Vortrags, wiederholen, um wenigstens von meiner Seite alles zu thun, was mich schuldlos machen kann.

Man muß sich vorstellen, daß ein Arzt folgende Fragen ergehen lasse:

1. Von welchem Geschlechte ist der Kranke?
2. Von welchem Alter?
3. Von welchem Temperamente? Das heißt: ist er munter, oder sehr ernsthaft, hitzig oder träge und schläfrig, fett oder mager, blutreich, trocken, oder schwammicht, zärtlich oder robust, wenn er gesund ist?
4. Hat er zuweilen Nasenbluten? oder sind andre natürliche Blutflüsse, güldene Ader, u. s. w. bey ihm vorhanden, oder in Ordnung? oder wie lange, wodurch, und auf welche Weise in Unordnung?
5. Ist er gewohnt, Blut zu lassen, zu schröpfen, zu purgiren, zu schwitzen? wie schmeckt er von Natur, wie ist seine Leibesöffnung und der Abgang des Urins von Natur beschaffen?
6. Medicinirt er aus Vorsicht? z. E. durch Brunnencuren? gebraucht er Fontanelle, Haarseile, Blasenpflaster, oder dergleichen? wie lange? durch welche Veranlassung? und hat er diese angewöhnten Curen wol unterbrochen, oder veräußt?

7. Wie ist die Luft beschaffen, worinn er lebt? dunstig? dümpelig? feucht? unrein?
8. Was für Speisen und Getränke genießt er gemeinlich? und in welchem Maaße? Aufrichtig! wenn er hierin etwan ausschweift.
9. Was hält er für Ordnung in seinem Schläfe? und wie schläft er?
10. Hat er in gesunden Tagen Leibesübung? und von was für Art? oder sitzt, steht, ruhet er viel? Was ist sein tägliches Geschäft oder Gewerbe?
11. Welche Gemüthsbewegungen beherrschen ihn? und wie faßt er sich darinn?
12. Besitzt er wol einige Erbkrankheiten? Worüber klagten seine Aeltern am meisten? Hat er gleiche Klagen zu führen gehabt, ehe er krank wurde?
13. Was für Krankheiten hat er Zeit Lebens überstanden? Wie hat er sich nach denselben befunden? ist er seitdem wol kränklich geblieben?
14. Was für Umstände giengen nahe vor dieser letzten Krankheit vorher, der er sie etwa zuschreibt? Schreck, Zorn, erlittene Gewalt, Erkältung, Ueberladung?
15. Welche natürliche Ausflüsse und Umstände mangelten, oder zeigten sich gleich bey dem Anfange? die Leibesöffnung? der Urin? die Ausdünstung der Haut? der Appetit? Durst? Ekel? Erbrechen?
16. Wie hat sich die gegenwärtige Krankheit von Tage zu Tage entwickelt? woran fehlte es? wo thats weh? was klagt der Kranke am meisten?
17. Wie hat sich derselbe bisher in dieser Krankheit in seiner Diät verhalten? in welcher Luft liegt er? was genießt er? was eckelt ihn? dürstet er? was trinkt er? wie ist sein Schlaf? kann er herumgehen? wie muß er vielleicht liegen? wie ist dabey sein Gemüthszustand? Hat er Pflege und Aufmerksamkeit?
18. Was erleichtert ihn? was beschwert ihn mehr in seiner Krankheit?
19. Was hat er vom Anfange der Krankheit bis daher zu seiner Befreyung unternommen? Blutgelassen? geschrópft? vomirt? Arzney gebraucht? was für welche? Arzney weggeworfen?
20. Hat er vor manchen Arzneyen natürlichen Abscheu? schluckte er Pillen, Pulver, Thee, Latwergen, Bittres, Süßes, u. s. w.



Hundert ein und sechszigstes Stück.

Gellert.

— — Wie sich diese Plage
— — — verdringen läßt.

Als Carl XII. König von Schweden im Jahr 1708 in Rußland einrückte, wollte er mit seinen Völkern gerade nach Moskau gehn. Weil aber der Czar, Peter der Große, aus Vorsicht vorher sein eignes Land weit und breit verheert hatte, so fand sein Feind keinen Unterhalt, und mußte von seinem Entwurfe abstehen. Als der Czar dieses sein Vorhaben der Gemahlinn des Feldherrn Sinjarowski entdeckte, antwortete sie ihm, wie Nordberg erzählt, daß dieser Vorschlag zwar ausgeführt werden könne; daß er ihr aber eben so vorkomme, als wenn sich ein Ehemann unvermögend machen wollte, um seiner Frau Verdruß zu verursachen.

Ich könnte nichts bessers finden, als diese Anekdote, um dasjenige durch ein Gleichniß zu erläutern, was ich heute vor acht Tagen von den Marimen gesagt habe, nach welchen die Aerzte in ihrem Kriege wider die Schmerzen zu verfahren pflegen. Um den Schmerz zu verhindern, daß er nicht im Gebiete der Sinne wüthen könne, so zerrütten sie die Sinne selbst durch Arzneyen, welche ihnen die Kraft zu empfinden rauben; und ob ich gleich gestehen muß, daß dieser Vorschlag ausgeführt werden könne, so kommt er mir doch im Grunde eben so vor, wie der Sinjarowski der Vorschlag des Czaren vorkam. Die Marime, sich selbst Schaden zu thun, damit ihn uns ein anderer nicht thue, kann nur in dem Falle vernünftig seyn, wenn kein andres, als dieses gewaltsame Mittel, mehr möglich ist, um sich seine Feinde vom

vom Halse zu schaffen. Ich habe aber in meinem letzten Blatte erwähnt, daß der Schmerz noch auf andre Art vertrieben werden könne, als durch die Betäubung der Sinne, nämlich entweder durch die Hinwegräumung seiner Ursachen, oder durch die Erregung anderer Empfindungen und Vorstellungen, die der Seele das schmerzhaftes Gefühl benehmen, oder es wenigstens mildern. Sollten nicht billig diese letztern Marimen bey schmerzhaften Krankheiten zuerst versucht werden, ehe man sich entschließt, zur Vermeidung der Schmerzen, den Sinnen selbst, durch Opium, Gewalt anzuthun? Diese letzte Arzney wirkt, wie eine Pulvermine, die Freund und Feind mit einander in die Luft sprengt. So wirken aber die besten Arzneyen nie, und so verfahren die Feldherren nicht, ohne die größte Noth, die ihr Volk schonen wollen. Ich will heute die beyden andern Arten von Arzneymitteln in Betrachtung ziehen, welche den Schmerz vertreiben, ohne das Gebiet der Empfindungen zu verwüsten.

Der Streit wider die Ursachen des Schmerzens kann auf verschiedne Weise geführt werden. Zuerst kann man die Ursache, die unsre Empfindungen beleidigt, vom Körper entfernen; und dieses ist unstreitig eine der gründlichsten und vernünftigsten Curen des Schmerzens. Was kann derjenige, der sich einen Dorn in den Finger gestochen hat, wol klügers beginnen, um seinen Schmerz zu vertreiben, als daß er diesen Dorn herausziehe? Ich gebe zu, daß mehr Gelehrsamkeit zu der Cur gehören würde, wenn er den Dorn sitzen ließe, und dagegen Opium einnähme, um den Reiz des Dorns nicht mehr zu fühlen; aber eben dieses beweiset, daß die gelehrtesten Curen nicht immer die besten sind. In allen Fällen, wo uns die Ursachen des Schmerzens bekannt, wo wir ihrer mächtig sind, und nichts uns widerräth, sie von unsern Kranken zu entfernen, ist es unsinnig und unverantwortlich, einer andern, als dieser Marime, zu folgen. Wenn wir den Gift, welcher die Ruhr, oder die Dysenterie verursacht, durch Brechmittel und Purganzen aus dem Körper herausschaffen, so vertreiben wir nicht nur die Schmerzen, sondern wir retten auch das Leben

ben des Kranken. Stillen wir diesen Schmerz blos mit Opiaten, so vertreiben wir auch die Schmerzen; aber der Patient stirbt, und dieser Unterschied ist keine Kleinigkeit. Daher haben die französischen Aerzte eine, dem Ansehen nach grausame, aber höchst vernünftige Cur der Bileocolik, durch heftige Brechmittel und Purganzen, im Gebrauche, welche Herr Dubois ausführlich beschrieben, und Herr Combalusier für die einzige vernünftige erklärt hat. Die deutschen Aerzte sind größtentheils noch weit davon entfernt, dieser Methode zu folgen. Sie willfahren lieber den Wünschen ihrer Kranken, die nur ein Mittel wider ihre Schmerzen begehren, und geben ihnen den Gnadenstoß, damit sie sich nicht länger quälen dürfen. In der Gallencolik und Ruhr ist es im Grunde eben so. Ein Arzt, der diese Krankheiten ohne Abführungsmittel heilen will, und seine Zuflucht zu den allgemeinen schmerzstillenden Arzneyen nimmt, tödtet seinen Kranken in Liebe aus dummer Barmherzigkeit.

Wie sehr ist es darum nicht zu bedauern, daß wir in vielen Fällen die Ursachen der Schmerzen entweder nicht entdecken, oder doch ihrer nicht mächtig werden können, um sie aus dem Körper heraus zu schaffen. Wir sind oft nicht vermögend, die Ursache mancher Kopfschmerzen zu finden, und müssen uns in solchen Fällen mit den süßen Palliativen behelfen, die eigentlich ein höfliches Compliment sind, womit wir den Kranken zu verstehen geben, daß wir ihnen nicht gründlich zu helfen wissen. Die Aerzte streiten noch über die eigentliche Materie der Gichtschmerzen, und legen ihr die verschiedensten Eigenschaften bey. Man streitet noch, ob ein gewisser französischer Leibarzt, Herr Liger, Recht habe, wenn er uns sagt, daß der Champagner und Burgunderwein die besten Gegenmittel wider die Gicht wären, weil in Champagne und Burgogne keine gichtische Leute angetroffen werden; und ob man die Meinung des vorrestlichen Herrn Professors Hundertmark in Leipzig annehmen soll, daß die Materie der Gicht aus den vielen irdischen und sandigten Theilen gesammelt werde, die wir

mit

mit unsern Speisen und Getränken verschlingen. Kurz, wir müssen von diesem Uebel gestehen, was Ovidius bey andrer Gelegenheit sagte:

Causa latet, vis est notissima.

In solchen Fällen sind die gründlichen Curen zweifelhaft, und auch in andern hilft es uns nichts, die Ursachen zu erkennen, wenn wir unvermögend sind, sie zu vertreiben. Wenn ein im Gehirne entstandener Stein die heftigsten Kopfschmerzen verursacht, so hilft es uns nichts, seine Gegenwart zu entdecken, weil wir kein Mittel wissen, ihn hinwegzuschaffen. Wie gern würde ein Kranker die schmerzhafteste Operation ausstehn, um sich von einem andern Schmerzen zu befreien, welcher entweder heftiger, oder ihm gefährlicher ist, oder den er doch Zeit seines Lebens dulden müßte. Bequemen sich nicht gern die Kranken, die mit Steinschmerzen behaftet sind, zur schrecklichsten Operation, um nur ihrer Schmerzen los zu werden? Wir wären glücklich, wenn wir nur in allen Fällen solche grausame Curen vornehmen könnten; aber oft müssen wir zurückstehen, und die gründlichste Cur unsern Kranken versagen.

In dieser Verlegenheit wird man doch also wol betäubende Mittel gebrauchen können? — Ich bitte um Bergehung. Wir haben keine so große Eil mit dem Opium. Laßt uns zusehen, ob nicht noch andre Mittel vorhanden sind, die Schmerzen zu vertreiben, wenn wir gleich ihre Ursache nicht aus dem Körper herauschaffen können?

Wenn die Ursache der Schmerzen nicht ausgeführt werden kann, so läßt sie sich doch noch vielleicht im menschlichen Körper vernichten; sie mag nun hernach ausgeführt werden oder nicht. So curirt man Schmerzen, welche von einer fressenden Schärfe herrühren, indem man diese Schärfe versüßt; so vertreibt man die nagenden Schmerzen der Würmer im menschlichen Körper, indem man diese Würmer tödtet; so vertreibt man die Seitenstiche der Pleuresie, indem man die stockenden Säfte auflöst, daß sie durch die engen Gefäße, die sie verstopften, hindurch gehen können;

und

und so lehrt uns Herr Whytt die Steinschmerzen, ohne Operation, mit Kaltwasser vertreiben, indem er sie in unserm Leibe zermalmt, daß sie in den Uringängen nicht stecken bleiben können; ein Mittel, das der große Boerhaave so sehnlich wünschte, und dessen Entdeckung er nicht erlebt hat!

Hippocrates hat schon mit Scharfsinnigkeit angemerkt, daß keine Ausführungen vorgenommen werden sollen, ohne die Materien vorher zuzubereiten, wofür es die übrigen Umstände zulassen. Hieraus erhellet, daß diese zwote Regel, den Schmerz zu vertreiben, garfüglich mit der ersten verbunden werden könne. Man kann die Materie des Schmerzens zuerst in so fern im Körper vernichten, als sie Schmerz verursacht, und führt sie hernach dennoch aus demselben heraus. Dieses ist in vielen Fällen unumgänglich notwendig, und zeigt uns, mit wie viel guter Vernunft und Beurtheilungskraft ein Arzt, selbst bey diesen so sichern und gründlichen Curen der Schmerzen, zu Werke gehen müsse. Er muß urtheilen, ob die Materie der Schmerzen, ohne vorhergängige Vernichtung im Körper, ausgeführt werden könne und dürfe? Zuweilen ist dieses gleichgültig. Ein Arzt mag die Würmer in den Gedärmen erst tödten, und dann ausführen, oder lebendig abtreiben; so wird er den Schmerz, welchen ihr Saugen verursacht, heben. Er kann aber die Würmer nicht tödten, ohne sie auch hernach abzuführen; denn ob er gleich dadurch den Schmerz eben so glücklich vertreibt, so verhütet er doch die Fäulniß in den Gedärmen nicht, die seinen befreiteten Kranken noch tödten kann. Er kann einen im Körper zermalmt Stein unausgeführt lassen, weil die Natur dieses letzte selbst bewerkstelligt, wenn nur das erste geschehen ist. Er würde thöricht handeln, den Stein durch die Harngänge zu treiben, ehe er ihn zermalmt hätte. Die Befreyung der Gefäße vom stockenden und verdorbenen Blute in der Pleurésie würde den Seitenstich ungründlich heben, und den Kranken in gefährlichen Umständen zurücklassen, wenn nicht der Arzt den Auswurf derselben durch die Lunge und durch die Urinwege auf die klügste und vorsichtigste Weise beförderte.

derte. Die durch die Lustseuche verdorbenen Säfte, die selbst in die Gebeine einschleichen, und mit zerstörender Wuth den ganzen Körper auflösen, würden umsonst verfließen, verbessert und gelinder gemacht werden, wenn man nicht dafür sorgte, sie bis auf den letzten Tropfen aus dem Körper heraus zu schaffen; denn es haben schon die ältesten Beobachter angemerkt, daß verdorbene Säfte durch keine Macht der Arzneyen dahin gebracht werden können, mit unsern natürlich guten Säften freundschaftlich wieder in Bund zu treten.

Alles dieses sind Ueberlegungen, die bey einzelnen Personen für den Arzt oft manche Schwierigkeit haben, und die sind es doch noch lange nicht alle. Man muß die Natur der Materie, ihren Sitz, ihre Fähigkeit, vernichtet und ausgeführt zu werden, die Beschaffenheit der Wege, die Art der Arzneyen und ihrer Wirkungen, die Nebenumstände bey einzelnen Personen, die oft die beste Cur widerrathen, und zwanzig andre Dinge überlegen, welche machen, daß diese gründlichste Methode, die Schmerzen zu curiren, nicht eben die leichteste, nicht eben die Methode der Stümper seyn kann.

Es ist noch ein Mittel vorhanden, die Ursachen der Schmerzen zu bezwingen, nämlich, daß man sie vermindere. Sie lassen sich nicht allemal ausführen, noch weniger im Körper gänzlich ausrotten. Die Schmerzen, welche die Vollblütigkeit hervorbringt, werden auf diese Weise vertrieben, wenn man Blut läßt, wofür man dieses nicht lieber als eine wirkliche Ausführung der ganzen Ursache der Schmerzen betrachten will, weil das Blut nur in so fern die Ursache davon ist, als sein Uebermaaß die empfindlichen Theile belästigt. Wenn aber das wallende Blut in der Fieberhitze die Adern zu sehr ausdehnt, und dadurch Schmerzen veranlaßt; so vermindert man die Ursache dieser Schmerzen durch kühlende und säuerliche Arzneyen, welche das Blut mehr zusammenziehen, ob man gleich dadurch die Fieberhitze nicht dämpfen kann, und so erleichtert man dem Kranken in der Fieberhitze vortreflich. Eine große Menge

Blähungen, die Colikschmerzen oder Magendrücken verur-
sacht, wird durch Aufstoßen vermindert, und die Kranken
finden sich davon alsobald erleichtert. Die Schmerzen von
der Schärfe der Säfte werden durch viel dünnes Getränk
vermindert, weil es einen großen Theil dieser Schärfe ver-
schlingt. Die Schmerzen, welche von vielen zusammen-
kommenden Ursachen entstehen, werden gelindert, wenn
man nur einige dieser Ursachen aus dem Wege räumt; und
auch dieses geschieht durch die Verminderung ihrer Ursache.
Die Beispiele von dieser letzten Art sind unzählig. Man
könnte sich demnach dieser Maxime bey vielen Schmerzen
mit Nutzen bedienen, um den Kranken hinlänglich zu er-
leichtern; aber Viele verlassen diese Bahn, und suchen auch
in hitzigen Krankheiten ihr Heil beym Opium, wo es noch
lange nicht nöthig wäre. Hierdurch wird von den Ärzten
viel Unheil gestiftet, und die Erfolge sind mehrentheils all-
zu traurig. Aber was macht es?

Sie kennen sie den Werth der Dinge;
Ihr Auge schließt, nicht der Verstand.
Sie loben ewig das Geringe,
Weil sie das Gute nie erkannt.

Endlich ist noch ein Mittel wider die Ursachen der Schmer-
zen, welches darinn besteht, sie zu hindern, daß sie die emp-
findlichen Theile nicht berühren. Dieses kann oft bey Ur-
sachen geschehen, welche sich weder austreiben, noch zerstö-
ren, noch vermindern lassen. Man verhütet den Schmerz,
welchen die Speisen in einem hohlen Zahne erregen, wenn
man denselben mit Bleie ausfüllt, daß sie seinen Nerven
nicht berühren können. Man überzieht mit schleimigten
Getränken von Haberwellgen, Hirschhorn, arabischen Gum-
mi, &c. die empfindlichen Häute der Gedärme, daß die
fressende Schärfe bey der Ruhr nicht Leibschmerzen machen
kann. Man lindert die Schmerzen einer Wunde durch die
Beförderung des Wachsthumis der Haut, die ihre nackten
Nerven bekleidet; und dieses Kunstgriffs bedient sich die
Natur selbst unzähligemal, um uns Schmerzen zu verhüten.
Der

Der Schleim und die Häute sind ihre Waffen, womit sie
alle unsre Nerven bedeckt, die allzu lebhaft Eindrücke von
der Berührung andrer Körper nicht würden ausstehn kön-
nen. Die Gedärme, die Uringänge, kurz, alle empfind-
liche Theile sind von ihr mit diesen Waffen versehen worden.
Hierinn sollte ihr der Arzt öfter nachahmen. Er gewinnt
dadurch Zeit, die Materien der Schmerzen auszuführen
oder zu verbessern, und der Kranke leidet während der Zeit
nichts, und ist vor seinem Feinde sicher, ohnerachtet er noch
gegenwärtig ist. Ich erinnere mich eines merkwürdigen
Beispiels, das hierher gehört. Als einstmals der Besuw
eine Menge scharfer fressender Dünste ausdampfte, wurden
die Leute, denen der Wind diese Dünste zutrieb, mit con-
vulsivischen Erstickungen befallen, und starben alle schon am
dritten Tage, ohne daß etwas dagegen helfen wollte. Der
Arzt Vivenzio war so klug, und urtheilte, daß diese Er-
stickung gehoben werden würde, wenn man die Nerven der
Lunge durch einen künstlichen Schleim bedecken könnte, da-
mit die fressenden Dämpfe nicht in sie wirkten. Zu dem
Ende verordnete er den Kranken nichts als lauter schleimigte
und erweichende Arzneyen, und ließ sie auch den Dampf
derselben häufig in die Brust ziehen. Hierdurch rettete er
in kurzer Zeit fast alle seine Kranken, ohne daß sie den ge-
ringsten Auswurf bekamen. Solche weise Maximen fallen
nur Ärzten ein, die den ganzen Umfang einer Krankheit
und aller Arzneymittel wider dieselbe kennen, und deren gu-
te Beurtheilungskraft ihnen unter allen die besten zeigt.

Dieses waren die Maximen, nach welchen man die
Schmerzen durch den Angriff ihrer Ursachen verjagt.
Wenn uns aber auch diese Art der Hülfe gänzlich unmöglich
wäre, so kann dennoch der Schmerz auf noch andre Weise
verfolgt werden, ohne daß man die betäubenden Arzneyen
sogleich zu Hülfe nehmen muß. Man läßt den Schmerz,
samt seiner Ursache, unangetastet. Allein, er wird einge-
hüllt, und, so zu sagen, überschrien, indem man andre
Empfindungen und Vorstellungen an seine Seite setzt. Die-
se seltsame Maxime ist gar nicht zu verachten, und gründet
Der Arzt VII. Th. Berth. Ausg. E sich

sich auf den Satz, daß eine jede stärkere und lebhaftere Vorstellung, oder auch der Inbegriff vieler schwächeren, eine andre verdunkelt. So kann man der Seele das Gefühl der Schmerzen ohne Opium nehmen, und das System der Sinne bleibt unversehrt. Ich theile diese neue Hauptmaxime wieder in mehrere kleinere Regeln.

Man vertreibt einen Schmerz, indem man einen andern stärkern erregt. Der Beweis ist leicht. Die Leute, die ausgestäubt werden, fühlen einen Flohstich nicht, der ihnen sonst beschwerlich seyn würde. Allein, man wird einwenden, daß dieses Mittel den Zweck der Cur verfehle. Ich antworte hingegen, daß es in vielen Fällen eine wahre und vortrefliche Cur sey. Die lebhaftesten Schmerzen sind nicht immer die gefährlichsten, und die gefährlichsten Schmerzen leiden oft weder die Betäubung mit Opium, noch die Hinwegräumung ihrer Ursache. Ein Schmerz von der Bräune im Halse ist lange so lebhaft nicht, als wenn man sich ans Schienbein stößt. Aber man kann bey jenem sterben, und von diesem nicht. Opiate wären hier übel angebracht; und die Verstopfung, die Ursache der Bräune, läßt sich nicht immer so schnell heben, als die Gefahr es erfordert. In einem solchen Zustande verwundete ich mir einstmals das Schienbein durch einen Fall aufs empfindlichste, und dankte dem Himmel, daß ich dadurch nicht allein den Schmerz im Halse, sondern auch durch die geschwindeste Cur, die möglich war, den ganzen Anfall der Bräune vertrieben hatte. Die Alten curirten viele gefährliche Schmerzen auf solche Weise durch Feuer und Stahl, durch Peitschen mit Messeln, und auf andre Weise. Ich gestehe, daß dergleichen Curen grausam sind. Allein, man rettet zuweilen auch gern durch Grausamkeiten sein Leben, oder seine Vernunft, oder seine Sinnen, und leidet lieber einen größern Schmerz von kurzer Dauer, als einen kleinern, der stets fortwähren würde. Die empfindlichste Person läßt sich gern einen Zahn ausziehen, obgleich der Schmerz dieser Operation viel betäubender ist, als der Zahnschmerz, um nur auf einmahl der langwierigen Zahnschmerzen überhoben zu werden.

Zu

Zu diesen heftigen Curen gehört aber viel Vorsicht und Beurtheilungskraft. Der größte Schmerz muß an weniger edlen Stellen, zwar dreist, aber doch mit Maassen erregt werden. Die Wahl der Mittel und ihrer Anwendung, die Kenntniß ihrer Wirkung und ihrer Folgen, die Verhältniß beyder Schmerzen gegen einander, und der Schluß auf den davon zu hoffenden Vortheil für den Kranken, erfordert Nachdenken und viel Vernunft; und weil man diese nicht immer den Ärzten zutrauet, so wird diese Methode, die Schmerzen zu curiren, nur selten gestattet.

Die folgende ist minder grausam, indem man eine Menge andrer Empfindungen erregt, welche nur, zusammen genommen, die Lebhaftigkeit des Schmerzens verdunkeln. So lindern große Blasenpflaster in der Gegend der Brust die heftigen und gefährlichen Seitenstiche der Pleuresie, und andre Schmerzen vieler Arten an andern Stellen. So werden die Flohstiche erträglich gemacht, wenn man die umliegende Gegend kratzt. So wird der Kopfschmerz durch Bürsten und Kraken, die Gicht durch Reiben mit warmen Luchern, und die Colik von Purganzen durch solche Getränke gemindert, welche sie in den Gedärmen weiter zertheilen und ausbreiten, daß sie nicht nur an einer, sondern an mehreren Stellen zugleich wirken. Wenn das Harz der Jalappe in den Gedärmen gerinnt und anklebet, macht es die peinlichsten Schmerzen. Ein spirituosser Nachtrunk vertreibt sie, weil er dieses Harz auflöst; denn solchergestalt berührt es die Gedärme in mehreren Punkten, wenn sich das Flüssige darin vertheilet, und der Schmerz hört auf, obgleich die purgirende Kraft des Harzes fortwährt.

Der wahre Gebrauch der Arzneyen, die auf diese Weise wider den Schmerz wirken, leidet große Bedingungen und Einschränkungen, die Viele noch nicht wissen. Ein gemeiner Wundarzt erschrickt, wenn ein Arzt verordnet, in der Pleuresie die Blasenpflaster unmittelbar auf die stechende Stelle an der Brust zu legen; und gleichwol ist die Wirkung derselben nie ausnehmend und zuverlässig, außer unter dieser Bedingung. Man giebt der Einsalt das Ansehn einer

einer Behutsamkeit, wenn man die Blasen lieber an weit entfernten Orten zu ziehen anrath, und oft legt man die Pflaster doch an den gefährlichsten Orten, und ohne Nutzen. Ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Anwendung dieser Maxime mit allen ihren Bedingungen beschreiben sollte. Ich muß aber daran denken, das lange Verzeichniß meiner Regeln endlich einmal zu beschließen.

Die letzte Methode ist die, daß man die Seele, welche den Schmerz leidet, mit vielen andern sehr lebhaften Vorstellungen, die keine Empfindungen sind, überhäufte. Diese Methode wirkt ein wenig träge; aber doch lindert sie. Die lebhaftesten Vorstellungen, die starke Empfindungen überwältigen können, sind unstreitig die Begierden der Leidenschaften. Der Zorn und Schreck vertreibt zuweilen die Gichtschmerzen in einem Augenblicke, und alle Arten der Schmerzen schweigen und verstummen vor diesen tumultuarischen Vorstellungen, und entfliehen

vorn Anblick ihrer furchtbarn Heere.

Auch andre Leidenschaften beweisen einige Herrschaft über die Schmerzen. Die Gicht wird durch lebhafteste und angenehme Vorstellungen manchmal eingeschlafert; und ein Freund, der einem Podagrico durch angenehme Gespräche die Zeit zu vertreiben weiß, kann sicher, wie der Herr von Besser, denken:

Vielleicht, indem ich solches thn,
Vergißst du dich, und hörst mir zu.

Den Herren Philosophen kann ich die Meditationen empfehlen. Ein Algebraicus kann viel kleine Schmerzen verdenken, und darum bin ich mit dem Dichter nicht einig, welcher das Gegentheil behauptet, wenn er sagt:

Ein Cleanth spricht: Abstrahiret?
Denket! denket! demonstret:
Doch man denket sich ja nicht froh.

Man denket sich allerdings froh, wenn man sich Schmerzen verdenken kann; und dies thun oft die Hypochondristen.

wenn

wenn sie die Schmerzen der Milzsucht quälen. Die Lebhaftigkeit andrer Vorstellungen, besonders der Einbildungskraft, kann verrückte Leute so unempfindlich machen, daß sie in den Augen vernünftiger Leute Wunder sind. Ich werde hiervon ein andermal ganz erstaunliche Dinge erzählen.

Dieses und mein vorhergehendes Blatt sind die Frucht eines gerechten Eifers über so manche Vergehungen der gemeinen Aerzte bei den Curen schmerzhafter Krankheiten. Ich habe es der Mühe werth gehalten, einmal alle die verschiedenen Methoden durchzugehen, wie der Schmerz bestritten werden könne, und von einer jeden überhaupt den Werth oder Unwerth zu beurtheilen, um dadurch Gelegenheit zu finden, einige der gemeinsten praktischen Fehler in diesen Curen zu rügen, und manchmal durch ein Beispiel, das meinen Gedanken erläutert, zugleich meinen Lesern eine nützliche Anmerkung bekannt zu machen, die vielleicht in diesem Zusammenhange mehr Eindruck machen wird, als wenn ich sie in einem abgebrochenen Vortrage mitgetheilt hätte.

Mein Herr,

Glauben Sie im Ernste, daß Ihre Blätter irgend Jemanden nützlich wären? Ich glaube es nicht. Denn die Hälfte derer, die sie lesen, richtet sich nicht darnach; und die andre Hälfte, die sich darnach richtet, theilt sich wieder in viele Haufen, die sich damit Schaden zufügen. Einige verstehen Sie nicht; einige irren in der Anwendung; einige beobachten nur manche Regeln, und übertreten die übrigen; einige werden Zweifler; andre werden Pfülscher. Ich hätte längst ein solches Wochenblatt geschrieben, wenn irgend ein Nutzen davon zu hoffen wäre. Woforn Sie also nicht etwa selbst der einzige sind, der davon Nutzen hat, so hören Sie nur auf, wenn Sie belieben. Ich bin, ic.

Schlurzig.

Antwort.

Mein Herr,

Was Sie da so obenhin schreiben, ist eben so unnütz, wie meine Blätter, und der Beweis ist kündiger; denn Sie schreiben

meisten davon haben werden, daß sie sich desselben bedienen, um damit bey jeder Mahlzeit den Durst zu löschen, und sich seiner in vertrauten Gesellschaften zu bedienen, wo Wirth und Gäste nur dursten, um sich munter zu trinken, und wo sie, wann sie munter sind, singen:

Ihr soll mich doch einmal mein Leibarzt nicht stören!

Verjüngende Freunde! hier trink ich mit Ehren!

Weib, Pfarrer und Erben, nur nicht zu genau!

Hier frag ich nicht Pfarrer, nicht Erben, noch Frau.

Wenn ich aufs bescheidenste rechne, daß man von einem solchen Weine bey jeder Mahlzeit ein paar Gläser, und in jeder vertraulichen Gesellschaft eine halbe oder ganze Flasche austrinkt; so kann ich dazu keinen anpreisen, der große Arzneykkräfte besitzt, und diese besitzt doch der Rheinwein unstreitig. Seine Säure vermehrt den Appetit zum Essen; und dieses heißt bey Leuten, die schon gesund sind, und mit hinlänglichem Hunger speisen, er reizt zu Ueberladungen. Selbst diejenigen, die wenig Appetit haben, reizen denselben zu ihrem Schaden mit Säuren; denn sie setzen dadurch den Magen nicht zugleich in den Stand, das, was ihnen der Wein einnößt, gut zu verdauen; hingegen thut dieses bey dem Bauren die Leibesübung vor der Mahlzeit. Es ist wahr, daß ein saures Getränk die Säfte vor der Fäulniß bewahrt; aber eben darum muß man säuerlichen Wein nicht als ein tägliches Getränk, sondern nur in solchen Fällen, als eine Arznei, trinken, wo Gefahr der Fäulniß der Säfte vorhanden ist. Ein tägliches Getränk muß weder der Fäulniß widerstehen, noch sie befördern; es muß die Eigenschaften besitzen, die man in einer Lobrede aufs Wasser anführen würde, vor welcher ich mich aber heute wohl hüten will. Das Wasser hat die wenigsten Arzneykkräfte; allein, ein Getränk, das nicht für völlig gesunde Leute zum Tischgetränke dienen soll, kann und muß deren einige haben. Unterdessen kann sich das gesunde Vieh und der Bauer des Wassers bedienen. Es ist alles gut, wenn sich nur die Arzneykkräfte des täglichen Getränks zu dem

kränk-

kränklichen Zustande desjenigen schicken, der es genießt. Allein, so ist es mit dem Rheinweine eben nicht beschaffen. Wer diesen zum täglichen Getränke erwählen kann, der ist gar selten die Person, deren Appetit man durch Säuren vermehren muß; und da hierunter so mancher Gichtischer, so mancher Hypochondrischer ist, dessen Säfte nicht leicht zur Fäulniß geneigt sind, so dient ihm auch diese Arznei in seinem Blute nur wenig. Man überlasse ihn also lieber den schwachen Kranken in faulenden Fiebern, und den kalten Greisen. Man weide ihn behutsam, wenn man Säure im Magen spürt, besonders wenn man dabey verstopft ist; denn er wird diese Beschwerlichkeiten zuverlässig vermehren. Seine heimliche Säure ist so nagend, daß er, wie der Herr von Swab angemerkt hat, das Glas mancher schlecht zubereiteten Bouteillen auflöst, und davon trübe wird. Wenn man durch zerfloßenes Weinsteinöl der Säure diesen Raub wieder abjagt, daß sie ihn zu Boden fallen lassen muß, so kann man aus der niedergeschlagenen Materie gar leicht wieder vollkommenes Bouteillenglas schmelzen. Der eigentliche Fehler liegt hierbey wirklich am Glase. Allein, der eigentliche Fehler, warum den meisten vornehmen und müßigen Leuten der stete Genuß des Rheinweins schadet, kann auch wirklich nur an ihrem Magen liegen. Indessen tragen doch die Eigenthümer desselben den Schaden.

Es ist viel Verdacht auf den Rheinwein, daß er die Gicht mache. Allein, zum Troste aller der rechtschaffenen Leute, die gemeiniglich die Gicht zu fürchten haben, muß ich sagen, daß die Meinungen der Ärzte hierüber getheilt sind. Hofmann zieht zwar, in Krankheiten der Nerven, bey Spannungen und Reißen der Glieder, im Podagra und in der Hypochondrie, den ungarischen Wein allerdings dem Rheinweine und andern sauren Weinen weit vor; gleichwol war er selbst ein Liebhaber des Rheinweins, und ward sein Lobredner. „Die Rheinweine, sagt er, haben eine gute „Quantität saures Salz, so nicht sehr irdisch, sondern subtil ist, bey sich. Das lustige Wesen zeigt sich am jungen „Weine am deutlichsten; das wäfrige Wesen kann man

„durch die Destillation zeigen. Kurz, man findet alle gute und nützliche Eigenschaften des Weins hier beisammen, und zwar hier mit dem Vorzuge vor andern Weinen, daß keine grobe, schädliche und undienliche Theile mit ihm verbunden sind.“ Wo sollte nun wol die Materie zum Podagra im Rheinweine liegen? Wenn sie darin ist, so muß es die Säure seyn: Denn Boerhaave hat wirklich einmal die Gicht von einem allzuhäufigen Gebrauche des Schwefelgeistes entstehen sehen, und sie zuletzt durch langwierigen Gebrauch eines flüchtigen Laugensalzes vertrieben. Der Herr van Swieten sagt, daß in Holland das Podagra nicht so gemein gewesen wäre, so lange man starkes Bier trank, als seitdem der häufige Gebrauch des Weins daselbst eingeführt worden. Es ist also im Weine und zwar im sauren Weine besonders die Materie der Gicht, und ich werde um deswillen den Rheinwein verbieten müssen? — Ich? Nein! Wenigstens nicht schlechterdings. Wenn meine Leser mir glauben wollen, so sind es überhaupt nicht die Weine, die sie gichtisch machen; sondern Bacchus ist es. Es sind nicht die Speisen, sondern der Gott der Schmause; es ist nicht die Liebe, sondern Venus ist es; nicht die Vergnügungen, sondern die Ausschweifungen. Der Herr van Swieten selbst hält die sauren Weine nur unter der Bedingung für eine Ursache der Gicht, wenn sie in gar zu grosser Menge getrunken werden. Warum sollten wohl die Leute in Champagne und Bourgogne vom Podagra frey seyn, wenn Liger wahr redet, da wir bey ihren theuren Weinen oft die Ehre haben daran zu liegen? Vermuthlich, weil sie dieselben, als eine tägliche Sache, am mäßigsten genießen. Warum ist das gemeine Volk im Reiche, das seinen sauren Wein oft statt des Wassers trinkt, nicht gichtischer, als unsers? Warum bekommen unsre Grafen und Kaufleute vom Päckelfleisch die Gicht, da sich gemeines Volk in Menge, fast den ganzen Winter hindurch, damit ernähret? Warum sind die Ehemänner, die sich ohne Kebsweiber behelfen, nicht so lendenlahm, wie die jungen Officiere oft in ihrem Junggesellenstande sind? Und wenn die

Vergnügungen Reissen machten, wie ein gewisser Vater einst einem vornehmen Herrn demonstrirte, so konnte dieser Grund haben, ihm zu antworten, er fürchte um deswillen, daß man im Himmel eben auch die Gicht habe.

Zu dieser Nebenbetrachtung, in die mich der Rheinwein verwickelt hat, hätte mich auch der Moslerwein verleiten können, und vielleicht alle übrige. Der Moslerwein ist nicht sogar sehr vom Rheinweine verschieden, daß man von den Wirkungen beyder ganz widersprechende Urtheile fällen müßte. Wenn er gut ist, so treibt er eben so, wie der Rheinwein, bald den Urin, und erweicht den Leib, ohne dem Haupte beschwerlich zu fallen. Er ist weit weniger hitzig, als der alte Rheinwein; er ist aber sauer, wie der junge, und wächst in lauter kleinen Trauben, auf einem schiefbrigten Boden. Gleichwol sagt Hofmann, „die sich vor Gicht und Podagra präserviren wollen, thun wohl, wenn sie sich an diesen Wein halten.“ Er könnte gesagt haben: wenn sie sich an Wasser und Brodt und an den Pflug halten. Allein, er wußte wohl, daß sie jenem Rathe folgen würden, und diesem nicht.

Man hält den Moslerwein für kühlend, und diesen Vorzug kann man ihm vergleichungsweise zugestehn, weil er nicht so viel flüchtige spirituose Theile in sich enthält, als die meisten ausländischen Weine. Hieraus folgt aber nichts mehr, als daß man ihn in größrer Menge, als andre Weine, trinken könne, ehe er so viel Hitze macht, als sie, und daß er um deswillen in der Sommerhitze erträglicher sey. Allein, daß er wirklich den Grad der Hitze unsrer Säfte vermindere, oder sie abkühle, kann ich mir darum nicht einbilden, weil er allerdings Hitze und Wallungen verursacht, wenn man viel davon zu sich nimmt; und dieses thun keine Arzneyen oder Getränke, die unsern Körper erkälten oder abkühlen. Inzwischen lehrt die Naturlehre, daß die Kälte die Körper zusammenziehe; und weil die Säuren ebenfalls unsre Säfte zusammenziehen und verdicken, so hat man vermuthlich von der Ähnlichkeit der Wirkung auf die Uebereinstimmung der Ursachen geschlossen, und den sauren Wein

nen eine kühlende Eigenschaft bengelegt, welche doch, wenn sie sie auch wirklich vermöge ihrer Säure besäßen, ohnerachtet noch niemand bewiesen hat, daß die Säuren Kälte machen, durch die spirituosén Theile des Weins wieder vernichtet werden würde. Die Liebhaber des Weins haben sich indessen den Scheinschluß zu Nutze gemacht, um einen Vorwand zu haben, warum sie im Sommer nicht Wasser trinken dürfen. Gleichwol ist es augenscheinlich, daß dieser Schluß nicht folge. Die Säuren ziehen zwar auch die Gäfte zusammen, wie die Kälte; allein, darum machen sie sie eben so wenig kalt, als sie die Kälte sauer macht. Nichts desto weniger ist diese Wirkung der Säuren für ein erhitztes Geblüt gut; und darum bedient man sich der sauren deutschen Weine, und insbesondre des Moslers, welcher zugleich wenig Feuer und keine gar grobe Säure hat, in heißer Witterung, und, im schwachen Zustande bey gefährlichen Krankheiten, mäßig, und, als einer Arznei, mit gutem Nutzen.

Dies sind die rechten Zustände, wo sich der Rhein- Mosler-Steinwein und alle edle Weine unsers Vaterlandes aufs beste empfehlen, und darum lobe ich sie zur Labung, zur Stärkung, zur Erquickung, zur Erheiterung des Gemüths, u. s. w. unendlich, ob ich sie gleich Gesunden zum täglichen Tischweine nicht empfehlen kann. Wer ihre herzkärkende Kraft kennen will, der darf sie in schwachem Zustande, bey erschöpften Kräften, in der Mattigkeit nach dem Fieber, oder nach einer Ohnmacht nur riechen, so wird augenblicklich Kraft und Leben durch alle Glieder, und mit wenigen Tropfen, die er genießt, neue Stärke bis in das Mark seiner Gebeine dringen. Hierinn haben die edlen deutschen Weine viel vorzügliches vor allen ausländischen, unter welchen hingegen manche zu Tischweinen geschickter sind. Die Erheiterung des Gemüths durch unsre edlen Weine ist von den deutschen Dichtern bis zum Eckel besungen, und viele derselben können sie, aus ihren Versen zu urtheilen, unmöglich jemals getrunken haben. Die Aerzte rathen sie, zu diesem Zwecke, den hypochondrischen und melancholischen Personen,

Personen, und die gute Wirkung, welche sie bey ihnen verrichten, beweiset von neuem, daß sie vortrefliche Arzneien sind. Des ist der Inhalt der ganzen Lehre von den deutschen Weinen, die ich heut zu meinem Gegenstande gemacht habe. Ihr medicinischer Gebrauch macht sie zu einem der besten Geschenke der Natur, und man kann es für etwas mehr als einen bloßen Einfall halten, wenn gesagt wird, daß sie Lebensgeister in sich enthalten. Allein, ihr diätetischer Gebrauch muß mehr eingeschränkt seyn. Es wäre Verschwendung, Verwöhnung und Ueppigkeit, wenn sich ein junger gesunder Mensch eines alten Rheinweins zum täglichen Getränke bedienen wollte, und er würde dadurch sein Blut auf eine schädliche Weise in Wallung setzen. Hingegen dient der jüngere Rheinwein und Mosler zu dieser Absicht eben so wenig. Ein Wein, der eine so merkliche Säure besitzt, als dieser, ist bey vielen Speisen unbrauchbar und von beschwerlichen Folgen. Er schickt sich weder zu sauren, noch zu sehr fettigen Speisen, weil er in beyden Fällen Sodbrennen verursacht, und die Verdauungswege mit fressender Schärfe und Säure überhäuft. Ein gewöhnlicher Tischwein aber muß sich zu den meisten Arten von Speisen schicken. Der heiße Sommer ist noch die beste Jahreszeit zum diätetischen Gebrauche dieser Weine; allein, dann muß man sie mit Wasser vermischen, wosern sie nicht die Wallungen des Geblüts vermehren sollen, oder wenigstens muß man sie so sparsam, wie Arznei, trinken, und dieses Gebot ist den weingelehrten Leuten gemeiniglich zu schwer zu halten.



Mein Herr,

Hey Gelegenheit dessen, was Sie uns im 118ten Blatte von der Gewohnheit der indianischen Weiber, sich mit ihren todten Männern lebendig verbrennen zu lassen, erzählt haben, hätten Sie diese Historie aus den Lettres Persanes mit anführen sollen. Eine Frau, im Gebiete des großen Moguls, kam, weil ihr Mann gestorben war, in einem feyerlichen Aufzuge zum Befehls-

haber

haber der Stadt, und hat ihn um die Erlaubniß, sich verbrennen zu dürfen. Weil man aber in den Ländern, die unter Muselmännischem Gehorsam stehen, diese grausame Gewohnheit, so viel als möglich, abschafft, so schlug er es ihr schlechterdings ab. Als sie sah, daß ihre Bitten vergeblich waren, gerieth sie in wüthenden Zorn, und sagte: Welch ein sklavisches Leben! Nun soll es gar einer armen Frau nicht mehr erlaubt seyn, sich zu verbrennen, wann sie Lust dazu hat! Ist das nicht unerhört? Meine Mutter, meine Tante, meine Schwestern, haben sich alle verbrannt, und nun ich diesen verwünschten Mann um Erlaubniß bitte, ein gleiches zu thun, wird er zornig, und fängt ein Geschrey an, wie ein unsinniger Mensch.

Es war von ungefehr ein junger Donze gegenwärtig. Diesen redete der Befehlshaber an, und sagte: Bist du es, du Ungläubiger, der diesem Weibe eine solche Raserey in den Kopf gesetzt hat? Nein, antwortete er, ich habe sie niemals gesprochen. Allein, wenn sie meinem Rathe folgen will, so wird sie ihr Vorhaben allerdings ausführen. Hierdurch wird sie dem Gott Brama gefällig seyn, und der wird nicht unterlassen, sie dafür herrlich zu belohnen; denn sie wird in jener Welt ihren Mann wieder finden, und mit ihm von neuem vermählt werden. Was sagst du da? erwiederte die erschrockne Frau; meinen Mann soll ich wieder finden? Ach, ich verbrenne mich nicht! den alten eifersüchtigen Brumkater? Wenn ihn der Gott Brama nicht ganz umgeschaffen hat, so wird er meiner gewiß nicht bedürfen. Für den solte ich mich verbrennen? — Nicht die Spitze meines Fingers für ihn, und wenn ich ihn dadurch aus der tiefsten Hölle erlösen könnte! Zween alte Donzen, die mich verführten, und wußten, wie ich mit ihm lebte, haben sich wohl gehütet, mir alles zu sagen. Wenn mir aber der Gott Brama kein andres Präsent zu machen hat, so verlange ich diese Seligkeit nicht. Herr Gouverneur, ich will eine Mahometanerinn werden, und du, Herr Donze, kannst, wenn du beliebst, hingehn, und meinem Manne sagen, daß ich mich recht wohl befinde.



Hundert drey und sechzigstes Stück.

von Haller.

So stirbt ein großer Mann: so sterben Sklaven auch.

Der Febricitans war vor Alters den abgeschiedenen Seelen gewidmet; ich widme ihn denen, die noch

erst

erst abscheiden wollen. Mit diesen will ich heute einige Betrachtungen über die Moden im Sterben anstellen; denn es ist nichts gewisser, als daß sich die Gewalt der Mode selbst über die Herzen noch erstrecke, die schon die Hand des Todes umspannt, und daß bey vielen Leuten der Tod nichts anders, als die letzte Eitelkeit sey, die sie mitmachen.

In uralten Zeiten muß man es, wo nicht für wohlständig, doch gewiß für ein Glück gehalten haben, sich stillschweigends aus der Welt zu schleichen; denn Hesiodus rechnet es unter die Vorzüge des goldnen Zeitalters, daß die Leute damals im Schlafe gestorben sind. Nach der Zeit hat man es anders überlegt, und gefunden, daß einige Umstände, die man vor dem Tode macht, dem Sterbenden mehr Ehre bringen, als wenn er sich stillschweigends in den Staub hinstrecken läßt. Ein jeder ersann sich, nach seiner Art zu denken, eine Methode, wie er mit dem besten Anstande verschiden könnte; und es ist in unsern Zeiten, unter Leuten von Ansehn, durchgängig Mode, großmüthig zu sterben. Ich bin weit davon entfernt, eine solche Todesart zu tadeln; vielmehr glaube ich, daß nur eine große Seele dazu vermögend sey, mit wahrer Großmuth aus der Welt zu gehn. Allein, es scheint, daß man diesen Satz umkehren wolle, und daß man geneigt sey, diejenigen für kleine Seelen zu halten, die ohne Großmuth sterben; und hierwider habe ich vieles einzuwenden. So wenig alle diejenigen für klug zu halten sind, die eine Mode mitmachen, eben so wenig kann ich die alle für thöricht halten, die davon abweichen. Aber noch mehr. Die Art und Weise, wie wir sterben wollen, steht nicht so in unsrer Gewalt, wie der Schnitt eines Kleides; und der Tod läßt sich nicht so leicht bedeuten, wie ein Schneider. Dieses werde ich aus medicinischen Gründen beweisen.

Der Begriff selbst, den man sich von einem großmüthigen Tode macht, ist so schwankend, daß er keinen vestern Grund haben kann, als die mannichfaltige Art zu denken der Menschen, die sich bloß nach ihren herrschenden Neigungen und Temperamenten richtet. Es kann, nach der einen Art

Art zu denken, ein Tod großmüthig seyn, welcher, nach einer andern, klein und niedrig ist; und schon dieses macht es unmöglich, daß alle Menschen auf einerley Weise sterben könnten, gesetzt auch, daß sie die natürlichen Fähigkeiten ihres Gemüths bis an ihre letzten Augenblicke behielten. Es giebt weise Leute von allen Temperamenten, gleichwie es Philosophen von allen Genien giebt. Ein rechtschaffner Mann, der aber phlegmatisch ist, kann ohne Murren ein so hartes Schicksal ausstehn, davon ein eben so rechtschaffner Cholericus nicht die Hälfte würde ertragen können. Diese Unempfindlichkeit des ersten ist eben so wenig eine Tugend, als die Empfindlichkeit des letztern ein Laster genennet zu werden verdient. Von diesen beyden kann der eine zu schläfrig, der andre zu empfindlich seyn, um großmüthig zu sterben. Man kann von einem Phlegmatico, wenn er auch wirklich ein kleiner Geist ist, zuweilen mit dem strengsten Rechte sagen:

*Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae.*

und es wird bey ihm gar nicht die Tugend, die Großmuth seyn, die es bey dem Weisen des Horaz war. Es kann seyn, daß ihm ein Mann von großer Lebhaftigkeit dieses nimmer mehr nachthun kann, und gleichwol wird er den Namen eines Jaghaften keinesweges verdienen. Man muß an niemanden Forderungen machen, die über seine natürlichen Kräfte gehen; und das macht keinen klein, was er natürlicher Weise nicht thun kann. Die Erziehung, die Leibesbeschaffenheit, das Alter, zufällige Umstände, und die ganze Art zu denken eines Menschen, bestimmen die Art und Weise, wie er sein Glück und Unglück erträgt, und die Begriffe, die er sich in beyden Fällen von dem Betragen formirt, das er dabey zu beobachten hat. Solchergehalt hat auch ein jeder Charakter der Menschen eine ihm allein eigne Großmuth im Sterben, welche bey einem andern keine Großmuth seyn würde. Ein Mann von einem heftigen und lebhaften Charakter stirbt als ein Held, und treibt die Verachtung

des Todes zu einem Grade, der bey einem weichlichen Menschen das Ansehn einer Unbesonnenheit haben würde. Der lustige und lebhaft Charakter eines Scarrons machte noch seinen Tod lächerlich; aber wer kann zweifeln, daß bey ihm eben dieselbe Unerblichkeit und Gegenwart des Geistes, die Thomas Morus bewies, bewundert zu werden verdient haben würde, wenn sein Charakter von Natur eben so ernsthaft und erhaben gewesen wäre? Thomas Morus scherzte mit dem Scharfrichter, der ihn enthaupten sollte, als er den Kopf auf den Block legte, und sagte, daß er ihm den Bart nicht mit abhauen müßte, weil ihm durchs Urtheil nur der Kopf abgesprochen worden wäre; und Scarron versicherte seine um ihn herumstehenden betrübten Freunde, sie würden, nach seinem Tode, nie so viel über ihn weinen können, als er sie in seinem Leben zu lachen gemacht hätte. Diese Art, im Lachen zu verzweifeln, scheint lustigen Leuten die würdigste Todesart zu seyn, die sie nach ihrer Art zu denken wählen konnten; und man kann sie nur tadeln, in so fern man ihren ganzen Charakter tadeln kann. Augustus fand es, nach seiner Art zu denken, anständiger, vom Schauplatze der Welt, wie ein Schauspieler, abzutreten, und seine Freunde, nachdem sie ihm gestehen müssen, daß er seine Rolle auf der Welt wohl gespielt habe, zu bitten, bey seinem Tode den Beyfall hören zu lassen, den sich die Schauspieler bey dem Schlusse ihrer Spiele von den Zuhörern auszubitten pflegten. Dieser Tod des Augustus hat Vielen gefallen, welche die Welt aus eben dem Gesichtspunkte betrachtet haben, als er, und sie halten denselben für großmüthig und edel. Gleichwol finden andre viel daran auszusehen, weil sie nach ihrer Gemüthsart den Tod mit ganz andern Augen betrachten. Ein weichlicher, zärtlicher Mensch stirbt in einer Gemüthsbewegung, mit der er seinen Freund, oder sein Kind würde sterben sehn. Er ist von Wehmuth durchdrungen; sein Abschied geht ihm vielleicht näher, als allen, denen er ihn giebt; ein Strom von Thränen beweist das Erbarmen, das er mit sich selbst hat; und er stirbt gleichwol edel; er stirbt als eine großmüthige Frau.

So starb, wenigstens seiner Meynung und Ueberzeugung nach, der Redner *Cassius Albutius Silius*, als er, nach einem unglücklichen Lebenslaufe, in seinem Alter ein Geschwür bekam, wovon er die Genesung nicht hoffen konnte. Er berief zu Navarra das Volk zusammen, und stellte ihm in einer weitläufigen Rede vor, warum er nicht länger leben wollte; worauf er sich todt hungerte. Wäre er mit sich selbst nicht zu mitleidig gewesen, so hätte er dieses stillschweigends gerhan. Nun aber war ihm das Unglück zu sterben, ohne die Wehmuth des Volks von Navarra über seinen Tod vorher mit anzusehen, weit unausstehlicher, als sich todt zu hungern; und gleichwol ist dies doch keine Kleinigkeit, und war, nach seinen Grundsätzen, eine sehr edle und heldenmäßige Entschliessung. Ein nachdenklicher, ernsthafter und schwermüthiger Mann kann sein Leben mitten in der Betrachtung der Nichtigkeit, der Kürze, des Elendes, der Gefährlichkeit desselben, und der Unvermeidlichkeit des Todes endigen, und er hört mitten in tiefen Betrachtungen auf zu denken. Von diesem Tode gaben ehemals die alten Philosophen viel Beispiele, und er erwarb sich allezeit den Beyfall der Weltweisen, nicht aber der Kriegshelden, welche es für unanständig hielten, wenn ein Mensch so viel Umstände machte, zu sterben.

Wenn man dieses alles bedenkt, so wird in der That die Kunst edel zu sterben, die unter allen die wahre ist, sehr problematisch. Ein jeder Mensch beurtheilt sowohl seine eignen, als andrer Leute Handlungen, nach seiner Art zu denken, nach seinem Charakter, und nach den Begriffen, die er vom Großen und Kleinen, vom Edlen und Niedrigen hat. Der Calife, *Omar II.* starb nach seiner Meynung edel, als er wider das Gift, das ihm ein Sklave beygebracht hatte, kein Gegengift nehmen, auch, wie er sagte, mit seinem Finger nicht einmal sein Ohr reinigen wollte, wenn er sich gleich dadurch erhalten könnte; weil er nach dem Irthume handelte, den er glaubte, daß die Schicksale der Menschen unvermeidlich und nie zu hintertreiben wären. *Curtius* starb für das Wohl seines Vaterlandes. Er starb groß-

großmüthig. *Socrates* ist unstreitig auch großmüthig gestorben; aber würde wol einer von diesen die Stelle des andern beyhm Sterben haben vertreten können? Es ist in beyden Arten der Großmuth etwas, das nur einem gewissen Charakter ansteht, und einem andern nicht eigen seyn würde. Der sterbende Held, den die Gefahren des Todes müthig machen, und den der edle Ehrgeiz treibt, zum Nutzen ganzer Völker zu sterben, hat nichts von dem sanften Charakter einer zärtlichen Ehegattin an sich, die unter den Umarmungen ihres Gatten und ihrer Kinder, mit heißen Thränen der Liebe, und doch in einer edlen Gelassenheit und Ergebung verschiedet. Einen solchen Tod, der gewiß edel war, starb *Seneca*, welcher doch vielleicht nie, weder wie *Curtius*, noch wie *Socrates*, hätte sterben können. Er besaß eben so viel Zärtlichkeit, als *Curtius* feurigen Muth, und *Socrates* Weltweisheit besaß. Sein Abschied war heiss von Zärtlichkeit, da des *Socrates* Abschied vielmehr kalt von Weltweisheit war. Ein jeder findet seine Liebhaber und Bewunderer; aber auch jeder nur einige. Wenn des *Socrates* letzte Bitte gefällt, einen Hahn zu bezahlen, welchen er schuldig geblieben war, der wird in dem Betragen des *Seneca* etwas Verzärteltes finden, da er sich eine Hand voll von seinem Blute auf das Haupt schüttete, und mit den Worten starb: Dieses Opfer bringe ich dir, o Jupiter! Gleichwol wird ein anderer, der mehr Empfindlichkeit als Weltweisheit besitzt, in diesem Ende des *Seneca* etwas Großes und Rührendes wahrnehmen, das die kaltsinnige Bitte des *Socrates* unendlich übertrifft. Einem Helden ist dieses beydes zu umständlich. Er findet in dem Betragen dieser Philosophen zu viel Aufmerksamkeit und Achtung gegen den Tod, und hält es für zu klein, viel Umstände dabey zu machen. Gleichwol waren viele der größten Leute des Alterthums für diese Umständlichkeit beyhm Sterben eingenommen, und hatten immer in den Augenblicken, da man glaubte, daß ihnen die Welt ganz gleichgültig geworden wäre, noch allzu viel zu bestellen und allzu viel Schönes zu sagen. *Cäsar* verachtete, dieser Zögerung wegen,

wegen, Xenophons Cyrus; und sowol er, als Augustus, hielten den schnellsten und unerwarteten Todt für weit besser. Wie unterschieden sind diese Gesinnungen von der heutzigen Engländer ihren! und was würden diese beyden Kaiser dazu sagen, daß in England ein Mensch, der sich hinrichten läßt, ohne vorher eine Rede zu halten, in eben der Verachtung stirbt, als ein Troquese, der nicht singt und Taback raucht, wann er lebendig am Spieße gebraten wird?

Man sieht aus dem allen, was ich bisher gesagt habe, wie verschieden die Begriffe der Menschen von einer edlen Todesart sind, und wie unvermögend ein jeder im Tode, so wie im Leben, sey, die Rolle eines Charakters zu spielen, der ihm nicht eigen ist. Daher kann einer, der wirklich edel stirbt, in den Augen tausend andrer niedrig, klein und verächtlich, und daher kann unmöglich jeder Mensch großmüthig sterben, weil nicht ein jeder edler Charakter heroisch ist. Wollte man über die verschiedenen Arten der Großmuth bey dem Sterben genauere Betrachtungen anstellen, so würde man gewiß bey den meisten, aus ihrer wahren Herleitung, finden, daß sie nur das Auswendige der Großmuth besäßen, und daß ihre Quelle oft trübe sey. Omars Irrthum lehrt noch ist die Helden unter den Muselmännern den Tod gleichgültig ansehen und verachten. Eben die Eitelkeit, welche den Marcus Livius Drusus bey seinem Tode zu der Schwachheit verleitete, die Umstehenden zu fragen: „Wann wird die Republik einen Bürger wieder erhalten, o Freunde, der mir gleich wäre?“, eben die Eitelkeit, sage ich, hat manchen großen Mann bewogen, auf großmüthigste fürs Vaterland zu sterben. Die wunderbare Standhaftigkeit, welche die ersten christlichen Märtyrer bey den grausamsten Martern beweisen konnten, weil sie die Kraft heiliger Ueberzeugungen stärkte, ist bey dem wilden Amerikaner nichts anders, als die Folge des bittersten Hasses und eines Eigensinns, worinn er Ruhm sucht. Bloß die Begierde gelobt, bewundert, bedauert, belacht, unvergesslich oder nachgeahmt zu werden, verrichtet bey vielen, was in den Augenblicken des Todes nur bey den allerwenigsten

wenigsten Tugend, ein reines Gewissen und Religion bewerkstelligt. Die wahre Kunst, großmüthig zu sterben, welche, ohne alle äußerliche Kennzeichen, nur in der Ueberzeugung besteht, wohl gelebt zu haben, ist eben so selten, als selten die Leute sind, die mit dieser Ueberzeugung aus der Welt gehen.

Jedoch ich bin zu dergleichen Betrachtungen nicht berufen. Wenn ich die Kunst, großmüthig zu sterben, mit medicinischen Augen betrachte, so muß ich gestehen, daß sie mir sehr erbärmlich vorkomme, und daß ich überhaupt zweifle, ob ein Mensch mit Ueberlegung den Entschluß im voraus fassen könne, auf eine gewisse Weise zu sterben. Ich weiß wol, was Epaminondas sagte, als er gefragt wurde: ob Chabrias, Iphicrates, oder er selbst, die meiste Hochachtung verdiente? Ehe dieses entschieden werden kann, sagte er, muß man uns erst sterben sehn. Es scheint in der That, als hätte Epaminondas schon damals den edlen Tod im Sinne gehabt, welchen er hernach starb, als er sich den tödtlichen Stahl nicht eher aus der Wunde ziehen ließ, um nicht früher zu sterben, als bis er vernommen hatte, daß seine Völker den Sieg erfochten hätten; worauf er den wohlersonnenen Gegensatz sagte, der ihm so viel Ehre macht: „Hier endigt sich mein Leben nicht. Epaminondas wird erst gebohren, da er mit so viel Ehre stirbt.“ Inzwischen leidet die Antwort des großen Mannes noch eine andre Deutung; und man kan sagen, daß die Vorzüge der Menschen überhaupt nicht eher, als mit ihrem Tode, entschieden werden können, ohne diese Entscheidung bloß in die mißlichen Augenblicke zu setzen, deren die größte Seele zuweilen nicht mächtig werden kann. Wer die Natur des Todes betrachtet, der wird gewiß nie die Art zu Sterben eines Menschen zum Maasstabe seines Charakters machen.

Wie wenige Menschen können auf den freyen Gebrauch einer heitern Vernunft bis in ihre letzten Augenblicke hoffen? und wie kann gleichwol ohne denselben ein Entschluß, auf gewisse Weise zu sterben, ausgeführt werden? Der größte

Weise, der unerschrockenste Held, der lustigste Bonsmots-
macher kann in einem hitzigen Fieber albern, feige und klä-
glich verschleiden; und wenn auch gleich kein Delirium die
letzten Entschlüsse der Kranken verbrudelt, so ist doch der
Zustand der Seele im Sterben gar selten so beschaffen, daß
sie zu ordentlichen und an einander hangenden Betrachtun-
gen geschickt wäre. Gemeiniglich ist sie alsdann in einem
eben so verworrenen Zustande, als der Körper; und es ge-
schieht nur bey sehr plötzlichen Todesfällen und bey einigen
auszehrenden Krankheiten, daß sie bis auf den letzten Au-
genblick in ihrem natürlichen Zustande bleibt. In manchen
Krankheiten erhebt sich zuweilen zuletzt die Vernunft noch
plötzlich, wie ein verlöschendes Licht, ehe sie völlig vergeht;
und man hat Beispiele von Leuten, welche zeitlebens dumm
und albern, und kurz vor ihrem Tode gelehrt und klug ge-
worden sind. Man hat Ursache, diese schnelle Klugheit für
ein wahres Delirium zu halten, welches die Menschen oft
klüger macht, als sie von Natur sind. In diesem Zustan-
de kann man nicht sagen, daß die Art zu sterben, sie sey
auch noch so einnehmend, edel sey, weil sie aufhört eine
willkührliche Handlung und ein Entschluß zu seyn, sobald
man delirirt. Bey plötzlichen Todesfällen wird die Seele
überrascht; und hier ist es ein blosser Zufall, wenn sie der
Tod in erhabenen, oder niedrigen, oder häuslichen, oder
zärtlichen Gedanken verwickelt antrifft. Der Herr von
Canitz starb, als er eben am Fenster stand, und die aufge-
hende Sonne mit Vergnügen betrachtete, und ihre Pracht
mit der Majestät der himmlischen Herrlichkeit verglich. Mir
deucht, man gehe zu weit, wenn man seine Todesart unter
die großmüthigen zählt, obgleich aus seinem ganzen Cha-
rakter erhellt, daß er alles besessen habe, was hierzu erfor-
dert wird. In dieser Absicht läßt es sich entschuldigen, eine
zweideutige Handlung eines Sterbenden zu loben, wenn
sie der Beschluß eines edlen Lebenslaufs ist; so wie man den
Herrn von Voltaire entschuldigt, daß er die letzte Hand-
lung des Königs von Navarra, Anton von Bourbon,
die an sich nicht critiquirt werden mußte, verächtlich
schil-

schildert, weil sie der Beschluß eines unrühmlichen Le-
bens war.

Ami François, le Prince ci gissant

Vecût sans gloire, & mourut en pissant.

Ein sehr schmerzhafter Todt kann ebenfalls bey der edel-
sten Seele die Großmuth im Sterben hindern. Der un-
bändige Schmerz betäubt öfters die Seele dergestalt, daß
ihr dadurch aller Gebrauch der Vernunft und des Willkührs
entzogen wird. Es giebt einige strenge Sittenlehrer, wel-
che den Menschen die Verbindlichkeit auflegen, sich in dies-
sem Zustande dennoch zu fassen, und abstracte Betrachtun-
gen anzustellen; und es ist wahr, daß sich ein großer Geist
in der Art, wie er die Schmerzen erträgt, von einer schwach-
en Seele unendlich unterscheide. Die Stoicker, die
Märtyrer, und andre tapfre Seelen, geben uns Beispiele
von fast unglaublichen Siegen über die Natur, wenn man
nur einmal fest entschlossen ist, ihr nicht zu weichen. Dem
aber ungeachtet muß man sich sehr hüten, weder diese Stand-
haftigkeit jederzeit für eine wahre Tugend, noch den Man-
gel derselben für ein Zeichen einer kleinen Seele zu halten.
Maundrell versichert, daß die Mißethäter, welche ge-
spießt worden sind, zuweilen auf ihren Pfählen noch die
gleichgültigsten Dinge reden, und trinken und Taback rau-
chen. Die Froquesen beweisen eben dieselbe Unempfindlich-
keit, bloß um ihren Weinigern nicht das Vergnügen zu ma-
chen, daß sie sähen, wie viel sie leiden. Es kann zuweilen
der tugendhafteste Mann, den keine Leidenschaft und kein
Vorjahr spornet, sich unempfindlich zu stellen, unter der Last
seiner Schmerzen schier erliegen. Er kann davon bis zur
Kleinmüthigkeit gebracht werden; und man kann dem un-
geachtet behaupten, daß er tausendmal edler stirbt, als ein
unempfindlicher oder hartnäckiger Mißethäter. Man muß
der Menschlichkeit etwas nachgeben. Wir sind nicht alle
so stark gebohren, daß wir, ohne eine Miene zu verändern,
unserm Gefühle den Schmerz ablegen können, der es im
Tode noch martert; und noch viel weniger ist es zuweilen
dem

dem tapfersten Manne möglich, sein Gemüth zu sammeln, ruhige Betrachtungen anzustellen, die Angst zu überwinden, und sinnreiche Sprüche zu reden, wenn der heftigste Schmerz seine ganze Sinnlichkeit aufwiegelt, und das gekränkte Herz in den grausamsten Tod hineinjagt.

Selbst die moralischen, politischen und ökonomischen Umstände, die sich zuweilen bey dem Sterben eines großen Mannes vereinigen, können ihm seine Gelassenheit stören, und er kann dadurch größer seyn, daß er sie empfindet, als wenn er sie entweder vergäße, oder zu vergessen schiene. Das Elend einer geliebten Familie, die durch sein Scheiden unglücklich gemacht wird, kann sein Herz so tief verwunden, daß es sich in diesen letzten betäubten Augenblicken unmöglich wieder erholen und aufrichten kann. Der Stolz, der Eitle, der sich verspricht, großmüthig zu sterben, müßte sich erst die Umstände offenbaren lassen, in welchen er scheiden wird; und vielleicht würde er dann finden, daß ihn in diesen Umständen ein kleinmüthiger Tod gar nicht erniedrigen würde. Zudem, wie weiß er, was in jenen schwarzen Stunden sein Gewissen reden, und wo seine Person bleiben wird, wenn nur die Sachen selbst noch übrig sind?

Nam veræ voces tum demum pectore ab imo
Eiciuntur & eripitur persona, manet res.

Lucret.

In der Schrift, welche Herr Jacobi, einer der liebenswürdigsten Schriftsteller unsrer Zeit, über die herrschende Methode, großmüthig zu sterben, geschrieben hat, lesen wir ein Beyspiel, woraus erhellet, daß die Rechtschaffenheit des Herzens, mit aller Hülfe der Religion verbunden, dennoch unvermögend gewesen sey, das Gemüth eines sterbenden Mannes aufzurichten, der, bey einer niedergeschlagenen Gemüthsart, die Bisse eines verletzten Gewissens nur allzu lebhaft fühlte.

Ich halte überhaupt keine Art zu sterben, die affectirt wird, für so edel, als eine andre von gleicher Art, die ein Werk der Natur ist; denn sind sie beyde edel, so ist gewiß der

der Grund der letztern edler. Wenn die Arten zu sterben einander entgegen gesetzt werden, so kann eine affectirte, die edel, heroisch, gelassen und äußerlich christlich ist, vor dem entgegengesetzten natürlichen zwar in vielen Absichten den Vorzug verdienen. Allein, sie rechtfertigt und entscheidet nicht den Charakter des Sterbenden; da doch dieses der Zweck der Affectation ist. Ein ungekünstelter Tod hingegen rechtfertigt und entscheidet ihn; und dieser Tod ist eben so edel oder unedel, als das vorhergegangene Leben, wofern die Seele bis in ihre letzte Nacht hinein heiter bleibt, und frey wirken kann. Es kann also nur ein sträflicher Charakter dabey Gefahr laufen, wenn er im voraus um die Art und Weise, wie er sterben wird, unbekümmert bleibt; und dieses kann vielleicht die herrschende Sucht, affectirt zu sterben, am leichtesten wieder vertreiben. Wie groß ist ein Mann in meinem Augen, der sagen kann, er bekümmere sich nicht darum, auf welche Weise er sterben würde, außer nur, wenn seiner Seele bey dem Sterben die Kraft, frey und natürlich zu handeln, genommen würde! Wie seltsam klinge es hingegen, wenn wir Leute, die uns ihren Charakter anpreisen wollen, sagen hören: ich will gewiß nicht klein, nicht klagend, nicht traurig, nicht sorgend, nicht furchtsam sterben; ich will beweisen, daß ich edel, groß, gleichgültig, beherzt und tapfer sterben, und daß ich resigniren kann, wann ich muß! Kein Mensch kann dieses mit so viel Erbarmen und Verachtung anhören, als ein Arzt, der so oft ein Zeuge der letzten Handlungen solcher großer Leute seyn muß, und der diesen im Unsinne, jenen wüthend vor Schmerzen, diesen in schwarzer Galle erstickt, jenen durch die Abwechselungen seiner Krankheit unschlüssig und läunisch, und endlich dessen Seele ganz frey wirken kann, wenn alles gut geht, so wie Tiberium sterben sieht, der seine Verstellung bis in den Tod fortsetzte, und dadurch doch niemanden seinen Charakter verbarg.

Der Herr von Voltaire ist weit davon entfernt, diese Unempfindlichkeit im Sterben für das Kennzeichen einer großmüthigen Seele zu halten. Er läßt in seinem Ingenium die

die schöne und unglückliche St. Yves in der zärtlichsten Schwermuth scheiden: „Sie nahm keine eitle Standhaftig; keit an, und wußte nichts davon, sich den elenden Ruhm bey einigen Nachbarn zu erwerben, daß sie mit Muth gestorben sey. Wer kann in seinem zwanzigsten Jahre seinen Liebhaber, sein Leben, und das, was man Ehre nennt, ohne Kummer und Schmerzen verlieren. Sie fühlte ihren schrecklichen Zustand in seiner ganzen Größe, ihre Worte und diese sterbende Blicke, die so nachdrücklich reden, waren Zeugen davon, und sie weinte mit den Uebri; gen, in den Augenblicken, da sie Kräfte genug zum We; nigen hatte. Andre mögen den prächtigen Tod derer loben, die mit Unempfindlichkeit in die Vernichtung gehen. Dieses ist das Schicksal aller Thiere. Wir wollen nicht wie diese sterben, außer wenn das Alter, oder eine Krankheit unsre Sinne unempfindlich und uns ihnen gleich macht. Ein jeder, der einen wichtigen Verlust leidet, empfindet darüber Bekümmerniß; wenn er sie erstickt, so ist er noch in den Armen des Todes eitel.“

Wer mein heutiges Blatt nicht für recht medicinisch halten sollte, der muß wissen, daß ich die Mode, affectirt zu sterben, unter die Gemüthskrankheiten der Leute von Stande zähle.



Mein Herr Arzt,

Sie scheinen sehr darauf zu dringen, daß man sich keinem Arzte anvertrauen soll, der nicht studirt hat. Gleichwol wollen Sie selbst und mit Ihnen viele ihrer angesehensten Amtsbrüder alle Menschen, und besonders die ungelehrten und einfältigen zu Aerzten machen. Wenn dieß ohne Nachtheil des Publici geschehen kan; so muß man auch sicherlich manche ungelehrte Aerzte mit Zuversicht und Fortgange gebrauchen können, und vielleicht wäre es gut, daß alle Landärzte gar nichts von der Gelehrsamkeit wüßten, und mit einer gesunden Vernunft und practischen Uebung die Krankheiten, nach den ihnen von gelehrten Aerzten vorgeschriebenen Regeln und Arzneyen, eben so Handwerksmäßig curirten, wie man sehr gut rechnen, bauen, Feldermessen, Calendermachen und Gläser schleifen, ohne die Messkunst zu verstehen, das Land bauen, ohne die

Natur;

Naturlehre zu wissen, ohne Sternkunde schiffen, und ohne Homilie ruhrend reden kann. Ich bin ein Pfscher, und erröthe nicht, es zu gestehen: aber ich bin kein schädlicher Mensch, weil ich nach den Vorschriften guter Aerzte curire, und Fälle gar wohl zu unterscheiden gelernt habe. Ich habe nicht studirt, und weiß weder lateinisch, noch griechisch, weder Zergliederungskunst, noch Krankenlehre: aber ich bin darum doch nicht dumm. Sagen Sie mir: wird man durch das Studiren klug, oder nur gelehrt? Unmöglich jenes. Ist aber ein gelehrter dummer Teufel wohl zu etwas tauglich, wozu eine gute Vernunft erfordert wird? Die Universitäten sind es also, die die Kunst verderblich und lächerlich machen: denn sie geben uns Aerzte, welche wenn es gut geht, die medicinische Gelehrsamkeit wissen: aber kein Mensch untersucht, ob diese gelehrten Leute auch gesunde Vernunft haben. Dies ist ein heilloses Verfahren. Man könnte einen, der im Examen besteht, privilegiren, die Kunst andre wieder zu lehren: aber zur Praxis sollte niemand berechtiget werden, der nicht von Natur scharfsinnig, nachdenkend, zum beobachten geschickt, und von seiner Beurtheilungskraft wäre. Unstreitig wird dieses zu einer glücklichen Praxis weit notwendiger erfordert, als die medicinische Gelehrsamkeit. Ist beydes beyfammen; ey nun, das giebt einen Boerhaave, einen van Swieten, einen Tissot; aber man muß auch Leute für die kleinen Städte und Dörfer haben. Die meisten studirten Aerzte sind elende Practici und schädliche Leute. Man lege das thörichte Vorurtheil ab, daß alle Aerzte studirt haben sollen. Man gebe Leuten von den obangeführten Qualitäten einen Tissotischen, Roseenschen, oder andern ganz simplen medicinischen Unterricht, examinire sie darauf, und laße sie ungehindert practiciren, wo sie wollen. Ich bin versichert, daß hierbey mehr Glück für das Volk seyn würde, als bey dem isigen Zustande der Praxis. Ueberlegen Sie es!



Hundert vier und sechszigstes Stück.

von Hagedorn.

Der Thorheit unverjährte Rechte
Erstrecken sich auf jedes Haupt.
Es ist im menschlichen Geschlechte
Ihr Anhang größer, als man glaubt.

Bei einem Gastmahle der Götter im Himmel fing Jupiter, seiner Gewohnheit nach, an, von seinen Lieblingen auf Erden, den Menschen, zu reden. Mir deucht, sagte er, daß sie ist erst recht ausleben. Sie empfinden viel feiner, und ihr Geschmack am Schönen wird immer wollüstiger. Ich liebe die Geschöpfe am meisten, die sich am besten vergnügen! Bacchus, Venus und Apollo stimmten dem Jupiter alsobald bey. Mars gestund selbst, daß sich die Menschen ist nach viel höhern Grundätzen und mit viel feinerem Geschmacke die Hälse brächen, als jemals; und Neptun äußerte ebenfalls einige Hoffnung, daß sich die Anzahl zärtlicher Herzen unter den Seehelden bald vermehren würde. Mercur war der einzige, der etwas einzuwenden hatte. Ihr Götter hier oben, sprach er, betrachtet die Menschen nur obenhin und von außen; ich aber, der ich täglich bey ihnen einkehre, kenne sie näher, und muß euch gestehen, daß ich ganz anderer Meinung sey. Ihre feinem Wollüste verkürzen ihnen das Leben, und machen sie kränklicher und schwächer, als jemals. Nie sind die Krankheiten unter ihnen allgemeiner gewesen; und ich kann noch nicht entdecken, ob dieses eine Ursache, oder eine Folge von dem sey, daß ist der ganze Erdboden von Ärzten wimmelt. So viel ist gewiß, daß diese Ärzte wenig wider die Krankheiten ausrichten, und daß die Menschen selbst

fast

fast durchgängig glauben, daß das ganze Unglück an ihren Ärzten, die sehr unwissend, und an uns läge, die wir so übel gegen sie gesinnt wären, daß wir an ihren Plagen ein Vergnügen fänden.

Diese Rede betrübte den Jovis ungemein, besonders, als Mercur bey seinem Gewissen betheuerte, daß sie sein ganzer Ernst wäre, und daß er, wenn es so fortwährte, den Untergang des ganzen Geschlechts befürchtete. Jupiter beschwor ihn, seine Meinung zu sagen, wie diesem Uebel zu steuern wäre? Durch nichts, antwortete Mercur, als dadurch, daß du dein Geschlecht zur vorigen Einfalt seiner Sitten und Lebensart wieder zurückkehren lässest. Entzeuch den Menschen die Waaren der Ueppigkeit und die feinen Wollüste, die sie schwach machen und verzärteln. Räume ihnen nur Wälder und Wüsteneyen ein, wo sie das Land bauen müssen, wenn sie nicht Hungers sterben wollen. Dies wird ihre Wollüste, ihre Ausschweifungen, ihre Krankheiten und ihre Ärzte vermindern, und so ist ihnen bald wieder geholfen. Sie reden ist öffentlich wider deine Einrichtung der Welt, o Jupiter, und finden nichts ungerechter, als dein Verfahren gegen sie. Dies thaten sie noch nicht, als sie in Wäldern wohnten. Nie haben sie uns treuherziger verehret, als damals; und nie haben sie uns mehr gelästert, als ist.

Was? sagte Jupiter unwillig, soll ich die Menschen elender machen, um sie zu beglücken? Soll ich ihnen die wenigen Vergnügungen auch noch entziehen, die ihnen ihr Leben versüßen, und die eigentlich ihr Leben sind? Meynst du, daß ich meine Freude an Bären habe, und daß es mir Ehre brächte, die Menschen durch eine solche unwürdige Verwandlung von ihrem Elende zu befreien? Nein, fuhr er fort, du hast nur unsinnige und boshafte Anschläge im Kopfe, wie man sie von einem so verschmihten Gotte vermuthen kann. Ich glaube vielmehr, daß die Menschen vielleicht Recht haben, wenn sie den Ärzten die Schuld geben. Ich bemerke, daß die meisten, welche zu dieser Zunft gehören, sehr unwissend sind, und daß sie die Kunst zu curiren bloß treiben,

um

um sich zu bereichern, ohne sich Mühe zu geben, die Menschen in den wahren Grundsätzen der Gesundheit zu unterrichten, sie von ihrer Blindheit zu befreien, und sie in ihren Krankheiten gehörig zu schonen und abzuwarten. Nach verschiedenem Wortwechsel ward endlich beschlossen, daß Apollo, der Gott der Ärzte, sich selbst eine Zeitlang, in der Gestalt eines Arztes, unter den Menschen aufhalten, sie nach den Gründen einer vernünftigen Heilungskunst aufs beste pflegen und abwarten, und ihnen zugleich alle Vortheile der Kunst, sich zu erhalten, zeigen sollte. Aus diesem Versuche, sagte Zeus, wird man abnehmen, woran der Fehler liege; doch will ich nicht, daß du den Menschen ihre Vergnügungen verbiest. Sie werden dieselben nie entbehren wollen; und wenn sie nur weise und treue Ärzte haben, so werden die bald das ärgste, was sie sich dadurch zuziehen, wieder gut machen. Apollo versprach, sein bestes zu thun. Mercur ward ihm, weil er die Gebräuche der Menschen am besten kannte, und die Spezeren verstand, zum Gehülfen mitgegeben, wiewol er durch ein tückisches Lächeln genug zu verstehen gab, wie wenig er sich von dieser Expedition auf Erden versprache. Nach kurzer Zeit erfolgte die Abreise.

Die Götter ließen sich in einer volkreichen Stadt nieder, und Apollo nahm daselbst die Gestalt eines alten ehrwürdigen Arztes an, der eben in der Nacht im Schlafe gestorben war, und dessen Körper er bezog und belebte, ohne daß selbst jemand in seinem Hause das geringste von dieser Verwandlung merken konnte. Da dieser Arzt berühmt gewesen war, und in den vornehmsten Häusern gebraucht wurde, so fanden sich gleich am andern Morgen eine Menge Laquayen in seinem Hause ein, die ihn zu ihren Herrschaften beriefen. Apollo fing an, sein neues Amt zu verwalten. Er kam zuerst in ein Haus, wo ein vornehmer Herr am Podagra krank lag. Mein Herr, redete ihn der Kranke an, ich habe das Podagra, und dies ist kein Wunder, da ich in meiner Jugend viel Ausschweifungen gemacht habe, und dieselben noch täglich fortsetze. Was rathen sie mir? Ich muß Ihnen aber zuvor sagen, daß ich nichts einnehme; denn ich

weiß

weiß wol, daß bey dieser Krankheit die Arzneyen mehr schädlich, als nützlich sind. Apollo, der sich nichts weniger, als dieser Anrede versähe, weil er der Praxis in vornehmen Häusern noch nicht kundig war, gerieth in große Verlegenheit wegen dessen, was er diesem Herrn antworten sollte. Er bildete sich vest ein, daß ihm wirklich daran gelegen wäre, gesund zu werden; daher rief er ihm in den allerbescheidensten Ausdrücken, daß er, wegen seiner zukünftigen Gesundheit, die Ausschweifungen, die er für die Ursachen seiner Krankheit erkenne, gänzlich vermeiden, was aber seinen gegenwärtigen Zustand beträfe, ihn seines Vertrauens würdigen, und versichert seyn sollte, daß er ihm keine andre, als solche Arzney, geben würde, die ihn gründlich und bald wieder herstellen sollte. Der kranke Herr war so gnädig, daß er diese Antwort noch nicht übel nahm. „Großen Dank für die Moräl! erwiederte er. Wenn ich erst seinen grauen Kopf haben werde, mein guter Alter, so soll kein Mädchen und kein Wein mehr in mein Haus kommen. Er weiß wohl, mein Freund, daß wir armen Menschen nicht eher nicht mehr wollen, als bis wir nicht mehr können. Dies sey also meine Sorge! Hingegen muß er wissen, ob für mein gegenwärtiges Uebel ein guter Rath sey, oder nicht? Er hat Renommee und mein Vertrauen — sans Complimens! Aber ich muß ihm sagen: es ist keine Kunst, das Podagra zu vertreiben. Wenigstens muß mans sechs Wochen haben; und das ist ein Psüscher, wie Er weiß, ders früher vertreibt. Nur ist der Henker, daß es so weh thut. Dafür muß ich etwas haben; nur keine Arzney. Es muß etwas aus der Diät seyn. Ich will lieber crepiren, als Arzney einnehmen. Diät aber kann ich halten, wie ein Heiliger. So und so...“ Er erzählte seine ganze Lebensordnung in der Krankheit, und Apollo fand sie unverbesserlich, bis auf die Leidenschaften, von welchen er sich aber nun nichts mehr zu sagen getraute. Nie ist ein Gott übler daran gewesen, als Apollo bey diesem Herrn war. Er wußte die Worte nicht behutsam genug auszulesen, um zu verstehen zu geben, daß er außer Stande

sey.

sey, einem Manne etwas zu rathen, der noch sechs Wochen krank seyn wollte, ohne Arzney zu gebrauchen, und dessen Diät so weit gut war, als er Lust hatte, sie zu halten. Nachdem er es endlich gesagt, versicherte ihn der Herr, daß er mit seiner Vorsicht zufrieden wäre, weil er ihm nichts verordnet hätte, und daß er seine sechs Wochen geduldig halten wollte. Beym Weggehen rufte er ihm noch nach: Sie kommen doch heut Nachmittage wieder? Ich beschwöre Sie! Nicht zu spät. Der Gott zuckte die Achseln, und gieng.

Er kam zu einem andern Herrn, der eben angekleidet worden war, um den Mittag bey einem gewissen Fürsten zu speisen. Ihre Tropfen sind Quark! redete er ihn an; ich habe gestern mein Fieber doch wieder gehabt, und dies ist schon das zweytemal. Kommt es morgen wieder, so werde ich ungeduldig, das sage ich Ihnen. Apollo, der, als ein Gott, leicht errieth, daß dieser Herr sein Fieber von einer Ueberladung des Magens bekommen, und daß ihm der alte Arzt ein strenges Fasten auferlegt, auch ihn bedeutet hatte, daß er nach seinem Gewissen nicht im Stande wäre, ihm das Fieber eher zu vertreiben, als bis sein Leib hierzu hinlänglich gereinigt und vorbereitet wäre, bat diesen Herrn inständigst, daß er ihn nicht zwingen möchte, das Fieber zu bald zu vertreiben, und daß er sich bey der Tafel des Fürsten im Speisen und Trinken schonen möchte. Die Arzney, fuhr er fort, hat ihre Wirkung sehr wohl gethan. Allein, das Fieber konnte und sollte sie nicht vertreiben. Wosern aber Eure Gnaden nur diesen Tag sich nicht von neuem überladen, so werde ich im Stande seyn, sie nächstens von ihrem Fieber zu befreien. Was, versetzte der Herr, soll ich heute noch nicht essen und trinken? Wenn ich so wollte, mein Freund, so kann ich das Fieber wol ohne Sie los werden. Mein Kutscher und mein Laquay haben beyde das Fieber veressen. Dies will ich heut auch versuchen, und Sie müssen mir dafür stehen, daß es mir keinen Schaden thut. Der himmlische Arzt mochte einwenden, was er wollte. Er ward bedeutet, daß er verordnen könnte, so viel ihm beliebte; daß man nach Untdanken davon einnehmen, in der

Diät

Diät aber nicht gezwungen seyn wollte; und daß das Fieber morgen aussen bleiben müßte, oder auch er.

O Himmel! seufzte Apollo, welch eine Praxis auf Erden! Unterdessen hielt sein Wagen vor einer andern Thür stille; und hier erwartete ihn ein wohlgekleidetes Frauenzimmer, die über Vapeurs klagte. „Mein süßer Doktor, redete sie ihn an, „ich habe Vapeurs. Es ist eine recht „elende Sache mit den Vapeurs! Ich habe wol eher fürstliche Damen gesehen, die kaum so viel davon ausgestanden „haben, als ich. Ihre Durchl. : : : klagten immer, daß „es sie bald hier, bald da stäche; und da sticht michs eben „auch, gerade auf den Stellen, als ob wir von einerley „Stande wären. Manchmal hatten sies im Kopfe, daß „sie zuweilen auffahren mußten, und sagten: Par Dieu! „giebt mirs nicht einen Stich durch den Kopf! und eben „so mußte ich noch gestern Abend sagen. Ach! ich bitte „Sie, um aller Barmherzigkeit willen! geben Sie mir was „für die Vapeurs! Aber es muß probatum seyn, und daß „ichs mit in Gesellschaft nehmen kann, denn ich bin die wenigste Zeit zu Hause; und denn, daß es ein bischen was „galantes ist, liebster Doktor, wobey sie ihn auf die Backen „klopfte, hören Sies? in einem geschliffenen Gläschen? „auch ein bischen vergoldet? und das gut riecht? Wollen „Sie? So wies Ludwig XIV. in der Tasche trug? und „das auch gut ist, wenn man in Ohnmacht fällt? Man kann „nicht wissen, manchmal giebt's Gelegenheit, daß man nicht „umhin kann! Noch eins, bringen Sies ein wenig unter „die Leute, daß ich Vapeurs habe. Warum? Man darf „sichs ja nicht schämen. Es sind ja, leider! königliche Dämen genug! : : Ach ja! es hat mir schon manche Thräne „gekostet! „

Apollo stand, wie versteinert. Sind Sie wirklich krank? fragte er; Sie sehen, wie die Gesundheit selbst, aus. Was nennen Sie Vapeurs? Wenn Sie sie haben, soll ich ihnen nicht lieber eine gründliche Cur verordnen? Wollten Sie sich nicht innerlicher Arzneyen und Clystiere bedienen? Er that noch mehr dumme Fragen, die man einem alten

Der Arzt VII. Th. Berth. Ausg.

G

Manne

Manne endlich zu Gute halten kann, der ordentlich mit seinem Gewissen herum fährt, Patienten zu besuchen, und sich einbildet, daß alle Leute, die krank sind, krank wären, und curirt seyn wollten. Allein, dies Frauenzimmer war nicht so billig. Sie sah eben, da der Alte ausgeredet hatte, einen jungen Marktschreyer mit einem vergoldeten Wagen und Kleide vorbeysfahren. Gleich ließ sie den Alten stehen, und rufte zum Fenster hinaus, daß er einen Augenblick eintreten möchte. Unter der Zeit, daß dieses geschah, wurde Apoll abgefertigt.

Er kam zu einem vornehmen Kaufmanne, welcher nach wenig Complimenten sagte, daß er bloß seinen Rath vernehmen wollte. Er brachte ein Paquet von 233 Recepten, und sagte, daß er diese Arzneyen binnen 14 Wochen ausgebraucht hätte, aber ohne Wirkung. Der Anfang seiner Krankheit war eine Verstopfung des Leibes von einem Tage und fünfzehn Stunden gewesen. Um dreiviertel habe er eine Abführung eingenommen: hier gieng er zu einem Buche, worinn alle Empfindungen und Wirkungen angeschrieben stunden, die er, von Viertelstunde zu Viertelstunde, diese 14 Wochen lang, bemerkt hatte. Die Abführung hatte ziemlich gewirkt. Man befand aber für gut, eine Magenstärkung nachzugeben, die wieder eine Verstopfung von 25 ein viertel Stunden machte, da man zu einem Breichungspulver schritt, um eine neue Abführung darauf zu setzen. Dieses Pulver ward unglücklicher Weise weggebracht, worauf sich Patient aus Vorsicht zu Bette legte. Das Brechen ward mit einer Arznei gestillt, die Wallung im Blute machte, worauf man sich entschloß, eine Ader zu öffnen. Nach dieser folgte ein kleiner Schweiß mit Jucken auf der Haut, und man nahm gleich dienliche Mittel wider die Schärfe zu Hülfe. So gieng diese Cur 14 Wochen in einem fort, und nun sollte Apollo sagen, was ferner zu gebrauchen wäre? Wie befinden Sie sich ißt, mein Herr, fragte er? Er antwortete mit viel Nachdenken: Zuweilen werden mir die Spitzen an den Fingern ein wenig kalt; manchmal liegen die Augen etwas tiefer, als ißt, im Kopfe; bey dem Spazieren

zieren einiges kaum merkliches kleines Ziehen in den Waden; wandelbare Pulse im Kopfe, doch ohne Schmerzen; die Zunge zuweilen weißlich; Schlaf, Appetit und Kräfte so weit gut; doch einmal besser als das andre, u. s. w. Mein Herr, erwiderte Apollo, Sie sind krank, weil Sie zu gesund seyn wollen. Sehen Sie alle Arzneien bey Seite, und leben Sie ordentlich. Ihre noch übrigen Zufälle verschwinden gewiß von selbst. Wollen Sie sie aber, wie bisher, mit Arzneien vertreiben, so werden Sie sich damit stets neue Zufälle machen. Ueber diese Rede erstaunte der Kranke. Wie, sagte er, läßt man einen Doktor darum kommen, daß er uns sage, daß uns nichts fehle, und daß wir nichts einnehmen sollen? Wenn mir mein Koch, auf die Frage, was ich heut zu essen haben soll? antwortete, daß mich nicht hungere, und daß ich nichts essen sollte; so wüßte ich wol, was ich ihm antworten sollte. Ihnen will ich nur sagen, daß es mir leid thut, Sie bemühet zu haben; es soll aber nie wieder geschehen.

Sind denn in dieser Stadt lauter unsinnige Leute? sagte Apoll bey sich selbst. Ohne Zweifel hat Jupiter nur seine Lust mit mir haben wollen. Aber: Hier trat eben ein junger blühender Mann an seinen Wagen, und bat ihn, einzutreten. Ich habe ihren Wagen mit Schmerzen erwartet, sagte er, ich, meine Frau und Kinder wollten gern einmal eine tüchtige Präservationscur gebrauchen, die uns recht aussetzte; denn es ist Zeit, wir könnens merken. Gut, sagte der Gott, was sind Ihre Beschwerden? Gottlob! keine Beschwerden, versetzte der Mann, das wäre nicht gut, wenn uns etwas schadete. Nein, wir sind vollkommen wohl, es ist bloß aus Vorsicht. Nun, was wollen Sie denn aus Vorsicht thun? fragte Apollo. „Sie müssen brechen, eine recht tüchtige Blutreinigung, und das so ein acht, vierzehn Tage in einem fort, oder den Brunnen, — das wissen Sie ja am besten; soll es nun der Selter, oder Pyrmont seyn? und sollen wir vorher oder nachher Blut lassen? Alles nach Ihrem Belieben, wir lassen uns alles

„gefallen; es mag auch schmecken und angreifen wie es will, das kann nichts schaden.“ Apollo verschwendete eine große Beredsamkeit, um diese Familie zu bedeuten, daß sie mit ihrer Gesundheit fürlieb nehmen, und sich in des Himmels Fügung schicken sollten, der ihnen ist diesen Umstand auferlegte, daß ihnen nichts schade. Es war aber unmöglich, sie von diesem Vorsatz abzubringen, und sie bestunden darauf, daß sie morgen früh alle die Arzneyen abholen lassen wollten, die er ihnen dienlich fände.

Die Ordnung traf nunmehr einen gewissen großen Gelehrten, und wer war froher als Apollo, wie er gleich beim Eintritte bemerkte, daß dieser Mann gesunde Grundsätze hatte. Mein Herr, redete der Kranke ihn an, ich bin sehr schwächlich, und verdaue übel. Um Sie auf den Grund hiervon zu führen, muß ich Ihnen sagen, daß ich den ganzen Tag und die halbe Nacht sitze, und meditare; daß ich schnell esse, und wenig läue, weil mir viel Zähne fehlen; daß ich fast nichts trinke; und daß mir die gröbsten und härtesten Speisen die liebsten sind. Apollo erkundigte sich, ob es nicht möglich wäre, diese Fehler der Lebensordnung zu ändern? Nein, sagte er, ich muß und werde bey dieser Lebensart bleiben, und meine Hoffnung besteht nur auf einer Arzney, die meinem verdorbenen und schwachen Magen zu Hülfe kommt. Sollten Sie im Stande seyn, mir eine solche zu verschaffen? Allerdings erwiederte Apollo, dieses kleinere Uebel wird Sie von ihrem größern befreien. Es muß eine Arzney von der und der Art seyn. Er beschrieb sie ihm. Sie muß die Speisen auflösen, und die Kräfte des Magens und der Gedärme stärken. „Giebt es eine solche Arzney? fragte der Kranke. „Woraus schließen Sie, daß sie derselben? Die Proportion ihrer Mischung? ihre Schwere, ihre Trägheit, ihre Auflösbarkeit, den Grad ihres Zusammenhängens, die Wirkung aller Bestandtheile insbesondre, und dann auch die Wirkung der ganzen Zusammensetzung in Säfte, in feste Massen ohne Struktur, in Fäserchen, die eine Struktur haben, in Fäserchen, die empfinden, in Häute, die

„die empfinden, in einen Magen, in Gedärme? Wissen Sie, wie die Luft, die Wärme, das Wasser, womit die Arzney vermischet wird, der Speichel im Munde, der Saft im Schlunde, der Saft des Magens, der Magendrüse, die Galle und hundert andre Säfte, die Mischung und Wirkung derselben verändern; wie sie nach dieser Vermischung die Gedärme und den Milchsaft verändere; wie sie ins Blut gehe; in welcher Menge; was sie da thue?“, : : Er würde noch diesen Augenblick fragen, wenn Apollo ihn nicht unterbrochen, und sich entschuldigt hätte, daß bey einer so groben Wirkung, als die Arzney bey ihm nur zu verrichten brauchte, keine so feine Einsichten vonnöthen wären. Allein, dieses Wort brachte ihn um allen seinen Credit. Nein, sagte der Patient, mein Herr, Sie haben mit keinem Kinde zu thun! Glauben Sie nicht, daß ich meinen Magen zu den Proben Ihrer Meinungen hergeben werde. Ehe Sie mir dieses alles nicht demonstrieren, kann ich auf Ihre Einsicht kein Vertrauen setzen.

Der Gott machte bey dieser Gelegenheit die Anmerkung, die auf Erden schon längst bekannt ist, daß die gelehrten Narren die trockensten sind, und man wird es bey der Erzählung selbst bemerkt haben. Er besuchte diesen Tag noch einige Gelehrte; aber ich will mich wohl hüten, ihre Reden nachzuerzählen. Einer versicherte ihn, er glaubte von der ganzen Arzneykunst, daß sie nichts anders, als eine Betrügerey wäre, und ließ sich einen Rath für die Würmer geben, den er annahm, weil er sich erinnerte, ihn schon von seiner Großmutter einmal gehört zu haben. Ein anderer machte Einwendungen, daß der Rath des Apollo einer Stelle vom Avicenna widerspräche. Einer verbat sich ein Elixier, weil dieses Plotin einem Weltweisen für unaufrichtig gehalten hätte; und einer nöthigte den Apollo, drey Bogen von seinen Versen anzuhören, ehe er ihm zu wissen that, daß ihm wenig oder nichts fehlen würde, wenn er in seinem Leben nur stets Brodt hätte.

Welch ein Tag! sagte Apollo bey sich selbst, als er seine Krankenbesuche vollendet hatte. Ist es möglich, daß die

Menschen auf Erden so denken? und sind Ärzte möglich, die solche Leute austreten können? Er kehrte mit dem Vor-
 sage nach Hause, sein neues Amt alsobald wieder nieder zu
 legen; denn er getraute sich nicht, am folgenden Tage bey
 allen diesen Personen wieder zu erscheinen, und diese Marter
 noch einmal auszustehen. Mercur, der sich am Morgen
 bey ihm, als ein neuer Laquay, in Dienst begeben hatte,
 erwartete ihn mit Ungeduld, um zu vernehmen, wie viel
 große Dinge er im Dienste Jupiters schon ausgerichtet
 hätte. Kaum waren sie allein beyammen, als er ihn fragte,
 was für Arzneyenmittel er zubereiten, und welchen Unglückli-
 chen er sie überbringen sollte, um ihnen das Leben zu er-
 halten, und die Gesundheit wiederherzustellen? „Sprich,
 „großer Apollo, so redete er ihn an, wer sind die Glück-
 „seligen, welche die göttlichen Kräfte deiner Wundermittel
 „noch heut empfinden sollen? Fühlten die Elenden, die du
 „mit deinem Rathe beglücktest, nicht insgeheim die wunder-
 „thätigen Einflüsse der Gegenwart deiner Gottheit? Ich
 „an meinem Theile, der ich indessen die armen Kranken, die
 „in dein Haus kommen oder senden, abgefertigt habe, bin
 „nicht so glücklich gewesen, einige Spuren meiner göttlichen
 „Kraft an ihnen zu merken. Zwar bin ich nur ein Pfscher,
 „aber doch gleichwol ein göttlicher Pfscher, der unter dem
 „Volke zum wenigsten Ansehen haben sollte. Aber nein. Ein
 „Weib, die vom Reissen krumm und lahm war, gab mir
 „den Wunderbalsam wieder zurück, den sie einnehmen sollte,
 „um wieder gesund zu werden, weil sie nur ein Gliederöl
 „verlangte, um sich damit zu reiben, und sich mit innerlicher
 „Arzney nicht abgeben wollte. Der Mutter eines verdor-
 „reten Kindes widerrieth ich die Mehlspeisen, womit sie es
 „verdarb. Allein, sie sagte, das hätten ihr schon so viele
 „gerathen, sie wollte nur Arzney haben, das Kind äße diese
 „Speisen am liebsten. Ein Kerl forderte ein Brechmittel;
 „und als ichs ihm nicht geben wollte, weil ichs ihm schädlich
 „sah, so gieng er trostlos fort, und sagte, daß ers wol sonst
 „kriegen wollte. Einem mußte ich aus dem Urine sagen,
 „was ihm fehlte. Da ich aber keine Meynung nicht
 „traf,

„traf, so wollte er meinem Rathe nicht folgen. Ein
 „anderer —“

Halt ein, Mercur, sagte Apollo, reize meinen Zorn
 und Unwillen nicht noch mehr. Ich habe heute noch viel
 seltsamere Dinge erfahren, und hierauf erzählte er ihm die
 Geschichte dieses Tages. Mercur lachte aus vollem Halse,
 und sagte: Habe ichs nicht gedacht? Ihr Götter dort oben,
 ihr kennt die Menschen nicht, und mir will niemand glauben,
 der ich täglich bey ihnen bin. Ihr bildet euch ein, sie dar-
 durch glückseliger zu machen, wenn ihr sie in den Maximen
 der Weisheit unterrichtet, und bedenket nicht, daß ihnen
 Jupiter Vernunft genug gegeben hat, um diese Maximen
 selbst zu finden, wenn sie nur beliebten darnach zu leben.
 Allein, dies ist ihre Meynung gar nicht. Wenn wir so
 fortfahren wollen, Apollo, den Menschen nach Treu und
 Glauben und gutem Gewissen zu rathen, und auf den wahr-
 ren Gründen ihres Wohls zu bestehen; so werden wir bald
 alle Patienten verlieren, und niemand wird uns für unsern
 Rath danken. Wer Menschen beglücken will, der muß sich
 nach ihren Vorurtheilen, Irrthümern und Eitelkeiten be-
 quemen. Er muß sie thun lassen, was sie wollen; und wenn
 sie sich hierdurch verderben, so muß er ihnen dieselben keines-
 weges verbieten. Er muß von ihnen vernehmen, wie sie
 curirt seyn wollen, und ihre eigne Weisheit muß ihn erst
 unterrichten, wie er ihnen helfen soll, wenn sie ihn um Rath
 fragen. Verlangen sie ihr Unglück von ihm, so muß ers
 ihnen geben, oder er wird sie verlieren. Ein Arzt auf Er-
 den ist einer Uhr ähnlich, an welcher ein jeder den Zeiger
 auf den Punkt drehet, wohin er weisen soll; und so muß
 er fortgehen, ohne sich darum zu bekümmern, ob er richtig
 geht oder nicht. So seltsam ist der Mensch. Soll ich dir
 rathen, so wollen wirs morgen versuchen, ihn so zu betrü-
 gen, wie er betrogen seyn will. Vielleicht werden so uns-
 re Lehren bey ihm bessern Eingang finden; und du wirst
 sehen, ob dieses der Weg sey, ihm beizukommen.

Apollo besann sich nicht lange. Ich bin vest entschlos-
 sen, sagte er, den Leib dieses alten Arztes in folgender Nacht

wieder zu verlassen, welchen ich nunmehr als die Reliquien eines wahren Märtyrers für die Wohlfahrt der Menschen betrachte. Ich könnte mit aller meiner göttlichen Geduld seine Rolle auf Erden, unter so vielen Thoren, nicht so viel Tage spielen, als er sie Jahre lang, ohne Nutzen, gespielt hat. Er ist nichts anders, als ein Staatslaquay auf Erden gewesen, welcher die Krankheiten der vornehmen Leute verherrlichen mußten. Seine Weisheit war nirgends wohl angebracht, und war auch der Zweck nicht, warum man ihn rufte. Nur daß sein Wagen täglich eine halbe Stunde vor großen Häusern stand, das war die Absicht der Stolzen, die sich ihn hielten. Morgen früh wird man ihn in seinem Bette todt finden, und alle Welt wird sich bald über seinen Verlust trösten. Ich will seinen so viel gemißbrauchten alten Körper nicht länger zur Schau führen. Weist du indessen noch einen andern Weg, die Menschen von ihrem Elende zu befreien, so rede. Ich bin bereit, Jupiters Willen zu thun. Aber hüte dich, mir nichts anzurathen, das meiner Gottheit unanständig sey!

Deiner Gottheit unanständig? erwiderte Mercur. Um Vergebung! so müssen wir morgen nach dem Olympus zurückreisen. Mein Vorschlag wird dir nicht gefallen, so lange du deine Gottheit im Kopfe hast. So wie ich die Menschen kenne, so kann man sie nicht anders beglücken, als daß sie um ihre Irthümer betrogen werden. Allein, wir können eine Vermittelung treffen. Wir wollen als ehrliche Betrüger handeln. Laß uns morgen auf einer Storchers Bühne erscheinen. Bequeme dich nach den Thorheiten der Menschen, und rechne dies mit zu ihrer Cur. Gieb allen, die deine Hülfe verlangen, unter dem Namen der ungereimten Dinge, die sie begehren, die wahren Arzneyen für ihre Bedürfnisse, und überlaß mir, in der Gestalt deines Harlekins, die Sorge, ihren Unsinn zu bessern.

Apoll überlegte die Sache, und entschloß sich, aus wahrer Liebe zu den Menschen, auch diesen Versuch zu thun. Auf sein Nachwort konnte im Augenblicke eine Bühne da stehen. Allein, er erwog eine Schwierigkeit, die ihm sehr wichtig

wichtig zu seyn schien. Mein guter Mercur, sagte er, ich habe auf unsrer Reise in dieses Land bemerkt, daß auf den Grenzen Galgen für die Zigeuner und Landstreicher aufgerichtet waren. Dieser Ort muß also eine weise und wachsame Obrigkeit haben. Nimmermehr wird dieselbe es dulden, daß solche Landstreicher, als wir seyn wollen, auf einem öffentlichen Plage der Stadt auftreten, und das Volk nicht nur offenbarlich bestehlen, sondern ihm auch die Mittel, sich zu ruiniren, in die Hände spielen; daher wird es nöthig seyn, daß du noch heute hingehst, und der Obrigkeit unsre himmlische Sendung und die wahre gute Absicht unsrer Verstellung erklärst.

Das wäre ein Mittel, uns vom Galgen zu befreien, antwortete Mercur, aber zugleich uns ins Zollhaus zu bringen. Wie unwissend bist du, mein guter Apollo. Bleib ein paar Augenblicke allein, ich werde bald wieder bey dir seyn.

Mercur flog, wie der Wind, davon, und kam in einer halben Stunde mit einem beschriebenen Bogen zurück. Hier, sagte er, ist die Erlaubniß des Magistrats; wir können vier Wochen hier auftreten, und unsre Arzneyen verkaufen. Auch soll uns erlaubt seyn, Comödie zu spielen, und uns des Harlekins zu bedienen. Apollo, der seinen Augen kaum traute, that einen tiefen Seufzer. Mercur lachte, und am andern Morgen war der alte Doktor todt, und auf dem Markte stand die Bühne.





Hundert fünf und sechzigstes Stück.

Brem. Beytr.

Ihr, die ihr unbesorgt verschwendet,
Und die Gesundheit selbst auf eure Wollust wendet,
Und euch voll Stolz doch weiser scheint,
Als die durch ihren Fleiß für eure Wohlfahrt sorgen:
Ihr merkt's doch wohl, wen diese Fabel meynt?

Man muß sich den Apollo in einem vergoldeten Kleide, mit einem Ordensbände von Zähnen, mit einer Knotenperücke, und mit einem seidenen Schnüpfstuche vorstellen, wie er in der rechten Hand ein Gläschen, als einen kleinen Commandostab, führet, und durch wiederholtes Häuspern den Tumult der gedruckten Menge, die unter ihm stehet, beherrscht. Hinter ihm guckt aus einer Thür, mit der halben Hand im offenen Rachen, der bunte Harlekin; und rings um die Bühne her stieg alsobald ein frohlockendes Zauchzen und betäubendes Lachen hinauf bis an die Wolken. Der Zulauf ward größer. Der Junge, die Magd und der Bürger schlossen die ersten Kreise zunächst an der Bühne. Der Student, der ins Collegium gehen wollte, blieb stehn, und versäumte die Stunde; der Barbier die Kundschaft; der Procurator den Termin; der Kaufmann die Börse; der Jude die Schule. Endlich erhob der Charlatan seine Stimme, und die ganze Menge ward todtsilbe.

„Mit einer hohen Obrigkeit gnädigen Erlaubniß, trete ich, allerhöchst: höchst: und hochprivilegirter Doktor und Universalarzt, zum allererstenmale hier auf, um den hoch: ansehnlichen Einwohnern dieser Stadt die Wohlthaten meiner vortrefflichen Geheimnisse und Wundercuren aller
„Krank:

„Krankheiten und Gebrechen der Menschen mitzuerheilen. „Hier in diesem Gläschen siehet ein jeder die so längst gesuchte, aber nur von mir allein erfundene Universalmedicin, „welche alle mögliche, vergangene, gegenwärtige und zukünftige Krankheiten aus dem Grunde heilet, wie solches „schon unzählige Kayser, Könige und Fürsten erfahren haben, deren Zeugnisse und Privilegia allhier zu lesen sind. „Er zog hierauf eine Menge Pergamente und Papiere mit großen Siegeln hervor, und gieng damit in einem Triumphe herum, der einem solchen Wunder der Welt wohl anstand.

Ich würde alle seine Reden und Handlungen hier beschreiben, wenn wir nicht oft Gelegenheit hätten, dergleichen Schauspiele selbst zu sehen. Genug, Apollo verkaufte seine Arzneyen in großer Menge, ohne daß jemand von ihm zu wissen verlangte, ob sie sich auch für seine besondern Umstände schickten? und ob sie ihm etwa schädlich seyn könnten? Unterdessen kam hier seine göttliche Wissenschaft allem Unheile weißlich zuvor. Er ergründete den wahren Zustand eines jeden Kranken aus seinen Augen; und sobald er ihm seine Arzney in die Hände gab, verwandelte sie sich in diejenige, die sich für seinen Zustand am besten schickte. Solchergestalt geschah es oft, daß die Arzney in der Hand eines Menschen, der sie bloß aus Neugier, ohne krank zu seyn, versuchen wollte, zu reinem Brunnenwasser; in der Hand eines Kranken, der sich einbildete, die Gicht zu haben, zu einer Magenstärkung; bey dem, der einen Hirnschmerz verlangte, zu einem Carminative; und bey dem, der sich das Fieber vertreiben wollte, zu einer Purganz wurde.

Apollo sah vorher, daß diese Verwandlungen nicht lange verborgen bleiben könnten; deswegen befahl er dem Mercur, einem jeden die wahre Wirkung der Arzneyen vorher zu sagen, und ihn zu bedeuten, daß sie diese Wirkung thun müßte, wenn ihm geholfen werden sollte. Mercur that es. Ein altes Weib forderte ein Glas für Kopfschmerzen. „Sieh hier, sagte Mercur, da hast du was köstliches „für deinen Magen. „Rein, sagte das Weib, hört ihr nicht wohl, Harlekin? ich will etwas für Kopfschmerzen—
„Ganz

„Ganz recht, sagte er, darum mußt du etwas für deinen schwachen Magen haben.“ Ein Vater forderte etwas wider die fallende Sucht seines Kindes. „Nimm hin, sagte Mercur, „das ist vortrefflich für die Würmer.“ Eine Jungfer ließ durch ihr Mädchen ersuchen, um ein Mittelchen für gelbe Haut. „Da hier, sagte Harlekin, meine schöne Empfehlung an deine Geiße, und dies wird schon ihre Natur in Ordnung bringen.“ Einer forderte etwas für seinen verrückten Bruder. „Sieh hier, sagte Mercur, „dies vomirt gut, ich nehme es selbst.“ Alle diese, und noch viel mehr Leute, welche Mercur auf gleiche Weise abfertigte, blieben bey der Thür ganz unwillig stehen, und begehrten zuletzt den Doktor selbst zu sprechen, weil sie wissen wollten, ob ihnen Harlekin die rechte Arznei gegeben hätte? Dieser machte Umstände, und fragte: Ob sie ihn wohl gar für einen Narren hielten, weil sie seinen Reden nicht glauben wollten? „Ich, sagte er zum Volke, ich bin eigentlich der Direktor der Bude, darum spiele ich die Hauptrolle selbst. Den Doktor halte ich nur zum Späße, damit er euch für Narren halte, weil ihr mich dafür haltet. Ich mache die Arznei selbst; ich stehe für die Wirkung; und wenn meine Arzneien das an euch thun, was ich euch davon verspreche, und das werden sie thun, so werden sie auch eure Krankheiten vertreiben, weil diese solche Wirkungen erfordern.“ Dies sagte Mercur, aber umsonst. Man schwur, die Arznei nicht zu nehmen, wenn sie nicht gerade für das hülfte, was man verlangte. Endlich mußte Apoll selbst kommen, und den Streit schlichten. Die Narren, sagte Mercur, wollen die Arznei nicht nehmen, Herr Doktor, wofür sie ihnen hülfte. Ey! sagte Apollo zum Pöbel: „Glauben Sie diesem Gecken doch nicht, meine Herren. Die Arznei ist universell.“ Also hülfte sie nicht für den schwachen Magen? fragte das alte Weib; denn ich will etwas für Kopfschmerzen haben. Also hülfte sie nicht für die Würmer? fragte der Vater des epileptischen Kindes; und so fragten sie alle. „Messieurs, erwiederte Apollo, sie ist universell; und er ist ein Narr.“ Nunmehr gieng der

der Hause vergnügt von dannen; aber Apollo mußte sich vom Mercur insgeheim eine scharfe Moral geben lassen. „Du wirst uns den ganzen Handel verderben, sagte er, wenn du fortfahren willst, so zur Unzeit gewissenhaft zu seyn. Zum Henker! wer fordert von dir Treu und Glauben, und wer sucht einen Mann von Gewissen auf einer Storchbude? Wir sind heute einmal Nichtswürdige und Betrüger; laß uns dies ganz seyn, und nicht nur halb. Ein jeder muß in seiner Profession excelliren. Siehst du nicht, daß alle Käufer stüßig werden, wenn wir ihnen die wahre Wirkung der Arznei sagen? Ist es nicht genug, daß du die Arznei heimlich zu ihrem Besten verwandest? Das ist das höchste, was der Mensch leidet, daß man ihm wider seine Einbildungen Gutes thut, ohne daß ers merkt; und doch ist's noch die Frage, ob ers leiden wird? Aber ihm ins Angesicht ehrlich zu dienen, wenn er betrogen seyn will, das ist wahrlich unverschämt von uns, und wird uns übel genommen.“

Unterdessen daß sich Apollo ausfilzen lassen, und bequemen mußte, trat ein Mann in das Hinterzimmer der Bühne, welchen er sogleich für denjenigen erkannte, der gestern von ihm für sich und seine Frau und Kinder Arzneien zu einer Präservationscur verlangt hatte. Mein Herr, redete er den Doktor an, es ist mir ein Unfall begegnet, daß diese Nacht der Doktor, den ich zu gebrauchen pflegte, gestorben ist, und ich wollte eben für mich und meine Familie etwas zur Präservacion von ihm haben, das recht probatum wäre. Er war sonst auch ein guter Mann, aber nun dünkt mich doch, daß ich zu Ihm wohl so viel Vertrauen habe, wenn Er mich nur nicht zu lange aufhält. „Hier! Hier!“ rufte Mercur, welcher den Doktor, aus Furcht vor seiner Ehrlichkeit, nicht zum Worte kommen lassen wollte: „Hier sind die Universal : Präservations : Frühlings : und Herbst : Aequinoctia, Solstitia & Elixiria; so viel Tropfen; so viel Tage; so viel Personen; so viel Geld.“ Hiermit schob er den Mann, der sehr vergnügt war, zur Thüre hinaus, damit ihm der Handel nicht verderben

dorben würde, wenn Apoll reden sollte. Zu dem Ende sendete er diesen wieder hinaus auf die Bühne, und der Gott der Diebe trieb hinter der Bühne seinen Schleichhandel recht meisterlich.

Apollo war kaum auf der Bühne erschienen, als er den Laquayen desjenigen podagriscen Herrn unter der Menge erblickte, der am vorigen Tage sich alle Arzneien vom alten Doktor verbat, und bloß durch die Diät curirt seyn wollte. Er drang sich zur Bühne, brachte einen höflichen Gruß von seinem Herrn, und erkundigte sich in dessen Namen, ob ein Podagricus die Universalarzneien sicher gebrauchen könnte? Ganz sicher, versetzte der Doktor, und gab ihm einige Flaschen reines Brunnenvasser, wofür ihm eben so viel Louis d'or ausgezahlt wurden. Unterdessen hat, wie man nachher erfahren, die junge Dame, welche ein bißchen was galantes für die Vapeurs verlangt hatte, durch die Hinterthür zum Harlekin geschickt, und ihn ersuchen lassen, ihr ein vergoldetes Fläschchen zu senden. Der Schalk sendete ihr für ihr Geld ein vergoldetes Fläschchen mit Teufelsdreck, und ließ ihr wissen, wenn dieses noch nicht galant genug wäre, so wollte er auch den Teufelsdreck selbst vergolden. Was aber unter allen am wenigsten zu erwarten war, und mir selbst unglaublich scheint, ist dieses, daß noch am Abend in der Dämmerung derjenige große Gelehrte zur Bude kam, welcher am vorigen Tage den Phobus, in der Gestalt des alten Doktors, mit so viel gelehrten Streitsfragen und Schwierigkeiten geängstigt hatte. Dieser Mann, der von niemanden Arznei nehmen wollte, wenn er nicht übermenschlich weise wäre, und schlechterdings alles wußte, ließ sich jetzt vom Harlekin überführen, daß ein Pulver, welches er in seiner Gegenwart zum erstenmale einnehmen mußte, einen gewissen Archäus erquickte, den er im Leibe hatte; daß es den Gasteranax stärkte, und den Rachamalca stimulirte. Mercur merkte bald aus der Vergleichung der Reden dieses Mannes mit der Erzählung, die ihm Apollo am vorigen Abend gemacht hatte, daß er den rechten Fuchs in seiner Falle hatte, und rufte daher den Apollo

Apollo herzu, damit er selbst ein Zeuge von der Erniedrigung dieses schwachen Strolzen seyn möchte. Mercur hatte ihm ein Brechpulver gegeben, welches ihn bald nöthigte, nach Hause zu eilen; und als ihn Apollo über diesen Muthwillen bestrafen wollte, bewies er ihm aus den Schriften der Aerzte, daß einige die Brechmittel für die gründlichste Cur der Phantasten angegeben hätten.

Unterdessen war der Abend da, und die Bühne ward verschlossen. Mercur schleppte zehn große Beutel voll Geld, die diesen Tag eingekommen waren, in die Herberge, und bat den Apollo, ihm zu erlauben, daß er sie bey einem armen Kaufmanne, welcher banquerutt spielen mußte, gegen vierzig Procent ausleihen dürfte, um, wie er sagte, einem seiner armen Schwerverwandten aus der Noth zu helfen. Ein edler Zorn, welcher dem Apollo aus den Augen blitzte, erschreckte den himmlischen Juden, daß er sogleich um Vergebung bat, weil er vergessen hatte, daß er jetzt bey dem ehrlichsten Betrüger auf Erden im Dienste stünde.

Berwegner! sagte Apollo, wie kannst du dich unterstehn, mir den Namen eines Betrügers zu geben? Ist die Rolle, welche wir heut gespielt haben, nicht das letzte Nothmittel, welches uns übrig war, Jupiters wohlthätigen Willen zu vollziehen? Die Menschen sollen von ihrem Verderben gerettet, und von ihrem Elende befreit werden. Du siehst, daß dieses auf keine andre Weise geschehen kann, als wider ihren Willen. Kein Weiser, kein Rechtschaffner, kein wahrer Menschenfreund wird sie mit seinen Lehren beglücken, wenn er sie ihnen so sagt, wie sie sind. Sie müssen auf die Weise glücklich werden, daß man sie die Thoren bleiben läßt, die sie sind, und daß man ihnen ihr Heil, wie sie hier unten reden, über den Kopf nimmt. Ist dieses ein Betrug, so gehört er zur Cur der Phantasten, die man wiederherstellen will, weil man sie liebt. Haben nicht alle die Elenden, die heut zu uns kamen, die besten Mittel empfangen, die ihnen, nach aller Weisheit, dienlich waren? und was liegt daran, da ihnen diese Mittel helfen werden, ob es auf die Weise geschehe, die sie sich in den Kopf gesetzt haben,

haben, oder nicht? O ja! erwiderte Mercur, die Vorversäge deines Schlusses sind richtig; wir müssen die Conclusion erwarten.

Allerdings! antwortete Apollo. Ich kann um deswillen den folgenden Tag kaum erwarten; denn ich bin voller Begierde, alle die Dankfagungen von so viel Menschen zu empfangen, die schon aus den ersten Wirkungen ihrer Arzneien erkennen werden, daß die Kraft einer höhern Weisheit in sie wirke. Ich hingegen, versetzte Mercur, wünschte mich schon diese Nacht in das Schlafzimmer des schlauen Schulfuchses, den ich, noch zum Feyerabend, mit der Kraft der höhern Weisheit meines Brechpulvers beglückete. Er wird ist in voller Arbeit sehn, und ich will werten, daß er mit größerer Begierde den Morgen erwartet, um mich am Galgen hängen zu sehen, als du, um uns vergöttern zu hören. Es ist gut, erwiderte Apollo, in deinem bunten Kleide will ich mit dir nicht disputiren.

Die Nacht vergieng, und die beyden Helden der Bühne zeigten sich in verneuertem Glanze. Nie war Apollo eitler aufs Lob, und nie war Mercur banger vor Unglück gewesen, als diesen Tag. Der Zulauf des Volks war um mehr als die Hälfte geringer, als am vergangnen Tage. Als sich Apollo hierüber zu verwundern schien, antwortete Mercur, der voller Tieffinn und Sorgen da saß, wie gar mancher Harlekin in seinem Hause: O Herr! sie schlafen noch. Endlich kam ein Mann, der gestern die Universalarzney für seinen verrückten Bruder empfangen hatte. Nun, fragte Apollo, wie schlägt die Arznei an bey eurem Bruder? Schlecht! Herr, antwortete er, er hat sich davon wol viermal erbrechen, und es ist eine unglaubliche Menge Schleim von ihm gegangen. Er will ihn ja wol gar um den Hals bringen. Hätte ich dummer Mann nur seinem Harlekin geglaubt, der sagte mirs wol, daß es etwas zu brechen wäre! Dieses Lob machte dem Diebesgotte Muth, so daß er zum Vorscheine kam. Nun Signor, redete er den Mann an, hat sich sein Bruder nicht weidlich gebrochen? Ja wol, Schelm, versetzte der Mann, da du dieses besser wüßtest, als

als dein Herr, warum hast du mir dann das Mordmittel gegeben? Mein Freund, sagte er, dein Bruder wird davon gesund werden, wenn du es ihm noch zwanzig oder drenzigmal gegeben haben wirst. Bist du rasend? versetzte der Mann; meynst du, daß ich zu dir kommen wollte, um ein Brechmittel zu holen, wenn ihm das wieder zur Vernunft helfen könnte? das wollte ich wol in jeder Apotheke bekommen haben; warum giebst du mir nicht ein Mittel, das Verstand macht? Habe ich dich um etwas anders gebeten? Indem er noch redete, kam der Laquan des podagrischen Herrn an die Bühne, und schalt entschlich auf die Betrüger, die seinem Herrn statt einer Arznei, die im Podagra dienlich seyn sollte, einige Flaschen voll Brunnwasser gegeben hätten, die der Herr, zum Beweise, daß sie nichts anders in sich enthalten, in vier und zwanzig Stunden allesamt ausgetrunken, und nicht die geringste Wirkung davon verspürt habe. Mein Freund, sagte Apollo, bedeutet euren Herrn, daß er zeitlebens bey diesem Tränke bleiben, und seine gute Diät auf die beschriebene Weise fortsetzen soll, so wird ihn das Podagra nimmermehr wieder beschwoeren. So? sagte er, dieser Rath ist gut für euch, ihr Betrüger; denn ihr könnt gewiß das Wasser nicht besser verkaufen. Wie? sagte Apollo, ist die Arznei, die eurem Herrn hilft, nicht darum seines Geldes werth, welches er sonst nur zu seinem Ruine verschwendet? Nehmt indessen euer Geld wieder zurück, und laßt von nun an euren Herrn sein Wasser schöpfen, wo er beliebt. Unter vielen Scheltwörtern und Drohungen, die ein Laquan, mit Vollmacht seines Herrn, vortrefflich zu geben weiß, kamen von allen Seiten stets mehrere an, die Bescheid bringen wollten, und aus deren Gesichtern und Reden die Götter bald merken konnten, daß dieser Tag ein herrliches Ende nehmen würde. Niemand war mit den Wirkungen der Arzneien zufrieden. Selbst die, so sich schon augenscheinlich gebessert hatten, wollten doch ihren Gebrauch nicht fortsetzen. Diesem schmeckte sie übel; jenem roch sie eckelhaft; einem gefiel die Farbe, dem andern die Form nicht. Der wollte kein Pulver; jener kei-

nen Krank mehr. Mich, rief einer, hat sie nicht genug angegriffen; ich muß was stärkeres haben. Mich, sagte der andre, würde sie über den Haufen werfen. Der dritte wollte nichts spirituosés; der vierte nichts schwaches und wäſſriges haben; und einer, der wirklich gesund worden war, sagte: Nein, ich kann zu dem Zeuge kein rechtes Vertrauen fassen! Die Wirkungen waren bey den wenigsten so ausgefallen, wie sie es sich eingebildet hatten. Aber keiner glaubte, daß er sich in seiner Meynung geirret haben könnte.

Apollo fieng oft an, unwillig zu werden. Allein, er besänftigte seinen Zorn, so gut er konnte, und machte die besten Vorstellungen. Heute, sagte er, bedenkt doch, daß ich es wissen muß, auf welche Weise, und durch welche Arznei und Wirkung ihr genesen müßt; denn wenn ihr es wüßtet, so kämet ihr ja nicht her, um meinen Rath einzuholen. Es würde euer eignes Unglück seyn, wenn ich euch Sachen gäbe, die das thäten, was ihr aus Unwissenheit fordert und erwartet. Wenigstens würde euch so nicht geholfen werden. Den meisten von euch ist es schon gestern vorhergesagt worden, was die Arznei bey euch wirken würde. Kommt herzu, und bekennt, ob sie nicht diese Wirkungen gethan? und urtheilt hernach, ob ich meine Arznei kenne? und ob ihr euch darauf verlassen dürft, oder nicht? Daß ichs euch nicht allen vorher gesagt habe, liegt daran, weil ihr euch dadurch abschrecken lieſſet, und weil ich euch mit meinen Wohlthaten nicht bekommen konnte, von denen ihr euch ganz andre Folgen verspricht, als sie haben mußten, wenn sie euch nützlich seyn sollten. Glaubet mir, daß mich kein Eigennuz zu eurem Dienste bewegt. Hier ist das Geld, das ihr mir gestern gegeben habt. Ich widme es zu einer öffentlichen Stiftung für kranke Leute in dieser Stadt. Fahrt nur fort, meinen Rath anzunehmen, : : :

Unter diesen Reden ward der Tumult immer größer. Es hatte sich eine solche Menge erboster Leute um die Bühne her versammelt, daß man alle Augenblicke das Aeußerste befürchten mußte. Mercur, welcher seine Geldbeutel alle auf

auf die Bühne hatte schleppen müssen, warnte oft den Apollo, daß es hohe Zeit wäre, sich aus dem Staube zu machen. Dieser setzte seine Vorstellungen unermüdet fort, und sahe die rasende Menge noch immer mit Mitleiden an. Hilf Himmel! rufte er, wie ist euch Menschen zu helfen? Stoſet die Hülfe doch nicht muthwillig von euch, die euch der Himmel selbst durch mich anbieten läßt! Unterdeſſen fing Mercur ein erbärmliches Geschrey an. „Herr! rief er, wir sind verlohren! Das Volk fängt an, von hinten die Bude zu stürmen; dort bringt der Laquay des podagrischen Herrn die Wache; dort kommt das Mädchen mit dem vergoldeten Gläschen; und ach! da kommt auch der Schulsuchs!“, : : :

Als es auf dies Aeußerste gekommen war, entstand am Himmel ein Bliz, dessen Knall durch alle Straßen der Stadt donnerte, und die rasende Menge betäubte. Sogleich zeigten sich Apoll und Mercur in ihrer wahren Gestalt, als Götter. „Unsinnige! sprach der erste: So tobt ihr wider euch selbst, und wider die Gesetze der Weisheit. Ich ward vom Himmel gesandt, euch zu beglücken; aber Weisheit und Liebe vermögen nichts wider eure Thorheit. Ich will kein andres Denkmal meiner Gegenwart bey euch zurücklassen, als was euren Unſinn bey den Göttern entschuldigen kann, wenn ihr wider sie murret, weil ihr nicht glücklich seyd: Dahin entflieht vor ihrer Rache!“,

Ein zweyter Donner beschloß diese Rede. Apoll und Mercur und die Bühne waren verschwunden, und an der Stelle der letztern stand ein Haus, desgleichen in neuern Zeiten der Dechant Swift der Stadt London in seinem letzten Willen vermachte. In einem Saale desselben fand man die Beutel, die auf der Bühne liegen geblieben waren, mit lauterm Golde angefüllt, nebst der Beschrift: Zur Verpflegung der Thoren, die ihr Unglück selbst erzingen, und die Götter tadeln!

Ich lasse die unwürdige Menge in ihrer Erstarrung liegen, um die Geschichte der Reise der Götter zu vollenden. Sie waren in einem Augenblicke beyhm Throne Jupiters.

Mercur war vorwiegend genug, um zuerst zu sprechen; und man nimmt dies im Himmel den Vortheil so wenig übel, als auf Erden. Hier sind wir schon wieder, sprach er, o Jupiter! Es ist gewiß halsbrechende Arbeit, die Menschen zu beglücken; und du, der du alles von hier oben mit angefehen, wirfst an deinen Kindern und uns viel Vergnügen gehabt haben.

Ich bin ergrimmt über sie, antwortete der Donnerer. Allein, meine Liebe zu ihnen behält dennoch immer die Oberhand. Sage mir, Apoll, wie soll ich ihrem Verderben vorbeugen? und was ist mit diesen seltsamen Geschöpfen anzufangen, damit sie sich nicht selbst unglücklich machen?

Jupiter! versetzte Apollo, wenn ich rathen darf, so laß deine Menschen nur lieber so bleiben, wie sie sind. Sie sind glücklich, weil sie sich dafür halten, so lange du ihnen ihre thörichten Einbildungen nicht raubst. Es ist wahr, Viele verkürzen sich ihr Leben durch ihre Wollüste; allein, eben so Viele bevölkern den Erdboden wieder durch eben dieselben. Den Vorstellungen der Weisheit Gehör zu geben, dazu scheinst du sie nicht erschaffen zu haben, wenigstens werfe ich keinen Verdacht auf sie, daß sie es jemals thun werden. Die Krankheiten und Gebrechen, welche sie sich zuziehen, scheinen uns hier oben unerträglicher zu seyn, als sie dort unten sind. Man kanns kaum glauben, was ihnen dies Elend für Vergnügen macht. Viele treiben ihren Stolz damit; Viele süßen sich krank, bloß um das Vergnügen zu haben, dafür gehalten zu werden. Du mußt wissen, daß gewisse Krankheiten auf Erden Moden sind, die auf- und abkommen; und daß viele die Leute vom Stande eben so unterscheiden, wie Ordensbänder und Sterne. Wolltest du diese Uebel vom Erdboden vertilgen, so würde eine große Menge Menschen alles verlieren, was sie unterscheidet, was sie stolz macht, was sie vergnügt, und um deswillen sie alles beginnen. Es müssen daher keine andern Aerzte auf Erden seyn, als die sie schon haben. Diese Leute sind Thorren mit ihnen; und wollten sie dies nicht seyn, so würde es ihnen ergehen, wie mir. Ich tadle den, welcher sagt, daß

sie

sie mit dem Tode ein Bündniß gemacht hätten, und daß sie das Leben der Menschen verkürzten. Nichts ist ungegründeter als dieses. Es scheint vielmehr, daß sie nur mit den Thoren auf Erden ein Bündniß gemacht haben, weil diese nicht aufhören, sie zu gebrauchen, ob sie sie gleich bey allen ihren Thorheiten lassen. Du hast an unserm Beyspiele gesehen, daß unter den Menschen kein Arzt fortkommen kann, der ganz treu und aufrichtig mit ihnen umgehen wollte. Die Aerzte auf Erden wissen viel besser Bescheid mit den Menschen. Ich rede aber von denen, die diesen Charakter auf eine würdige Weise führen; und der Mangel an diesen ist so groß nicht, als mans sagt. Sie übersehen die Schwachheiten ihrer Brüder, und sind ihnen selbst unterworfen. Sie bilden ihren Kranken, wenn sie eigensinnig, eitel, voller Vorurtheile und voll Irthümer sind, alles das ein, was sie am liebsten glauben, und was ihnen keine Gewalt, keine Weisheit, kein Augenschein und keine List würde entreißen können. Nichtsdestoweniger thun sie ihre Schuldigkeit, als ehrliche Leute, und wenden ihre Hülfsmittel so an, daß ihre Kranken, so oft es in ihrem Vermögen steht, genesen, ohne aufzuhören, die vorigen Thoren zu seyn, weil es nicht in ihrem Vermögen steht, sie klüger zu machen, als sie zu seyn belieben. Ich gestehe, daß es ein schwerer Dienst sey, sich so in die Phantasien der Menschen zu schicken. Allein, ich urtheile, daß dieses Leuten viel leichter werden müsse, die zum Geschlechte dieser Phantasten gehören, und mit ihnen von gleichem Geblüte herkommen, als einem Gotte, der nach den Grundsätzen einer reinen Weisheit handelt, die unter den Menschen nicht angebracht werden kann. Für diejenigen Undankbaren auf Erden, die, bey aller ihrer Thorheit, und bey dem Elende, das sie sich nach eignem Belieben selbst zuziehen, dennoch nur allein uns Vorwürfe machen, und deine weisen Einrichtungen tadeln, habe ich auf eine gütige Weise gesorgt. Es ist ihnen ein bequemes Haus eingeräumt worden, und die irdischen Aerzte werden sie bestens verpflegen lassen.

Jupiter ließ sich zwar diesen Vorschlag gefallen; jedoch hoffte er, wie er sagte, die Menschen würden ja wol selbst so vorsichtig seyn, keine andre Aerzte weder zu privilegiren, noch zu gebrauchen, als von deren geprüftem Charakter sie überzeugt wären, daß sie sich der Eitelkeiten, Schwachheiten, Vorurtheile und Irrthümer der Kranken nicht zum Schaden derselben, und nicht zu bösem Betrage bedienen würden. Apollo versicherte, daß hierzu sehr löbliche Anstalten auf Erden vorgekehrt wären; daß man keinen Arzt privilegirte, bevor er nicht seine Wissenschaft öffentlich bewiesen, und seine unverfälschte Treue gegen alle Kranke theuer beschworen hätte; dahingegen eine löbliche Obrigkeit alle unprivilegirte Aerzte, ob sie gleich das Volk gern gebrauchen möchte, aufs schärfste verfolgte, und keinem eine solche gemeinschädliche Pfscherey verstattete. Apollo betheuerte dieses; Jupiter empfand es sehr gnädig, und Mercur gieng davon, und lachte.

§. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

Hundert sechs und sechzigstes Stück.

Gellert.

Verlaß dich nicht auf fremde Mäh,
Such selbst, such aufmerksam, such oft, du findest sie,
Die Wahrheit, lieber Freund, die wir so nöthig haben.

Als Sydenham einstmals gefragt wurde, warum er nicht eben sowol von den Krankheiten des Haupts, als von andern geschrieben hätte? antwortete er so bescheiden, als treuherzig: Weil ich sie noch nicht verstehe. Wenn uns wäre er mit dieser Antwort nimmermehr durchgekommen; denn eben die Sachen, die wir nicht verstehen, sind es, wovon die größten Bücher geschrieben werden. Wo sollten wir in der Welt mit allem weißen Papiere hin, wenn wir

wir von nichts schreiben wollten, als was wir verstehn? und was lernen wir wol endlich, wenn wir am allergelehrtesten geworden sind, als daß wir nichts wissen? Wenn unsere Bücher nur immer dies lehrten, und weiter nichts, so wären sie schon würdig genug, geschrieben und gelesen zu werden; gleichwie der Herr von Saint-Aulas sagt, daß derjenige schon eine große Einsicht besitze, der erkennt, daß er zu nichts geschickt sey. Connoître à quoi l'on est propre, c'est posséder une grande Science, dût-on connoître que l'on n'est propre à rien. Ich habe in meinem 150sten bis 152sten Blättern von einigen Krankheiten des Haupts, nämlich von den Gemüthskrankheiten, nach diesem Grundsatz gehandelt, und mich zu zeigen bemüht, daß wir diese Krankheiten noch bis iht eben so wenig verstehn, als Sydenham, ohne daß wir eben so bescheiden wären, es zu erkennen. Damit ich meinem Versprechen nachkomme, diesen Beweis fortzusetzen, so will ich heute eben dasselbe noch von einigen andern Arten der Gemüthskrankheiten darthun, und ich meyne gar nicht, daß ich damit unbescheidner handle, als wenn ich geradezu meine Unwissenheit bekennete, welche ohnedem von allen Leuten geargwohnt werden muß, die viel schreiben.

In allen Blättern, die ich dieser Materie widme, herrschen die Klagen, daß uns der wahre Sitz der Ursachen der Gemüthskrankheiten verborgen sey; daß wir ihnen zwar bis zum Gehirne, der Werkstatt der Ideen, nachspühren, und die Regeln unsrer Cur dem gemäß einrichten, was wir daselbst finden; daß wir aber eben durch dieses Verfahren gar oft des rechten Wegs verfehlen, und die entferntern Ursachen, die mehrentheils im Unterleibe wohnen, unberührt lassen, da doch dieses gemeiniglich die einzigen sind, die mit Fortgange bestritten werden können; und daß wir endlich mit allen Arzneyen, die unsern scharfsinnigsten Maximen am gemähesten zu seyn scheinen, wider diese Krankheiten das wenigste ausrichten. Wie gewiß dieses von allen Arten der Schwermuth und des völligen Unsinns gete, habe ich im 151sten und 152sten Blatte gewiesen; und eben so gewiß ist

ist es von vielen andern Arten der Gemüthskrankheiten, wie ich eben ist darthun will.

Es giebt verständige Leute, die bloß in einem Kapitel nicht recht gescheide sind, und die man nur nicht unsinnig nennt, ob sie gleich in ihren Fächern alle Privilegia verrückter Leute haben. Blasius Pascal ließ sich beständig an der einen Seite seines Schreibtisches einen Stuhl vorsehen, weil er, seiner Meinung nach, daselbst einen tiefen Abgrund sahe, in welchen er hinein zu stürzen befürchtete. Diese Narrheit wohnte ihm mitten unter dem Studiren bey, und man konnte ihn damals in keinem andern Kapitel für einen Geck halten, als in diesem. Boerhave erzählt verschiedne solche Beyspiele von vernünftigen Thoren. „Ein Mann, der in allen andern Dingen vernünftig war, hielt seine beyden Beine für ein paar Strohwische. „Ein parisischer Rechtsgelehrter, dem man die wichtigsten Dinge anvertrauen konnte, wollte sein Wasser nicht lassen, um die Stadt nicht in einer Sündfluth zu er säufen. Ein andrer ganz vernünftiger Mann glaubte, daß er eine große Geschwulst an seinem Leibe trüge, u. s. w. Boerhave, ein Mann,

vor dem nichts Würdigs lag verborgen,

sah bald ein, daß der Sitz dieser Narrheit nicht in der Vernunft sey, und daher widerrieth er, die Cur bey dem Verstande anzufangen. Vielmehr war es die Einbildungskraft, welche er zu verbessern suchte; und er war überzeugt, daß dieses die Cur der Narrheit vollenden würde. Nichts scheint mir gegründeter zu seyn, als dieses. Wenn unsre Einbildungskraft in Unordnung geräth, so schafft sie sich einige Chimären; und ob sie gleich die Vernunft ruhig neben sich wohnen läßt, so zwingt sie sie doch, diese Chimären zu respectiren, und ihnen nichts aus ihrer Logik entgegen zu setzen. Dieses ist demnach eine ganz andre Krankheit, als die Schwermuth und Verrückung, worinn die Vernunft selbst ihre Grund sähe verläßt, und alle übrige Vermögen der Seele zugleich mit in ihren Ruin zieht. Wenn nur die Einbildungskraft

allein

allein zerrüttet wird, so behält sich die Vernunft noch immer ihre Freyheit vor, und wirkt nach kalten Schlüssen regelmäßig, da unterdessen das wilde Feuer der Einbildungskraft alle ihre Phantasien brandmarkt. Wir haben ein merkwürdiges Beyspiel am Galenus, der einstmals in einer Krankheit phantasirte, und nach den Flocken griff, die ihm, seiner Einbildung nach, in der Luft vor Augen schwebten. Seine Freunde, die um ihn waren, und dieses sahen, sagten zu einander: Unser Freund erhascht Flocken. Galen, der dieses mitten in der Phantasie hörte, antwortete: Greife ich Flocken, so nehmt mich vor der Entzündung des Gehirns in Acht! So sah seine Vernunft im Zustande der Phantasie seinen eignen Zustand ein, und urtheilte von demselben mit Wissenschaft und Gründlichkeit, gleichsam, als ob er nur bloß der Zuschauer eines fremden Kranken wäre, welchen er phantasiren sähe.

Diese Sorte von Leuten, die bey Vernunft phantasiren, sind die eigentlich sogenannten Phantasten, und ihr Fehler ist die verdorbene Einbildungskraft. Man unterscheidet sie billig von den Verrückten, weil sie eben so, wie andre Leute, schließen, und nur wie Gecken phantasiren. Solche Phantasten sind die meisten Hypochondrischen und Hysterischen im höhern Grade ihrer Krankheit, deren würdiger Anführer der Magister Bernd ist, den ich im 25ten Blatte beschrieben habe. In ihrem Gefolge sind die Schwärmer, die Enthusiasten, die Entzückten, die neuen Propheten, die Gespensterseher, Leute, die Aussprachen haben und hören, Mademoiselle Bourignon und die Beseffenen. Von dieser groben Sorte sind noch die kleinen Narren verschieden, die in allen Gesellschaften unter dem Namen von Hasensfüßen erscheinen, und deren Einbildungskraft nur in gewissen Kleinigkeiten seltsam ist, und gleichsam bloß mit einem Auge ein wenig schielt. Ich finde sie nicht der Mühe werth, ihren Zustand zu untersuchen, und sie können damit zufrieden seyn; denn niemand hält sie für krank; sie werden geduldet; sie machen ihr Glück, und werden bewundert.

Die Hauptphantasten sind wirklich krank, und verdienen Mitleiden. Ihre Einbildungskraft ist verdorben; und wenn die Vorstellungen der Einbildungskraft, wie alle andre, im Gehirne gemacht werden, wovider ich nichts einwende, so werden vermuthlich die Berrichtungen desselben bey solchen Menschen gehindert seyn. Wenn wir uns nun hier der fast allgemeinen Art zu schliessen unter den neuern Aerzten überlassen, so müssen wir in der Cur dieses Uebels auf Mittel bedacht seyn, die in das Gehirn wirken, und dessen Zustand unmittelbar verändern. Dieser Schluß, den ich in so vielen neuen Schriften finde, hat meinen Beyfall schon in meinem 150sten bis 152sten Blättern nicht gehabt, und ich stehe heut nochmals wider ihn auf. Wir verkürzen uns selbst den Arm unsrer Hülfe, wenn wir nicht eher, als bey den letzten Folgen der menschlichen Krankheiten, stehn bleiben, und Rath halten; denn er muß in allen Fällen, wo er nur kann, bis an die ersten Quellen derselben reichen, die man gemeinlich, unter dem Namen entfernter Ursachen, blind übersieht. Es ist ein für allemal gewiß, daß wir sehr wenig Arzneyen besitzen, die unmittelbar ins Gehirn wirken; daß wir die Berrichtungen dieses Werkzeugs der Seele schlechterdings nicht kennen; und daß also auch jede Anwendung der besten Arzneyen, die ihm dienen, stets mißlich seyn würde. Wie oft haben die Aerzte wol einen Phantasten auf solche Weise curirt? Geseht, wir wissen, daß die meisten Fehler der Einbildungskraft ihren entfernten Grund im Unterleibe haben; daß dieser das Gehirn in seinen Berrichtungen hindre, und daß dieses befrehet werden werde, sobald dieser Grund aus dem Wege geräumt ist; so eröffnet sich uns sogleich ein neues und weites Feld von viel zuverlässigern Hülffsmitteln, und so curiren wir vielleicht die Phantasten nicht so gelehrt, aber gewisser. Ich kann beweisen, daß der Arzt eines Phantasten immer Ursache finde, sein erstes Augenmerk auf eine im Unterleibe verborgene Ursache der Krankheit zu richten; und daß die meisten Fehler der Einbildungskraft hier ihre Quelle haben, welche der Arzt zuerst verstopfen muß, wenn er kann, um aufs gründlichste zu curiren.

Wer

Wer sich desjenigen erinnert, was ich im 25sten Blatte von der Hypochondrie gesagt habe, der wird es mir fast ohne weitem Beweis glauben, daß eine schlechte Verdauung die Einbildungskraft verderbe. Ich will mich wol hüten, das erwähnte Blatt hier abzuschreiben. Allein ich werde dasselbe bestätigen, wenn ich meinen heutigen Beweis nur nach Nothdurst führe. Es geschieht mit Ueberlegung, daß ich unter meine hypochondrischen Phantasten auch die hysterischen, oder die mit Vapeurs geplagten Frauenzimmer zähle, weil ich diese Krankheit größtentheils aus eben der Quelle herleite, als die Hypochondrie bey Männern, und glaube, daß sie aus einer im Grunde verdorbenen Verdauung entspringe; und daß dasjenige Eingeweide mehrentheils den geringsten Theil daran habe, von welchem die Deutschen dieser dem Frauenzimmer eignen Krankheit den Namen gegeben haben. Was sind das nicht für Märchen, die sie uns von diesem Eingeweide erzählt haben? Man hielt es für ein Thier, das im Leibe herumkröche, und bald zum Halse, bald sonst wo, herauswollte; und alle seltsame Eigenschaften, die man ihm zuschrieb, waren ohne den geringsten Grund ersonnen. Das sinnigste, was von dieser Theorie gedacht werden kann, besteht darinn, daß zuweilen die unordentlichen Blutbewegungen im Unterleibe die Verdauung völlig verderben können, und daß sie solchergestalt die Hypochondrie erzeugen. Dieses kann bey den Mannspersonen durch die unordentlichen Bewegungen auf die gähdene Ader, und bey den andern Geschlechtern durch andre unordentliche Blutbewegungen geschehen. Das heißt, es kann einerley Krankheit im Unterleibe bey verschiedenen Geschlechtern von verschiedenen Ursachen erregt werden. Aber es bleibt demungeachtet einerley Krankheit. Entsteht doch die Hypochondrie bey den Männern selbst von den verschiedensten Ursachen, ohne daß sie dadurch das Wesentliche ihres Charakters verliert. Will man eine Hypochondrie, die von der Vollblütigkeit herrührt, für ein Uebel von einer andern Natur halten, als die von einer übeln Diät entspringt, so kann ichs leiden; aber dann ist keine Krankheit mehr

mehr in der Welt, die Hypochondrie heißen kann. Eben so ist es mit den Vapeurs, welche zuweilen von einem gehinderten Umlaufe des Bluts in einem Eingeweide entstehen können, das Männer nicht haben, oder die sich durch Krämpfe und Empfindungen erzeugen, die diesem Theile eigen sind. Allein, eben diese Vapeurs können von hundert andern Ursachen entstehen, die mit diesem Eingeweide anfänglich keinen Zusammenhang haben. Sie können eben so leicht unordentliche Blutbewegungen und Krämpfe darinn, als Folgen, hervorbringen, ohne daß diese die Ursachen von ihnen sind; und in dieser Aussicht ist die Meynung in der Praxi sehr schädlich, daß die Hypochondrie der Frauenzimmer ursprünglich allezeit eine Krankheit dieses beschuldigten Eingeweides sey, gleichwie es die Meynung seyn würde, daß alle Hypochondrie der Männer von Ausschweifungen der Wollust entspringe, oder in den gülden Adern ihren Sitz habe.

Es sey mir also erlaubt, die Vapeurs der Frauenzimmer unter dem Namen der Hypochondrie mit zu begreifen, und sie an einer Krankheit Theil nehmen zu lassen, welche bisher von vielen den Männern allein zugeschrieben worden ist. Dafür werden meine Leserinnen nicht mehr so viel Bibergeil und Teufelsdreck verschlingen dürfen, als bisher, da man, aus dem obigen vorausgesetzten Irrthume, zu diesen Arzneyen fast die einzige Zuflucht genommen, und wenig von dem allen wider die Vapeurs gebraucht hat, was man hypochondrischen Männern giebt, und was hysterische Frauenzimmer eben so glücklich befreien könnte. Ich setze voraus, daß es mit des Herrn Garcin Beobachtung nicht so gar ernstlich gemeint sey, daß ist in den nördlichen Ländern, da keine Bisamthiere mehr sind, mehr hysterische Weiber als sonst gefunden werden: denn wenn dies seine Richtigkeit hat, so mag die Theorie auffliegen, und so erhalte uns Gott das Bibergeil und den Teufelsdreck.

Willisius hat es schon erkannt, daß diese beyderley Krankheiten im Grunde nur eine sind. Wir wollen seine Beschreibung der Milzsucht und der Vapeurs lesen. „Die Zeichen

„Zeichen der hysterischen Krankheit sind Bewegungen im Unterleibe, wo gleichsam eine Kugel in die Höhe steigt. „Hierauf erfolgt ein Murren, oder Neigung zum Erbrechen. Die Hypochondern werden ausgespannt, es heulet darinn, und dann stoßen Blähungen auf; das Athemholen geschieht ungleich, und ist mehrentheils gehindert; die Luftröhre wird oben zusammengezogen, als ob man ersticken sollte; es erfolgt Schwindel, Verdrehung der Augen, oft Lachen oder Weinen, ungereimtes Geschwätz, manchmal Sprachlosigkeit und Erstarrung, wobey der Puls unmerklich, und das Ansehen leichenhaft wird; ja, es erfolgen zuweilen auch Zuckungen im Gesichte, in den Gliedern, und im ganzen Körper. Die Zufälle dieser Krankheit bey Männern sind Herzdücken; eine große Menge Blähungen, Murren im Leibe, und öfteres Erbrechen; ein Spannen in der linken Seite und unter dem Magen; ein Pochen, Heulen und Murren. Das Herz bebt; die Brust ist beengt; der Athem schwer; und die Ohnmachten setzen zu. Kopfschmerz, Schwindel, Betäubung, Schlaflosigkeit, seltsame Gedanken, Unentschlossenheit, eine verdorbene Einbildungskraft, viel Abscheu und Verdacht, Furcht vor mancherley Krankheiten, eingebildete Besitzungen, Melancholey, Unsinne, allerley wilde Schmerzen, Krämpfe, Erstarrungen, Nachtschweiß, unordentliche Fieberbewegungen, sind die Begleiter dieses Uebels. So beschreibt Willis die hypochondrischen Phantasten beyder Geschlechter, und seine Cur bestreitet er, nur bloß in der Heftigkeit des Anfalls, mit den sinkenden Nervenarzneyen, außerdem aber mit Abführungen und erwärmenden Verdauungsmitteln, mit magenstärkenden Bähungen und Stahlarzneyen. Unstreitig fand dieser berühmte Practicus den Grund der phantastischen Krankheit, der ihn angien, im Unterleibe, und zwar bey Männern und Weibern in einerley Theilen, im Magen und in den Gedärmen. Lasset uns aber auch andre Aerzte lesen.

Purcell erklärte für die Hauptursache der hysterischen Krankheit, „Cruditäten und üble Verdauung, welche, vor dem Anfälle, den Magen beschweren und beunruhigen, in den Gedärmen Heulen und Murmeln verursachen, und hierdurch die Lebensgeister in Unordnung bringen, welches die nächste Ursache der übrigen Zufälle ist; dahin gegen die entfernten Ursachen von Fehlern in der Lebensordnung herrühren.“ Dieses ist fast wörtlich mein System von den Vapeurs. Schon Hippocrates erkannte den eigentlichen Sitz und Thron dieser hysterischen Krankheit, ob er sie gleich von einer Ursache herleitete, welche nur Frauenzimmern eigen ist. „Die Jungfrauen, sagt er, empfinden, bey unordentlichen Blutbewegungen, Aufwallungen gegen das Herz und Zwerchfell, welche von Mattigkeit, Unsinne und Angst begleitet werden. Diese Zufälle, besonders der Unsinne, weichen schwerlich, weil die verkehrte Gegend (des Zwerchfells) ein sehr empfindlicher Ort ist, der mit zu denen vom ersten Range gehört, weshalb auch die Verwundungen desselben tödlich sind.“ Man vergleiche mit diesem allen, was der Herr van Swieten von den Vapeurs sagt. „Wenn ein Frauenzimmer diese ihre Zufälle bekommt, so schwillt öfters der Magen auf, und macht eine unerträgliche Angst, und eine solche Traurigkeit des Gemüths, daß sie ihr eignes Leben hasset. Wenn sich der Krampf stillt, so gehen Blähungen fort, und die Angst hört auf, und das Gemüth wird wieder heiter. Von einer großen Schmach, die eine solche Person erleidet, erzeugen sich sogleich alle diese Zufälle im Körper wieder.“ Wo ist hier der Schauplatz der Vapeurs? und wohin wirkt die Seele, wenn ihre Leiden schaften den Frauenzimmern Vapeurs machen? Ich komme nicht weiter, als bis in die Gegend, wo die Ursachen der Schwermuth und des Unsinnens nisteten, in die Gegend des Magens. Auch der jüngere Herr Pomme zu Montpellier, erklärt in seinem Traité des affections vaporeuses des deux sexes, die Hypochondrie und Vapeurs für einerley Zufälle, und hält sie für Nervenkrankheiten, welche durch eine

eine müßige und wollüstige Lebensart, durch heftige Affekten, unmäßiges Studiren, Weintrinken, Gebrauch des Tabacks, der Chocolate, des Caffee u. s. w. verursacht werden. Anstatt der Arzneyen wider die Krämpfe, des Vibergeills, Bernsteindöls, Camphers und Teufelsdröcks, die er verwirft, bedient er sich zur Cur der Bäder, Clystiere, Dampfbäder von erweichenden Kräutern, flüssiger Nahrungsmittel u. s. w.

Ohne mich länger bey den Vapeurs insbesondre aufzuhalten, will ich nur kürzlich noch ein paar Zeugnisse von Aerzten anführen, die überhaupt der Hypochondrie eben denselben Ursprung zueignen.

Mead versichert, daß diese Krankheit hauptsächlich einen Fehler der Eingeweide des Unterleibes zum Grunde habe, und findet denselben in allen denen, die zur Verdauung der Speisen etwas beitragen. Lighmorus glaubte, daß die Hauptursache der hypochondrischen Zufälle in einem Fehler der Verdauung des Magens bestehe. Ettmüller leitete sie von einer zähen rohen Säure in den Verdauungswegen, und aus dieser alle ihre übrigen Zufälle her. Lower nahm bey hypochondrischen Schwermüthigen eine salzige Feuchtigkeit im Magen an, die ihnen den Hundshunger verursachte, und sich zuweilen auf andre Theile versetzte, und dann viel Schmerzen machte. Pitcairn schrieb, daß bey hypochondrischen Zufällen vor allen Dingen Brechmittel gebraucht werden sollen, weil dadurch der Krankheit ihre Nahrung benommen würde, und dieses der wahrschaffte Grund der ganzen Cur wäre. Der D. Woodward war eben derselben Meynung. Doch genug hiervon. Ich habe vom Sitze der Hypochondrie überhaupt schon ausführlich gehandelt; (25stes Stück) ist kommt es nur darauf an, zu erweisen, daß auch insbesondre die verdorbne Einbildungskraft solcher Leute, wie die Hypochondristen sind, ihren Grund in der verdorbenen Verdauung habe.

Es ist mein ganzer Ernst, wenn ich sage, daß viele Enthusiasten, Schwärmer, Entzückte, Propheten und Bersessene nimmermehr die Thoren seyn würden, die sie sind, wenn

wenn sie fleißig Clystiere gebrauchten, und oft Digestive einnahmen. Verschlottene Blähungen, verhärtete Excremente, Schleim in den Gedärmen, Säure im Magen, und Würmer:

— — Dies sind, dies sind die Sachen,
Die bey uns so manchen Schwärmer machen.

Ich könnte hiervon fast unzählige Beispiele anführen. Borellus erzählt von einem Schullehrer, daß er sich selbst aufs zuverlässigste für den heiligen Geist gehalten, und daß er diese hohe Gedanken fahren lassen, nachdem man ihm die Ader geöffnet, und durch dienliche Purganzen seinen Leib von der schwarzen Galle gereinigt habe. Eine gewisse Frau, die im Gebete die Ansechtungen hatte, daß sie herum gieng, und alle Strohhalme und Federn im Zimmer auslas und zusammentrug, und die allen Leuten, die neue Schuhe anhatten, dieselben sacht abschnallte, und sie an ihre Füße zog, bewies den Sitz ihres Uebels daraus, daß sie nicht anders, als mit dreyfachen Portionen purgirt werden konnte. Viele solcher Phantasten bilden sich ein, daß sie Frösche im Leibe haben; und eine gewisse Frau, die endlich an der Wassersucht starb, konnte auswendig drey Froschköpfe in ihrem Leibe aufs deutlichste fühlen. Warum fällt es diesen Thoren nicht eben so leicht ein, daß sie Würmer im Kopfe hätten? Ihre quackenden Blähungen im Unterleibe verderben ihre Einbildungskraft; denn überhaupt richten sich die Phantasien dieser Thoren nach ihren Empfindungen. Thomas Bartholin erzählt von einem hypochondrischen Studenten, daß er ihm geklaget, wie er den bösen Geist empfinde, der, als ein Wind, von hinten herein käme, und so lange im Leibe herumkröche, bis er in den Kopf komme, und ihn hindre, seine Andacht zu verrichten. Wenn er sich aber zum Gebete wende, so nehme er, durch eben denselben Weg, wodurch er hereingekommen, wieder seinen Abschied. Ehedem hätte er eine ungemeine Freude empfunden, wenn er gebetet und gewacht, so, daß er auch die Engel im Himmel musciren gehört; ist aber nähme seine Gottes-

Gottesfurcht sehr ab, weil er so starken Appetit zum Essen hätte, und der von unten aufsteigende Wind ihm das Gehirn verrückte. Ist die Kugel, welche hysterischen Personen im Leibe in die Höhe steigt, aller Vermuthung nach, nicht eben der böse Geist, der diesen Studenten ängstigte? Er sagte, daß er beständig in seinem Kopfe eine Stimme höre, die ihm seine Gotteslästerung aufzurückte; und fühle, daß er von einer unsichtbaren Faust geschlagen würde; empfinde auch überdem etnen heftlichen Gestank. Wie deutlich gab dieser Phantasi nicht die wahren Ursachen seiner Thorheit an. Aus solchen Beobachtungen haben endlich die aufmerksamsten Aerzte geschlossen, daß man wider die unerhörten Krankheiten von Besessungen und Zaubereyen nur Mittel wider die Würmer, wider den Schleim der Gedärme, und wider die Winde gebrauchen müsse, welche die bösen Geister bald austreiben. Heinrich ab Heer sollte einen gewissen Lord curiren, der in jedem Monate die ersten zehn Tage in der Einsamkeit zubachte, und weder aß noch trank; in den andern zehn Tagen stiers auf der Jagd war, und unmenschlich fraß; und in den dritten zehn Tagen die Musik liebte, und alles verschenkte. Er fieng seine Cur mit einem Purgirmittel und der Brunnencur an, woraus erhellet, von welchem Fehler des Körpers er diesen periodischen Unsinn des Lords herleitete. Weil er aber zu keiner anhaltenden Cur überredet werden konnte, so reisete er ohne Hülfe nach England zurück, und ward völlig verrückt. Die Italiäner, Portugiesen und Spanier, sagt Boerhave, sind bis ins achtzehnte Jahr lebhaft und lustig. Nach dem dreißigsten Jahre aber werden sie alle traurig, mürrisch und melancholisch, und bekommen die Beschwerden der guldnen Ader. Dieses ist die einzige Veränderung im Körper, die Boerhave anführt, und die er mit diesen großen Veränderungen des Gemüths in Verbindung setzt; und wer weiß nicht, daß sie allein hinreichend sey, alle Verdauungskräfte zu verderben, und uns hypochondrisch zu machen? Die seltsame Gemüthsfrankheit, welche man das Heimweh nennt, scheint selbst Der Arzt, VII. Th. Berth. Ausg. I nichts

nichts anders, als eine Folge der Hypochondrie und übler Verdauung zu seyn. Man bemerkt dabey, wie Junker anführt, einen Mangel des Appetits und der Verdauung, und eine Verstopfung des Leibes, welchen abgeholfen werden muß, ehe man Hoffnung haben kann, dergleichen Leute zu curiren. Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Beobachtungen anführen sollte, die diese Theorie augenscheinlich bestätigen.

Wenn ich, wie ich hoffe, annehmen darf, daß sehr mannichfaltige Ursachen die Verdauungskräfte hindern, und die Hypochondrie erzeugen, und daß unter diesen selbst gewisse Gemüthsfehler die Verdauung im Grunde verderben; so wird man die Einwürfe nicht achten dürfen, daß die Phantasten von ganz entgegengesetzten Ursachen, und selbst von Gemüthsorgen und Leidenschaften, in ihr Unglück geleitet werden. Man wird dennoch, um sie wiederherzustellen, die Cur der Hypochondrie nöthig haben, und mit andern Arzneyen viel weniger ausrichten. Eine Dame, die beyrn Bonetus nach einer Lähmung von Erkältung, oft die Phantasien hatte, daß sie gestorben wäre, und die sich darum, als eine Leiche einkleiden ließ, mußte, auf den Rath ihres Arztes, der an ihr keinen Fehler der Verdauung, sondern nur Schlaflosigkeit wahrnahm, ein ganzes Jahr um den zweyten Tag einen Gran, das andre Jahr zween, und das dritte Jahr drey Gran Opium einnehmen; und wie wenig Heil sie durch dieses Mittel gefunden, erhellet daraus, daß sie nach dreyen Jahren dennoch diese seltsame Phantasien noch alle Vierteljahr behalten hat. Man sieht, wie wenig auf diese Mittel zu bauen sey, um sie einer verrückten Einbildungskraft entgegen zu setzen. Noch mehr, eben dergleichen Arzneyen sind es, welche bloß durch ihre Wirkung im Magen vollkommene Phantasten machen können. Dieses beweiset die folgende Beobachtung vortreflich, die ich vom Boerhaave bloß abschreiben will. „Es ist eine unglaubliche, aber wahrhaftige Sache, die eben so gewiß ist, als eine mathematische Demonstration. Ein verständiger Mann hat unter dem Mohnsaamen ein wenig Bilsenkrautsaamen

mit

mitgegessen. Nach wenigen Minuten geräth er in die wunderbarsten und nie erhörten Phantasien. Ein kluger Arzt giebt ihm ein Quentlein Brechsalz; (vitriolum album) er erbricht sich; die Saamenkörner gehn wieder fort, und sind noch unverändert; und im Augenblicke kommen Sinnen und Vernunft wieder. Das Wenige, was von diesen Saamen ins Gehirn gekommen war, hatte diesem Manne sein eignes Bewußtseyn und seine Persönlichkeit entzogen! Das Bilsenkraut wirkt auf ähnliche Weise, wie das Opium, und daß das Opium selbst die seltsamsten Phantasien mache, habe ich schon mehrmalen erzählt. (S. das 41ste und 66ste Stück.) Diese Gifte, sagt Boerhaave, hängen sich im Magen an, und wirken auf eine besondere Weise in das Gehirn. Der stärkste und klügste Mann darf nur ein wenig bekommen, so wird das ganze System seiner Nerven davon untüchtig werden, sobald sie nur den Magen erreicht haben. Schwindel, Ohnmachten, Unsinn, Wuth, Ekel, Durchlauf, schreckliche Verzücungen, Schlagflüsse, und der Tod, sind ihre Folgen, und man kann mit den Brechmitteln nicht schieunig genug zu Hülfe eilen. Acht Knaben, die Schirling gegessen hatten, wurden beängstigt, phantastirten, und erbrachen sich. Ich verordnete ihnen weißen Vitriol, und alle, die sich erbrachen, kamen davon. Gleich nach dem Erbrechen pflegen sie nach und nach wieder zu sich selbst zu kommen: denn das Uebel liegt im Magen, obgleich die Umstände eine Krankheit des Haupts anzuzeigen scheinen. Die Wirkungen der Liebestränke gehören zum Theil hieher, und diese Mittel, die so ausschweifende Phantasien hervorbringen, erfordern zur Cur der Kranken, nach Junkers Rathe, Brechmittel, Purganzen, Magenstärkungen, windtreibende und solche Arzneyen, die die Verdauung befördern. Aus diesen Regeln der Cur, welche die Erfahrung die Aerzte gelehrt hat, ehe sie sich unterfangen, Systemata zu machen, erhellet gar deutlich, wo, auch von diesen Gemüthskrankheiten, der Grund, wider welchen der Arzt streiten soll, zu suchen sey?

Mein Herr,

Glück zu. Es scheint, daß sie wieder anfangen wollen aufzuleben, mit ihren letzten Stücken bin ich recht wohl zufrieden, nur immer so fort aller acht Tage. Wenn sie nur könnten den Harlekin in alle Blätter bringen, nur daß er öfter mehr Schurkefereien sagen muß. Ihr letzter war doch noch kein rechter Hanswurst, im Himmel mag er noch wohl pastiren, aber für die menschliche Nation muß er noch viel lustiger seyn. Mit ihren gelahrten Sachen ist Niemand gebient. Ich will mir zehnmal lieber von einem bunten Harlekin die Wahrheit sagen lassen, als von einem schwarzen Magister. Unfre Natur ist für das bunte. Ich bin

Ihre Dienerin.

(†)



Hundert sieben und sechzigstes Stück.

Gleim.

— — — — Ein Weib,
Ein artigs Ding zum Zeitvertreib.

Im Feldzuge des vorigen Jahres, ungefähr um die Mitte des Augustmonats, begegnete einem gewissen jungen Prinzen von **. der bey einer Armee in Deutschland als General diente, eine besondere Sache, die damals viel Aufsehens machte, und von deren Wahrheit ich zuverlässige Zeugnisse in Händen habe.

Eines Morgens, früh um 3 Uhr, als der Prinz schon angekleidet war, und eben zu Pferde steigen wollte, sah er in der Straße des Dorfs, wo er in einem schlechten Hause einquartiert lag, einen vergoldeten Wagen, mit sechs unvergleichlichen Pferden bespannt, in vollem Galloppe herjagen. Als derselbe vor dem Hause des Prinzen angelangt war, ruften die zween Laquayen, die vorn saßen, dem

Vorreiter mit lauter Stimme zu: Halt! und fragten zugleich: ob hier nicht Se. Durchl. der Prinz von *** logirten? Kaum hatten sie das Jawort vernommen, als sowol sie, als die drey Laquayen, welche hinten auf dem Wagen stunden, mit gleichen Füßen herabsprangen, und zu der Thür des Wagens eilten. Der Prinz, der hinter dem Fenster stand, und diesen Aufzug mit Verwunderung ansah, erblickte, da die Thür des Wagens geöffnet wurde, ein Frauenzimmer, welche sehr prächtig gekleidet war, und der gegenüber zwei Kammerfrauen saßen, die alle ihre Mienen zu studieren schienen. Er sendete alsobald einige seiner Bedienten heraus, um sich nach dem Namen dieser Dame zu erkundigen, und ihr allenfalls behülflich zu seyn, wenn sie absteigen wollte. Unterdessen aber, da der Prinz diese Ordre gab, hatten die Laquayen und Kammerfrauen dieselbe bereits aus dem Wagen gebracht, und trugen sie auf ihren zusammengeschlungenen Armen in das Haus hinein, und so weiter gerade in das Wohnzimmer des Prinzen.

Ich fortsetze zu erzählen, was in diesem Zimmer zwischen der Dame und dem Prinzen vorgieng, muß ich zuerst die Hauptperson ein wenig beschreiben, die alle diese unerwarteten Auftritte verursachte. Nie hat man in einem prächtigeren Aufzuge eine elendere und häßlichere Person gesehen, als diese Dame war. In ihrem Angesichte waren alle Züge bensammen, die sich ein Kunstmahler aussuchen kann, wenn er ein Meisterstück von der Häßlichkeit schildern will. Gleichwol schien sie noch eine Person in ihren besten Jahren zu seyn; allein weder ihre Jugend, noch die Kleinodien, womit sie bedeckt war, konnten den Greuel ihrer Häßlichkeit mildern, der sich durch ihre ganze Person ausbreitete. Ihr unformlicher dicker Körper, von dem sich die Schmeichler selbst kaum getrauten, ihn eine Menschengestalt zu nennen, war in allen seinen Gelenken verlähmt, und mit Beulen und Knoten gleichsam garnirt. Da sie dieses zu aller Bewegung untüchtig machte, so mußte sie überall hingetragen werden, wohin sie verlangte; und obgleich ihr Wagen der bequemste in ganz Europa war, und ihre Bedienten recht

darauf ausgelernt hatten, sie sanft zu tragen, so schrie sie doch beständig überlaut, wegen der Schmerzen, die ihr die Bewegung verursachte, wobei sie den Mund so weit aufthat, daß ein Apfel ohne Anstoß hätte hineingeworfen werden können. Mit diesem Geschrey, mit dieser abscheulichen Gestalt, mit diesem fürstlichen Staate, und mit dem Mangel von Lebensart langte sie unangemeldet im Zimmer des Prinzen an. Sobald er sie so nahe bey sich sah, verwandelte sich vor Abscheu und Eckel, und Unwillen, seine Gesichtsfarbe; und dieser so außerordentliche Anblick setzte ihn in eine solche Verwirrung, daß er, wider seine Gewohnheit, vergaß, ihr mit Höflichkeit entgegen zu eilen, und sie als eine Dame von Stande zu bewillkommen. Zum Glück schien sie selbst nichts darum zu geben, und nachdem sie sich wegen der erlittenen Transportschmerzen ein wenig erholt hatte, redete sie den Prinzen mit einer Freundlichkeit, die sie noch scheußlicher machte, folgendermaßen an:

Liebster Prinz, es sind schon zween Tage, daß ich Sie suche; und da ich nun endlich das Glück habe, Sie zu finden, muß ich Ihnen zu allererst bekennen, daß Sie sehr übel logirt sind, und daß ich noch nie in einem so schlechten Hause abgestiegen bin, als hier. Der Prinz entschuldigte sich, so gut es seine Bestürzung zuließ, und sagte, daß er im Felde oft noch viel schlechter hätte vorlieb nehmen müssen. Ey nun! erwiderte sie, man muß sich einmal gefallen lassen. Ich will ich die Ehre haben, Ihnen die Absicht meiner Ankunft zu melden. Ich reise incognito, und dieses wird auch nächstens in den Zeitungen, wie gewöhnlich, bekannt gemacht werden. Ich komme aus der französischen Armee, wo ich mich über ein Vierteljahr bey einem liebenswürdigen Grafen, und bey der Gemahlinn des Generals ** aufgehalten habe, die mir, wie ich nicht anders sagen kann, alle meinem Stande gebührende Ehre erzeigt haben.

Gnädige Frau, fiel ihr hier der Prinz in die Rede, darf ich mich erlauben, Sie zu bitten, daß Sie mir Dero wahren Stand und Namen entdecken mögen, damit ich ebenfalls im Stande sey, Ihnen nach Würden zu begegnen?—Ihre Dienerin,

Dienerin, antwortete die Dame; es ist mir angenehm, daß Sie mich noch nicht kennen, und ich will das Vergnügen haben, Ihnen die Entdeckung meiner Person noch ein wenig vorzuenthalten. Ich habe schon oft dieses Vergnügen gehabt; und ich versichere Sie, daß es Ihnen zuletzt selbst angenehmer seyn wird, wenn ich sie noch eine Zeitlang in Ungewißheit lasse. Unterdessen können Sie versichert seyn, daß Sie mit einer Person vom höchsten Stande umgehen, die aber keine Umstände liebt, und die sich selbst diejenige Bequemlichkeit und Aufmerksamkeit von Ihnen ausbitten wird, welche sie, ihrem Stande gemäß, von Ihnen erwarten darf. Ich bleibe fünf oder sechs Wochen bey Ihnen, mein lieber Prinz, und alles, was ich mir von Ihnen ausbitten will, ist, daß Sie mir nur beständig Gesellschaft leisten. Uebrigens soll mein Koch und mein Volk alles Nöthige für uns beyde besorgen.

Man stelle sich den Gemüthszustand des Prinzen vor, der schon ist vor langer Weile über einen so verdrießlichen und ekelhaften Besuch wol zwanzigmal gegähnt hatte, und der vor Ungeduld, um im Hauptquartiere zu erscheinen, und neue Ordres zu empfangen, kaum seiner Glieder mehr mächtig war, die seinem ehrliebenden Eifer nachtheilen wollten. Inzwischen tröstete ihn noch dies, daß er die trübtigsten Ursachen von der Welt vorwenden konnte, um das höchstseltsame Ansehen der Dame von sich abzulehnen.

Gnädige Frau, sprach er, Ihr Stand und ihre Absicht bey der Ehre, die Sie mir erzeigen, mich zu besuchen, sey welcher er wolle; und wäre der erste auf dem ganzen Erdboden der höchste, und lehtere meine eigne ganze zeitliche Wohlfahrt, so muß ich Ihnen im voraus aufrichtig gestehn, daß es mir in meinen gegenwärtigen Umständen schlechterdings unmöglich sey, Dero Befehl nach der Strenge zu erfüllen.—Prinz, versetzte die Dame, ehe wir weiter reden, so setzen Sie sich erst, und machen Sie sich bequem. Meine Bediente sollen Ihnen die Stiefeln abziehn, und Sie entkleiden. Machen Sie keine Umstände, ich bitte Sie gar sehr. Sie wissen noch nicht, wer ich bin, und worauf mein Besuch bey

bey Ihnen abzielt. So viel aber kann ich Ihnen sagen, daß ich nicht umsonst zu Ihnen komme, und daß Sie das größte Unglück, was Ihnen widerfahren kann, zu befürchten haben, wenn Sie mir nicht in allen Stücken zu Willen leben.

Der Prinz betheuerte mit einigen ausgesuchten ganz neuen Schwüren, daß er gleich diesen Augenblick ins Hauptquartier kommen müßte, und daß ihn nichts in der Welt davon abhalten dürfte. Er versicherte zugleich, daß die Armee vielleicht noch heut aufbrechen, und näher gegen den Feind vorrücken, daß er folglich dieses Quartier selbst bald verlassen, und vielleicht ehester Tage an der Spitze seines Haufens in die Schlacht gehen müßte. Zudem, sagte er, wenn mich auch meine eigne Ehre nicht triebe, alles dieses zu thun, die mir doch lieber ist, als mein Leben, so bedenken Sie selbst, wie das einen General kleiden, und was der Vorwand beim commandirenden Feldherrn gelten würde, wenn ich mich von der Armee beurlauben wollte, um einer Dame, die ich nicht kenne, und die mich ganz unvermuthet besucht, Gesellschaft zu leisten.

Prinz, erwiderte die Dame, ich vergebe Ihnen alle diese Umstände bloß darum, weil Sie mich nicht kennen, und die Absicht meiner Ankunft nicht wissen. Mißgönnen Sie mir das Vergnügen nicht, daß ich Ihnen noch eine Zeitlang unbekannt bleibe. Allein, es ist von meiner Seite auch billig, daß ich Sie, Ihrer Ehre wegen, beruhige. Zu dem Ende will ich einen meiner Bedienten sogleich zum Feldherrn senden, und demselben meinen Namen und Stand, meine Ankunft bey Ihnen, meine Absicht, und die Dauer meines Besuchs melden. Ich bin gewiß überzeugt, daß diese Entdeckung den Feldherrn augenblicklich bewegen wird, Ihnen freywillig die Ordre zu senden, mir so zu begegnen, wie ichs verlange; alle Ihre Geschäfte bis zu meiner Abreise bey Seite zu setzen; der Armee nicht weiter zu folgen, und mir allein Gesellschaft zu leisten. Dieses Anerbieten war entscheidend. Der Prinz konnte es, ohne einige Unanständigkeit, nicht abschlagen: und sowol die Ungewißheit, was

was für eine Person er vielleicht vor sich hätte, als auch vornehmlich das zuverlässige Vertrauen, daß bey den damaligen Umständen der Feldherr nimmermehr einen so unnöthigen Urlaub ertheilen würde, bewegte ihn, den Vorschlag einzugehn. Jedoch bat er sich zugleich bey der Dame die Erlaubniß aus, seinen eignen Bedienten mit einer feyerlichen Protestation ins Hauptquartier zu senden, um in seinem Namen zu betheuren, daß es sein Wille und Begehren gar nicht sey, bey ißiger Gefahr von der Armee zurück zu bleiben; daß er mit der größten Sehnsucht sein Commando fortzusetzen wünschte, und daß man ihn ja nicht beurlauben möchte, wenn nicht die angeführten Umstände der Dame es schlechterdings nothwendig machten.

Dieses ward dem Prinzen alles eingeräumt, und die Bothen giengen ab, und kamen wieder. Aber, wie erstaunte er nicht, als er vom Feldherrn die eigenhändige Ordre empfing, derjenigen Dame, die ihn besucht hätte, mit aller ersinnlichen Aufmerksamkeit zu begegnen; ihr in allen Stücken gefällig zu seyn; ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß weder im Hauptquartiere, noch im Felde zu erscheinen; ja, ohne ihren Willen auch nicht einmal aus dem Zimmer zu gehn, sondern vielmehr alles ohne Widerrede zu thun, was sie von ihm begehren würde, wenn es auch noch so seltsam scheinen sollte. Der Feldherr versicherte zugleich, daß ihm diese Person vollkommen bekannt wäre, und daß es des Prinzen eignes Glück seyn würde, wenn er sich durch ihre Höflichkeit und seltsame Sitten nicht abschrecken ließe, ihr aufs beste, als einer Person vom höchsten Stande, zu schmeicheln.

Der Prinz schwigte und bebte über den ganzen Leib, als er diesen Brief las, und daraus ersah, daß er keine Hoffnung mehr übrig hätte, diesen Besuch bald wieder los zu werden. Inzwischen schienen ihm die Worte des Feldherrn so nachdrücklich und bedenklich, daß er nicht mehr zweifelte, es müsse unter diesem Besuche ein großes Geheimniß verborgen liegen.

Mit einem solchen Gesichte, wie, nach dem Ausdrücke des Boileau Despreaux, der Satan macht, wenn ihn der Mächtige zwingt, die Heiligen zu loben, redete endlich der Prinz die Dame in einer höflichen Verzweiflung an, und sagte, daß, ob er gleich sonst seinem Triebe zur Ehre alles, ja selbst sein Leben aufopfern würde, er doch nunmehr nicht länger umhin könne, ihr den unverbrüchlichsten Gehorsam anzugeloben, und sich ihr, als einer ihrer ergebensten Diener, in allem zu unterwerfen. Der Großvater des Prinzen, oder er selbst, würde im vorigen Jahrhunderte diese ganze Geschichte für ein Blendwerk und eine Zauberei gehalten haben; ja, es fehlte nicht viel, so hätte es der Prinz noch in der Mitte des gegenwärtigen gethan, ob er gleich einer von denen war, die den Teufel nur fluchen, ohne ihn zu glauben.

Die Dame, die ihn mit einem tückischen Lächeln starr ansah, konnte, wenn sie wollte, in seinem Gesichte alle die Verwünschungen aufs deutlichste lesen, die er in der Verzweiflung wider sie, wider ihren Besuch, und wider das Geheimniß, davon er so wenig begriff, gern laut gesagt hätte, und sich doch kaum zu denken getraute. Allein, es war nun einmal nichts anders mehr übrig, als sich zu bequemen. Der Prinz ward vor ihr entkleidet, und mußte sich in einem Lehnstuhle neben sie setzen, und sich von ihr unterhalten lassen. Es war schrecklich, daß sie verliebt in ihn zu seyn schien, und schon wünschte er ein Abelard zu seyn. Allein, es war noch viel schrecklicher, als sie ihm ohne Umstände zu verstehn gab, daß sie es in Gnaden vermerken würde, wenn er sie öfters liebkosete, streichelte, und selbst pflegte. Diese Unverschämtheit ward am ersten Tage durch andre Bedingungen vergrößert, die sich die Dame während ihres Aufenthalts von dem Prinzen ausbat, und wovon ihm keine besser anstund, als die erste. Unterdessen hatte der Koch der Dame die Mahlzeit zubereitet. Aber wie erstaunte nicht der Prinz, als er die karge Mahlzeit sah, die sich recht in das Haus schickte, worinn er wohnte, für seinen Geschmack aber eine wahre Marter war. Inzwischen unterstund er sich nicht, Klage darüber zu führen, ob er gleich mit Entsetzen

sehen vernehmen mußte, daß die dünne Haberbrühe, das kleine weiße Brodt, die zwei großen Flaschen voll Brunnenwasser, und ein wenig Milch, allein die Nahrungsmittel wären, womit sie sich begnügen mußte, und daß sie von ihm die Gefälligkeit hoffte, er würde mit ihr so fürlieb nehmen.

Der Abend kam endlich heran, und der Prinz, der sich den ganzen Tag bestens nach ihrem Eigensinne bequemt hatte, hoffte endlich, daß ihm die Nacht in seiner Qual zu Hülfe kommen würde. Er wünschte nichts mehr, als daß wenigstens ein 48stündiger Schlaf die gute Dame erquicken möchte. Nur bedauerte er, wie er sagte, daß die Anstalten allhier so schlecht wären, und daß er nicht wisse, wie er für sie ein bequemeres Bett schaffen sollte. Seyn Sie deshalb nur ruhig, mein Prinz, versetzte sie; ich nehme fürlieb, und werde bey Ihnen selbst schlafen. In dem Zustande, worinn Sie mich sehen, fuhr sie fort, wird dieses bey niemanden einen gerechten Verdacht erwecken können; und ich versichre Sie überdem, daß ich schon bey gar manchen Prinzen geschlafen habe.

Zimmel! wollte der Prinz sagen; allein, es entfuhr ihm in der Verzweiflung ein Fluch, der alles übertraf, was man noch je gesucht hatte. Er erschrock selbst über diese Unachtsamkeit, und wollte um Vergebung bitten. Allein, die Dame versicherte ihn, daß sie aus dem allen nichts machte; daß sie die gemeinsten Corporalsflüche gewohnt wäre, und daß daran nichts läge, wenn er nur alles thäte, was sie von ihm verlangte.

Ohne viel Umstände! Der Prinz mußte sich bequemen, seine Dame mit in sein Bett zu nehmen; und wie froh war er nicht, als er merkte, daß sie bald einschlief, und ihm selbst eine Erholung gönnte, die er so nöthig hatte.

Es war aber des Morgens zwischen zwey und drey Uhr, als sie schon wieder erwachte; und weil sie merkte, daß der Prinz allzu sanft schlief, und nicht willens war, zu erwachen, um ihr die Zeit zu vertreiben, denselben mit ihren Armen umfasste, und rüttelte. Der Prinz, der wirklich schon erwacht war, nahm seine Zuflucht zur List, und that, als ob er noch immer vester einschlief. Allein, bey diesen Umständen

den entschloß sich die Dame zu kräftigern Hülfsmitteln. Sie ergriff seine Hände und Füße, und knipp und verdrehte sie mit so groben Handgriffen, daß der Prinz laut zu schreien anfang, und um Gnade bat. Er erhielt dieselbe nicht länger, als bis er wieder ruhiger wurde, und einschlafen wollte; da ihn dann neue Liebkosungen mit gleichem Geschreye wieder erweckten. So verstrich, unter vielen Verwünschungen, der Rest der Nacht, und am andern Morgen schien die Dame sehr wohl zufrieden zu seyn; dahingegen der Prinz mit vieler Furchtsamkeit fragte: Ob es ihr nicht angenehmer seyn würde, wenn sie künftig in seinem Bette allein schlief, so wollte er unterdessen ein andres gutes Bett für sich selbst besorgen? Nein Prinz, erwiderte sie, ich bin wohl mit Ihnen zufrieden. Ich pflege mich recht schön an Ihrer Seite, und vergnüge mich, wenn ich des Morgens erwache, Ihre warmen und weichen Glieder zu fühlen. Der Prinz mußte sich sogar am Tage neben sie setzen, und es leiden, daß sie ihm zuweilen die Hände streichelte; bey welcher Gnade er Erlaubniß hatte, Ach und Weh zu schreien, so viel er wollte.

Alle Tage verstrichen so, wie der erste Tag, und alle Nächte so, wie die erste verstrichen war. Wenn Sie mich nur erst kennen gelernt haben, sagte sie, so werden Sie meine Lebensart bald gewohnt werden; und ich weiß gewiß, daß Sie sich künftig, wie andre Prinzen, eine Ehre daraus machen sollen, wenn ich bey Ihnen einkehre.

Nachdem dieser Besuch vierzehn Tage gedauert hatte, sagte die Dame eines Morgens zum Prinzen: Ich werde diesmal genöthigt seyn, Sie früher wieder zu verlassen, mein Prinz, als ich anfänglich selbst glaubte. Ich besinne mich, daß um diese Zeit ein gewisser großer Kaufmann auf mich wartet, der sich sehr grämen würde, wenn ich ihn verlassen wollte, weil er es für einen Schimpf halten könnte, da er nur von bürgerlichem Geblüte ist. Allein, ich bin nicht so stolz, daß ich auch bürgerliche Leute verachten sollte, wenn sie mir nur standesmäßig begegnen. Ich muß Ihnen also die traurige Botschaft melden, daß ich heut Abend abreisen werde, damit ich morgen vor Tage das Vergnügen haben

haben könne, diesen guten Mann, bey dem ich allemal sechs Wochen bleibe, auf eine angenehme Weise in seinem Bette zu überraschen.

Der Prinz, welcher vor Freuden außer sich war, schien, wie ein Mann, der bey Hofe erzogen ist, vor Betrübniß ohnmächtig zu werden, als er das hörte, was sein Herz so sehnlich wünschte. Bittre Stunde! seufzte er laut; heimlich aber seufzte er, daß sie nach dem Blocksberge reisen möchte!

Als endlich der Abend kam, und die Laquayen schon bereit stünden, sie in den Wagen zu tragen, hielt die Dame noch folgende kleine Rede an den Prinzen:

Mein Prinz, ich danke Ihnen für die gute Bewirthung und Pflege. Ich wäre undankbar, wenn ich Ihnen nicht noch vor meiner Abreise sagte, wer die Person sey, die Ihnen so viel Ungelegenheit gemacht hat. Wissen Sie demnach, daß Sie keine sterbliche Fürstinn, keine Person unter Ihrem Stande, sondern eine Tochter der Götter bewirther haben. Venus war meine Mutter, Bacchus war mein Vater, und die Wollust war meine Säugamme. Nach der Zeit hat mich der Müßiggang und die Cholera groß gemacht. Ich habe schon die Ehre gehabt, bey Ihrem durchlauchtigen Herrn Vater zu schlafen; und alle große Herren und reiche Leute halten mich in Ehren, und begegnen mir, wie ich es nach meinem Eigensinne verlange. Diejenigen, die mich öfters bewirthen, beschenke ich an ihren Gliedern, die mich so angenehm vergnügen, mit unvergänglichen Kleinodien; und wenn ich dereinst wieder zu Ihnen komme, so will ich Ihnen nicht allein eben dergleichen Angedenken hinterlassen, sondern auch länger bey Ihnen bleiben. Diesmal muß ich weiter eilen, und Sie können nun nur Ihre vorige vergnügtere Lebensart wieder fortsetzen, wenn Sie die Ehre haben wollen, mich bald wieder zu sehn. Meine Aeltern haben mir auf dem Erdboden bey allen denen, die sie verehren, Eingang verschafft, weil ich ihnen leider! wie Sie sehen, so übel gerathen bin, daß sie mich im Himmel nicht um sich leiden mögen. Da aber mein Umgang ein wenig beschwerlich fällt, so darf ich mich bey meinen Wohlthätern nicht

nicht zu lange aufhalten, damit sie nicht abgeschreckt werden mögen, in der Verehrung meiner Aeltern fortzufahren. Nun wissen Sie alles, mein Prinz, außer meinem Namen. Ich bin die, die Könige und Fürsten respectiren müssen, und die, wie Sie wissen, nicht zuvor anfragt, und keine Entschuldigungen annimmt, wann sie ihre Aufwartung verlangt. Behalten Sie mich im geneigten Andenken. Ich bin die Gicht, mein Prinz, Ihnen zu dienen. Leben Sie wohl.



Mein Herr,

Wenn Sie Ihren Lesern ein Vergnügen machen wollen, das nicht ohne Unterricht ist, so erzählen Sie Ihnen doch dann und wann einige medicinische Anekdoten von den Nationen außerhalb Europa. Ich finde diese Nachrichten oft ungemein interessant, und besonders die von den Amerikanern, die wir Wilde nennen, und die uns in manchen Stücken gewiß große Beyspiele geben. Wollen Sie mirs erlauben, so will ich Ihnen ist von diesen letztern einige zuverlässige Nachrichten mittheilen.

Die Amerikaner sind von großer und untersehter Leibesstatur, und vertragen große und harte Arbeiten, wenn sie nur nicht anhaltend sind. Ihre Köpfe sind platt gedrückt; ihre Haare lang und schwarz, gerade, und beynahe so stark, wie Pferdehaare. Gleichwol haben sie keinen Bart. Ihre Haut hat eine braunröthliche Farbe, worauf sie viel halten, und die sie durch den Gebrauch des Bärenfetters und eines Anstrichs noch mehr verstärken.

Ihre Lebensart ist gleichförmig, hart, dürstig und ungekünstelt, und ihre ganze Erziehung zielt darauf ab, sowol ihren Leib, als ihr Gemüth, hart und unempfindlich zu machen. Nach der Jagdzeit bekümmern sie sich um sonst nichts, sondern schlafen einen Theil des Tags in ihren Hütten, und den Ueberrest verbringen sie damit, daß sie mit ihren Freunden lustig sind, und ohne Maas und Wohlstand freffen und saufen.

Vor der Ankunft der Europäer giengen sie nackend: ist bekleiden sie sich mit einem Camisole. Vorher wußten sie nichts von starken Getränken; ist sind diese die Triebfedern ihres Fleisches geworden, und sie suchen darinn ihre beste Veruhigung. O, wie viel Unglück haben sie sich mit dieser Waare erhandelt! An sie wenden sie alles, und saufen sich krank und zu Bettlern. Wenn sie trunken sind, bleiben sie in allem Winde und Wetter auf der Erde liegen; sie ertrinken in Sümpfen und Flüssen; sie fallen ins Feuer, oder schlagen einander todt.

todt. Bloß die wenigen, die die Tücke dieser Wollust zeitig bemerkt, und sich derselben enthalten haben, genießen in einem gesunden und dauerhaften Alter die Belohnung der Mäßigkeit, und kennen die Krankheiten der Ausschweifungen gestreiter Völker nicht.

Ihre Gemüthsart ist merkwürdig. Bey wichtigen Vorfällen sind sie bis zur Traurigkeit ernsthaft, und gegen jede Gesellschaft sitzsam und bescheiden. Sie bezeugen den Europäern die größte Verachtung, die einander bey ihren Versammlungen in die Rede fallen, und alle auf einmal sprechen. Ihre Gutwilligkeit und Gastfreiheit gegen Fremde, und ihre Großmuth und Leutseligkeit gegen ihre eigne Landleute findet in Europa nicht ihres gleichen. Dagegen sind sie gegen ihre Feinde stets voll Verstellung und unverzöhnlicher Rachgier; und, um ihren Feind aufzusuchen, und an ihm die unmenschlichste Rache auszuüben, welche so weit geht, daß sie sein Fleisch freffen, sind ihnen die Ungemachlichkeiten aller Elemente, Reisen von vielen hundert Meilen über die steilsten Gebirge und unwegsamsten Wüsteneyen, Hunger, Durst, alle Arten der Plagen, und ihre eigne größte Lebensgefahr, lauter Kleinigkeiten. So ist der Charakter starker und roher Seelen. Nichtsdestoweniger beherrschen diese Völker ihren Zorn und Willen weit mehr, als die Europäer. Man gewöhnt sie von ihrer Kindheit an, hönische Ausdrücke, Spottreden und Verschimpfungen mit Geduld zu ertragen, oder sich doch wenigstens äußerlich nichts davon merken zu lassen. Wenn sie nicht starke Getränke erhitzen haben, so führen sie sehr selten Streit unter einander.

Ihre Aerzte verfahren in allen Arten der Krankheiten auf einerley Art mit ihnen. Sie sperren sie in eine ganz kleine Hütte; daselbst sprengen sie Wasser auf einen glühend gemachten Stein, so lange, bis der Kranke vom warmen Dampfe und seinem Schweiß ganz naß geworden; darauf bringen sie ihn heraus, und werfen ihn in den nächsten Fluß. Dieses wiederholen sie so oft, als sie es nöthig finden; und oft wird der Kranke gesund, oft aber stirbt er auch unter der Operation. Vielleicht ist diese Cur Schuld daran, daß die Blattern bey ihnen so gefährlich sind. Sie haben indessen auch einige gute Arzneymittel wider die Würmer, den Durchlauf, die Ruhr, die Engbrüstigkeit, u. s. w.

Die eigentliche Leibesübung der Amerikaner ist der Krieg, den sie mit Schmausen von Hundefleisch und mit Tänzen anfangen und beschließen. Die amerikanischen Völker wohnen sehr weit von einander entfernt, haben große Wüsteneyen zu Grenzen, und verstecken sich in dem Innersten ihrer fürchterlichen und unendlichen Walder. Daher haben sie die schlauesten Künste entdeckt, um den Aufenthalt ihrer Feinde zu finden. Sie können den Rauch ihrer Feuer auf eine unglaubliche Weite riechen; daher vermeiden sie dasselbe im Kriege, und leben, ohne sich zu erwärmen, bloß von Mehle, worunter sie Wasser gießen. In der Entdeckung der Fußtapfen ihrer Feinde sind sie

sie wunderbar scharfsinnig, und können da, wo uns alles verworren und undeutlich vorkommen würde, sogleich sagen, wie viel Personen, und seit wie lange sie da gegangen; sie sind sogar im Stande, aus den verschiedenen Abdrücken der Füße in Fußtapfen, wo wir kaum das Zeichen eines Tritts finden würden, zu sagen, von welcher Nation die Personen gewesen, die daselbst gegangen sind. Daher muß der letzte, welcher den Heerzug beschließt, gemeinlich alle Fußtapfen mit Blättern bedecken; denn sie marschiren stets reihenweise hinter einander.

Das Schicksal ihrer Kriegsgefangenen ist erbärmlich: denn wenn sie dieselben nicht nach Belieben, statt der im Kriege Verlohrnen, zu Mitgliedern ihrer Nation aufnehmen, so werden sie aufs grausamste hingerichtet. Die Nation versammelt sich feyerlich; man errichtet ein Schavot; man bindet den Verurtheilten an eine Säule, und dieser stimmt das Sterbelied an, und wappet sich zum blutigen Schauspiel mit der allernerschrockensten Herzhaftigkeit. Dagegen machen die Ueberwinder alle Anstalten, um durch die allerentsetzlichsten Foltern, welche der menschliche Witz, wenn er auf Grausamkeiten gerichtet ist, nur jemals entdecken kann, seinen Muth auf die äußerste Probe zu stellen. Sie fangen mit ihren Martern bey den Armen und Weinen an, und kommen hernach unvermerkt an den Leib selbst. Wenn diese Martern fünf bis sechs Stunden gedauert haben, so ist ein Schlag mit der Keule, oder ein Dolchstich der letzte Gnadenreich für den Elenden. Man legt seinen Körper in einen Kessel, und eine eben so wütende Lustbarkeit beschließt das rasende Fest.

Die Weiber vergessen bey dieser Gelegenheit ihr Geschlecht und die Menschlichkeit; sie werden ärger, als Furien, und übertreffen oft die Mannspersonen an Grimmigkeit. Die vornehmsten Personen stehen rings um die Säule, haben die Tabackspfeife im Munde, und sehen alles ohne die geringste Gemüthsbewegung mit an. Das erstaunlichste aber ist, daß der Märtyrer selbst, in den kleinen Zwischenzeiten seiner Foltern, ebenfalls raucht, nicht die geringsten Schmerzen zu empfinden scheint, und mit seinen Henkern von allerhand gleichgültigen Dingen spricht. In der Marter selbst fordert er sie gleichsam heraus, wer den andern übertreffen werde, ob sie ihn, in der Erfindung der schmerzhaftesten Folterungen, oder ob er sie, in übermenschlich geduldiger Ertragung derselben. Es entfährt ihm nicht die allergeringste Klage, nicht ein Seufzer, auch zuckt er nicht ein einzigesmal mit dem Leibe. Mitten unter den Peinigungen bleibt er noch immer sein selbst mächtig; erzählt seine großen Thaten; schildert ihnen die Grausamkeiten, die er an ihren Landsleuten verübt, und bedroht sie mit der Rache, welche die Seinigen seines Todes wegen ausüben würden. Unrührt sieht er nun dergleichen Verweise noch mehr erbittern, und ihre Wuth und Grimmigkeit aufs höchste

höchste treiben; so hört er dennoch nicht auf, ihnen dergleichen Vorwürfe zu machen, und sagt ihnen wol gar in die Augen, daß sie die Kunst zu foltern nicht einmal verstünden; er unterrichtet sie in den ausgefechtesten Methoden derselben, und zeigt ihnen die allerempfindlichsten Theile seines Körpers an. Die Weiber besitzen eben dieselbe herzhafte Geduld, wie die Mannspersonen; und dieser wundervolle Charakter der Wilden zeigt aufs deutlichste, wie weit die Leidenschaften die Menschlichkeit erniedrigen, und welche Gewalt die Erziehung und ein unsinniger Ehrgeiz haben, daß sie sogar die Wirkungen, welche Weltweisheit und Religion kaum hervorbringen können, nicht nur erreichen, sondern noch übersteigen.

Man würde die Menschlichkeit beschimpfen, wenn man behaupten wollte, daß der Charakter der Wilden der ursprüngliche Charakter der Menschlichkeit in seiner rohen Natur wäre. Nein, diese Grausamkeit auf der einen Seite, und diese Unempfindlichkeit auf der andern, sind gereizte Ausschweifungen, Wirkungen wütender Leidenschaften, welche mit aller Ungebundenheit in einerley viehischen Herzen wüthen. Die Natur schafft uns mitleidig, und empfindlich gegen den Schmerz. Indessen ist es noch eine ganz andre Frage, ob wir durch unsre Verhärtung etwas vor ihnen gewinnen, da sie uns in eine Menge andrer Ausschweifungen stürzt, die uns peinigen, und da sie uns gegen den Schmerz viel empfindlicher macht. Die Härte hat ihre Leidenschaften, die sie eben so sehr übertreibt, als die Wildheit. Ein Europäer liebt eben so wüthend, als ein Amerikaner haßt. Er empfindet die Wollüste um so viel feiner, als er ihre Folgen, die Schmerzen heftiger fühlt. Er curirt sich gelehrter, und stirbt jünger; er hat mehr Mitleiden mit andern, und weniger mit sich selbst; er spottet der Martern nicht, wann er sie fühlt, aber er spottet ihrer vorher; er trost dem Tode, und stirbt als ein Feiger. Ein seltsamer Contrast! Ich verharre etc.





Hundert acht und sechszigstes Stück.

von Hagedorn.

— Fliehet der Hunger dich, — der jenen Stand erfreuet,
Der weiblich sich bewegt; — so weist der rege Stab
Des strengen Regio die Speisen von dir ab.

Vor der Zeit, da die römische Republik eigentliche Aerzte hatte, begnügte sich das Volk wol sechshundert Jahr mit Kohlkräutern, die es sowol zur Speise, als zur Arznei, brauchte, und sie waren ihm zu beyden meist hinlänglich. Cato und Plinius priesen sie um deswillen eben so sehr, als ob sie die besten Apothekerwaaren wären, und vielleicht verdienten sie ihr Lob oft besser, als diese das unsrige. Die alten Deutschen haben bey ihrer ersten wilden und herum-schweifenden Lebensart sowol für ihren Hunger, als auch für ihre Krankheiten, keine wahrscheinlichere Zuflucht gehabt, als diese gemeinen Feldfrüchte; und da alle Nationen bey ihrem Ursprunge wild gewesen, und bloß vom Landbaue und der Jagd gelebt haben, so ist es wahrscheinlich, daß Kohl und Rüben die ältesten Speisen und Arzneyen der meisten Völker des Erdbodens gewesen sind. Noch ist sind sie demjenigen Theile des menschlichen Geschlechts die angenehmsten, der von seiner ursprünglichen Bestimmung zum Landbaue und zur Arbeitsamkeit am wenigsten abgewichen ist; und wenn wir alle diese Umstände zusammennehmen, so lehren sie uns aufs deutlichste den wahren diätetischen Gebrauch aller Kohlkräuter und Erdgewächse überhaupt.

Nur die zärtlichen, schwachen, kränklichen und vornehmen Leute können diese starke Kost nicht vertragen, weil sie gute Verdauungskräfte erfordert, die ihnen mangeln. Dieser Grund ist der einzige: denn außerdem findet man

weder am Kohle, noch an den Rüben, schädliche Eigenschaften für die Gesundheit. Vielmehr sind sie die natürlichen Speisen, Gewürze und Arzneyen, die uns die Natur selbst gab, weil sie die Kräfte der Verdauungsgliedmaßen wohl kannte, die sie uns beygelegt hatte, und wußte, daß sie aus ihnen den besten und gesündesten Nahrungsfaß ausarbeiten würden. Allein, die gute Natur glaubte vielleicht, daß wir ewig vierschredigte Bauren bleiben wollten, wie unsre ersten Väter gewesen waren; denn für diese scheint sie allein gesorgt zu haben. Wir sehen es mit Erstaunen an den Leuten, die noch wie unsre Väter leben, wie sie bey dieser starken Kost so vergnügt, so gesund, so dauerhaft sind; wie sie so alt werden, und doch so jung bleiben, und wie davon weder die Lämmer im Dorfe die Hypochondrie, noch die Dorfdirnen Vapeurs bekommen. Was können sie sich nicht bey einer Schüssel voll Kohl und Rüben zu Gute thun, und was wissen sie davon, ob der Sauerkohl, ob die Möhren, die Erbdäpfel, die Zwiebeln und das Lauch, Blähungen, Drücken im Magen und Sodbrennen verursachen? Hingegen mußten wir armen Gelehrten, und unsre Städter und vornehme Herren und Damen verzweifeln und bersten, wenn wir diese natürlichen Speisen genießen, und die Correctur der Köche entbehren sollten, die das für uns thun, was die Natur für die gemeinen Bauren gethan hat. Wir sind der gesittete Theil der Menschen, wir sind zärtlicher und gelehrter als die Bauren; darum hätte die Natur für uns am meisten sorgen sollen. Warum konnte das Land nicht eben sowol Pasteten tragen, als Erbdäpfel? Oder, wenn dieses nicht möglich war, warum mußte eben die Verzärtelung, der Müßiggang und die Gelehrsamkeit den Magen schwächen?

Man könnte freylich wieder fragen, warum mußten wir uns eben verzärteln? warum mußten wir eben müßig gehen und gelehrt seyn? Allein, was soll man in der Welt wol thun, wenn man sich vom Pöbel unterscheiden will, wenn man nicht zu arbeiten braucht, und wenn man Lust hat, zu speculiren? Muß es nicht solche Leute, wie wir sind,

auch geben? und für wen sollte wol das Volk arbeiten, wenn wir nicht wären?

Es ist gewiß wahr, wir haben vollkommen Recht, und die Natur hat Unrecht. Ich sage noch mehr, die Natur hat immer Unrecht; denn sie ändert, uns zu gefallen, ihre Maximen niemals, da sie doch, so lange die Welt steht, ge- sehn hat, daß wir um ihrentwillen die unsrigen nimmermehr ändern. Eben diese Hartnäckigkeit aber benimmt uns alle Hoffnung, daß wir jemals die Diät der Bauern werden vertragen lernen, so lange wir nicht eben so hart, eben so arbeitsam, eben so unwissend in der Litteratur werden, als sie. Inzwischen können wir uns noch trösten. Es ist doch immer besser, eine feine Lebensart zu haben, als sehr gesund zu seyn. Es ist immer besser, viel zu wissen, als gut zu verdauen.

Weil diese Eigenschaften einander beständig entgegen gesetzt bleiben, so sind die Sitten und die Begriffe der Bau- ren, und die Magen der Vornehmen und der Gelehrten stets schlecht; hingegen sind jene wenigstens eben so stark und ge- sund, als wir gelehrt und gesittet sind. Aus diesem Grunde philosophirt und tanzt kein Bauer mit uns, und wir arbeiten und essen mit keinem Bauern. Bloß der Unterschied unsrer Körper und Kräfte macht, daß ein Eichenbruder nicht begreift, daß seine Seele eine Monade sey, und daß ein Philosoph seinen Kohl nicht verdauen kann. Wäre Horaz ein Ar- beitsmann gewesen, er hätte gewiß von dem Knoblauche, womit ihn Mäcenias bewirthete, kein Brennen empfinden sollen. Allein, da er ein Dichter war, so hätte ichs ihm vor- her sagen wollen, und wenn er gleich ein Jude dazu gewesen wäre. Was für einen Lärm fing er auch nicht an, über den armseligen Knoblauch! Er hätte ihn mit eben dem Rechte über die Berse machen können.

Parentis olim si quis impia manu,

Senile guttur fregerit:

Edat cicutis allium nocentius.

O dura messorum ilia!

Quid

Quid hoc veneni sedit in praecordiis!

Num viperinus hic cruor

Incoctus herbis me fefellit? an malas

Canidia tractavit dapes?

Mäcenias war mit diesem Musensohne eben so grausam umgegangen, wie Attalus, der König von Pergamus, mit seinen Freunden umgieng, wenn er ihnen Speisen zum Geschenk schickte, in die er die Säfte giftiger Kräuter ge- mischt hatte. Inzwischen lag doch der Fehler in der That nicht am Knoblauche, sondern am Magen des jählichen Dichters, der nur an zarte Speisen verwöhnt war.

— — Me pascunt olivæ,

Me cichorea, levesque malvæ.

Eben darum gestiel ihm sein Tarent so wohl:

— — ubi non Hymetto

Mella decedunt, viridisque certat

Bacca Venafro.

Wären Leibesstärke und Wohlleben, wären die Litteratur und der Magen nicht solche unversöhnliche Feinde, daß keiner von beyden den andern neben sich aufkommen läßt, so würden die Erdfrüchte allen Menschen gleich gute Nahrung und Kräfte geben, und so wären sie in den Städten eben so all- gemein beliebt, und eben so wenig beschrien, als auf dem Lande. Unsrer ersten Völkern, welche die Erde baueten ohne sie zu beschreiben, erreichten bey diesen Speisen das, höchste Alter, und man liest nicht, daß sie der Eva Ba- peurs gemacht haben. Die Gymnosophisten, die in den Wäldern und Feldern herumstrichen, aßen, statt alles Flei- sches, bloß die Gewächse der Erde; und nur der Herr von Büsson hat Ungelegenheit davon, weil er nicht begreifen wird, wie sie, ohne organische Theilschen des Fleisches, ha- ben leben können; sie aber hatten keine. Selbst wir Zärt- linge, wenn wir es einmal kühn wagen, das zu kosten, womit

womit sich ein Bauer täglich sättigt, wir sterben nicht davon, wenn wir es nur erst verdauet haben. Wie oft fordert uns nicht ein Trieb der Natur selbst auf, diese große Probe zu machen. Man kann es mir als einem gewissenhaften Manne glauben, daß zuweilen ein König nach Rüben gelüftet, und daß manchmal eine Königin gern sauren Kohl aße. Dieser Trieb findet sich nur alsdann ein, wenn man recht hungrig ist, und darum könnte das, was ich sage, vielen unglaublich scheinen. Allein, so selten es geschieht, so haben mich doch glaubwürdige Personen versichert, daß es hier und da in der Geschichte königliche Personen gegeben, die wirklich hungrig geworden seyn sollen; und wenn ihnen dieses zuweilen auf der Jagd, oder in Feldzügen wiederfahren ist, und ihnen dann ungefähr ein Bauer seine Mahlzeit überlassen hat, so sollen sie, bey diesen Strapazen, die schwere Mahlzeit eben so gut verdauet haben, als f. v. die Bauern. Unter den Gelehrten ist an solchen Beyspielen kein Mangel; denn unter ihnen ist der wahre Hunger gemeiner, und überhaupt kann man sagen, daß der natürliche Appetit mehr zu groben, harten und schwerverdaulichen, als zu leichten, weichen und feinen Speisen reize. Keine von den letztern ist einem gesunden und ungeschwächten Magen zu seiner täglichen Übung hinlänglich; denn der Magen will auch seine Übung haben, die seinen Kräften proportionirt seyn muß. Nichts macht ihn träger, nichts verdirbt ihn gewisser, als lauter weiche Speisen, lauter Suppen und viel Theewasser. Wer nur solche Speisen zu verdauen im Stande ist, der kann zuverlässig schließen, entweder, daß er nicht hinlänglich mit dem Körper, oder zu viel mit dem Gemüthe arbeite, entweder daß er verzärtelt, oder schon förmlich geschwächt sey.

So sind nun die meisten vornehmen Leute, die müßigen und die gelehrten. So lange sie in ihrer Ruhe, Bequemlichkeit, und in ihrer ganzen natürlichen Lebensordnung bleiben, sind Hülsenfrüchte, Kohl, Rüben, und alle gesunde Speisen starker Körper, keine Gerichte für sie. Auf Reisen, auf der Jagd, in Feldzügen, lernen sie dieselben besser vertragen; aber nur der Arbeitsmann kann sie lebenslang

lang täglich genießen, ohne davon beschwert zu werden. Diese Sache ist so gewiß, als bekannt, und kein Arzt kann sie ändern. Nichtsdestoweniger ist der gelüfteste Appetit der Zärtlinge so lüftern und üppig, oder vielmehr ist, bey einiger Erholung der Kräfte des Magens, sogleich ihr natürlicher Trieb nach bündigern Speisen so lebhaft, daß sie zum öftern versucht werden, sie zu probieren; und dann soll, wie gewöhnlich, ihr Arzt dafür stehen, daß sie sie gut verdauen. Dürfte er ihnen in solchem Falle die Lebensordnung der Bauern zur Richtschnur vorlegen, so hätte die Sache wenig Schwierigkeit. Allein, dies muß er sich nicht in den Sinn kommen lassen. Wer will wol um einer groben Mahlzeit willen seine Lebensart ändern? Es bleibt ihm also kein andres Mittel übrig, als daß er durch Künsteleyen der Lüstertheit des schwachen Magens fuge, und ihm die groben Speisen, die er wider sein Vermögen verlangt, nach seiner geringen Fähigkeit subtilisire, zugleich aber den Mangel seiner Kräfte durch solche Zugaben ersetze, die ihn auf die Zeit einer Verdauung stärker und vermögender machen, als er in der That ist. Von diesen Künsten werde ich heut verschiedne, die mir befallen, anführen, um viele meiner Leser in den Stand zu setzen, Speisen, die sie nicht essen sollten, dennoch zu genießen, wenn sich ihr lüfterner Appetit zuweilen nicht so, wie die Leute bey Hofe, mit ledigen Gnadenverheißungen abspeisen lassen will.

Die Naturlehrer wissen, daß die meisten Arten von Kohlen ursprünglich einerley Gewächse sind, die nur durch zufällige Umstände in einander ausarten. Wenigstens kann man den weißen und rothen Kohl, oder Cappis, den Kohlrabi, der über der Erde wächst, den Wirsing, den großen gelben SavoyerKohl, und den blauen und grünen im Grunde für einerley Gattung halten, aus deren einer Art gar oft, wider Willen der Gärtner, eine von den andern entsteht. Ob sie nun gleich hierdurch alle einerley Haupteigenschaften behalten, indem ihre Säfte von etwas grober Art, und mit vielen Theilschen erfüllt sind, die nicht ohne starke Arbeit der Verdauungskräfte in die Art unsers Kör-

pers verwandelt werden können, und in den Verdauungs- wegen eine Gährung, die Blähungen macht, leiden; so sind doch in der That einige Arten und Theile derselben etwas feiner, verdaulicher, und dem Magen weniger beschwerlich, als andre. Der gemeine weiße Kohl und Kohlrabi blähen stärker, und treiben den Leib mehr auf, als der braune Kohl, dessen Saft dagegen leichter purgirt. Die Rippen des weißen und des Savoyerkohls beschweren den Magen und die Gedärme viel stärker, als die jüngsten Blätter. Die krausen Knospen des Blumenkohls blähen nicht so sehr, als die Stengel, und die jungen Sprossen des grünen und braunen Kohls lassen sich viel leichter verdauen, als die Blätter selbst. Diesen Unterschied müssen sich die Zärtlinge zu Nutzen machen, wenn sie ungestraft bey dem Arbeitsmanne zu Gaste gehn wollen. Zu gleicher Zeit aber haben sie auch Gewürze nöthig, die die Verdauung befördern, und dem schwachen Magen den größten Theil seiner Arbeit abnehmen, und überhaupt muß auf diesen Zweck die ganze Zubereitung eingerichtet werden. Die Verdauung wird beschwerlicher und unvollkommener, wenn man die Kohle mit Butter stovet, da sie viel Aufstoßen und Godbrennen verursachen. Die sächsishe Methode, sie in Fleischbrühe zu kochen, kommt der Verdauung viel mehr zum Vortheile. Man muß bey diesen Gerichten das Salz, als das gemeinste Digestiv, nicht sparen; und auch die erwärmenden Digestive, der Pfeffer, der Ingber, der Kümmel, u. s. w. sind, wo sie den Geschmack nicht verderben, nie zu vergessen. Die Erfahrungen von der bessern Verdaulichkeit solcher gewürzten Kohle haben Veranlassung gegeben, sie einzumachen, und diese Künsteley leidet der weiße Kohl am besten. Herr Goyon hat zwar auch grünen Kohl eingemacht, der sehr zart gewesen. Allein, der Geschmack hat sich nicht so gut empfohlen. Man muß sich also mit dem weißen, oder Cappis, und dem Savoyerkohle begnügen, deren Blätter, zart zerschnitten, wechselsweise mit dünnen Salzlaugen über einander geschichtet, und mit einigen Gewürzen, welche der Verdauung

zu Hülfe kommen, z. E. Kümmel, Fenchul, Coriander, Pfefferkörnern, u. s. w. zerbeizt werden, und uns dann den berühmten sauren Kohl geben, dessen Saake ein mächtiges Digestiv ist, ja, sogar stark purgirt, weshalb man ihn gemeinlich mit vielem Fette speiset, weil es diese Wirkung, wiewol nicht immer zum Vortheile der Verdauung, mäßigt. Durch diese Verbesserung wird der Kohl auch schwächern Magen erträglich, und unter seinem Schutze darf es auch der Zärtling einmal wagen, Speck und Schinken mitzuspeisen. Wenn man diese Sorten Kohl zerschnitten, als Salat essen will, so erfordern sie reichlich Salz und Pfeffer, und Leibesübung.

Unter allen Arten des Kohls ist keine an Höfen gebräuchlicher und beliebter, als der Spargelkohl, (Broccoli di Napoli) den uns in neuern Zeiten Italien gesendet hat. Wenn die Stengel dieses Kohls Blumenköpfe gewonnen haben, so werden solche abgeschnitten, von der äußerlichen Schaale gesäubert, und dann entweder wie Blumenkohl, oder auch auf folgende Weise zugerichtet: Man schält die langen Strünke mit einem Messer bis aufs Mark, zerschneidet den Kern in lange dünne Stücke, ungefähr von 6 Zoll lang, bindet sie mit einem Faden in Bündel, und legt sie eine Viertelstunde in frisches Brunnenwasser. Hierauf werden sie mit kochendem Wasser zugesetzt, und wenn sie fast gar sind, wird die erste Brühe weggegossen, da man sie dann in Fleischbrühe völlig gar kocht. Nach dieser Zubereitung werden sie entweder warm, mit einer gewöhnlichen Spargelbrühe, oder auch mit Del und Eßig kalt, als Salat, gespeiset.

Gleichwie die Zubereitung dieses Kohls eine Nachahmung des Spargels ist, so kann man auch aus den Rippen des großen römischen Mangold, oder Beiskohls, eine Speise verfertigen, die weder an Zärtlichkeit noch Wohlgeschmacke den Artischocken etwas nachgiebt. Man zieht die äußerlichen Schaalen von den Rippen ab, und nachdem sie gekocht und abgebrühet worden, trocknet man sie hernach in einem Siebe ab. Alsdann werden sie in einer Schüssel mit

ein wenig Fleischbrühe, Salz, Moschatenblumen und Pfeffer über einem Feuer gekocht, und zuletzt thut man einen guten Theil frischer Butter hinzu, damit sie bloß darum zergehn, ohne mitzukochen.

Unter den Kohlrüben scheint der Kohlrabi, der über der Erde wächst, vor allen den Vorzug zu haben, da sein Gewebe und seine Säfte zarter, und von der Sonne mehr ausgearbeitet sind, als des Rübenkohls unter der Erde, welcher doch gleichwol noch gar keine verächtliche Speise ist. Wenigstens kann sich der Bauer dabei einen Begriff vom Geschmack der märkischen Rüben machen, die er uns überlassen muß; denn ihr Geschmack kommt wirklich einigermaßen damit überein. Auch hat man beobachtet, daß diese Kohlrüben weniger Blähungen verursachen, als die Cartuffeln, und daß selbst das aus ihnen gebackene Brodt weit verdaulicher sey, als das Cartuffelbrodt, und sogar zu Suppen, Brey, Klößern und Kuchen gebraucht werden könne. Inzwischen sind freylich dieses alles keine Gerichte für zärtliche Leute; hingegen haben sie vom Kohlrabi, der über der Erde wächst, weniger zu befürchten. Sein angenehmer Geschmack empfiehlt ihn den feinen Zungen; und obgleich die Magen, die zu diesen Zungen gehören, nach der Mahlzeit ein wenig murren, so kann doch ein wenig Gewürz und Leibesübung den Aufruhr der Winde bald wieder besänftigen. Ich habe lebende Beispiele von Leuten, die sehr von Blähungen beschwert werden, und gleichwol diese Speise ohne Belästigung verdauen, wenn sie nur die einzige Vorsicht gebrauchen, daß sie in den Stunden der Verdauung einige ganze weiße Pfefferkörner verschlingen, und nicht zu bald Bier, am wenigsten aber warmes Wasser, als Thee, Caffee, u. s. w. darauf trinken. Diese Vorsicht paßt sich zu allen Speisen von Kohl und Rüben, und man wird mit Vergnügen wahrnehmen, wie dieses Gewürz die heulenden Winde der kleinen Welt in ihren Hölen beherrsche. Das viele warme Getränk in den Verdauungsstunden ist überhaupt einer der schlimmsten Fehler in der Lebensordnung der windfüchtigen Leute; und wenn sie öfters in den Nachmittags

mittags- und Abendgesellschaften von den Blähungen so geängstigt werden, daß sie weder aus noch ein wissen, so besinnen sie sich zuweilen, daß sie am Mittage eine harte oder blähende Speise genossen haben, und geben dieser allein die Schuld; wogegen sie an nichts weniger, als an die Menge von Caffee, Theewasser und Milch denken, wodurch sie die Speisen verdünnen, und ihre Gährung befördern, zugleich aber die Häute des Magens und der Gedärme schlaff und unvermögend machen, den gährenden elastischen Dünsten zu widerstehen, und den Brey der Speisen gehörig durchzuarbeiten. Oft wollen sich dergleichen Personen, wenn sie vorher wissen, daß sie in Gesellschaft seyn werden, dadurch präserviren, daß sie am Mittage sich nur mit Suppen und mit den weichsten und flüssigsten Speisen sättigen; und dann kann es sich zutragen, daß ihre Blähungen nie ärger gewüthet haben, als diesen Abend. Der Grund ist leicht zu finden. Die flüssigsten und weichsten Speisen gerathen geschwinder in diejenige innre Bewegung, wodurch sie verdauet werden, und lösen sich leichter in Dünste auf die Blähungen formiren; sie reizen zugleich den Magen weniger, sich anzustrengen, um sie fortzutreiben, als die schweren und vestern Speisen, und darum sind schon, ohne das Theewasser zu rechnen, die Blähungen häufiger und mächtiger, die Wirkung der ohnedem schwachen Fäserchen des Magens zu verhindern. Wenn dann noch die warmen Getränke hinzukommen, und die Gährung der Verdauung in den Speisen beschleunigen, zugleich aber die Fäserchen noch mehr schlaff machen, so geht der Tumult der übermächtigen Blähungen desto stärker an; und da sie in der Gesellschaft keinen Erlöser finden, der sie aus ihrer Gefangenschaft befreiet wissen wollte, so toben sie desto heftiger in ihren Höhlen. Wenn man sich nach trocknen und schwerern Speisen des warmen, ja auch alles andern Getränks enthält, dabei Toback raucht, und den Speichel auswirft, so kann man auf solche Weise die stärkste Verdauung derselben so viele Stunden verzögern, als man in Gesellschaft zu seyn genöthigt ist; und da sich solchergestalt nur wenig Dünste in den

Gedärmen entwickeln, so kann man ohne Beschwerde der Bauchfreiheit so lange entbehren, als man gezwungen ist, in Gesellschaft zu seyn. Ich behaupte nicht, daß diese Maxime im strengsten Rechte zur Gesundheit gehöre. Nein: es ist eine Gewaltthatigkeit, die man an sich selbst ausübet. Allein, sie ist nicht so schlimm, als die Qual der Blähungen in Gesellschaften; und wenn dann nur bald nach der Abendmahlzeit der Bauch seine Freiheit wieder erhält, so läßt sich der Fehler geschwind genug wieder gut machen. Inzwischen erhellet aus allem, daß die langen Gesellschaften für Leute von schwacher Verdauung nichts taugen, und daß sie Ursache haben, sie nicht zu ihrer täglichen oder auch nur oftmaligen Vergnügung zu machen.

Ich bin von den Kohlspeisen abgekommen, und muß also mein heutiges Blatt wol mit den Rüben beschließen. Man kann sie beyde in der Diät eben so durch einander werfen, wie die Bauren in ihren Töpfen, und schlechte Prediger in ihren Reden. Kraut und Rüben haben für zärtliche Leute einerley Beschwerlichkeiten, und diesen muß man auf ähnliche Weise, nach den bisher erläuterten Maximen abhelfen. Indessen ist doch auch hier der Unterschied der Arten beträchtlich. Die rothen Rüben (Beta) sind auf die Art, wie sie gewöhnlich, eingemacht, gespeiset werden, vermöge ihrer süßen Säuerlichkeit kühlend und labend, und das hinzugehörte Gewürz macht, daß sie der Verdauung wenig Schwierigkeit in den Weg legen. Ihr einziger Fehler, welchen sie mit den gelben Mohrrüben (Möhren) gemein haben, ist der, daß sie zu gemein sind. Sie enthalten, wie ich im 158ten Stücke erzählt habe, eine beträchtliche Menge Zucker in sich, der ein Verdauungssalz ist. Die Möhren, die die Bauren, wie mehr andre Rüben- und Kohlgewächse, mit dem Viehe zur Speise theilen, haben einen angenehmen süßen Saft, welcher den Leib erweicht, und, wenn er roh bleibt, und nüchtern genossen wird, den Würmern in den Gedärmen fatal ist. Vornehme Leute speisen sie selten, theils weil sie blähen, theils weil sie gemein sind. Sie begnügen sich mit den Carotten, oder Frühmöhren, welche

sie mit den jungen Erbsen zurichten. Ihr Geschmack ist lieblich, und sie werden leicht verdaut, wenn sie nicht holzig sind. Unter den weißen Rüben verdienen die kleinsten Steckrüben, welche unter dem Namen der Märktischen, insbesondere der Teltower und Borsfelder Rüben berühmt sind, fast allein die Achtung vornehmer Leute. Man kann nicht leugnen, daß sie Blähungen machen: dieses ist ihr Familienfehler. Man kann aber auch nicht leugnen, daß sie vortrefflich schmecken; und wer hat nun wol noch etwas wider sie einzuwenden?



Mein Herr Arzt,

Kennen Sie wol den Anton Ruffi? Dieser ehrliche Jurist war einstmal Referent von einem gewissen Proceß. Nachdem er denselben verlohren hatte, erstattete er der unglücklichen Parthey eine ansehnliche Summe Geldes, bloß weil er befürchtete, daß er nicht Zeit und Fleiß genug auf die Prüfung des Proceßes gewendet hätte. Wissen Sie keinen Arzt, der eben so bußfertig gewesen wäre? Der Herr von Maupertuis urtheilte, daß die Aerzte, die ihren Proceß mit dem Tode verlohren, keine Bezahlung haben sollten. Allein diese Strafe hat keine Proportion mit dem Verbrechen, wenn sie aus Leichtsinne und Nachlässigkeit das Leben ihrer Kranken verschmerzen. Sie sollten sich zu Leibesstrafen verstehen; aber ich glaube nicht, daß sich ein einziger, der seiner Kranken vernachlässigt hat, auch nur einmal in seinen Finger gebissen haben sollte. Vermerken Sie diese kleine Anmerkung nicht ungütig, welche den Charakter der Rechtsgelehrten in einem Beispiele über den Charakter der Aerzte erhöht. Ich verharre

Baldus Jctus.

Antwort.

Mein Herr,

Es würden sich vielleicht Aerzte genug zu einer solchen Buße verstehen, wenn sie nicht sahen, daß man sich aus ihren Vergehungen viel weniger macht, als aus der Nachlässigkeit eines Mannes, der ihre Rechtshandlung führt. Betrachten Sie die Sache selbst genauer, so werden Sie finden, daß die Fehler der Rechtsgelehrten die einzigen sind, welche die Menschen, wirklich beleidigen. Wir wollen alle

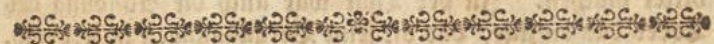
Facult.

Facultäten durchgehen. Die eine sorgt für die ewige Glückseligkeit der Menschen. Ein Prediger soll seiner Gemeinde den Weg zeigen, dazu zu gelangen. Wenn ein solcher Mann in seinem Verufe nachlässig ist, und seine ganze Gemeinde verlohren gehn läßt, wer findet sich wol dadurch beleidigt? Es kann seyn, daß dieser oder jener einmal bey langer Weile darüber redet; aber dieses geschieht mit einem solchen Kaltfinne, daß man wol sieht, wie wenig ihm hieran gelegen sey. Einer kann sagen, er sey ein gewissenloser Mann, hingegen setzen sich zwanzig mit ihm hin, und spielen Phombre, oder betrinken sich. Die Aerzte sollen für die Gesundheit und Erhaltung der Menschen sorgen. Wenn ein solcher Mann sein Amt nachlässig treibt, so erregt er zwar etwas mehr Unwillen wider sich, als ein Priester, der seine Zuhörer nur um die ewige Seligkeit bringt; aber doch hält man auch dieses Uebel noch nicht für so arg, daß man dafür eine besondere Genugthuung verlangen sollte. Es ist wahr, man schafft zuweilen einen solchen Arzt ab, und weigert ihm wol gar die Vergeltung. Allein, man schafft sich auch oft für ihn einen Pfscher oder Marktschreyer wieder an, dem man das Geld zehnfach wieder giebt. Ein Rechtsgelehrter hingegen soll für das höchste Gut der Menschen, für ihr Geld, sorgen. Wenn solch ein Mann in seinem Amte nachlässig ist, so bringt er die Leute nicht etwan um Kleinigkeiten, nicht etwa um Seligkeit, Leben und Gesundheit, sondern er bringt sie um das, wofür sie jenes alles gern hingeben; denn er bringt sie ums Geld. Dies, mein Herr, ist eine wahre Beleidigung, und solch ein Fehler erfordert allerdings hinlängliche Genugthuung. Man geht wol nach Belieben und mit Freuden zur Hölle; man ruiniert wol einmal seine Gesundheit zur Lust: aber kein Mensch verspielt gern einen Dreyling. Es giebt Leute genug, die um eines kleinen Vortheils willen einen andern Gott glauben; Leute genug, die einen Arzt annehmen, weil er besser tanzt, als ein anderer: aber keinen, der unter vier Procent einen Thaler ausleihet. Nun stellen Sie sich einmal vor, wenn einer von uns andern beyden, die keine Rechtsgelehrten sind, ein Ruffi seyn wollte, was würden die Leute wol von ihm denken? Gesezt, ein Arzt hätte seinen Patienten verdorben, und er erböte sich, ihm, wenn es möglich wäre, einen Theil seiner eignen Gesundheit zur Schadloshaltung, als eine Buße, abzugeben. Was? würde er sagen, soll ich ihm noch dazu Verbindlichkeit haben? Um nichts mehr, als das? Dafür wollen wir wol selbst rathen. Der und der Gesell, der und der Goldmacher hat Leute genug curirt; wir wollens immer mit dem versuchen. Wenn aber nun gar der Priester käme, und wollte der Gemeinde Genugthuung geben; wenn er sagte: ich habe euch verführt, aber seht, ich will für euch zur Verdammniß gehn; ihr indessen geht diesen Weg der Tugend, so werdet ihr noch glücklich werden können. Sagen Sie mir, mein Herr, wenn ers sagte; Wer würde ihm dafür danken?

danken? Wer würde die Genugthuung von ihm verlangen? Wer würde den Weg der Tugend gehen, den er längst betreten haben könnte, wenn ihm etwas darauf ankäme, in wessen Gebiet er wandelte.

Ihr Brief, mein Herr, den ich mit Recht für eine Satyre auf die Aerzte halte, würde demnach wol nicht geschrieben worden seyn, wenn sie die Gradation vorher überlegt hätten, nach welcher die Menschen die Vergehungen aller drey Facultäten empfinden und dulden. Der Schade an der Seele ist kaum zu merken: der Schade an der Gesundheit ist, wenn ihn der Arzt anrichtet, etwas empfindlicher. Indessen ist es ein Schade, den wir morgen zum Plaisir freywillig wieder leiden. Hingegen der Schade an Geld, Haabe und Gütern, das ist ein Schade! und hier sind Ruffis nöthig! Mag ich fragen, mein Herr, wo wohnt dieser Herr Anton Ruffi? Ich habe seinen Namen in ganz Niederdeutschland noch nicht nennen hören. Oder ist er wol todt? Wer hat ihn seine Praxis? — Ich bin

Der Arzt.



Hundert neun und sechszigstes Stück.

von Haller.

Die Nachwelt angesteckt von ihrer Ahnen Blut.

Ich erkaufte vor einiger Zeit in einem Bücherausrufe verschiedene alte Bücher, woben mir ein Stoß von Maculaturpapieren mitgegeben wurde, weil man ihrer gern los seyn wollte. Nachdem ich dieselben in meinen Büchersaal hatte tragen lassen, blätterte ich sie obenhin durch, und fand unter andern eine gewisse kleine Handschrift, die, weil sie noch ganz vollständig war, meine Neugier reizte, sie durchzulesen. Der Titel war: Geschichte der indianischen Prinzen von dem Stamme des Mohoh. Da ich mich nicht auf die Kenntniß der Handschriften verstehe, so bin ich nicht im Stande, das Alter der gegenwärtigen zu

ber

bestimmen, und eben so wenig kann ich mutmaßen, wer der Verfasser derselben gewesen seyn möge. Sie ist aus einer indianischen Sprache übersetzt, in altem Mönchsdeutsch geschrieben, und in dieser Gestalt würde sie mir unbrauchbar geblieben seyn. Weil mir aber die Ausführung dieser kleinen Geschichte gefiel, und ich am Ende die gute Absicht des Verfassers entdeckte, um deren willen sie mir würdig schien, daß ich sie aus ihrer Dunkelheit hervorzöge, und sie der Länge nach meinen Lesern mittheilte; so übersetzte ich sie in besseres Deutsch, um sie heut meinen Blättern einzuverleiben. Hier ist sie:

Vor vielen hundert Jahren lebte in Asien ein gewisser Prinz, Namens Mohoh, der bey der ruhigen und friedlichen Regierung seines kleinen Reichs alle die Glückseligkeiten genoss, die einem jeden glücklichen Menschen den Tod bitter machen. In der That war auch die Abwendung des Todes das einzige, das oft seine Vergnügungen unterbrach, und sein Gemüth mit traurigen Vorstellungen erfüllte. Es hielt sich am Hofe dieses Prinzen ein alter ehrwürdiger Mann auf, der in vielen geheimen Dingen wohl erfahren war, und sich, durch mancherley Proben seiner besondern Weisheit, durch sein geheimnißvolles Betragen, sein eignes hohes Alter und seinen strengen Wandel, bey jedermann das Ansehn eines Lieblings und eines Vertrauten der Götter erworben hatte. Der Prinz unterredete sich öfters mit diesem Greise von den Geheimnissen der Natur; und es traf sich einstmals von ohngefähr, daß die Rede auf den Phönix fiel, von welchem Mohoh gehört hatte, daß er in seinem Alter sich selbst verbrenne, und daß aus seiner Asche ein neuer Phönix wieder zum Vorschein käme. Weil es schien, als ob Xenes (dies war der Name des Alten) in die Möglichkeit dieser Erzählung weniger Mißtrauen setzte, als der König, so befreumdete dieses denselben dergestalt, daß er nicht umhin konnte, den Greis inständig zu bitten, daß er ihm sagen möchte, was er von der Sache hielte. Xenes weigerte sich lange, und suchte allerley Ausflüchte, welche den Prinzen nur desto neugieriger machten. Nachdem er sich

sich aber durch die Liebkosungen und Beschwörungen des Prinzen endlich genöthiget sahe, zu reden; so gestund er, daß er die Sache nicht allein für möglich und wahr hielt, sondern daß er sogar glaubte, es könnten andre Thiere, ja auch der Mensch, aus sich selbst wieder hergestellt werden. Der Prinz, der in diesen Worten etwas fand, das die einzige Unruhe seines Herzens, nämlich die Furcht des Todes, lindern konnte, und dessen Zutrauen zur Weisheit des Xenes schon längst aufs höchste gestiegen war, wendete alle nur erfindliche Ueberredungen an, um den Alten zu bewegen, daß er ihm die Gründe entdecken möchte, aus welchen er die Möglichkeit dieses Wunders glaubte, und daß er ihm von dem, was ihm die Götter hievon offenbart haben möchten, nichts verschwiege.

Nach langem Weigern mußte sich endlich Xenes bequemen, dem Prinzen die Entdeckungen mitzutheilen, die er durch seine verborgne Kunst in der Sache gemacht hatte. Er fing demnach an, ihm die Geheimnisse der Palingenesie zu beschreiben. Er nahm in Gegenwart des Königs eine blühende Blume von ihrem Stengel, verbrannte sie vor dessen Augen zu Asche, sammelte dieselbe sorgfältig in ein Glas, goß einige Tropfen von einem balsamischen Liqueur darauf, verstopfte das Glas wohl, und setzte es in ein Bad von warmen Sande. In kurzer Zeit sah der Prinz, wie sich die Asche der Blume im Glase in gewisse Figuren vertheilte, so wie ungefähr die Chymisten bey der Zubereitung des Dianenbaums wahrnehmen. Diese Figuren verwandelten sich auf verschiedne Weise, und stellten endlich das Bild der vorigen Blume in ihrer völligen Gestalt, Größe, Farbe und Schönheit wieder dar.

Als Mohoh dieses Wunder gesehen, die wiederhergestellte Blume selbst herausgenommen, und ihren Geruch, ihre Eigenschaften und ihr ganzes Wesen untersucht hatte, zweifelte er keinesweges, daß dieses nicht das wahre Geheimniß der Unsterblichkeit wäre, und daß es wenig Schwierigkeit haben würde, einen menschlichen Körper auf ähnliche Weise wieder herzustellen. Von dieser Zeit ließ er

keinen Tag vorbegehen, ohne den Xenes durch Gnadenbezeugungen und Proben der lebhaftesten Zärtlichkeit sich immer mehr zu verbinden, so daß sich dieser endlich entschloß, dem Prinzen an seinem nächstbevorstehenden Vermählungstage mit der Offenbarung seines ganzen Geheimnisses ein Angebinde zu machen.

Da nun dieser Tag angebrochen war, so verwünschte der Prinz alle die leeren Glückwünschungen, die von dem langen Leben und der Unsterblichkeit voll waren, welche er doch nur durch die Offenbarungen des weisen Xenes erhalten konnte. Aber endlich kam auch dieser Ehrwürdige selbst, und redete den Prinzen folgendergestalt an:

Die Großen deines Hofes, o Fürst, erschöpfen ihre Redekunst, um dir alle Glückseligkeiten zu wünschen, die sie für unmöglich halten. Ich aber komme jetzt, um dir die Mittel zu entdecken, wie du wirklich dazu gelangen kannst. Empfange von mir diesen Balsam des Lebens, der deinen erstorbnen Gliedern das Leben wiedergeben, und dich, wie den Phönix, aus dir selbst wieder herstellen wird. Hierdurch wirst du vermögend seyn, dein Daseyn durch alle Jahrhunderte fortzuführen. Allein, ich zweifle nicht, du werdest dir auch, bey Ueberreichung dieses göttlichen Geheimnisses, diejenigen Bedingungen gefallen lassen, ohne welche die Kraft desselben keinem Sterblichen zu gute kommen kann; denn dies ist der Wille der Götter.

Nachdem der Prinz durch einen Eid dasjenige zu halten angelobt hatte, was Xenes im Namen der Götter von ihm fordern würde, redete dieser folgendermaßen:

Die wahre Unsterblichkeit, o Prinz, ist nur ein Vorrecht der Götter, und kein Geheimniß der ganzen Natur kann dir dieselbe geben. Nichtsdestoweniger haben dir die Götter eine Fortdauer zugedacht, die mit der Natur und Zeit bis ans Ende der Schöpfung fortgehen soll. Dein Körper, o Prinz, wird durch die Gnade der Götter der Vernichtung trogen, und dieser Balsam wird ihn stets neu wieder herstellen, wofern du ihn nicht durch Uebelthaten und Nachlässigkeit dergestalt verderben wirst, daß dich die gereizte

gereizte Rache der Götter treffen, und deiner unwürdigen Dauer ihr Ziel setzen muß. Siehe, dies ist der Wille der Götter. Du sollst deinen Körper, als ein Geschenk, das sie dir selbst gaben, verehren, ihn nicht durch Ausschweifungen entheiligen, noch seine Kräfte durch Mißbrauch verschwenden. Umsonst würdest du glauben, daß das Geheimniß, welches ich dir jetzt offenbare, um deine Fortdauer zu verewigen, dich der Sorge überheben könnte, dieses Gesetz der Götter nach aller Strenge zu beobachten. Deine Dauer bleibt noch, wie bisher, in ihre gewöhnlichen Menschenalter eingetheilt. So wie du die Jahre der Kindheit vollbracht hast, und jetzt deine Jünglingsjahre genießest, so wird dich dereinst das männliche Alter vollenden, und du wirst, als ein schwacher Greis, der Verwesung in die Arme sinken. Die Kraft meines Geheimnisses wird dich zwar wieder herstellen, und du wirst in einem neuen Lebenslaufe alle vorige Perioden deines Lebens wieder durchgehen. Allein, alles das, was du in deinem vorhergehenden Lebenslaufe wider das Gebot der Götter, das ich dir jetzt erkläre, gesündigt haben wirst, sollst du in dem darauf folgenden büßen. Darum schone deine Kräfte, und achte deine Gesundheit wie ein kostbares Kleinod; beschütze sie wie deinen Augapfel, und laß dich keine Wollüste, keine falschen Triebe, und keine Nachlässigkeit jemals bewegen, von den natürlichen Gesetzen deiner Erhaltung abzuweichen. Die Schwachheiten und Gebrechen, die du dir, durch deine Schuld, in deinem ersten Leben zuziehst, werden im zweiten das gewisse Erbtheil deines Körpers seyn; und die Verbrechen, die du im zweiten hinzufügst, werden sich im dritten zu den vorigen gesellen, so daß dein Leib zuletzt ein Sammelplatz unzähliger Martern werden wird, die deinen folgenden Lebenslauf nicht nur verschlimmern, sondern auch merklich verkürzen. Was würde es dir dann helfen, o Prinz, dich stets wieder herzustellen, wenn du nur stets zu größerm Elende und zu einer kürzern Dauer wieder zurückkehrtest? Ja, da die Götter dieses ihr Geheimniß nur denen anvertrauen, die des Gebrauchs der Vernunft fähig sind, weil sie ohne denselben nicht vermögend seyn

seyn würden, die Bedingungen zu fassen, unter welchen sie ihnen dieses geheime Vermögen ertheilen; so würden endlich die allzusehr erschöpften Kräfte deines Körpers nicht einmal hinreichen, dein Leben bis über das Alter deiner Kindheit hinauszuführen; und so müßtest du zuletzt durch eignes Verschulden den großen Vorzug deiner Unsterblichkeit wieder verlieren.

Der Prinz, der alle Worte des Xenes mit der größten Aufmerksamkeit angehört hatte, gelobte alsobald den Göttern ein heiliges Leben, und stellte dem Xenes vor, wie wenig Mühe es ihm kosten würde, solchen Gesetzen zu gehorsamen, die keine andre Absicht hätten, als ihm seine eigne Fortdauer erträglich und beglückt zu machen.

Erinnere dich dieser Zusage beständig, erwiederte Xenes, und vernimm nunmehr den Gebrauch desjenigen Mittels, wodurch du der Sterblichkeit trogen wirst. In der besten Zeit deines Lebens, da deine Natur in vollen Kräften blüht, ist es Zeit, ihr durch diesen Balsam des Lebens den Grad der Dauerhaftigkeit, und die Kraft, sich aus sich selbst wieder herzustellen, zu geben. Zu dieser Zeit bediene dich desselben mit Mäßigkeit, und lebe dann, als ein Weiser, und stirb endlich, als einer, der seiner Fortdauer gewiß ist.

Nachdem dieses vertrauliche Gespräch ein Ende genommen hatte, gieng Xenes zurück in seine Einsamkeit. Der Prinz aber vergaß unter allen Lustbarkeiten dieses Tages, womit sein ganzer Hof die Vermählung eines der gnädigsten Fürsten mit der lebenswürdigsten Prinzessin verherrlichte, die treuen Lehren des Xenes nicht, und setzte sich vor, denselben, so lang er lebte, unverbrüchlich zu folgen.

Nach Verlauf von zwanzig Jahren ward Xenes todt krank, und Mchöh, der für sein Leben besorgt war, besuchte ihn öfters in Gesellschaft des Erbprinzen, welcher nunmehr schon ein Alter von neunzehn Jahren erreicht hatte. Einstmals sagte der König, als er den Xenes sehr schwach fand, wie er untröstbar seyn würde, ihn durch den Tod zu verlieren, wenn er nicht wüßte, daß er sich zu rechter Zeit gewiß seines vortrefflichen Balsams bedient haben würde,

um

um sich dadurch ein neues zukünftiges Leben zuzubereiten. Xenes antwortete hierauf, daß er sich dieses Mittel nie selbst bedient habe; sondern daß er vielmehr dasselbe erst damals in einer Offenbarung entdeckt hätte, da es für ihn nicht mehr Zeit gewesen wäre, es zu gebrauchen. Inzwischen bat er den König, aus diesem Umstande kein Mißtrauen zu schöpfen, sondern vielmehr in demjenigen Gehorsame, den er den Göttern angelobt hätte, unverrückt fortzufahren, und den Erbprinzen jederzeit zu gleicher Beobachtung der Befehle der Götter zu ermahnen.

Xenes starb bald darauf, und dieses ist nicht zu verwundern. Allein nach langer Zeit starb endlich auch der König, und sein Leichnam ward nach der Gewohnheit des Landes verbrannt, und seine Asche gesammelt. Der Erbprinz, welcher das ganze Geheimniß vom Xenes wußte, und von seinem Herrn Vater zum Regenten seines Reichs, während der Minderjährigkeit seines zweiten Lebens ernannt worden war, gieng täglich zu der Urne, worinn die Asche des Königs seines Vaters aufbehalten wurde, um die Wiederherstellung seines Körpers mit anzusehn. Es verfloß ein halbes Jahr; es verfloß ein ganzes. Allein, die Asche des Königs blieb stets unverändert. Nachdem das zweite Jahr mit eben so eiteln Hoffnungen verfloßen war, urtheilte endlich der neue König, daß das Geheimniß des Xenes, entweder eine bloße Chimäre, oder ein gutgemeinter Betrug gewesen seyn müsse, um nur dem Könige, seinem Vater, die schweremüthige Traurigkeit über seine Sterblichkeit aus dem Kopfe zu bringen.

Der neue Regent, Namens Mchöh II., war ein Herr in seinen besten Jahren, und lebte in einem beglückten Ehestande, als dieser Umstand vorgieng. Er bediente sich des Mittels des Xenes, ohne doch nun länger daran zu glauben, bloß, weil er es für eine unschädliche Sache ansah, die man so nehmen könnte, wie man bey Hofe viel Arzney nimmt. Allein, da er sie eben so nahm, so bestämmerete er sich auch eben so wenig um die Regeln, welche bey dem Gebrauche dieser Arzney beobachtet werden sollten. Er lebte von nun

an üppig und wollüstig, und die Ausschweifungen ermatteten und verzehrten seine Kräfte so sehr, daß er in einem viel frühern Alter schon sterben mußte, als sein Herr Vater gestorben war.

Nohoh II. hatte es nicht für der Mühe werth gehalten, seinem einzigen Sohne die Regeln vorzuschreiben, die Xenes, wie er glaubte, nur selbst erfunden hätte, um seiner Grille das Ansehn von einer Offenbarung der Götter zu geben. Inzwischen hinterließ er ihm den Balsam des Xenes, welcher nun einmal bey Hofe, als ein schöner Lebensbalsam, gepriesen wurde, dessen Entdeckung von einem heiligen Manne herrührte, der gestorben war, und dessen Gebrauch auch noch niemanden vor dem Tode beschützt hatte. Weil dieses eine Eigenschaft aller Lebensbalsame ist, so lehrte man sich, wie gewöhnlich, an diese Erfahrungen nicht, und der Prinz selbst, welcher von schwächlicher Natur, und mit der Sicht und dem Steine geplagt war, gebrauchte ihn mit einiger Hoffnung, unerachtet sein Herr Vater schon vor der Geburt dieses Prinzen mit eben denselben Krankheiten behaftet gewesen, und zuletzt wirklich daran gestorben war. Bey diesem Gebrauche hielt er sich, auf eine zwar thörichte, aber doch sehr übliche Weise, für gesichert genug, um allen seinen Neigungen den Zügel schießen zu lassen. Er liebte den Wein und das Frauenzimmer; und nachdem er lange genug allen Lastern gefrohnet, die diese Ausschweifungen mit sich führen, und alles Elend empfunden hatte, das sie begleitet, beredeten ihn endlich seine Vertrauten, sich ordentlich zu vermählen, um dem Reiche einen untadelhaften Thronfolger zu hinterlassen. Es geschah zwar; allein, der König erlebte die Geburt des Prinzen nicht einmal, der sein Thronfolger werden sollte. Dieser junge Prinz selbst kam elend und schwach auf die Welt; und als er im vierten Jahre seines Lebens starb, so gieng mit ihm der königliche Stamm aus, und es bestieg ein fremder Regente den Thron.

So weit geht die Erzählung in der alten Handschrift, deren ich oben gedacht habe. Auf der nächstfolgenden Seite hat vermuthlich eben der Verfasser, (denn die Hand des

Schrei-

Schreibers ist wenigstens eben dieselbe,) den wahren Sinn auf folgende Weise erklärt:

O Mensch, verehere den Willen der Götter, und das Andenken des Xenes, des Auslegers desselben. Es war dir nicht beschieden, unsterblich zu seyn; um deiner Wünsche willen ließ die Natur sich nicht umkehren. Allein, du konntest dich aus dir selbst erneuen, und wie ein Phönix wieder zum Vorschein kommen, ja, bis ans Ende der Welt, außerhalb dir selbst, in deinen Nachkommen fortdauern. Hierzu gaben dir die Götter das Vermögen in deinen besten Jahren, und da schon konntest du dich vor deinem Tode, in deinen Kindern verjüngt, erneuert und wieder hergestellt sehen. Sie sind Theile von dir selbst, und der neue Mensch, dem du das Daseyn giebst, führet dein Leben fort außer dir. Er pflanzt dich in seinen männlichen Jahren noch weiter auf seine Nachkommen fort; und siehe! dieser Stammbaum deiner Nachkommenschaft ist die natürliche Unsterblichkeit, welche die Götter den Menschen gewährt haben. Aber nun vernehmt auch ihr, o Fürsten, die ihr einen besondern Vorzug und eine große Glückseligkeit darinn findet, euren Stamm, durch lange Jahrhunderte hindurch, bis zu den Ruinen der Welt zu führen, und vernehmt ihr alle, die ihr eure eignen Nachkommen, als Menschen, wie euch selbst liebt, und euch um sie verdient zu machen für eine edle Tugend haltet; vernehmt den Willen der Götter! Eure willkührlichen Laster, die eure Gesundheit verderben, sollen von euren Nachkommen gebüßt werden! Die Erschöpfung eurer Kräfte, und die Gebrechlichkeit, die sie begleitet, machen eure Nachkommenschaft schwächlich und elend; und wenn auch diese mit euren Verschuldungen die ihrigen häuft, so wird nach und nach das Verderben einreißen, und euer Stamm wird, wie ein Rauch im Winde, verschwinden. Bedenkt, daß ihr euren Nachkommen die Wohlfahrt und die Gesundheit schuldig seyd, die euch die Götter gaben. Bedenkt, daß ihr in ihnen Menschen beglückt, die ihr gewissermaßen noch selbst seyd, wenn ihr euch hinter dem Schilde der Tugend vor den Anfallen des Lasters und seines

grausamen Gefolges beschützt. Ihr, die ihr euch Nachkommen wünscht, untersucht euch zuvor, ob ihr auch dieser Art der Unsterblichkeit fähig und würdig seyd? Eure Laster tödten nicht nur euch selbst im Tode, sondern euch selbst noch bis ans Ende der Welt in denen, die ihr durch sie des Daseyns unfähig macht. Nicht euch allein, ihr Lasterhaften, hinkt die Strafe mit ihrer Geißel nach; sondern auch die, in denen ihr nach dem Tode noch Verbrechen begeht, müssen ihren Rücken der blutigen Geißel entblößen. Nur die Tugenden sind die Preise dieser Unsterblichkeit, die eine an einander hängende Reihe verschiedner Lebensläufe von einer ursprünglichen Person ist. Durch sie beglückst du, o Vater, dich selbst, und deine Kinder werden dich preisen. Im Laster verdirbst du dich selbst, und pflanzest dich, so elend, wie du bist, auf einen noch Elendern fort, welcher dir flucht.



Nachdem ich dieses ganze Stück wohl erwogen, so finde ich darinn eine erwünschte Auleitung, um meine Leser, aus einem neuen Bewegungsgrunde, den ich bisher noch nicht berührt habe, zur Beobachtung einer guten Lebensordnung zu verpflichten, nämlich, um der Erbkrankheiten willen. Ich weiß zwar, und habe noch neulich in einer der neusten Schriften gelesen, daß Aerzte selbst diese Krankheiten als Udinge verwerfen, und es für ungereimt halten, zu glauben, daß Krankheiten von Aeltern auf Kinder fortgeerbt werden können. Allein, ich weiß auch, daß man der gesunden Vernunft wenigstens eben so viel glauben muß, als den Aerzten, und besonders denen, die ihr nicht glauben. Eben die Säfte, die in den Müttern umlaufen, ernähren und erfüllen den Körper der Nachkommenschaft, die sie der Welt geben. Eben die geheime Kraft, welche die Struktur eines Kindes nach der Symmetrie und nach den Proportionen der Theile der Aeltern bildet; eben die Kraft, die das Angesicht des Vaters oder der Mutter in der Materie der Frucht abdrückt, die alle Gliedmaßen der Aeltern aus ihr nachschafft, und die uns in den Mutter-

mäh-

mählern die allererstaunlichsten Proben einer geheimnißvollen Nachahmung der Strukturen und Bildungen zeigt, muß natürlicher Weise auch die inwendigen Theile und Eingeweide untrer Kinder nach den Modellen der unsrigen formiren, und auf dieser Nachahmung der durchgängigen Struktur der Aeltern in den Körpern der Kinder, und auf dieser Uebereinstimmung der Materie, woraus der Körper der Frucht zusammengesetzt wird, mit den Säften der Mutter, beruhet das alles, was die vernünftigsten Aerzte von den Erbkrankheiten glauben, und was die Erfahrungen aller Zeiten so sonnenklar zeigen, daß selbst der Wiß der scharfsinnigsten Ungläubigen nichts scheinbares dagegen aufbringen kann. Wenn wir von schwindstüchtigen Aeltern Geschlechter bis ins vierte und sechste Glied sehn, die bey aller ersinnlichen Vorsichtigkeit, um dieses Elend der Familie zu verhüten, dennoch in ihren besten Jahren von eben den Feinden erwürgt werden, die ihre Vorfahren tödteten; wenn alle Kinder, Enkel und Urenkel gichtischer Aeltern, bey der Diät aller Heiligen, dennoch die peinlichen Anfälle dieser grausamen Krankheit empfinden müssen; wenn die Geschwüre der Nieren eines Vaters, der in Steinschmerzen stirbt, ganze Geschlechter seiner Nachkommen in eben den Eingeweiden anstecken, und in eben den grausamen Tod ziehn; wenn die venerischen und scorbutischen Säfte der Aeltern ihr Elend auf ihre Nachkommen bringen; wenn selbst die ganze Bauart des Leibes, das körperliche Temperament mit allen seinen Vorzügen und Fehlern, von Aeltern auf Kindern fortgeerbt wird: wie kann man da mit Spitzfindigkeiten der Theorie in einer Sache, die uns ewig ein Geheimniß bleiben wird, wider den Augenschein streiten? Ich wünschte, daß ich meinen Lesern das große und schöne Verzeichniß von dergleichen Beispielen hier vorlegen könnte, welches Herr D. Büttner in seiner Inauguraldissertation (Göttingen, 1755.) gesammelt hat. Er beweiset darinn, daß diese Krankheiten nicht nur, wie Stahl geglaubt, bis auf die dritte, sondern, nach Fracastorii Erfahrung, bis auf die sechste Zeugung fortgehen können, welches man sogar bey den Fehlern einzelner Theile,

als z. E. eines überflüssigen Fingers, in einer Familie bemerkt hat; daß alle Krankheiten forterben können; daß sie gleichwol nicht unheilbar sind; daß es möglich sey, sie zu verändern oder zu unterdrücken; daß zuweilen ein Glied von der Geschlechtsfolge ausfallen, und dennoch das darauf folgende die Krankheit erben kann; daß die Erbkrankheiten ordentlich bey den Kindern zu eben der Jahreszeit ausbrechen, als sie bey den Aeltern ausgebrochen sind; und endlich, daß es doch Fälle gebe, wo die an sich erblichen Krankheiten zuweilen die Kinder verschonen. Wie vieles Unglück die Lustseuche durch die Forterbung auf das menschliche Geschlecht bringe, habe ich im 154sten Blatte gezeigt.

Wenn aber dem also ist, wie es die heilige Schrift selbst sagt, daß die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied heimgesucht werden sollten; so wird hierdurch die Pflicht, unsre Gesundheit zu erhalten, ein Gesetz, von dessen Uebertretung wir nicht allein Gott und uns selbst, sondern auch der Obrigkeit und unsern Nachkommen Rechenschaft zu geben haben. Die wenigsten bilden sich ein, daß ihre eigne Verwahrlosung irgend jemanden sonst, als sie selbst angehe; denn mit Gott denken sie hierüber bald einig zu werden. Allein, wie viel muß nicht den Obrigkeiten daran liegen, daß sich die Bürger ihrer Republik weder verzärteln, noch durch ihre Ausschweifungen ungesund machen, da dieses auf den nächstkünftigen Zustand der Republik einen so wichtigen Einfluß hat. Solchergestalt wird die Erhaltung der Gesundheit eine öffentliche und bürgerliche Pflicht, und darum haben einige weise Fürsten die verderblichen Laster der Ueppigkeit, der Wollust, und andre bloß sittliche Vergehungen mit bürgerlichen Strafen belegt, und sie als Verbrechen gegen den Staat betrachtet. Die gesunde und starke Natur der Aeltern verspricht dem Staate eine gesunde und dauerhafte Nachkommenschaft; die Lebensalter der Alten und ihrer Kinder werden dadurch verlängert; die Bürger sind brauchbarer in allen Diensten, und bleiben es länger; der Staat bereichert sich durch eine größere Anzahl Bürger, wenn von einem gesunden und dauerhaften Volke jederzeit

jederzeit einige Generationen zugleich leben; und die Arbeitsamkeit, die mit der Bevölkerung zunimmt, macht den Staat reicher, mächtiger und blühender. Alle diese Folgen sind unwidersprechlich. Eine Bande gesunder starker Räuber hat Rom errichtet; die Wollust und Ueppigkeit der schwachen vornehmen Römer hat es zu dem Rom gemacht, das es nun ist.

Ich will hier nicht untersuchen, in wie weit es möglich sey, die Ehen solcher Personen zu hindern, die mit schweren und tödlichen Erbkrankheiten beladen sind. So lange die Gesunden Erlaubniß haben, ins Kloster zu gehn, können die Kranken wohl freyen. Allein diejenigen, die es für einen ungerechten Zwang halten, wenn die Obrigkeit selbst über ihre Diät und Lebensart gebieten will, werden nunmehr einsehn, was sie hierzu berechtige, und die, so der Ehrgeiz sich zu verewigen anspornet, werden finden, daß das die beste Unsterblichkeit sey, durch cigne Tugend ein würdiger Ahnherr der Nachwelt zu seyn.

* * *

Mein Herr Arzt,

Gerechtigkeit! Ich verlange von Ihnen einen Ausspruch über eine verdrießliche Sache, die mir mit einem Charlatan begegnet ist, der vorgab, daß er das Aurum porabile hätte, welches in allen Krankheiten gewisse Hülfe leistete. Ich ward mit einem Fieber befallen, und ließ diesen Mann zu mir rufen. Nachdem ich ihn auf sein Gewissen gefragt hatte, ob mir die Arzney helfen würde, beurtheilte er's aufs höchste, und bot mir ein Glas davon an. Er schwur, daß es ihm selbst hundert Ducaten kostete; allein, aus Liebe zu mir, weil er mich in seinem Leben noch nie gesehen hätte, wollte er es mir für 50 Ducaten, vorausbezahlt, lassen. Ich war in der Noth, und zahlte das Geld an ihn aus; doch mit der Bedingung, daß mir die Arzney gewiß helfen würde. Er legte mir, vor dem Gebrauche derselben, ein dreytägiges Fasten auf, und in diesen dreyen Tagen blieb mein Fieber von selbst aus. Da mir nun solchergestalt die Arzney unnütz war, so sendete ich sie ihm zurück, und forderte mein Geld wieder. Allein, der Unverschämte ließ mir sagen: Es thäte ihm leid, daß ich das Fieber zu früh losgeworden wäre. Inzwischen würde ich die Arzney behalten müssen, weil er mir versprache, daß sie

sie mich von der ersten Krankheit, die mir bevorstünde, gewiß befreien würde. Ich bin willens, hierüber mit ihm vor Gericht zu gehn. Allein, was urtheilen Sie vorläufig von dieser Sache? Muß mir der Thor nicht mein Geld wieder geben? Ich bin,

Credulus.

Antwort.

Mein Herr,

Sie bezahlen mit 50 Ducaten ihre Thorheit, und nicht die Arznei. Fangen Sie keinen Proceß mit dem Charlatan an, damit Sie nicht auch den Proceß noch bezahlen müssen. Weil Sie noch nicht wissen, was in solchen Dingen Mechtens ist, so will ich Ihnen erzählen, wie einstmal ein König selbst einen solchen Streit entschieden hat. Ich weiß nicht, war es Franciscus I., oder ein anderer König von Frankreich; daran ist nichts gelegen. Genug, er hatte Geld nöthig, und er erhielt dasselbe von dem alten geizigen Cardinal Marcelus, nach Melanchtons Berichte, welcher den Cardinal sehr wohl gekannt hat, auf folgende Weise: Der König ließ durch die von einem Courier aus Rom mitgebrachten Depeschen das Gerücht aussprengen, daß der Pabst Paulus daselbst gestorben wäre. Er ließ den Cardinal rufen, von dem er wußte, daß er sehr ehrgeizig, und nach der päpstlichen Würde begierig war, und er zahlte ihm dieses Gerücht. Der Cardinal stellte dem Könige alsobald den großen Nutzen vor, welchen er und sein Staat davon zu hoffen hätte, wenn ein Mann, der sein Freund wäre, zur päpstlichen Würde gelangte. Ja, sagte der König: Wie? wenn man Sie selbst dazu erheben könnte? Der Cardinal ließ seine Begierde aus. Man muß Geld hierzu haben, sagte der König, und ihr habe ich keins. Der Cardinal bot zwei Tonnen Goldes an. Dies ist genug, sagte der König, ich will so viel von dem Meinigen dazu thun. Die nächstfolgenden Briefe berichteten, daß der Pabst noch lebte, und niemals krank gewesen wäre. Der Cardinal erzählte es dem Könige, und forderte sein Geld wieder. Der König antwortete: Ich werde es meinem Abgesandten verweisen. Was das Geld anbelangt, so wird der Pabst, wenn er nicht todt ist, doch sterben.

Sie aber, mein Herr, wenn Sie nicht krank sind, so werden sie es doch werden. Ich bin ic.

Der Arzt.



Hun-



Hundert und siebenzigstes Stück.

Brem. Beytr.

Genug, was abgeht, das ist schön.

Die Welt, das ist der große Haufen,

Wird doch nicht gern was Schlechtes kaufen.

Mein werthester Herr Seher,

Ich sende Ihnen hierbey neue Handschrift zum Arzte, und bedaure, daß Sie diesesmal haben warten müssen. Schreiben Sie es keiner Nachlässigkeit zu; denn ich fürchte gewiß nichts mehr, als einen Mann durch mein Verschulden unwillig auf mich zu machen, den ich als meinen größten Gönner betrachte, weil er der Herr meiner Ewigkeit ist. Ich habe bloß darum gezögert, weil ich nicht Herr meiner Zeit bin. Nicht einmal Herr meiner Gedanken bin ich, mein Werthester; Sie hingegen sind alles. Wenn Sie befehlen, so muß meine Zeit Ihre seyn; und sobald sie mir mit einem Montage drauen, so muß alles stehn und liegen bleiben, und so muß es mir gelegen seyn zu schreiben. Ich muß fürlieb nehmen, wie mir die Gedanken gerathen; Sie aber disponiren darüber mit Ihrer Hand, und greifen meine Ideen mit eben so wenig Kopfbrechen, wie man ein Vogelneß ausnimmt. Ich muß zuweilen gar damit fürlieb nehmen, wie Ihnen meine Gedanken gerathen; und diejenigen, die mich dann lesen, lesen Sie, ohne daß ichs hindern kann. *) Der Gott der Liebe, der im 165ten Stücke hinter der Bühne seinen Schleichhandel so meisterlich trieb, das war nicht mein Gott, sondern der Ihrige. Ich hatte den Gott der Liebe hinter die Bühne gesendet. In der Rede die Apollo in eben dem Stücke an den Jupiter hielt, sagte er nicht, daß die Thoren keine weisen Einrichtungen tadelten; sondern das sagten Sie. Ich habe mit meinen Ohren gehört, daß er zum Zeus sagte: die weisen Einrichtungen tadeln. Als Pascal im 166ten Stücke neben seinem Schreibrische einen Abgrund sahe, so sagten Sie, daß ihm diese Wahrheit mitten unter dem Studiren begehohlet hätte; ich

*) Dies waren Druckfehler in der ersten Auflage.

hingegen hatte es eine Narrheit genennt. Dieses Recht, mit meinen Gedanken zu schalten und zu walten, wie Sie belieben, kann ich Ihnen um desto weniger abstreiten, da ich, ohne Sie, platterdings nichts wäre, und gern zufrieden seyn muß, daß Sie mich nur zu etwas machen, es sey dann, was es wolle. Sie sind der Vater, der alle Woche einen jungen Arzt schafft. Wer verdankt es einem so fleißigen Vater, wenn dann und wann ein Krüppel mit unterläuft? Genug, ohne Sie hätte kein einziger die Welt gesehn.

Allein, mein lieber Herr Seher, ich will Ihnen noch weit mehr Vortheil über mich einräumen. Sind nicht oft die Kinder selbst Schuld daran, wenn sie gebrechlich zur Welt kommen? Sie wissen, und haben es vielleicht ehemals wol selbst schon gesehn, daß ein gewisser Archäus die Kinder bauet, und dieser Archäus der Aerzte bin ich. Sie sind ihr Vater, oder Ihre Faust ist ihr Mutterleib. Ich baue Ihnen in der Hand, was Sie hernach zur Welt bringen. Nun wissen Sie aber, was der Archäus oft für ein dummes Thier ist. Er baut zuweilen seine Kinder sehr schlecht, und dann sollen die armen Aeltern die Schuld haben. Ich erkenne dieses vor Ihnen mein Herr, als meinem Wohlthäter; aber Sie werden es auch, als ein rechtschaffner Mann, bey sich behalten. Ich erkenne, daß viele meiner Aerzte Fehler von mir haben, die unendlich schlimmer sind, als die kleinen Muttermähler, die Sie ihnen machen. Wollte der Himmel, Sie könntens fühlen, wenn Sie so einen Bastard aus der Hand gebähren, so sollten Sie Freyheit haben, ihn gleich zu ersticken, ehe er noch ans Tageslicht tritt. Allein, Sie fühlen nicht. Sie gebähren nach ihrem Verufe, was Ihnen in die Faust kommt; und da Sie die Schmach dafür mit mir theilen, so ist dies eine neue Güte, für die ich Ihnen verbunden bin.

Weil ich einmal angefangen habe, vertraut mit Ihnen zu reden, so will ich doch auch mein Herz vor Ihnen recht ausschütten. Was haben Sie für Muth von unsern gemeinschaftlichen Creaturen? Wenn ich zuweilen daran gedenke, wie wir beyden in die Wette so manches daran verhungern, so kann ich der ganzen Familie kein langes Leben zutrauen. Es ist zwar wahr, und mir allem Danke zu erkennen, daß Sie ihnen die Unsterblichkeit geben. Allein, deshalb werden sie doch ihr Ende erreichen, wie alle unsterbliche Dinge auf Erden; und wie lange kann es währen, so gehn sie wieder den Weg alles Druckpapiers zur allgemeinen Mutter zurück? Ich glaube nicht, daß überhaupt hundert Bücher in der Welt den großen Tag erreichen werden, da die Aeneis sterben soll, wie der Dichter sagte:

Nun geht des Himmels weite Kugel,
Der hohen Welten Harmonie
Und Marons heiligs Werk zu Grunde.

Die übrigen eilen unendlich schneller durch den Jammer der Eitelkeit, und

Der stärkste Foliant, der Fluch für den der schreibt,
War Lumpen, ward Papier, ist Rehricht, wird zerstäubt,

und dies alles zuweilen in einer Zeit von drey Leipziger Messen. Es ist wahr, wir haben in solchen Fällen den Trost, daß wir unsern Kindern selbst die Leichenpredigten halten können; und ich habe diese letzte Ehre schon einigen meiner ersten lieben Kinder, nicht ohne innige Dürhung, persönlich erwiesen. Allein, es ist auch wieder eine Verdrießlichkeit dabey, welche rechtschaffnen Aeltern fast unausstehlich ist. Man hält die Reliquien dieser abgeschiednen unschuldigen Würmerchen gar zu wenig in Ehren; und einem Schriftsteller muß die Leber von dicker Galle schwellen, wenn er in ein solches Weinhaus kommt, worinn ein verwünschter Maculaturkrämer wohnt. Marino hat nicht mit solchen Empfindungen den Wirth und die barbarische Zerstückung der bekehrtemitischen Kinder beschrieben, als einen Schriftsteller inwendig zerwühlen, wenn er sieht, wie es seinen Leichen nach ihrem Hintritte geht.

Verwahre deiner Weisheit Spuren,
Das Werk, das deinen Witz bewahrt,
Mit Buckeln, die kein Wurm verzehret,
Mit ewigem Metall, in Spangen und Clausuren:
Auch dieses schützt dich nicht. Vielleicht zerstückt es doch
Der Schneider leichtes Volk, ein unbeles'ner Koch;
Und was entblättern nicht der Haare Kräuseloh,
Taback; und Käsekrum, Confect und Specerey!

Was Sie, mein Freund, der Ewigkeit in Ihrer linken Hand mühsam sehen, stirbt oft nach wenigen Tagen schon wieder durch die Hand eines reinlichen Menschen. Ach! dieser Greuel kann Ihnen nicht unbekannt seyn; denn weicher Seher in der Welt hat nicht seine meiste Arbeit auf allerley Weise so entheiligen sehn? Wie nun? wenn uns beyden betrübten Leuten dieses Unglück auch mit den Aerzten ehestens wiederführe? Wie? wenn Sie Ihr mühsam Gesehtes, und ich mein unsterbliches flüchtiges Blatt um einen nichts würdigen Heering gewickelt, oder vor das Loch einer zerbrochnen Fenster Scheibe geklebt sehn?

Was können wir thun? Wir müssen uns doch endlich fassen. Unterdessen lassen Sie uns, so lange wir noch da sind, unsre Rolle als Schriftsteller so spielen, als ob wir der Ewigkeit völlig gewiß wären. Ohne diese Einbildung wird wenig Gutes und fast nichts Schlechtes

Schlechtes geschrieben. Die Schriftsteller sind, wie die Spinne in Sellerts Fabel, die, als sie gefragt wurde, was sie thäte? zur Antwort gab:

Ich webe für die Ewigkeit.

Wenn wir die Sache genau betrachten, so haben wir auch nicht Ursache anders zu antworten; denn fürerst ist alles Ewigkeit, was man dazu macht, und wenn unsre Blätter auch nur so lange dauern, als ein ewiger Friede und eine ewige Liebe, so sind sie ja doch unsterblich eben so ewig als die. Aber noch mehr: Können wir nicht mit dem größten Rechte hoffen, zu allen Zeiten Beyfall zu finden, nachdem wir, dem Himmel sey Dank! das Schwerste schon überstanden haben? Wir haben bisher das Glück gehabt, Lesern von Einseit und von Geschmack zu gefallen, und die sind in der That ein wenig schwer zu befriedigen. Dies sind Leute, die mich noch wol eine Zeitlang, so wie bisher, fortläßen, aber die es doch immer lieber sähen, daß ich mich im Grunde mehr besserte; Leute, die meine Scherze nur dulden, um meine Maximen zu lesen, und die nicht den Maximen fluchen, weil sie den Scherzen den Platz nehmen; Leute, die nichts strenger beurtheilen, als das Sinnreiche und Scherzhafte, und die gewiß zuweilen bey meinen Einfällen, anstatt zu lächeln, die Augenbraunen zusammengezogen haben; Leute, die nicht bloß mit den Augen lesen, und mit dem Nachen Beyfall geben, und deren Beyfall nur der Gegenstand guter Schriftsteller ist. Nur solchen zu gefallen, das war bisher meine Bemühung und mein Stolz. Für sie blieb mein bisheriger Vortrag noch ziemlich mit Sachen angefüllt, ob er gleich munter war; für sie suchte ich mehr das Sinnreiche, als das Lustige; und wenn ja einmal ein Scherz oder eine Einkleidung ein wenig plump war, so bildeten sie sie doch, entweder um der wahren Originale willen, oder weil sie auch bey Richtern von ihren Einsichten ihre Entschuldigung schon bey sich führten. Um ihrentwillen vermied ich die Pöffen und Unanständigkeit, damit man mich ganz durch und gern lesen könnte, ohne sich wegen eines entehrenden Geschmacks Vorwürfe zu machen. Ich habe diesen Zwang lange genug ausgehalten; und ich kann mit der Ehre zufrieden seyn, verschiednen solcher zärtlichen Leser bisher gefallen zu haben. So bald ich aber merken werde, daß dieser Beyfall lau wird, und daß ichs entweder mit solchen Lesern, oder sie es mit mir nicht länger ausstehn können; o, dann, mein lieber Herr Sezer, dann wollen wir unsern Plan ganz und gar verändern, und haben wir noch nicht viel Leser gehabt, so wollen wir dann erst viel kriegen. Dann will ich anfangen, nicht mehr zu fürchten, zu mißfallen, um desto mehr zu gefallen; dann will ich schreiben, daß die Hälse lachen sollen, und nicht die Gemüther; dann sollen alle seine Scherze fort, und

und ich will nur hübsch dicke Späße nehmen, die besser durchgreifen. Ich schwöre Ihnen, Herr Sezer, dies soll in alle Ewigkeit gut gehn. Es sind schon verschiedne Briefe von solchen zukünftigen Lesern bey mir eingelaufen, die mich bloß in der Hoffnung loben, daß ich bald anfangen soll, diese schöne Gabe zu gebrauchen, die sie mir zutrauen. Ob ich gleich, aus Bescheidenheit, diese Briefe nicht drucken lasse, so wünschte ich doch, daß sie mir von jemanden gestohlen würden, der sie drucken ließe; denn es sind lauter authentische Stücke, die, um der Geschichte des Geschmacks unsrer Zeiten willen, des Stehlens und Herausgebens wohl werth wären. Herr Sezer, solcher Leute sind Legionen, und das sind Menschen, wie unser einer. Sie sollten nur diese Briefe lesen; da sind keine Umstände, da ist kein Nachdenken, da ist weder Geschmack noch Gelehrsamkeit nöthig; sondern, wenn ich dann schreibe, so ist der Schriftsteller und die Welt, wie im tausendjährigen Reiche, ein Hirt und eine Herde; keiner nimmt dem andern etwas übel, und alles Complimentiren hört auf.

Geneigter Leser! heist alsdann

Nichts mehr, als: Wertheister Herr Bruder.

Mein werther Freund! das wird die goldne Zeit für den Arzt und dessen Sezer werden. Solche rechtichaffne Leute verlangen von mir keine Blätter, die mir Mühe machen; und ich werde die Aerzte, wie Gunt her einige seiner Verse, in der Trunkenheit schreiben können. Sie hingegen werden dabey gute Tage haben; denn das seyn Sie gewiß versichert, daß solche Blätter mit stehbleibenden Schriften werden gedruckt werden müssen, um die öftern Auflagen zu verhüten.

Solche Leser, mein Herr, sind das rechte wahre Publicum für die Schriftsteller. Dies ist ein Publicum, das was hat, das Geld an Bücher wendet, und die Schriftsteller ernährt. Wenn wir ihm zum Besten schreiben, wissen Sie was das heißt? Wir ernähren uns mit Schreiben. Wenn wir es unsern Richter nennen; wissen Sie, welchen wir dann meynen? den Nachrichten. Besinnen Sie sich wol noch, Herr Sezer, was der alte frostige Wortspieler, Klippmann, sagte, wie er bey unsrer letzten Zusammenkunft in der Druckerey war, und unsre Arbeit liegen sah? „Ihr arbeitet fürs gemeine Beste? sagte er: So sollt ihr nicht reich werden, ihr dummes Volk! Für die gemeine Bestie solltet ihr schreiben.“ Sie wissen wol, daß dieser unbescheidne Mann mit Schimpfwörtern sehr freygebig war, und daß er keine Grobheit verschwieg, wenn er nur einem Wortspiele Lust machen konnte; gesetzt, daß es ihn auch um seine ganze Wohlfahrt gebracht hätte. Das Publicum, für welches wir dann arbeiten wollen, um ewig Arbeit und Absatz zu

haben, ist so unwürdig gar nicht, wie es der alte Szegrimus nennt; und die größten Schriftsteller und Seher schämen sich nicht, für dasselbe zu arbeiten. Ist es nicht wahr, Herr Seher? Die gute Aufnahme einer Schrift besteht nicht darin, daß ihr zehn gute Köpfe, sondern daß ihr zehntausend Leser Beyfall geben. Nun frage ich Sie, als einen Mann, der alle Tage selbst ein Buchführer werden kann, was sind die besten Bücher? und wer sind die besten Leser? Die besten Bücher sind die, wovon zehntausend Exemplare verkauft werden; und die besten Leser sind die, die sie zehntausendmal kaufen. Wer sind aber die Leser? Die sind das Publicum.

Wir werden freilich bey dieser neuen Anlage des Arztes die meisten unsrer bisherigen Leser verlieren; aber, im Vertrauen, was ist daran gelegen? Wir verwechseln das kleine Publicum mit dem großen; wir sind dann, wie die Professores auf Universitäten, die den größten Beyfall haben. Wir lesen im großen Auditorio. Dies macht uns berühmter und größer, und bringt uns mehr ein, und setzt noch dazu uns beyde in gleichen Rang: denn ich arbeite alsdann nicht mehr mit dem Kopfe, sondern wie Sie, bloß mit der Faust. Die Wahrheit zu sagen, — aber ums Himmels willen, seyn Sie verschwiegen, bis ich losbreche! — Die Wahrheit zu sagen, so ist unser bisheriges Publicum die wahre Pest der Autoren. Wer für solche Leute schreibt, der schreibt gewiß nicht leicht

monatlich ein Journal, und wöchentlich ein Blatt,

der schreibt, daß er dabey verhungert; und was der heraus giebt, das pflegt wol, wie die Bremischen Beyträge, auf neun Messen aussen zu bleiben, eh es auf einer heraus kommt. Nein, Herr Seher, diesen kleinen Verlust müssen wir für nichts rechnen. Das Volk von Geschmacks- und die Gelehrten sind durchgehends unbemittelt, wie die Poeten. Sie bezahlen gute Sachen mit Liebe, wie die Könige gute Dienste mit Titeln. Was haben wir davon, wir, die wir schreiben und setzen? Geht darum unsre Arbeit wol besser ab, weil ich mich quäle, auf eine sinnreiche Weise die Maximen der Gesundheit zu lehren, und Sie, nicht mehr so viel große Druckfehler zu setzen? Wir gedachten, daß wir so unsre Sache recht gut machten; und ja, freylich noch, wiewol mit Kummer und Noth, einigermaßen erträglich gut für die Leser, aber auch einigermaßen unerträglich schlecht für uns. Haben Sie wol von dem bisherigen Verdienste für den Arzt schon einen Dreyling zurücklegen können? Ich auch nicht. Was? Geld in die Dank wollen wir legen, wenn wir nur erst ein halbes Jahr fürs große Publicum geschminkt haben. Die Leute, die uns dann lesen, sind selbst lauter Arzneiverständige, die die Maximen ihrer Erhaltung schon besser wissen, als man sie lehren kann. Daher werden sie sich wenig darum bekümmern, ob ich ihnen was Nützlichs schreibe, oder nicht. Sie werden nie glauben,

glauben, daß eins meiner Blätter seinen Zweck verfehle, wenn es bloß belustigt, wie unsre igeigenen Leser thun; wohl aber, wenn es bloß unterrichtet. Das große Publicum verlangt gar nicht, daß man sich um seinerwillen Mühe mache, und daß einem die Arbeit sauer werde. Es schenkt uns die schwere Pflicht zu unterrichten, und hält meinen Einfall, auf eine ergötzende Weise zu lehren, für einen der Einfältigsten in der Welt. Kann ich wol etwas dagegen sagen? Haben wir nicht das Beyspiel des Piquetspiels vor Augen, welches man erfand, um den Soldaten die Maximen der Kriegskunst bezubringen, und das doch kein einziger Mensch um dieser Absicht willen spielt? Wie kann ich verlangen, daß man in den Einkleidungen und Mummereyen meiner Blätter, die ein Spiel für die Vernunft meiner Leser sind, die trocknen Wahrheiten aufsuchen soll, die ich hinein verstecke?

Nun, mein Herr Seher, was sagen Sie zu meinem neuen Plane? Sind wir nun nicht der Ewigkeit, des Beyfalls, des Nachruhms, und, was noch köstlicher ist, als dies alles, sind wir nun nicht des größten Absatzes unsrer Blätter gewiß?

Ja! werden Sie sagen: Nun kommen wir endlich hinter die Schliche, im siebenten Theile des Arztes, da er bald aufhören muß. Sie haben immer Einwendungen im Kopfe! Hören Sie mir zu, ich will Ihnen antworten. Als Bosmann dem Könige auf der Goldkiste, der ihm eine große Summe Geldes schuldig war, in der Abschiedsaudienz, da er fortreisen sollte, sein Geld wieder abforderte, tröstete ihn der König damit, daß ers ihm geben wollte, wann er einmal wiederkäme. Bosmann, welcher nicht daran gedachte, daß es in diesem Lande eine Beleidigung der Majestät sey, einem Könige etwas vom Tode vorzusagen, weil sich, aus Furcht vor dem Tode, jedermann, bis er stirbt, mit der Hoffnung der Unsterblichkeit schmeichelt, war so unvorsichtig, und fragte: An wen er sich bey seiner Rückkunft zu halten hätte, wofern Se. Majestät unter dessen gestorben seyn sollten? Der König war so gnädig, ihm den Fehler zu verzeihen, und antwortete nur schlechthin: Ich werde nicht sterben. Sehn Sie, Herr Seher, ich bin der König von der Goldkiste. Ich will in den künftigen Theilen des Arztes nichts, als Schwänke schreiben; und wenn Sie mich unvorsichtiger Weise fragen: Wie, wenn der Arzt unterdessen aufhören muß? so antworte ich Ihnen, ohne es übel zu nehmen, nur schlechthin: Herr Bosmann, er wird nicht aufhören! Können Sie das nicht begreifen, mein lieber Herr? Eben darum wird er nicht aufhören, weil ich ihn aus lauter Schwänken machen will, die aller Leute Mäuler aufreißen sollen. Meynen Sie wol, daß ich vielleicht diese Kunst nicht verstünde? Ach, Herr Seher, die liegt in jedem Schriftsteller inwendig verborgen, wie die Erbsünde. Hungersnoth,

Mangel an Verlegern, und die Sucht nach vielem Beyfalle, entwickelt sie bald, und bringt sie in Gang,

munitæque adhibet vim sapientia.

Inzwischen will ich dennoch nicht unbesonnen zu Werke gehn, und mich nie auf meine eignen Kräfte allein verlassen. Die bescheidensten Maasregeln sind schon genommen. Ich will mich der Critik zuvor unterwerfen, ehe Sie meine Blätter in Ihre Hände bekommen; denn jeder Schriftsteller muß seinen Criticum haben, und wenn er auch nur für Pferde schreibe. Mein Anschlag ist dieser:

Der Herr von M o l i e r e las alle seine theatralischen Gedichte, ehe er sie auf die Bühne gab, seiner alten Bartfrau vor; und wenn die fleißig darüber lachte, so wußte er vorher, daß sie nach dem Geschmacke des Parterre seyn würden. Ein solches altes Weib muß ich mir halten, der ich die Ärzte vorlese, ehe Sie dieselben in ihre verewigende Gewalt bekommen; eine Art Here von Endor, die mir erscheinen muß, so oft ich sie citire. Zu dem Ende sollen Sie mir einen Artikel in unsre wöchentlichen Anzeigen setzen, „daß eine „Frauensperson bey einer guten Herrschaft in Dienst verlangt werde, „die wohl bejahrt ist, Geschriebnes lesen, oder wenigstens Geschriebnes „hören kann; die mit ihrem Gelächter nicht rar thut, und einen „guten reinen Tenor lacht, hauptsächlich aber mit unverwerflichen „Zeugnissen dattun kann, daß sie vom gemeinsten Stande sey. „Sie kann auf die anständigsten Bedingungen alsobald in Dienst „treten, und es wird von ihr im geringsten nichts weiter verlangt, „als alle Woche einmal ein geneigtes Gehör.“

Sehn Sie, Herr Seher, so weit sind die Anstalten gemacht zu unsrer Verewigung, und nun wollen wir darauf los arbeiten, wie es uns gefällt. Sobald Sie merken, daß unsrer bisheriges kleines Auditorium leer wird, so ist es Zeit, aufzubrechen; und dann wollen wir im großen Auditorio lesen. Noch bis ist scheint es gut zu gehn; jedoch merke ich aus den oberwähnten Briefen, daß sich schon einige Leser von unsrer zukünftigen Parthey mit untermischen, die Klage zu führen anfangen, daß sie mit den lehtern Theilen des Arztes gar nicht zufrieden wären, weil sie zu wenig belustigten. Nur Geduld! Lassen Sie erst diese Parthey größer werden; denn bis dato ist sie noch allzu klein. Die Mehrheit der Stimmen soll den Ausschlag geben. Sobald einige Klagen von solchen Lesern einlaufen, für die ich bisher aus Ehrgeize gearbeitet habe, so wird die andre Parthey gleich größer werden. Bis dahin müssen wir thun, als ob wir die Klagen der andern nicht hörten.

Noch eins, Herr Seher. Ich traue Ihnen alle Vernunft zu. Allein, weil Sie doch zuweilen meinen Text verändern, so ist wol ein wenig zu viel Vorsichtigkeit bey Ihnen nicht übel angebracht. Daher muß ich Sie ausdrücklich warnen, ob es gleich die gesunde

Ver-

Vernunft selbst lehrt, daß Sie diesen Brief nicht etwan in den Arzt drucken, weil er so lang und nur auf gemeines Papier geschrieben ist. Sie könnten mir damit einen schönen Streich machen, und das ganze Project würde mit einemmale zu Wasser werden. In acht Tagen sähen Sie gewiß eine neue Wochenschrift der Arzt, die unser zukünftiges Publicum an sich reißen würde. Dann könnten uns unsre alten Leser trillen, wie sie wollten; dann würden wirs ihnen aller acht Tage besser, gelehrter und sinnreicher machen sollen; und wenn wirs nun nicht besser machen könnten, (denn wahrhaftig, das Gelehrte und Sinnreiche schwißt uns doch nicht aus den Händen aufs Papier,) so werden sie anfangen uns zu verlassen, und dann, Herr Seher? — Ja nun, dann! — Darum stecken Sie diesen Brief in die Tasche, und lassen ihn nimmermehr an den Tag kommen. Leben Sie wohl. An Ihre Hand meine gehorsamste Empfehlung; ich ererbe mit der Hochachtung eines Schriftstellers gegen einen Seher, allemal in der Hoffnung, durch ihn der Welt und der Ewigkeit wieder aufzuleben,

Dero

unterthänigster Diener,

Der Arzt.

Mein Herr,

Spotten Sie doch einmal über den Unverstand der Leute, die sich von einem Grosssprecher so leicht einnehmen lassen. Es war ein gewisser Charlatan in einer großen Gesellschaft, der sich den Beyfall der allermeisten durch eine besondre List erwarb, die für mich kaum auszustehn war. Zuerst prahlte er eine Menge unsinniger Reden daher, und bewies den Leuten, die nichts von der Arzneykunst verstanden, daß keine größe Kleinigkeit in der Welt wäre, als alle mögliche Krankheiten zu curiren. Unterdessen kam von ungefähr einer unsrer besten Ärzte in die Gesellschaft, um sich nach dem Befinden des Herrn im Hause zu erkundigen, der einige Tage daher unpäßlich gewesen, nun aber bereits wieder genesen war. Kaum war er eingetreten, als jener schon stumm wurde, und dieser Triumph war meine Freude. So bald aber der erstere dem Herrn des Hauses einige Regeln seines Verhaltens vorschrieb, und ihm dieselben erklärte und bewies, so bemerkte ich, daß der Pfluscher zu denen, die um ihn herum saßen, bald lächelte, bald mit dem Kopfe nickte, und allezeit die letzten Worte des Arztes etwas leiser nachsprach, um der Gesellschaft zu verstehen zu geben, daß jener Mann seine Meynung ziemlich trafe, und daß er ungefähr alles dasjenige

dem Patienten selbst gesagt und gerathen haben würde, was er ihm rieth. Zuweilen unterfuhr er sich gar, einige Worte des Arztes, die leicht zu errathen waren, vorher auszusprechen, ehe sie jener sagte, und dies erwarb ihm das Vertrauen der ganzen Gesellschaft. So bald der Arzt weggegangen war, nahm er sein großes Wort wieder, und behauptete, daß er an diesem Manne verschiednes Gutes fände, und daß sie beyde in vielen Stücken einerley Einsichten hätten. Sie können denken, wie mich ein solcher Stolz verdrießen mußte. Aber dieses war noch nicht alles. Die Rede kam auch auf Ihren Arzt, und einige sagten, daß ihnen diese Schrift gefiele. — Ja, ja, versetzte der Pfuscher: sie ist postlerlich. — Ob aber auch alles wahr seyn mag, was darin steht? fragte eine Dame. — Vieleß, versetzte er, und schlug die Augenbraunen in die Höhe. — Ich fing an, um ihn zu reizen, verschiednes aus Ihren Blättern zu erzählen, wovon ich gewiß wußte, daß es nicht jedermanns Meynung, selbst unter den gelehrten Ärzten, seyn konnte, und das auch vielleicht ein jeder erst ganz ausgehört haben würde, eh er darüber geurtheilt hätte. Aber nein! meynen Sie wol, daß ich nur das geringste vorbringen konnte, woben er mir nicht die letzten Worte eben so nachgesprochen, als ob ich sie eigentlich nur ihm aus dem Munde genommen hätte? Sie können nicht glauben, was dieses bey der ganzen Gesellschaft für einen Eindruck zum Vortheile des Pfuschers machte. So groß und elend der Handgriff war, so betrog er doch seine Leute; und ich muß Ihnen gestehen, daß unser berühmter *** diesen Abend bey der Gesellschaft Vieles von seinem Ansehn gegen diesen Nichts: würdigen verlor. Er triumphirte mit einem Hohlälcheln, das mich hätte rasend machen mögen; aber was mir dabey unangenehm und schmerzlich war, ist der Beyfall einer großen und ansehnlichen Gesellschaft, der sich, auf eine so dumme List, für einen so dummen Kerl erklärte. O! wollen Sie nicht einmal diesen Unverstand beschämen? Ich bin ic.

C. D.

Antwort.

Mein Herr,

Ich wollte das, um wie viel! nicht Unverstand nennen, daß gute Leute einen Menschen für weise halten, der aller Leute Meynung ist. Erwinnern Sie sich nicht der Geschichte, die wir in Moliere's Lebensbeschreibung von einem unstudirten Mucke oder Layenbruder lesen, der sich in einem Bote über die Seine setzen ließ, worinn sich zugleich Moliere mit seiner ganzen

ganzen Gesellschaft befand? Einige gelehrte Acteurs geriethen während der Ueberfahrt in einen Streit, woben der Mönch mit einer sehr ehrbaren Miene ganz stille stand. Die Acteurs wendeten sich einmals an ihn, und verlangten seine Entscheidung, weil sie ihn für einen gelehrten Mann hielten. Allein, er blieb immer bey seinem Stillschweigen, und es schien, als ob er, bloß durch Kopfwinken oder eine Runzel an der Stirn, dem, was ihm vorgetragen wurde, entweder Beyfall gäbe, oder widerspräche. Dieses vermehrte die gute Meynung, welche die Acteurs von ihm gefaßt hatten, und sie fingen an, ihn für einen hohen Philosophen zu halten, der sich zu gut dünkte, mit halbgelehrten Leuten zu reden. In dieser Meynung blieb die Gesellschaft, bis sie aus Land steigen sollten, da sie dann aus dem Wadsack, welchen der Mönch auf seinen Buckel nahm, sahen, daß er nur ein Layenbruder war. Sie sehen aus dieser Geschichte, daß Ihr Charlatan nicht bloß Ihre Gesellschaft, sondern selbst eben so viel gelehrte Leute für sich hätte einnehmen können; und diese Schwachheit wollten Sie Unverstand nennen? Nein, mein Herr, es ist bloß ein Irrthum, der täglich, und vielleicht von uns selbst täglich begangen wird. Wenigstens erinnere ich mich sehr wohl, daß ich einige Leute bloß darum für gelehrt halte, weil sie anderer Gelehrten Meynung sind, und sie würden auch gewiß so thöricht nicht seyn, großen Leuten bezunpflichten, sondern sie lieber, nach dem gemeinsten Gebrauche, lästern, wenn sie nicht wüßten, daß dieser Kunstgriff durchgeht, um selbst für einen eben so großen Mann gehalten zu werden. Mein lieber Herr, dies ist die Sache, warum die Gelehrten einander so häufig citiren, und warum ich immer so viel Schriftsteller anführe, und so wenigen widerspreche. Was Sie betrifft, so erinnern Sie sich künftig bey solchen Gelegenheiten nur gleich der Maxime unsers vortrefflichen Sallusts, damit Sie sich nicht ärgern.

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob sie das, was du verstehst, verstünden,
So frage sie um Rath. Sind sie mit ihrem Ja
Bey deinen Fragen hurtig da;
So kannst du mathematisch schließen,
Daß sie nicht das geringste wissen.

Aber denken Sie an keine Vertheidigung. Gegen solche Helden muß ein verdienter Mann, wie unser *** , stolzer seyn, die Waffen von sich werfen, und, wie Alexander, sagen: Armatus sit oportet quem oderim!

Der Arzt.

Hum.



Hundert ein und siebenzigstes Stück.

Gellert.

Denk, oder denke nicht! —

Sartorius hielt alle Thiere für bloße Maschinen, und leugnete ihnen die Vorstellungskraft ab. Unmöglich konnte er mit dieser Meynung fortkommen. Das Willkürliche in den Handlungen der Thiere, die Aufmerksamkeit auf das, was sie empfinden, die Entschlüsse, die sie nehmen, wenn sie sich selbst gelassen handeln, die Leidenschaften, die sie eben so, wie uns, regieren und ihre Handlungen bestimmen, ihre Träume, kurz eine Menge Erscheinungen an ihnen, die ohne alle Vorstellungen unmöglich wären, haben die genauen Beobachter sters überzeugt, daß in den meisten Thieren eine ähnliche Vorstellungskraft wie bey uns wohne. Allein, es ist die Frage, ob wir Grund dazu haben, allen Thieren Seelen und Vorstellungen beizulegen, weil wir es von Vielen zugeben müssen. Ich habe in meinem 102ten Blatte hieran gezwifelt, und dieser Zweifel wird Vielen paradox scheinen. Um deswillen glaube ich, daß ich verbunden sey, mich hierüber ein wenig näher zu erklären, und dies ist meine Absicht.

Ich kann mit Recht zum voraus sehen, daß alle der Seele eigenthümliche Handlungen nichts anders als Vorstellungen seyn können; es mögen nun dieses Empfindungen oder andre Erkenntnisse, Begierden, Leidenschaften oder Entschlüsse seyn; ja selbst die bewegende Kraft der Seele, wodurch sie ihren Körper regiert, wird durch Vorstellungen vermittelt, die in die Gliedmaßen der Sinnlichkeit, ins Gehirn, in die Nerven wirken. Es ist also eine Hauptfrage,

ob

ob alle Thiere Vorstellungen haben: denn, wenn es einige giebt, die sich nie etwas vorstellen, so weiß ich nicht, ob ein einziger anderer Grund übrig bliebe, warum man ihnen Seelen zuschreiben wollte, als weil es das System erforderte, das wir uns einmal von der Natur der Thiere formirt haben.

Es ist in der That schwer zu bestimmen, woran wir es an andern Menschen und Thieren außer uns erkennen, daß sie Vorstellungen haben. Die Analogie ist unser einziger Grund, woraus wir es schließen. Wenn wir ein Thier Handlungen verrichten sehen, von welchen wir aus unsrer eignen Erfahrung wissen, daß wir sie nie anders, als durch Vorstellungen bewerkstelligen können; so schließen wir, daß es dieselben ebenfalls durch Vorstellungen hervorbringe. Der Schluß ist allerdings trüglich: allein, wenn man in einer schweren Untersuchung etwas entscheiden soll, so muß man alle einzelne Gründe zusammen nehmen, und obgleich jeder allein nichts entscheiden kann, so kann es doch oft der Inbegriff aller thun.

Es giebt wirklich viel Thiere, die in ihrem ganzen Leben keine solche Handlungen verrichten, woraus man sicher muthmaßen könnte, daß sie jemals Vorstellungen hätten. Es kommt aber hierbey noch auf einen Unterschied in den Handlungen der Thiere an, welcher von großer Wichtigkeit ist. Einige Handlungen können gar nicht anders, als bloß durch Vorstellungen gewirkt werden; z. E. die überlegten Bewegungen der Kunst, der freyen Wahl und des verständigen Willkürs. Andre werden ebenfalls oft durch Vorstellungen hervorgebracht: allein es kann auch die bloße Sinnlichkeit hinreichend seyn, ohne daß Vorstellungen der Seele dazu erfordert würden. So habe ich im 102ten Blatte erwiesen, daß die Bewegungen der thierischen Triebe bald durch die Vorstellungskraft der Thiere, bald aber auch bloß nach den Gesetzen der Sinnlichkeit in Thieren entstehen, deren Seele mit ihrem Kopfe von der Maschine getrennt worden ist. So locken die enthaupteten Grillen durch ihr Schwirren noch lange zur Liebe, so suchen enthauptete Thiere

noch zu entrinnen, oder sich gleichsam zu rächen. Von allen solchen Handlungen, die man auch nach der Trennung der Seele vom Leibe an Thieren wahrnimmt, läßt sich kein Schluß auf ihre Vorstellungskraft machen, gesetzt auch, daß sie in ihrem Leben oft durch Vorstellungen hervorgebracht worden wären. Sie erfolgen eben so gewiß nach den Gesetzen der Sinnlichkeit ohne Vorstellung, und wenn also Thiere dergleichen Handlungen begehren, an denen man sonst niemals Zeichen von einer Vorstellungskraft wahrnimmt, so beweisen diese nichts weniger, als daß sie Seelen haben.

Ich will doch die vornehmsten Handlungen der Thiere, von denen man aus Erfahrung weiß, daß sie ohne Vorstellungen, ohne Bewußtseyn der Seele, selbst bey solchen Thieren Statt finden können, die von der Natur bestimmt sind, durch die Vorstellungskraft einer Seele regiert zu werden, hier anführen: denn man möchte sonst schwerlich glauben, daß die bloße Sinnlichkeit zu so viel Wundern hinlänglich seyn könnte. Die Bewegung des Herzens und das Athemholen erfolgt in jedem Zustande der Seele, im Wachen, im Schlafe, im Delirio, ohne daß sie es sich bewußt wäre, ohne daß sie davon die mindeste Empfindung haben sollte, wofern sie nicht willkürlich darauf Acht giebt. Eben so ist es mit der Verdauung der Speisen, mit der Absonderung in den Eingeweiden, und mit allen natürlichen Verrichtungen, die zur Erhaltung, Ernährung, zum Leben und Wachsthum der thierischen Maschine erfordert werden. Alle diese natürlichen Verrichtungen gehn sogar eine geraume Zeit bey denkenden Thieren von Statten, nachdem ihnen der Kopf abgerissen worden ist. Das Werk der Fortpflanzung, die Begattung, die Befruchtung, das Eierlegen und Brüten wird von verschiednen Thieren noch nach der Trennung des Kopfs vom Körper, und nach dem Tode verrichtet. Alle Handlungen der Selbstvertheidigung und Rache, so wie sie jedem Thiere angeboren sind, werden nach abgerissem Kopfe an Vielen beobachtet. Viele willkürlich scheinende Handlungen, besonders die Kunsttriebe, womit die Thiere zu ihrer Ernährung und Erhaltung ausgerüstet sind, werden

den von ihnen, wenn sie auch sonst wirklich denken, dennoch auf eine so mechanische Weise, bloß durch die Sinnlichkeit bewerkstelligt, daß sogar Viele derselben noch nach der Trennung des Kopfs vom Rumpfe lange fortgesetzt worden. Hieraus erhellt schon zur Genüge, daß wir in Thieren gewiß nicht gleich Seelen und Vorstellungen suchen müssen, wenn wir sehn, daß sie leben, sich ernähren, sich fortpflanzen, sich vertheidigen, herumgehn, sehr geschäftig thun, regelmäßig handeln, andre Thiere fangen und verzehren, und mancherley künstliche Handlungen verrichten, wozu wir vielleicht Seele brauchen würden.

Da nun durch die bloße Sinnlichkeit so Vieles möglich ist, so wird es ungemein wahrscheinlich, daß manche Thiere, von Natur, ohne Seele, bloß mit der Sinnlichkeit ausgerüstet, zur Erhaltung ihres Lebens und dessen Absichten vermögend seyn können. Da Thiere, die gewiß Seelen haben, nachdem ihnen die Köpfe abgeschnitten worden, dennoch viel Stunden, Tage, ja Wochen und Monate lang, alle die Handlungen verrichten, die zur Absicht ihres Lebens erfordert werden; so ist es der Natur unstreitig ein Leichtes gewesen, thierischen Maschinen mit der bloßen Sinnlichkeit alles zu ertheilen, was ihr Leben und ihre Zwecke erfordern.

Wir fühlen, daß alle unsre Vorstellungen im Haupte entstehn, und darin allein bleiben, ohne in einen andern Theil des Leibes überzugehn. Daher halten wir mit Recht das Gehirn für den Sitz der Vorstellungskraft. Man wird bemerken, daß die Thiere, welche nach jedermanns Urtheile, unstreitig denken, nicht nur ein abgesondertes Haupt, sondern auch darin ein Mark, wie unser Gehirn ist, und im Körper Nerven haben, die den unsrigen wesentlich gleich sind. Dahingegen ist es mit den Thieren, wegen deren Kraft zu denken wir zweifelhaft sind, ganz anders beschaffen. Einige haben gar keine abgesonderten Köpfe, wie die Auster, Muscheln, andre Schaalthiere, Spinnen, Polypen, und mehrere Würmer und Insekten. Einige haben zwar dem Ansehn nach einen Kopf, oder etwas das seine Stelle vertritt, und nach dessen Bewegung sich die übrigen Glieder richten:

richten: allein, er hat weder die Unterscheidungszeichen der Köpfe kluger Thiere, noch das führende Mark, welches wir Gehirn nennen. Durchgängig fehlt den Würmern und Insekten dieses System von Nerven, das wir bey größern Thieren und uns selbst als das Instrument des Gefühls kennen, und das, ob es gleich nicht alles sein Gefühl bis zum Gehirn bringt, und daselbst in Vorstellungen verwandeln läßt, dennoch einzig und allein fähig zu seyn scheint, dieses zu thun. Das Sensorium des Gewürms ist gänzlich von den Nerven der denkenden Thiere verschieden. Bey Vielen ist gar keine Spur von einem Gehirne, bey andern, wie z. E. die Polypen sind, scheinen gewisse Nervenknotten einigermaßen die Stelle des zur bloßen Sinnlichkeit nöthigen Gehirns zu vertreten, und die Principia oder Mittelpunkte des sinnlichen Mechanismus zu seyn. Mit welcher Wahrscheinlichkeit aber könnte man wol solchen Thieren Vorstellungen beymessen, die die Organisation der denkenden Thiere gar nicht haben, die keine einzige Handlung in ihrem Leben verrichten, wozu nicht die bloße Sinnlichkeit, sogar bey denkenden Thieren, allein hinreichend wäre, und die in ihrer ganzen Anlage und Bestimmung nichts anders als führende Vegetabilien zu seyn scheinen. Ich will nur die Schnecken und die Polypen zu Beyspielen nehmen. Man schneidet einer Schnecke den Kopf ab, worin doch wol unstreitig ihre Seele wohnt. Dieses Thier fährt fort zu leben, und alle Kennzeichen des Gefühls von sich zu geben. In wenig Tagen wächst ihm ein neuer Kopf mit einer neuen Schnauze und Fühlhörnern, statt des abgeschnittenen, und es fängt wieder an damit zu fressen, nachdem es in den Tagen seiner Enthauptung gefastet hatte. Wenn die Schnecken Seelen haben, so muß eine solche enthauptete wahrhaftig von zweyen Seelen belebt werden, die nach einem kurzen Interregno auf einander folgen. Wenn nun die Schnecke nur irgend etwas in ihrem Leben thäte, wozu nothwendig eine Seele erfordert würde, so sollte es mir auf die zwote nicht ankommen. Aber so kann ich von der einen so wenig glauben, als von der andern. Eben so ist es mit den

Polypen. Man schneidet ein solches Thier von einander, und es erwachsen aus beyden Stücken zweyen ganze Polypen, die für sich bestehende, vollständige, lebende und zu allen ihren Bestimmungen fähige Thiere sind. Sind hier zwey Seelen aus einer gewachsen, oder hatte der erste Polype wol deren eine Menge vorräthig? Man zerschneide einen in die Länge, doch nicht ganz durch, so erwachsen zu dem unzerschnittenem Rumpfe zweyen vollständige Obertheile, und so bekäme der Rumpf, der vorher nur eine Seele hatte, ist, deren zwey, und wir hätten an ihm ein Thier, das sich an zweyen Orten seines Leibes bewußt wäre. Wie sehr streitet dieses alles wider die Analogie, bey allen uns bekannten unstreitig denkenden Thieren? Welches von allen denkt an mehreren Theilen seines Leibes zugleich? Hingegen ist es der Analogie gemäß, daß im System der Nerven bey denkenden Thieren gewisse Knoten oder Mittelpunkte gefunden werden, aus welchen der Mechanismus der Sinnlichkeit der von ihnen ausgehenden Nerven bestimmt zu werden scheint, ohne daß diese Punkte ein Bewußtseyn, oder eine Vorstellungskraft haben sollten. Ich habe schon im 102ten Blatte S. 673. 676. angeführt, daß dergleichen Punkte im Menschen sind, die berühmte Zergliederer, wie ein Analogon eines Gehirns für die daraus stammenden Nerven betrachtet haben. Der Polype ist nichts anders, als eine Zusammensetzung von lauter solchen Nervenknotten; und gleichwie im Menschen selbst zuweilen neue Nerven an solchen Orten wachsen, wo sonst keine sind, und dadurch diese Theile Gefühlvoll machen, so können die zerschnittenen Polypen, da bey ihnen die vegetativische Kraft des Wachstums so besonders kräftig wirkt, gar leicht neue vollständige Thiere werden, indem die neu anwachsenden Theile von ihren Nervenknotten die neuen Nerven oder Gefühlswerkzeuge erhalten, die zum Mechanismo ihrer Sinnlichkeit erforderlich sind. Ich kann diesen Gedanken mit einer schönen Anmerkung des Herrn Hallen, zur deutschen Uebersetzung der Physiologie des Herrn v. Hallers erläutern, woraus man zugleich sehen wird, daß ich nicht der einzige bin, der von dieser Sache

Sache so denkt. „Es ist (heißt es 1 Th. S. 903.) die „Analogie unter den größten Thieren und den kleinsten Gläserthierchen so genau bevestigt, daß ich an allen solche Theile, die den Kopf, den Leib, oder auch die Füße unterscheiden, antreffe. Würmer, die sich zerschneiden lassen, und die unter der anatomischen Schere zu wahren Phönixen auferstehn, behalten immer einen Theil, der die Stelle des Kopfes vertritt, oder wohin sich künftig das Thier bewegt, und dem die andern Theile blindlings nachfolgen. Es scheint der neue Kopf nur eine neu aufgeblühte Knospe zu seyn, von den nächsten zerrissnen Nervenfäserchen zusammengeballt. Der Polype ist ein aus groben Knoten gestrickter häutiger Sack, mit eben so knotigen langen Zipfeln, und es hängen diese Knoten mit zarten Fäden zusammen, welche die Maschen verweben. Die Vegetation macht, daß die Kette an diesem zerschnittnen Zeuge auf der Stelle zum Einschlage wird. Aber ein schlagendes Herz in Polypen, ein Knoten, aus dessen schlagendes Herz Seelen hervorspringen, darunter sich die nächste an der Scheere zur herrschenden kleinen Tyrannin über die übrigen Geschwister aufwirft, ein Gehirn, wie wir es zu sehn gewohnt sind, ein Kopf, nach dem physiologischen Fuße, Nerven nach unsrer Art, gehören für keine Polypen, und gar keine Insekten und Würmer. Und doch lebt der Polype ohne solches Herz, und ohne allem Herzähnlichem, und die Knoten seines Gewebes bleiben für uns Gordische Knoten, die wir nur zerschneiden aber nicht auflösen können. Die Vegetation ist vielleicht in Pflanzen eben ein solcher Trieb im Kleinen, als das Schlagen des Herzens im Thiere im Großen ist, das Spiel des feinem Aethers, den ich nicht kenne.“

Gleichwie ich nun glaube, daß alle diese Gründe den Gedanken ungemein wahrscheinlich machen, daß ein großer Theil der thierischen Schöpfung unbeseelt sey, und, ohne Vorstellungskraft, bloß durch den Mechanismus seines Sensorii dirigirt werde, so bin ich auch der Meinung, daß selbst die Thiere, welche dazu bestimmt sind, von einer denkenden

kenden Kraft regiert zu werden, in manchen Fällen, und besonders in ihrem unvollkommenen Zustande, entweder gar nicht denken, oder doch alle ihre zum Leben und zur Erhaltung nöthigen Bewegungen von der Vorstellungskraft unabhängig verrichten können. Ich habe im 102ten Blatte von den Saamenthierchen diese Muthmaßung geäußert. Ich will den Menschen selbst in dieser Absicht betrachten. Ist wol der mindeste Grund zur Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß eine Frucht im Mutterleibe denke, oder Vorstellungen habe? Daß sie Gefühl habe, ist unstreitig; aber die Uebung der Vorstellungskraft ist ihr gleich nach der Geburt so neu, und entwickelt sich so langsam und unvollkommen, daß ein neugebohrnes Kind das völlige Ansehn hat, als ob es erst nach der Geburt die ersten Vorstellungen hätte. Ich habe hierbey meine besondern Gedanken. Es ist gewiß, daß das Gehirn zur Hervorbringung der Vorstellungen in der Seele, durch den ihm eignen Mechanismus mitwirken müsse, und daß es in der Seele dunkel wird, wenn man den Mechanismus desselben hindert. In meinem 6ten Blatte, S. 86. habe ich erzählt, daß das Gehirn eine ihm natürliche Bewegung, welche in einem Aufblähen und Zusammenfallen besteht, besitze, und daß diese Bewegung durch das Athemholen determinirt werde, und ohne dasselbe nicht Statt finde. Dieser Mechanismus des Gehirns fängt also nicht eher, als nach der Geburt, an zu wirken, weil die Frucht nicht eher Athem schöpft; und es ist also um deswillen zu vermuthen, daß auch die Vorstellungskraft der Seele nicht eher zu wirken anfangen. Solchemnach kann eine ganze thierische Maschine, die sogar zur Bewohnung einer Seele bestimmt und eingerichtet ist, ohne alle Mitwirkung der Vorstellungskraft zu ihrer Vollkommenheit erwachsen, und alle, sowol natürliche als Lebensbewegungen verrichten. Um wie viel leichter muß nicht die bloße Sinnlichkeit hierzu in solchen thierischen Maschinen hinlänglich seyn, die nicht von der Natur dazu bestimmt und eingerichtet sind, von einer Vorstellungskraft bewohnt und regiert zu werden.

Nun überlasse ich meinen Lesern das Urtheil, ob sie künftig solche Thiere für beseelt halten wollen, die weder das Sensorium denkender Thiere, das ist, solche Nerven und ein ähnliches Gehirn, oder auch gar keinen Kopf haben, noch jemals eine Handlung verrichten, welche nicht selbst bey denkenden Thieren oft ohne die Zwischenwirkung der Vorstellungskraft, bloß durch den Mechanismus des Sensorii, nach den Gesetzen der Sinnlichkeit, hervorgebracht werden könnte. Ueber Worte ist nicht zu streiten. Man nenne diese Geschöpfe wandernde Maschinen, belebte Pflanzen, u. s. w. Jedermann hält sie für Thiere. Thut man es darum, weil sie denken, und Empfindungen der Seele haben, wie wir, so setzt man durch eine Erschleichung voraus, was erst erwiesen werden sollte. Mit den willkürlichen Handlungen ist es nicht anders. Wer hat wohl erwiesen, daß die Bewegungen einer Meerneßel, die kein andres Zeichen ihres Lebens von sich giebt, als daß sie eine Bewegung, wie einen Pulsschlag hat, und ihr Fleisch eben so unmerklich regt, wie sich der Zeiger an einer Uhr bewegt, willkürliche Handlungen wären? Bloß, weil wir keinen mechanischen Grund dieser Bewegungen einsehn, setzen wir voraus, daß sie dem Belieben eines denkenden Wesens folgen, weil bey uns solche Handlungen davon herrühren können. Wer also das Empfinden der Seele und die willkürlichen Handlungen zum Unterscheidungszeichen der Thiere annimmt, der wird erst darthun müssen, daß alle Geschöpfe, die man durchgängig zum Thierreiche rechnet, dergleichen haben, und daß man sich nicht durch eine bloße Aehnlichkeit der Handlungen verleiten lasse, sie so zu nennen, und von der Seele herzuleiten. Es ist aber ein andres Principium, nemlich die bloße Sinnlichkeit der Nerven, ohne Empfindung und Entschluß der Seele, woraus sie selbst bey uns unzähligemal fließen.



Ich muß einmal daran denken, das Glück meiner jungen Amtsbrüder zu machen. Ob ich gleich schon verschiedentlich

deutlich angezeigt habe, worauf es ankomme, wenn ein Arzt seinen Charakter rühmlich bekleiden, und ein glücklicher und beliebter Practicus werden will, so merke ich doch, daß ich dieser Materie nicht gewachsen gewesen bin, seitdem ich eine Schrift gelesen habe, die schon 1754. in Leipzig, unter dem Titel: der neue Arzt, ans Licht gestellt worden ist. Dieses merkwürdige Buch darf ich darum nicht übergehen, weil es noch eine Menge ganz andrer Regeln für die Aufführung eines Arztes in sich enthält, als die von mir angepriesen sind, und weil ich die jungen Aerzte zu viel liebe, als daß ich ihnen nicht das ganze Geheimniß ihres Glücks mittheilen sollte. Wer etwa glauben möchte, daß ich diese Lehren selbst erfunden hätte, um einen lustigen Spaß zu machen, der kann alle Worte in der gedachten Schrift, von S. 48. an, mit seinen eignen Augen lesen.

Zuerst ist der neue Herr Arzt nicht der Meinung, daß sich ein Arzt allzuprächtigt kleiden müsse, „weil man von ihm glauben möchte, er mache große Rechnungen, damit er seinen Staat fortsetzen könne.“ Dies wird die Ursache seyn, warum die Pfuscher so zerlumpt einhergehn.

„Waren vormals bey Aerzten die großen Peruquen im Gebrauch, so ist man doch nachmals bedacht gewesen, diesen Ueberfluß durch abgestufte zu vermindern, oder, nach jeziger Gallier Mode, gar abzuschaffen. Es steht aber dem Arzte nicht wohl an, wenn er in einem jungfräulichen Bilde, mit eignen gekräuselten Haaren, einhergeht; sein Ansehen muß weder neu, noch verlegen seyn. Was braucht er nicht für Zeit, des Abends sein kastanienbraunes Haar in künstliche Schnecken oder Rollen zu legen? Kann er die Zeit nicht besser nützen, zu überlegen, was ihm am folgenden frühen Morgen obliege? Kann es nicht seyn, daß unvermuthet jemand schickt, er solle kommen, oder, wenn ihn jemand geschwind sprechen will, kann er doch nicht sagen, ich warte auf meinen Friseur. Wie unordentlich wird er nicht bey regnigtem Wetter um seinen Kopf aussehn, oder wenn ihm der Wind den Puder zerstäubt.“ Kurz der Herr Verfasser rath zu kurzen Peruquen. Der Arzt, VII. Th. Berth. Ausg. N „Un-

„Unanständig mag es auch genannt werden, wenn der neue Arzt an Beinen gestiefelt zum Besuch der Kranken geht, und als ein Ritter aufgezogen kommt. Seine harten unbehenden Tritte könnten einen matten Kranken im Schlafe erschrecken, oder das kleine Kind aufwecken. Hört man nun das Rauschen seiner Füße von ferne, und man weiß es nicht gleich, daß es der Herr Doctor sey; so entsteht ein großer Rumor in der Krankenstube, in Meinung, es komme etwa ein fremder Ritter an. So dann ist es unanständig, mit beschmutzten Stiefeln bey unsauberm Wetter in reinliche Stuben zu gehn; man wird der jungen Magd Mühe machen, oder man beschmutzt damit die Bettlaken und Röcke des saubern Frauenzimmers. Vielleicht riechen sie wol nach Thran, und diesen Geruch kann nicht jedermann vertragen.“ Nun, also keine Stiefeln; und noch mehr, wegen des Geruchs.

„Ein Arzt muß nicht gut riechen. Er weiß nicht, welche Gerüche seine Kranken, und besonders Frauenzimmer, leiden können, die oft lieber was Schlimmes, als den köstlichen Ambrageruch, riechen. Gegenseitig aber, wenn ein Arzt stinkt, kann man ihn auch nicht leiden, man muß räuchern, wenn er weg ist. Er soll sich also weder mit Balsam bestreichen, noch übelriechende Sachen bey sich führen. Er muß gar keinen Geruch hinter sich lassen.“ In diesem Kapitel könnte noch manche Regel angebracht werden. Der neue Arzt muß keinen übelriechenden Koth an den Schuhen mit in die Zimmer schleppen. Er muß sich vor allen Carminativen hüten, und den Leuten keine Besuche geben, wenn er Rhabarber eingenommen hat.

„Ein Arzt soll sich auch sonst reinlich halten. Es muß an seinen Kleidern kein Knopf fehlen, und kein Loch im Unterfutter oder in den Strümpfen seyn. Vielleicht ist auch etwa sein Kleid zu sehr mit Puder oder Schnupstoback bestreuet, oder liegt zu vieler Staub darauf. Vielleicht hat er viel Flecke darinnen. Alles dieses ist zu vermeiden; und gleichwie weiße Wäsche eine Mannsperson zieret, so muß auch die Wäsche des Arztes besonders weiß, und nicht

„nicht mit Dinte oder Medicin besprüht seyn. Der Arzt hat nöthig, sich öfters weiß anzuziehen, weil er vieler Augen auf sich hat, theils auch, damit man nicht sagen dürfe, er halte nicht viel auf gute Wäsche, und gebe der Frau nichts zur Seife.“

„In der Höflichkeit gegen Kranke hat ein Arzt Unterschied zu machen. Einen geringen Acker- oder Landmann soll er weder Herr, noch Monsieur, sondern nur mein Freund nennen; sollte es aber ein angesehner Dorfschulze oder Richter seyn, heißt er ihn zur Noth wol einmal Herr. Ein so angesehner Mann muß herein und zum Sigen genöthigt werden. Denn es mag wol derselbe weit gegangen, und müde von der Reise seyn. Der Arzt muß nicht unfreundlich aussehn, wenn er ihm mit seinen unsaubern Füßen den Fußboden besudelt. Nach der Conduite eines Dorfschulzen läßt sich die übrige reguliren. Der Arzt muß eine schamhafte Jungfer oder schwangere Frau nicht um ihre natürlichen Geheimnisse fragen, sondern die Wartweiber oder Angehörigen; hingegen kann er einen anständigen Scherz mit ihnen treiben, und ihr Geschwätz anhören, um sie an sich zu ziehen: denn viele der Aerzte haben ihr Ausnehmen dem weiblichen Geschlechte zu danken. Er muß nicht um Tischzeit oder zum Caffee zu Kranken kommen, nicht fragen, ob sie etwa frische Austern hätten, oder fette Lerchen, sie wären dieses Jahr nicht theuer, und wohl gerathen; aber auch nicht sich sträuben zu bleiben und mit zu essen, wenn er ungefähr kommt, wo was Gutes zu verzehren ist. Von den Krankenwärtern kann er Günst und Beförderung erwarten, wenn er sie nicht hart ansfährt, wo sie etwas versehen haben. Er muß nicht stottern, und mit mancherley Gesichtszügen die Kehle bald lang, bald kurz machen. Wenn er schnarret, hört man ihn zur Noth noch wohl gerne reden, aber auch nicht lange, er aber hört sich zu gern. Wenn er lispelt, und mit der Zunge anstößt, so ist er nicht zu überführen, daß er unrecht rede, denn er denkt, er rede recht. Er muß weder zu geschwind, noch zu langsam reden. Denn im ersten Falle beklagt sich

„der Kranke über den vielen Wind, und im andern nennt
 „er ihn einen Träumer und Storch. Man muß nicht zu
 „laut schreyn, auch nicht zu leise reden. Denn im ersten
 „Falle ist man ein Windmacher, und muß die Windlade
 „zuschließen; im letzten Falle ist man blöde und scheu, und wird
 „für einen Schleicher und Heuchler gehalten. Um nicht viel
 „bey einem Kranken zu räuspern, muß man nicht oft zum
 „Aum sagen, welches die Luftröhre zusammenzieht, und eine
 „Feuchtigkeit austreibt, welche das Räuspern verursacht.
 „Neuspert aber der Arzt oft in der Rede, so kann er das
 „Geräuspern nicht bey sich behalten und verschlucken; son-
 „dern er muß es von sich werfen. Von diesem Geräuspe
 „schmerzen die Ohren, und der Fußboden wird besudelt,
 „indem man das Geräuspern immer austritt. Wenn der
 „Arzt eine singende Rede hat, so entsteht bey dem Kranken
 „Schwindel und Ohrengallen. Wenn er geizig ist, so denkt
 „er bey der Cur schon im Voraus, ob man ihm auch gute
 „Münze geben werde, er möchte wol seine Drittel haben,
 „oder Friedrichs d'or; er wünscht sich, daß die Bezahlung
 „nur nicht in Baken oder Bayerischem Gelde bestehn
 „möchte. Der neue Arzt soll nicht so seyn; er thut klüg-
 „licher, wenn er alle Wege nicht bezahlt nimmt, auch seine
 „eigene Arzneien in keinem hohen Preise ansieht. Ja, du
 „guter neuer Arzt! Nach Niedersachsen bist du wol noch
 „nicht gekommen?

Man sagt immer, daß wenig dazu gehöre, sein Glück
 zu machen, wenn man ein Arzt ist. Den Geyer mag wenig
 dazu gehören! Von allen Eigenschaften, die schwer zu er-
 halten sind, sind diese, die ich hier angeführt habe, die
 wenigsten. Wer ihrer so viel wissen will, daß ihm die
 Haare zu Berge stehn, der muß diese Schrift vom neuen
 Arzte, die gewiß ein Original, und ein Denkmaal des
 Bon Sens aus dem aufgeklärten achtzehnten Jahrhun-
 derte ist, vom Anfange an bis ans Ende lesen.

Mein

Mein Herr,

Unter die Fehler der Lebensordnung solcher Leute, die erst kürzlich
 von Krankheiten genesen sind, gehört die sonst an sich ganz löb-
 liche Gewohnheit, zuerst nach der Kirche zu gehn, um Gott für die
 Genesung zu danken. Ich traue Ihnen so viel Verstand zu, daß
 Sie mich um dieser Angabe willen nicht etwa für einen Religions-
 spötter, oder auch nur für einen Verächter des öffentlichen Gottes-
 dienstes halten werden; und dies ist keine Schmeicheley für Sie;
 denn wenn ich Ihnen diese Einsicht nicht zutraute, so müßte ich
 Sie für völlig dumm halten. Es kann Fälle geben, da uns das
 Kirchengehn schädlich und ungesund ist, da wir es unterlassen, und
 denen, die uns deswegen tadeln, mit *Sage doch* antworten müssen:

Erkennt man Christen rechter Art

Allein an ihrem Kirchengehn?

Diese Fälle finden bey manchen Genesenden Statt, die, nachdem
 sie eine lange Zeit krank, an Kräften erschöpft, und von der freyen
 Luft geschieden gewesen, nicht gleich bey dem erstenmale, da sie aus-
 gehn, ohne Schaden ihrer Gesundheit vermögend sind, eine ge-
 räumige Zeit ohne Bewegung, in freyer oder auch dumpfiger Luft,
 in einem steinernen Gebäude zu sitzen, besonders wenn zufällige
 Umstände, kalte und nasse Witterung, allzulange gedehnte Predigten,
 und wol gar eine starke Anstrengung der Aufmerksamkeit bey dem
 Zuhörer hinzu kommen, wiewol ich wegen des letzten Umstandes
 nicht so viel Sorge habe, als wegen der ersten. Ja, noch mehr,
 es ist einem Neugesetzten nicht einmal dienlich, so bald nach der
 Krankheit an einem solchen Orte zu schlafen. Man weiß, wie oft
 gesunde und starke Personen in der Kirche sich erkälten, oder ohn-
 mächtig, schwindlicht und übel werden, wie oft sie, zumal in hoch-
 lichten Kirchstühlen, Husten und Schnupfen, und fieberhafte Schauer
 bekommen, die zwar bey ihnen von keinen weiteren Folgen zu seyn,
 oder doch wenigstens bald wieder vorüber zu gehn pflegen, die aber
 ein erst kürzlich Geneseter, bey seinem ersten Ausgange, nicht so
 leicht übersteht, sondern oft durch seinen Kirchgang nichts weiter
 ausrichtet, als daß er die vorige Krankheit noch einmal von vornen
 wieder anfängt. Dieses lehrt die Erfahrung insbesondre bey allen
 Krankheiten, die fieberhaft, und bey allen, die catarrhalisch sind.
 Daß man sich im Winter in der Kirche leicht erkälten könne, wird
 wol niemand in Zweifel ziehen. Allein, es kann bey so empfindlichen
 Leuten, als Genesende sind, im Sommer fast noch leichter angehn,
 zumal Vormittags. Daher erinnern Sie doch Ihre Leser einmal
 an dieses gar gemeine Versehen, welches zwar eine löbliche, aber
 doch in solchen Fällen gar übel angebrachte Absicht zum Grunde hat.
 Man kann eben dieselbe Absicht dennoch erreichen. Denn man kann

Gott auch danken, ob es gleich nicht in voller Gemeine geschieht. Ein Genesender muß die Witterung wohl wählen, da er sich zuerst wieder in die freye Luft begiebt, und muß dabey Freyheit haben, sich zu bewegen, und allenfalls wieder zurückzukehren, sobald er es nöthig findet. Ein kurzer Spaziergang, oder eine Spazierfahrt im warmen Mittage ist ihm zu den ersten Versuchen am dienlichsten. Wer aber ja von den Gesetzen der christlichen Wohlstandigkeit schlechterdings nicht abgehn will, der muß sich wenigstens zum ersten Kirchgange längere Zeit nehmen, als gemeinlich geschieht, und nicht zur Kirche eilen, so bald ihn nur die Füße wieder tragen können. Oft hat eine solche Uebereilung die beste Cur wieder verdorben, und ich könnte, wenn es nöthig wäre, von schon genesenen Kranken und Kindbetterinnen nicht wenige Beyspiele anführen, daß sie diese schädliche Eil, durch ein dadurch verursachtes Recidiv, noch mit dem Leben haben bezahlen müssen. Denen, die dieses Versehen bloß aus Unwissenheit begehn, wird eine solche Warnung insbesondre nützlich seyn können. Ich bin &c.

D. A.

§. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

Hundert zwey und siebenzigstes Stück.

Brem. Beitr.

Sie sind, so weit als ichs verstehe,
Ein Muster.

Der in meinem 167sten Blatte eingerückte Brief, worin ich ermahnt werde, zuweilen einige medicinische Nachrichten von den Gebräuchen und der Lebensordnung der wilden Völker mitzutheilen, hat mich, weil ich dergleichen Nachrichten in vielen Absichten wirklich für nützlich halte, bewogen, mich nach solchen ein wenig umzuthun. Ich erinnerte mich gleich der Reisebeschreibung des Barons de la Fontaine nach Amerika, worin ich ehemals dergleichen Anmerkungen gelesen zu haben glaubte, und war ganz unwillig, daß ich dieses Buch nicht bey der Hand hatte.

Nach:

Nachher besann ich mich, daß ich eine alte deutsche Uebersetzung besäße, welche schon 1711 in Hamburg und Leipzig, in Duodez, zum zweytenmale herausgekommen, und vom Magister Vischer besorgt worden war. Ob nun gleich dieser Herr Magister Vischer das edle Deutsch sehr geradebrecht hat, so fand ich doch hernach Ursache, mich meines Einfalls nicht gereuen zu lassen; denn er hat in seiner Vorrede hinlänglich gezeigt, daß daran nichts gelegen sey, daß er schlecht Deutsch schriebe, und daß das nur lauter gelehrte Haasen sind, die sich darüber aufhalten. Zudem hat er in Hamburg geschrieben; und gleich bey der ersten medicinischen Stelle, die mir in die Augen fiel, fand ich eine Anmerkung des Herrn Uebersetzers eingeschaltet, welche vielen Hamburgern angenehm seyn wird. Daher entschloß ich mich, meinen Auszug nach dieser Uebersetzung zu machen, ohne mich doch an die Worte des Herrn M. Visschers zu binden.

Die oberwähnte Stelle betrifft den Gebrauch des Branntweins bey den canadischen Völkern. Die meisten sieben und trinken ihn unmäßig, und thun dadurch ihrer Gesundheit großen Schaden. Der Baron de la Fontaine führt von dieser schädlichen Wirkung zwey Ursachen an; eine, weil sie ihn nicht rein trinken, und die andre, weil er ohnedem schädlich wäre. Hier setzt aber Herr Vischer hinzu: Einem Franzosen wohl, aber keinen Pohlacken, Moscowitern, Lappländern, Hamburgern. Dieses Zeugniß ist glaubwürdig; denn obgleich Herr Vischer weder in Pohlen, noch Rußland, noch Lappland gereist ist, so war er doch damals schon neun Jahr ein Hamburgischer Einwohner gewesen, und konnte also wol wissen, was man in Hamburg trinken darf.

Ich wollte wünschen, daß ich eben dieselbe Ausnahme für die Hamburger bey der folgenden Stelle fände, wo sie noch viel erwünschter seyn würde. Die Mahlzeiten der Canadier, heißt es, verderben ihnen den Magen durchaus, weil immer alles im Ueberflusse vorhanden ist, und nichts übriggelassen wird. Ihrer Meinung nach helfen Brähe und

R 4

Wasser

Wasser besser verdauen, als Wein und alle die säuerlichen Getränke, womit wir Polacken, Moscoviter, Lappländer und Hamburger unsre Mägen überladen. Es ist betrübt, daß wir hier, in Absicht des Weins, nicht ausgenommen sind. Indessen bleibt uns der Brauntwein, den soll uns kein Arzt rauben.

Wenn die Canadier krank werden, so besteht ihre gewöhnliche Cur darinn, daß sie nur Brühen genießen, sonst aber wenig essen, und sich bemühen, in Schlaf zu kommen; und wenn dieser erfolgt, so glauben sie schon alle Gefahr überstanden zu haben. Diese Methode ist fast bestialisch: denn so curiren sich beynahe die Thiere auch. Sie saufen nur, sie fressen nichts, und sie schlafen. Gesittete Völker nehmen gleich Arzneien ein, sobald sie krank werden. Jedermann nöthigt sie zum Essen, und das Getränk, das ihnen verboten wird, trinken sie am liebsten. Der Unterschied ist groß, aber in der Praxi von keinen Folgen; denn die Erfahrung lehrt, daß der Canadier nicht weniger und nicht mehr sterben, als der Europäer, indem sie von beyden Nationen alle sterben. Man muß aber dennoch nicht glauben, daß die Canadier bey ihren Krankheiten die edle Menschenhülfe schlechterdings entbehren. Nein, sie haben auch, wie wir, ihre Aerzte, welche de la Fontan Jongleurs nennen. Der Herr Magister Vischer hat zwar dieses Wort nicht übersetzt. Allein, aus der Beschreibung werden sie gleich einem jedem Europäer bekannt seyn.

„Ein Jongleur ist ein halber Doktor, oder, besser zu sagen, ein Marktschreyer, welcher, wenn er von einer schweren Krankheit genesen, sich einbildet, er sey unsterblich, und könne durch Gespräche mit den guten und bösen Geistern allerley Krankheiten curiren. Wiewol nun ihrer jedermann spottet, und sie in ihrer Abwesenheit für Narren hält, die von den heftigen Schmerzen ihren Verstand verlohren haben; so beruft man sie doch zu den Kranken, entweder, um sie mit Märchen lustig zu machen, oder vor ihnen allerhand Gaukeleyen zu treiben, als ob sie besessen wären, bis es dann endlich auf eine Bitte um eine
„Mahl-

„Mahlzeit von Hirschwildprät oder großen Forellen hinausläuft.“

De la Fontan ist nicht allezeit glaubwürdig. Ich halte dafür, daß er diese Beschreibung der canadischen unsterblichen Marktschreyer bloß von europäischen Originalen genommen hat.

Wenn ein solcher Jongleur einen Kranken besucht, so fragt er ihn genau aus, und sagt alsdann: Wenn der böse Geist hier ist, so wollen wir ihn bald wegjagen. Dieses ist offenbar eine europäische Redensart der Jongleurs, nur daß sie, statt des bösen Geistes, den in Europa niemand mehr glaubt, die Namen der Krankheiten nennen. Wie? haben Sie das Fieber? *Ey!* das wollen wir bald wegjagen.

Hierauf geht der Jongleur in ein kleines hierzu aufgerichtetes Zelt, worinn er tanzt und springt, und wie ein Meerwolf heult. Der Zert hat hier einen Einschluß: (daher die Jesuiten gemeint, der Teufel rede mit ihm.) Wie unglaublich! woher sollten sie seinen Ton kennen? Nach diesen Gaukeleyen saugt er den Kranken hin und wieder an seinem Leibe, woben er einige kleine Knochen aus dem Munde nimmt, und den Kranken versichert, daß sie aus seinem Leibe gekommen wären. Als denn heist er ihn lustig seyn, und seine Sklaven müssen ihm ein Hirschwildprät liefern, daß er sich daran vollends gesund esse.

Alles dieses ist vermuthlich eine Satyre des de la Fontan auf die psychologischen Curen, da wir so viel Leute in Europa bloß dadurch curiren, daß wir ihnen einbilden, sie curirt zu haben. Man schließt dieses billig aus der folgenden Beschreibung der physikalischen Curen, die pur satyrisch ist. „Sie bringen dem Kranken insgemein gewisse Gäfte von Pflanzen oder Kräutern, welches halbe Purgangen sind, die sie *Matikit* nennen. Jedoch man ver-
„wahrt sie lieber, als daß man sie zu sich nähme, weil sie
„das Geblüt erhitzen, und wegen ihrer heftigen Wirkung
„die Kräfte schwächen.“ De la Fontan will vermuthlich darüber spotten, daß die Europäer alle Arzneien ihrer
N 5
Aerzte

Ärzte einnehmen. Allein, er sollte bedacht haben, daß sie viel zu theuer sind, um sie stehn zu lassen. Alles, was demnach die Wilden bey ihren Krankheiten thun, besteht darin, daß sie stark schwitzen, viel Brühen trinken; sich wohl warm halten, schlafen so viel sie können, und See- oder Quellwasser trinken. Mit unsern Brechmitteln lachen sie uns aus, sagt de la Fontaine. Wenn sie einen Franzosen dergleichen einnehmen sehn, sagen die Canadier, er verschlucke einen Troquesen, welches ihre natürlichen Feinde sind. Sie halten auch nichts vom Aderlassen, und vielleicht haben darum allein die Franzosen Canada wieder verloren.

Das Schwitzen bewerkstelligen die Canadier nicht durch Arzneyen, sondern auf eine so gemeine Weise, dergleichen sich bey uns ein Karrenschieber schämt, wenn er nur irgend von Distinction ist. In der Mitte der Stube, welche mit Matten und Häuten bedeckt ist, steht eine Schüssel mit angezündetem Branntweine oder großen glühenden Steinen, welche so stark hizen, daß sie den Augenblick über den ganzen Leib schwitzen. Diese Schwitzcur gebrauchen sie alle Woche, und die Gesunden gehn sogleich aus der Schwitzstube in den Fluß, oder wälzen sich im Schnee herum. Warme Bäder oder Clystiere gebrauchen diese Wilden nie, wosern sie nicht die Jesuiten oder die europäischen Ärzte dazu bereden.

Ein verwegener Wilder versicherte einstmal den de la Fontaine, wenn ers nur nicht etwan selbst erfunden hat, daß die Furcht vor dem Tode, von der die Canadier nichts wüßten, unsre Krankheiten verschlimmere, und daß uns die Natur selbst leicht helfen würde, wenn wir nur leichtsinnig wären, und uns im Bett ruhig hielten, ohne die Natur mit unsern Arzneyen zu übertreiben. Wer merkt nicht, daß dieses eine bloße Spötterey sey? Wer kann sich weniger vor dem Tode fürchten, als wir, die wir seiner in allen unsern Wollüsten trogen; wer kann in seinen Krankheiten leichtsinniger seyn, als der sich am wenigsten darum bekümmert, ob er in der Cur eines Puschers, oder eines geübten

geübten Mannes ist; wer kann sich im Bette besser pflegen, als wir, die wir uns schon um eines Schnapfens willen hineinlegen? und wenn endlich das wahr wäre, daß man mit vielen Arzneyen die Natur übertriebe; so müßten gewiß in ganz Europa alle Naturen längst aus dem Athem gejagt seyn.

Der Reisebeschreiber versichert uns, daß die Wilden weder die europäischen Ärzte noch Wundärzte begehren; und wir begehren sie wahrhaftig auch nicht, die unwissenden Thiere, die kein Mark Lübsch kennen! Er sagt, sie hielten alle Mischung von Spezereyen für ein Gift, und brauchten keine Brechmittel, außer wenn zuweilen die Franzosen in ihren Dörfern sind. Vermuthlich weil sie dann mit den Franzosen essen werden: denn sie haben die Meynung, daß das Hungern das Geblüt erhize, und daß man sich keine Speise versagen müsse, wenn sie nur saftig wäre. Und deswillen kochen sie auch das Fleisch nur etwas über halb gar, auf englisch. Sie glauben, daß die gesalznen Speisen der Europäer Schuld daran wären, warum zu ihren Wunden so oft der kalte Brand schlägt; denn die Wilden heilen die ihrigen sehr leicht mit den ihnen bekannten Kräutern, ohne jemals etwas vom Brande zu fürchten zu haben. Allein, es kommt nicht allemal auf die gesalznen Speisen an. Wenn sie sich den französischen Feldscheerern in Amerika übergäben, so könnte man bald hinter die wahre Ursache kommen. Alles, was sie wider die salzigen Speisen zu sagen haben, ist, daß sie davon krank würden, und immer saufen müßten. Die dummen Leute! Eben darum genießen wir sie. Zu ihrer seltsamen Diät gehört auch noch, daß sie kein Eiswasser trinken, weil sie es dem Magen für schädlich halten. Sie sollten zu uns kommen, die wir mit großen Unkosten Eisgruben halten, um in der Sommerhitze unserm Magen mit einem eiskalten Trunke etwas zu Gute zu thun. Allein, was würde alles dieses bey Leuten helfen, von denen der Baron de la Fontaine selbst sagt: „Gegengründe nehmen sie nicht an, wie auch keine Arzneyen, von welchen sie sagen, daß sie eben so schlimm wären,

„wären, als die ihnen dazu rathen.,, Dummheit! Unstreitig sind die Arzneien oft besser.

Es ist merkwürdig, wie sich die Wilden des Tabacks bedienen. Sie rauchen ihn fast alle, hingegen schnupfen und kauen sie ihn nie. Er gehört mit zu der Methode ihrer Fiebercur, welche sonst mit der Methode der Europäer ziemlich übereinkommt; denn sobald sie ein Fieber überfällt, thun sie ihr Möglichstes, sich zu erbrechen, wobei sie stark freffen und saufen. Der Brasilientaback macht den Beschluß der Cur im Abnehmen des Fiebers. Ausserdem wird auch der Taback durch den Gebrauch geheiligt, welchen die Sklaven bey dem Sarge ihres verstorbenen Herrn davon machen, indem sie täglich hinzugehn, und der abgeschiednen Seele zu Ehren ein paar Pfeifen rauchen. Es ist ein gutes Sinnbild des ewigen Nachruhms und unsrer Leichenreden.

Weil die Leichensachen auch medicinisch sind, so kann ich nicht umhin, etwas davon anzuführen. Wenn ein Todter in Canada nach der Landesart angekleidet ist, so setzt man ihn auf eine Schilfmatte, eben als ob er noch lebte. Seine Freunde setzen sich um ihn herum, und dann fängt einer nach dem andern an, seine, oder seiner Voraltern Thaten zu erzählen; das letztere vermuthlich nur dann, wenn er selbst nichts gethan hat, wie unsre Leichenredner in den Gedächtnisreden der Adlichen. Der letzte hält endlich folgende Anrede an den Todten: „Du :: du siehest hier bey uns, du siehst aus wie wir. Es fehlt dir weder Kopf, noch Arm, noch Bein.,, Ein Zeichen, daß er nicht unter den Händen der Wundärzte gestorben seyn muß; „und du hörst doch auf zu seyn, und fängst an zu verschwinden, wie dieser Tabacksrauch. Wer redete vor ein paar Tagen mit uns? Das warst du nicht, sonst redetest du noch.,, Wird vermuthlich nur bey Leichen von Frauen zimmern gesagt. „Drum muß es deine Seele seyn, welche ist im Lande der Seelen bey denen von unsrer Nation wohnt. Dein Leib wird in einem halben Jahre seyn, was er vor 200 Jahren gewesen. Du empfindest nichts, du siehst nichts; denn du bist nichts. Weil wir indessen bey
1, „deinem

„deinem Leben deine guten Freunde gewesen sind, so thun wir dir hiemit die letzte Ehre an.,, Nach dieser Rede wird stark getantz und gefressen, nach Art der alten Griechen und Römer; und hätten die Wilden Geschmack, so würden sie bey solcher Gelegenheit noch die Seelie des Alcäus lassen:

Heute, Brüder, heut

Ist die rechte Zeit,

Daß ihr trinkt und trunken seyd.

Lustig! Eingeschenkt!

Wer nicht will, der muß,

Weil des Schicksals Schluß

Unsren lieben Mysisus

In die Gruft versenket.

Endlich wird die Leiche von den Sklaven auf dem Rücken bis an den Ort getragen, wo sie sie auf Pfähle setzen, und in den doppelten Sarg von Baumrinden Waffen, Pfeifen, Taback und indianisches Korn legen, damit er nach seinem Tode etwas zu leben haben möge.

Alles dieses sind Nachrichten des Barons de la Fontaine, für deren Richtigkeit ich aber nicht stehn mag, weil allzuviel unglaubliche Dinge in seinen Erzählungen vorkommen. Es fällt mir sogleich ein Beweis hiervon in die Augen. Er sagt, daß die Wilden von keiner Eifersucht etwas wissen, daß sie unsrer deswegen spotten, und das Mißtrauen der Ehemänner wegen ihrer Frauen eine rechte Narrheit nennen, gleichsam, als ob man nicht wüßte, sollen sie sagen, daß diese gebrechlichen Creaturen unmöglich Treue leisten können. Dieser schimpfliche Einfall ist gewiß nur eine Erfindung des Reisebeschreibers; denn gleich darauf widerspricht er sich offenbar, indem er sagt: Die Wildinnen lebten sehr keusch, und er glaubte nicht, daß in 50 Jahren ein Mann oder eine Frau nach andern gelüste. Wenn es nun geschähe, daß die Franzosen, welche, wie bekannt, die Jungfern und Weiber nicht

nicht von einander unterscheiden können, auf der Jagd, in Wäldern und Feldern einer Frau etwas anmutheten, so antwortete sie ihnen: Der Freund, der vor meinen Augen ist, hindert mich, dich zu sehn! Wie widersprechend und unglaublich ist dieses nicht! Wie können die wilden Weiber so keusch leben, da diese gebrechlichen Creaturen unmöglich Treue leisten können: und wie können sie wol einen Franzosen, um des Freundes willen, der vor ihren Augen ist, abweisen, da wir in Europa sehn, daß dieser gute Freund die Weiber nicht blind macht?



Vor dem Jahre empfing ich zu spät folgenden Brief, den ich nun, aus bloßer Gefälligkeit, einrücken lasse. Ich kann dem Herrn Naussicht nicht zu Willen seyn, weil die Fehler, die er rüget, nicht medicinisch sind.

Mein Herr Arzt,

Wenn das Frühjahr wieder kommt, und die Gartenlust von neuem angeht, so tadeln Sie doch einmal den hier sehr allgemeinen Mangel des Geschmacks in den Arten der Vergnügungen, wodurch sie alles verlieren, was sie wahrhaftig reizend macht. Ich habe, als ein Freinder, in diesem Frühjahr viel Gartengesellschaften besucht; aber, wie rar ist der Geschmack bey dem hiesigen Reichtume an Vergnügungen! Die Mahlzeiten bestehen aus einer überflüssigen Menge von Delicatessen, davon man die meisten nicht einmal kosten kann, ohne sich zu überladen. Sie kommen ohne Wahl und ohne Einrichtung quer durcheinander, wie es der Koch für gut findet, und ihre Zubereitung ist die beste, insofern sie die theuerste ist. Dieses ist kein Geschmack im Schmausen, sondern es ist nur der Stolz eines Mannes, der seinen Gästen zeigen will, daß er reich sey. O, mit wie viel Rechte hat Hagedorn über diese kleine Pracht gespottet!

Die geschmacklose Pracht in den Gärten selbst hat er so seltsam geschildert, daß ich sie stets für übertrieben gehalten hatte, bis ich endlich dieses Jahr wirklich an den Ort kam, und mit Erstarren sah,

Wie in Cybelens Mund sich Schaum und Strahlen krümmen,
Die Liebesgötter speyn, und Huldgöttinnen schwimmen,

Und in dem Grottenwerk, das eine Fama stützt,
Vulcan im Schwall erstarrt, Neptun im Trocknen sitzt.

Der Ausputz der Zimmer, die Kleidung, der Umgang, und die Zeitvertreibe in den Gärten, o Himmel, wie viel schlechter Stolz, wie viel banger Zwang, wie viel steifer Ernst, und wie sogar nichts vom Geschmacke ist nicht darin! Hundertmal habe ich mich aus diesen vornehmen Gartengesellschaften hinaus, in eine Wiese gewünscht, wo die Natur zu meinem Vergnügen mit unendlich weniger Unkosten viel mehr verschütet, weil ich es alles genießen kann, und nichts meinen edlen Geschmack abschreckt. Ein Tapete in einem Gartenhause, wo ich die Stadt Troja in Brand schießen sehe, ist mir lange nicht so schön geschildert, als mir die aufgehende Sonne die Gesilde mahlt. Ich höre viel lieber das Blöcken der Schafe, als wenn der Herr des Gartens mit seiner Ma Soeur von ihrem Mon Frere in Cadix spricht. Wie sollte mir, nach einem guten Spaziergange, das crystallene Wasser des Bachs schmecken! anstatt daß ich hier, nach einer unendlichen Mahlzeit, den gepriesnen ägyptischen Wein mit seinen Fehlern lieben muß. Nur ein wenig guter Geschmack in einer ganz wohlfeilen Freude würde einen, dem Gott Gefühl und weiche Nerven gegeben hat, unendlich mehr entzücken, als die theuersten Wollüste den unempfindlichen Reichen, der mir so vorkommt, wie ein König Salomo von Holze, in seiner Herrlichkeit. Das erbärmliche Kartenspiel ist ein verwünschter Zeitvertreib auf Gärten, der eben so angebracht ist, als wenn man in der Comödie dreschelte. Von geistreichen Gesprächen, von poetischen Vergnügungen, von witzigen Scherzen, von der Musik selbst findet man in zwanzig Gartengesellschaften kaum eine Spur. Es ist wahr, ich habe unter den Garteneinwohnern zuweilen Musik gehört; aber ich habe zugleich bemerkt, daß die Personen, die sie üben, nicht sowol Liebhaber und Kenner derselben, als vielmehr nur musikalische Instrumente sind, welche bloß spielen, ohne selbst etwas davon zu empfinden. Man singt auch auf den Gärten. Ich habe es selbst gehört. Aber was meynen Sie wol, was ich singen gehört habe? Sie werden kaum glauben. Eine Fabel! An einem vortreflichen Abend, da ich in einem großen und schönen Garten nach der Mahlzeit allein spazierte, hörte ich eine unvergleichliche Stimme die zärtlichsten Töne singen. O! wie lebte da mein Herz auf! Ich näherte mich ganz leise dem Labyrinth, wo ein Frauenzimmer in die Laute sang, die sie selbst spielte. Was versprach ich mir nicht, und wie öffnete sich schon mein Herz den Entzückungen der Ode, und der Schäferstunde! Aber stellten sie sich mein Erstaunen vor, als ich die Worte vernahm, welche mit so viel Zärtlichkeit durch die stille Abendluft schallten:

Die

Wie zufrieden schlief ich ein,
Sollt ich nur so manches Wein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genießen.
Dieses macht mich Kummer voll,
Daß ich diesen Schatz vergessen soll,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.

Wie gereute es mich, daß ich das schöne Schinkenbein nicht zu mir gesteckt hatte, das auf der Tafel liegen geblieben war, um dieser würdigen Schönen, die das so vortrefflich sang, was Selters Hund heutke, eine unverhoffte Freude damit zu machen! Fehlt dir sonst nichts, mein Engel, gedachte ich bey mir selbst, so mag dich ein Schlächter belauschen; ich aber gieng traurig von dannen.
O vergessen Sie es doch nicht, mein Herr, über diesen Mangel des Geschmacks zu reden, der vielleicht einen noch schlimmern Namen verdient. Ich bin u.

S. Aufsicht.

Mein Herr,

Da der Arzt eine hamburgische Wochenschrift ist, so sollten Ihre Plätter mehr Besondres für Hamburg enthalten. Unse Geschichte könnte Ihnen zuweilen ganz artige medicinische Anecdoten darbieten, womit Sie den Staat Ihrer Belesenheit, der doch überhaupt nicht weit her ist, eben so rühmlich führen könnten, als mit den alten Schriftstellern. So hatten Sie z. E. in Ihrem 40sten Blatte, wo sie vom Einbalsamiren der Leichen reden, anführen können, daß ehemals der hamburgische Erzbischof, Graf Adolph II. nachdem er fürs Vaterland und die Religion rühmlich gestorben, vom Herzoge Heinrich, aus Hochachtung, in Stücke zerhauen, gebraten und eingemacht worden, damit er zu seinem Begräbniß nach Witten gebracht werden könnte, woselbst auch dieser Braten zwischen zween Altären begraben liegt. Als Sie im 136sten Stücke erzählten, daß sich eine Frauensperson zu Athen in einen Mann verkleidet habe, um die Kunst der Bademütter daselbst zu treiben; so hatten Sie zugleich des hamburgischen Doctors Viet erwähnen können, welcher im Jahre 1521 alhier verbrannt wurde, weil er, außer vielen andern unerhörten wunderlichen Handeln, sich auch eine Zeitlang für eine Bademutter ausgegeben, und den Weibern die Geburtshülfe geleistet hatte. Sie hatten zugleich untersuchen können, seit wie langer Zeit die Aerzte, die diese Kunst treiben, bey uns nicht

nicht mehr verbrannt werden. Das Unglück, welches im Jahre 1653 dem damaligen Stadtphysico, Herrn D. Schlegeln begegnete, daß ihn ein vom Galgen genommener Dieb erschlagen, könnte in einer Abhandlung von der Anatomie, oder bey einer genommenen Gelegenheit angeführt werden, um zu beweisen, daß keinem Diebe zu trauen sey, wenn er gleich seine Strafe schon ausgestanden hat. Es gieng so zu: Der Dieb ward am 21sten Jenner vom Galgen genommen, und der Anatomie übergeben. Bey der Umwendung des Körpers geschah es, daß den Physicum der von der Kälte steif gewordne Arm auf den Kopf schlug, worüber er sich so entsetzte, daß er nach wenigen Tagen darauf starb. Als Sie vor einem Jahre, bey Gelegenheit des Drams ädter Gesundbrunnens auch des Hamburgischen vor dem Steinthore gedachten, hatten Sie anführen sollen, daß derselbe im Jahr 1633 entdeckt worden, und daß man ihm, wie allen neuen Gesundbrunnen, vor Zeiten große Kräfte zugeschrieben, die aber eben so, wie die Krücken und Stecken der durch ihn gesund gewordenen Lahmen nach und nach wieder verschwunden sind. — Was weiß ich endlich, was Sie alles noch anführen könnten, wenn Sie die Hamburgische Chronik eben so gut inne hätten, als ich. Genug, so wie Sie die Sachen herum zu holen wissen, glaube ich gewiß, Sie könnten uns in lauter medicinischen Abhandlungen nach und nach die ganze Geschichte Hamburgs, ja des H. R. N. selbst liefern. Ich bin u.

J. Ollentiedts.

Mein Herr Arzt,

Sie fangen nach und nach an, berühmt zu werden, welches ich aus gewissen Kennzeichen schliesse, die nicht leicht trügen. Man erkundigt sich hin und wieder, wer Sie sind? wie Sie heißen? wie Sie im Umgange beschaffen sind? was Sie für Seltsamkeiten besitzen? wie Sie aussehen? wie Sie lachen? und wie Sie sauer sehn? Ein Mann, der es erst so weit gebracht hat, wird ganz gewiß groß, das heißt, er wird noch dereinst in Kupfer gestochen; und da es Ihnen gleich viel seyn kann, ob ich, oder ein andrer Meister, Sie steche: so hoffe ich, Sie werden mir die Ehre nicht abschlagen, daß ich es thue. Zu dem Ende will ich nächstens kommen, Sie zu besehn, und wenn Sie irgend einige sichtbare Leibesgebrechen haben, so verlassen Sie sich auf meine Discretion. Ein guter Zeichner und Schilderer ist ein wahrer Arzneylehrer, der alle Gebrechen der berühmten Leute aufs beste curirt. Ich habe wol 50 buclligte Gelehrte, aber noch keinen einzigen Duckel geschildert. Im Kupfer müssen sie so steif und gerade und dünn, wie Nachtlichter stehn.
Der Arzt, VII. Th. Berth. Aug. Haben

Haben Sie etwa nur ein Auge, so schildre ich Sie von der hellen Seite. Nur gebe der Himmel, daß Ihre Nase gut ist. Es ist keine schwerere Cur in der ganzen Portraitmalerey, als eine krumme Nase gerade zu machen, und zum Unglücke kann man die Nase nicht weglassen, weil die Leute einen Aberglauben damit haben, und sich einbilden, daß ein Mensch ohne Nase unehelich wäre. Gesezt indessen, daß Ihre Nase krumm wäre, so sorgen Sie nur nicht, ich will sie doch wol zu stellen wissen, daß sie sich von ihrer besten Seite präsentire. Wenn Sie schielten, das sollte mir lieb seyn. Denn so könnten wir das eine Auge auf die theoretische, das andre aber auf die praktische Arzneykunst leiten, weil sie in beyden geschrieben haben; und daher wäre es fast schade, wenn Sie nicht schielten. Indessen vertrauen Sie mir Ihre Gestalt an. Ich versichre Sie, daß Sie in gute Hände kommt. Ich habe schon manchen Gelehrten, sogar von denen, die täglich predigen, die Eitelkeit sey unsrer Herzen Pest, mit so viel Schönheiten und Vollkommenheiten in Kupfer gestochen, als die Natur gewiß nicht leicht an einen Gelehrten verschwender. Ich bin es, der die Sommerschatten und Finnen auf ewig aus den Gesichtern vertreibt. Ich bin es, der alte Leute jung, und die trockensten Pedanten eitel macht. Ich gebe den Gesichtern Seelen, und den Augen Genie. Ein Kerl, der so plump ist, wie ein Klotz, wird, wenn er nur ein Programm geschrieben hat, durch mich die schönste Modepuppe. Ich mache Perücken, worinn sich kein Geheimrathsgesicht schämen darf, und wer nur so viel im Vermögen hat, daß er sich ein Distichon unter feinen Titel anschaffen kann, dem mache ich eine Fama mit zwey Trompeten über den Kopf, mit Backen, wie ein Paar Kesselpauken, und dem lege ich das Heergerathe der Wissenschaften zu Füßen, daß er, wie eine Glucke darüber brütet. Ich empfehle Ihnen meine Kunst aufs beste, und verharre &c.

St. Secit.



Hundert drey und siebenzigstes Stück.

Brem. Beytr.

Um dir dein Glück nicht einzuschränken,
Verlieh dir Gott die Kraft zu denken,
Und sprach: Mensch, schaffe dir dein Glück.

Mir träumte, daß ich vor einem weitläufigen und prächtigen Gebäude stünde, über dessen Eingange mit großen vergoldeten Buchstaben die Worte geschrieben waren: Schule der Glückseligkeit. Sogleich öffnete sich die Thür, und es eilte mir ein bescheidner Mann entgegen, der mich hineinzutreten nöthigte. Belieben Sie unsre Anstalten zu besehn, mein Herr, redete er mich an, oder wollen Sie sich in die Zahl unsrer Schüler einschreiben lassen? Nein, antwortete ich, mich führt ein bloßer Zufall in diese Gegend; und da ich die Einrichtung dieser Schule noch nicht kenne, so bin ich bis iht bloß neugierig, sie zu erfahren. Mein Herr, versetzte der Fremde, ich bin deswegen hier, um allen, die es begehren, diese Einrichtung zu zeigen. Das ganze Werk ist eine Stiftung der Götter. Die vielen Klagen der Menschen über ihre Unglückseligkeit haben sie dazu bewogen. Weil sie aber wohl wissen, daß sich die Menschen nur für glücklich halten, in so fern ihnen dasjenige gewährt wird, was sie wünschen; so ist die Einrichtung dieser Schule so gemacht, daß hier ein jeder seine Klassen findet, worinn er unterrichtet wird, wie er zu denjenigen Absichten gelangen könne, durch die er glücklich zu werden hoffe. Daher finden Sie hier Klassen für alle Religionen, für alle Wissenschaften, für alle Künste und Gewerbe, Klassen für alle Tugenden, für alle Arten zu denken, ja sogar, weil es die Menschen nicht anders haben wollten, Klassen für alle

Thorheiten, Chimären und Laster; doch mit dem Unterschied, daß keiner, der in die letztern Klassen aufgenommen zu werden verlangt, hineingelassen wird, ohne vorher gewarnt zu werden, daß die Glückseligkeit, die er sucht, sein wahres Unglück sey; daß er sich dadurch in einen Abgrund von Elend und Martern stürzen werde; daß er aber dennoch seine freye Wahl habe, die den Menschen ein für allemal von den Göttern zugestanden worden sey, und daß die Lehrer in diesen Klassen keinesweges von ihnen privilegiert, sondern nur eigenmächtige Winkelschulmeister wären, die aus dem Abschaume der Menschen selbst bestünden, und gegen welche sich die Götter dereinst die nachdrücklichste Rache vorbehielten. Mein Begleiter wollte fortfahren, mir alles zu erklären. Allein, ich sagte ihm, daß es nicht nöthig wäre, weil ich schon merkte, daß ich an den Eingang der Schöpfung gekommen, und daß diese Schule nichts anders, als die Welt selbst, seyn müßte.

Sie haben es errathen, versetzte er, und eben so leicht werden Sie nun auch muthmaßen können, in welchen Klassen wir die meisten Schüler haben. Die Winkelschulen sind gestopft voll; hingegen haben die Lehrer der Weisheit und Tugenden in ihren weitläufigen Hörsälen oft keine andre Schüler, als die Echo, die ihre Lehren wiederholen, ohne sie zu empfinden. Alte Klagen! alte Klagen! mein lieber Herr, antwortete ich; allein, wir beyden werdens nicht ändern. Erlauben Sie mir ist nur, daß ich den Lectionscatalogum ein wenig durchblättere, um zu sehn, was für neue Lehrer und Klassen wir ist haben. Denn ich weiß schon, daß viel ehemalige Lehrer todt, und ihre Klassen zugeschlossen sind, und daß dagegen neue in Menge den Abgang der alten ersetzen.

Mein Begleiter führte mich zu einem Buche, das größer war, als irgend ein andres in der Welt. Es war nach Jahrhunderten abgetheilt, und ich schlug aus Neugier nur den neuesten Theil nach, welcher erst halb vollendet, gleichwol aber viel weitläufiger war, als irgend einer der vorigen. Ich blätterte denselben vom Anfange an obenhin durch, und

las nur die Rubriken der Lectionen zur menschlichen Glückseligkeit, ohne die langen Reihen der Namen aller neuen Lehrer durchzugehen, die mir gewiß zwanzig Nächte gekostet haben würden. Ich fand in den vordern Bogen dieses Catalogus Lectionen für die Monaden, für die vorherbestimmte Uebereinstimmung, für die mathematische Lehrart, für den Satz des zureichenden Grundes, für die Freyheit der menschlichen Seele, für die Unsterblichkeit der Seele, für die Wunderwerke und Geheimnisse, für die beste Welt, für das Einfache und Zusammengesetzte, für die Substanz und das Accidenz, für das Ding und das Unding, die Ontologie und die Metaphysik überhaupt. Auf den gegen über stehenden Seiten fanden die Rubriken der Lectionen wider alle diese Dinge, und die Schule der menschlichen Glückseligkeit ertönte damals von den Streitigkeiten über dieselben. Weiter hin veränderten sich die Lectionen merklich. Die Rubriken waren häufig für das Schöne, für die Kunst, über das Schöne sich häßlich zu zanken, für das Leere in der Dichtkunst und für das Schwere, für das Mahlerische und für das Aesthetische, für die Anacreontische Ode und für die Horazische, für das Lyrische und für das Lehrgedicht, für den Witz und Geist; fernerhin für das Süße und Zärtliche, für die Einbildungskraft und für das Herz, mit unter für und wider die Reime, für die Critik, für und wider die Gelehrsamkeit, für die Wochenblätter, für die ungereimten Verse und poetische Prose. Alsobald folgten aber auch nach und nach neue Lectionen für die Oekonomie, für den Landbau, für die Handlung, für die Naturlehre, für die Messkunst, für die Staaten, für die Geschichte, für die Zergliederungs- und Arzneykunst und für die Sitten, und diese Lectionen dauerten fort bis fast ans Ende, da ich noch ganz frisch geschriebne Rubriken für die Kriegskunst, für das Münzwesen, für das Völkerrecht, und für die Staatsstreitigkeiten las.

Als ich fertig war, fragte mich mein Führer, ob sich nicht in diesem Theile die Lectionen schon oft verändert hätten, und ob ich nicht hieraus schlosse, daß die Menschen nie

ungewisser, als ich, gewesen seyn müßten, worinn sie eigentlich ihre Glückseligkeit suchen sollten?

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm im Schlafe geantwortet habe. Indessen ließ ich mir im Vorbengehn einige Klassen eröffnen, um hineinzusehn. Es war ein seltsamer Mischmasch durch einander. In einer philosophischen Klasse saß ein trockner Lächler, und beglückte ein paar Duzend blasse Studenten mit adäquaten und abstrakten Grundideen; in einer andern mischte ein junger Magister Pöffen und Joten zwischen die ersten Gründe aller menschlichen Erkenntniß; ein mittelmäßiger Bursche von 17 bis 18 Jahren hielt Vorlesungen, worinn er Leibnizens und Wolfens Irrthümer verbesserte, und ein Mahler widerlegte den Newton. In einer physikalischen Klasse erschuf ein Professor die Welt aus electrischer Materie wieder, nachdem sie ein anderer durch den Schwanz eines Cometen zerstört hatte; einer zeigte seinen Schülern gewisse Experimente mit Augen, die das, was er glaubte, bewiesen; ein anderer zeigte eben dieselben Experimente, die das, was jener glaubte, über den Haufen stießen. In einer poetischen Klasse saß ein Mann in armseliger Kleidung, der halb verhungert zu seyn schien, und lehrte seine Schüler den hohen Schwung der Ode; ein anderer, in einem kleinen staubigten Zimmer, lag in poetischer Entzückung an der Erde, und hatte einige Schüler mit offenhängenden Mäulern um sich her stehn, die ihm die Kunst bewundernd absahen.

Er sang: Ihr Himmel jauchzt! und: Brause du, o Meer!

Er rief: Ihr Hügel fliehet! Die Hügel stohn; und er Wälzte sich im Staube hin und her.

In einer moralischen Klasse handelte ein betrunkenner Mann von den Pflichten der Menschen gegen sich selbst, und ein Comödiant lehrte das Christenthum von der Bühne. Ich kam in ein Zimmer, welches voller Karbatschen, Daumenschrauben und anderer zur Tortur gehöriger Instrumente hing, und worinn ein Mann mit einer Rutte die Kunst lehrte,

lehrte, Irrgläubige zu überzeugen. In der Schule der Freundschaft war eine neue Klasse sehr voll, worinn der Lehrer kein Duzend Wörter aussprach, ohne daß nicht ein Ausdruck von süß, schätzbar, begehrenswürdig, göttlich und himmlisch mit untergelaufen wäre. In der Trinkschule war es gedrückt voll, und der Schulmeister war auch voll. In den Kriegsklassen sollten eben einige Proben mit neuem Geschütze gemacht werden, wodurch in einer Schlacht wenigstens zwölfmal so viel Menschen ums Leben gebracht werden könnten, als mit dem bisherigen.

Ich gieng flüchtig und geschwind durch alle diese und noch viel mehrere Klassen, worinn die Mittel zur menschlichen Glückseligkeit gelehrt wurden. Viele hatten nur ganz besondre und einzelne Zwecke, welche man aus den Ueberschriften über den Eingängen erschn konnte. Unter vielen erinnere ich mich nur dieser: Hier lernt man sich berühmt machen. Hier lernt man Mitglied von einer Akademie werden. Hier lernt man sich quälen. Hier lernt man vergessen. Hier lernt man sich selbst loben. Hier lernt man auf die Wahl kommen. Hier lernt man ein Narr werden. Hier lernt man nicht Wort halten. Hier lernt man heyrathen. Hier lernt man nichts.

Diese letzte Klasse schien mir allzu sonderbar, als daß ich sie nicht näher betrachtet haben sollte. Ich die Thür öffnete, bildete ich mir gewiß ein, daß ich hier einige träge Müßiggänger finden würde, welche bey der langen Weile verdrießliche Lectionen hörten. Aber, wie erstaunte ich nicht, als ich bey der Eröffnung der Thür beynahe den ganzen Schauplatz der Welt vor mir sahe, und daß von allen den Leuten, die hier versammelt waren, um nichts zu lernen, ein jeder äußerst beschäftigt und eifrig zu seyn schien. Dieser studierte eine alte Handschrift, worinn, wie er glaubte, große Geheimnisse aufgezeichnet seyn müßten. Jener untersuchte die Sitten, Gebräuche und Meinungen alter barbarischer Völker. Einige suchten den Stein der Weisen; andre erfanden die Universalarzneyen. Einige erforschten die

ersten Triebfedern der Natur; andre erklärten die Geheimnisse. Einige machten neue Staatssystemata, und gaben der Welt einen ewigen Frieden; andre bemühten sich, die Platonische Republik auf Erden einzuführen. Aus allen übrigen Klassen giengen Hinterthüren in diese herein, und darum war sie die vollste. Ein großer Haufe saß dort, und schrieb mit einer mühseligen Gelehrsamkeit:

Von siebzugsährigen Achleten,
Vom Alterthum der Zeichen der Planeten,
Von Doctoringen und Varetten,
Und Doctorn aller Facultäten,
Von der Erfindung der Pasketen,
Vom Klange griechischer Trompeten,
Von Winden, die vorzeiten wehten,
Von wohlgezognen Massageten,
Von ausgewachsenen Poeten,
Viermal verhehligen Margrethen,
Und tausend solchen Maritäten.

Ein andrer Haufe lernte aufs mühsamste auswendig,

An welchem Ort und welches Jahr
Ein jedes Buch zuerst im Druck erschienen war,
Wer es gedruckt, wer es verlegt.
Er gab genauen Unterricht,
Wie vielmal man es aufgeleget;
Nur seinen Inhalt wußt er nicht.
Von ihm erhielt man den Bericht,
Wie viele Gegner es alsbald sich zugezogen.
Er wußte gar die Zahl von jeder Streitschrift Bogen;
Nur ihre Zweifel wußt er nicht.

Noch ein andrer Haufe zeichnete, bey ämfigem Studieren,

Citata sich aus Folianten aus,
Im nächsten Buch sie wieder zu citiren.
Versahe Bücher mit Registern,
Und schrieb von stotternden Magistern,
Meßkünstlern, die gehinkt, und Doctorn, die geschnarrt;
Schrieb von den ersten Legionen,
Von der Gestalt der alten Kronen,
Von der Pythagoräer Bohnen,
Vom Ursprung kriegerischer Patronen,
Von der Statur der Scipionen,
Von gottesfürchtigen Neronen,

Von

Von dem Geburtstag der Pisonen,
Von den auf einen Tag verstorbenen Baronen,
Vom Kopsputz griechischer Matronen,
Von Curionen und Milonen,
Und allen Namen, die sich onen.

Und eine Menge andrer bemühte sich endlich, zu erforschen,

Wie lange der und jener Mann
Vor ihrer Zeit gelebt, der sich einst Ruhm erwarb?
Wann er gebohren ward? Wer ihn, als Kaaben, lehrte?
Wen er auf hohen Schulen hörte?
Wann er berufen ward, und wann er wieder starb?

Nachdem ich mich lange Zeit in diesem weitläufigen Gebiete aufgehalten, und hinlänglich eingesehn hatte, daß es sich Leute genug in der Welt sauer werden ließen, um nichts zu lernen, bat ich endlich meinen Führer, daß er mich doch auch noch zu einigen Schulen der Aerzte führen möchte, damit ich der Neugier genug thun könnte, welche mir am natürlichsten war. Er ließ sich alsobald willig finden, und führte mich zu einer Thür, aus deren Ritzen ein Leichengeruch in meine Nase stieg, woraus ich gleich schloß, daß es die Kammer der Zergliederer seyn mußte. Als ich hineintrat, so erschreckte mich das Heulen und Winseln von viel hundert Katzen, Hunden und andern Thieren, die von jungen Leuten lebendig aufgeschnitten wurden, weil sie darinn einen Ruhm suchten, ohne übrigens selbst zu wissen, warum sie diese Grausamkeit begiengen? Andre ansehnlichere Männer zeigten ihren Schülern im menschlichen Gehirne den Sitz, den sie der Seele einräumten, die hieroglyphischen Figuren des Gedächtnisses, die Bilder der Einbildungskraft, die Winkel der Vernunft, die Schlingen der List und die Elasticität der Affekten. Sie bewiesen ihnen, daß die Ursachen des Todes, die sie in einigen Leichnamen nicht fanden, dennoch vorhanden wären, und daß das, woran sie gestorben waren, die Ursache ihres Todes unmöglich seyn könne, weil es mit dem System stritte, das iht in der ganzen medicinischen Schule geglaubt wurde. Ein jeder fand nur dasjenige in den Leichnamen, was er vorher verkündigt hatte: und wenn er es

auch nicht fand, so war es doch da. Oft kamen die Aerzte aus der theoretischen Schule zu ihnen herüber, um sich Rathes zu erholen, und die meisten giengen, ob sie sich gleich schlechterdings in ihren Meinungen widersprachen, dennoch vergnügt wieder davon, weil ein jeder dasjenige gesehen hatte, was er zu sehn wünschte. So erlangten sie die sichern Gründe, worauf sie alsobald neue Systemata baueten, um die Geheimnisse der Natur ihren Schülern mit einemale zu entdecken. Ich gieng in tiefen Gedanken weiter, und kam in die Schulen der Lebensordnung.

Es war eine große Menge Klassen für diese einzige Wissenschaft angelegt, und die Professoren in denselben schienen nicht sowol Aerzte, als vielmehr Redner und Sittenlehrer zu seyn. Ein jeder hatte das zahlreichste Auditorium, und die Zuhörer saßen vor ihnen, theils so gerührt, theils so schlafrig, als ob sie in einer Erbauungsstunde wären. Der eine Professor schwebte auf einer großen Waagschaale, und lehrte, wie man täglich sich, seine Speisen, seine Getränke, seinen Urin und seine Excremente abwiegen müßte, wenn man gesund seyn wollte. Ein andrer saß zu Pferde, und bewies, daß ein Mensch, der alt, und nie krank werden wollte, durch die Welt reiten müßte. Einer, der in einem dumpfigen Zimmer las, überredete seine Zuhörer, daß das ganze Geheimniß der Gesundheit bloß darinn bestünde, sich vor der freyen Luft und vor den Erkältungen zu bewahren. Ein andrer, dessen Catheder aus lauter Folianten zusammen gesetzt war, bewies, daß man bloß durchs Studiren alt werden müßte, wie die alten Philosophen gethan hätten. Einer, der schon in drey Tagen nichts gegessen hatte, verbot seinen Schülern fast alle Speisen, und sein Nachbar, den man ganz deutlich hören konnte, vermaledynte dazwischen alle Getränke. Ein sehr gelehrter Mann lehrte aus den Gesetzen der Hydrostatik, auf welcher Seite man schlafen, und auf welcher man wieder aufwachen müsse. Ein noch viel größrer Mann bewies, daß kein Mensch einen Augenblick länger leben könnte, der Thee, Caffe, Wein und Taback nähme; und der allergrößte Professor zeigte, wie

wie man sich schon im Mutterleibe vorsichtig legen müsse, wenn man sich auf ein Leben von hundert Jahren wollte Rechnung machen können. In einer Klasse hörte ich, daß die Menschen in der Welt durchaus so leben müßten, um gesund zu bleiben, als ob sie nicht in der Welt wären, und daß eine jede Lebensart und jedes Gewerbe gewisse Gefahren hätten, weshalb man sie alle vermeiden sollte. Dieser Mann lehrte indessen seine Zuhörer nicht, wovon sie in der Welt leben sollten, wenn sie nichts thaten. Allein, sein eignes Beyspiel lehrte es sie: sie müßten nur seine Lebensordnung dociren. Denn, wie man sahe, so fand sich doch jemand auf Erden, der ihn dafür bezahlte. In einem andern Zimmer war ein greulicher Lärm über die Leidenschaften. Der Herr Professor ward ganz braun im Gesichte vor Eifer, weil sich, wie er sagte, Leute fänden, die diesen Tyrannen der Menschen das Wort redeten; und er wollte durchaus nicht zugeben, daß er selbst durch einen Affect in die Welt gekommen wäre. In einer andern Klasse saß ein Lehrer auf einem mit Leder überzognen Würfel, welchen ich anfangs für etwas anders hielt, bis ich endlich sahe, daß es nur ein Kasten zu einer Hausapotheke à 50 Rthlr. war. Er war der größte Charlatan in der Diät, den ich hier sahe, und verordnete für jedes Kennzeichen der Gesundheit eines Menschen eine Arznei mit den allergrößten Lobeserhebungen. Sein allgemeiner Beweis war, daß die Gesundheit ein viel zu kostbarer Schatz des Lebens wäre, als daß man ihr nicht augenblicklich zu Hülfe kommen müßte, sobald man merkte, daß sie in gutem Stande wäre; daher wollte er nicht leiden, daß man den Magen, wenn er gut verdaute, das Herz, wenn es sein Blut gehörrig umtriebe, die Leber, wenn sie die Galle gehörig daraus schiede, und das Gehirn, wenn es Lebensgeister machte, ohne Hülfe und allein arbeiten lassen sollte. Seine Hausapotheke war voll von Arzneien wider alle diese besorglichen guten Umstände, und er nahm unter unaufhörlichen Verheurrungen viel Geld ein.

Mein Führer sagte mir, daß noch eine große Menge medicinischer Klassen vorhanden wäre, worinn ganz wunderbare

verbare Dinge gelehrt würden. In einigen würden Reuters gemacht, die sich General-Doctors nannten, und die eigentlichen Aerzte des Volks wären, unter welchem sie mit lautem Frohlocken herumritten. In einigen würden bloß Perüquen verfertigt, welche man nur aufzusetzen brauchte, wenn man alle Krankheiten curiren lernen wollte. In andern Klassen graduirte man die Handwerksbursche für ein geringes Almosen. Es gäbe Schulen, worinn man eine allgemeine Ursache aller Krankheiten und die dazu gehörige Universalmedicin machte; Schulen, wo ein vollkommener Arzt in zweymal vier und zwanzig Stunden verfertigt würde; Schulen, wo Leute, die nie Patienten gesehen haben, den Practicis Unterrichte schreiben lehrten; solche, worinn man die Arzneyen zwänge, daß sie so wirken müßten, wie man es aus ihren Bestandtheilen vorher geschlossen hat; Schulen, worinn man lernte, wie einem ein sanfter und seliger Tod nach der besten Methode verschafft werden könne; andre, worinn bewiesen würde, daß keiner von allen den Leuten curirt sey, die sich wider die Regeln der Kunst haben curiren lassen; einige, worinn die alten Weiber den graduirten Aerzten Collegia lasen; andre, worinn die Graduirten mit den Pfuschern Bruderschaft machten; Schulen für Leib- Todtengräber und Hof-Wunddoctores; für graduirte Marktschreyer und Pfuschers in der Facultät. Er sagte mir, ich weiß nicht wie viel unglaubliche Dinge noch mehr, die ich mit eben so wenig Beyfall anhörete, als ein vernünftiger Mensch den Pater Charlevoix lesen kann, wenn er uns die wunderbaren Nationen in Californien beschreibt. Mein Herr, sagte ich zu meinem Anführer, Sie scheinen kein großer Verehrer der Aerzte zu seyn, weil Sie mir so viel unglaubliche Seltsamkeiten von ihnen erzählen, ohne auch nur ein Wort von ihren nützlichen und gewiß sehr lobenswürdigen Bemühungen für die Glückseligkeit ihres Geschlechts zu erwähnen.

Ich bitte um Vergebung, antwortete er, ich verachte die Aerzte nicht; vielmehr bin ich selbst deren einer, wie alle Menschen. Ich halte ihre Kunst unter denen, die die

Glück-

Glückseligkeit der Menschen auf Erden befördern sollen, für eine der ersten, der unentbehrlichsten, der beglückendsten; allein, betrachten Sie mich als einen Herumführer in der Welt, der den Leuten nur das Seltsamste von allen zeigen muß, weil sie sich dabey am liebsten aufhalten. Um deswillen hätte ich Sie billig zuerst in die Klassen der Semeiotisten führen sollen, welche die Glückseligkeit der Menschen dadurch befördern, daß sie ihnen ihr Unglück aus dem Urine verkündigen. Wir sind nahe bey ihnen, darum treten Sie, wenn Sie belieben, nur näher.

Mein Führer eröffnete eine Thür, in die ich kaum eingetreten war, als sich mir der Professor näherte, und, nachdem er mich lange mit der Aufmerksamkeit eines Porträtmalers betrachtet hatte, mir ein Uringlas präsentirte, als ich mich aber bedankte, meine Hand schnell ergriff, um meinen Puls zu fühlen. Dieses Anrühren erweckte mich unglücklicher Weise vom Schlafe; denn mein Bedienter hatte mich eben bey der Hand angefaßt, um mich zu ermuntern.



Ich habe schon selbst über die allzugroße Sorgfalt, womit manche Leute an ihrer Gesundheit künsteln, in meinen Blättern geurtheilt, und dieselbe bald auf ihrer lächerlichen, bald auf ihrer schädlichen Seite gezeigt. Im Frühjahr, da diese Sorgfalt von so Manchem mit den Präservationscuren übertrieben wird, ist es am nützlichsten, dergleichen Vorstellungen zu erneuern; und damit dieses ohne Wiederholung meines eignen Vortrags geschehe, und ich zugleich aus der Autorität eines Schriftstellers vom ersten Range beweise, daß ich nicht der einzige sey, der Leute, die allzusehr sorgfältig auf ihre Gesundheit lauren, lächerlich findet, wie ich bey Gelegenheit der Aufführung meines Capitains Lux von jemanden beschuldigt worden bin; so will ich heut meinen Lesern von dieser Materie ein schönes Stück des Herrn Addisons vorlegen, weil ich gewiß glaube, daß es den Vielen eine lebendigere Ueberzeugung wirken werde, als alles,

was

was ich von diesem gar gemeinen und mannigfaltig schädlichen Fehler in der Lebensordnung gesagt habe.

Mein Herr,

Ich bin einer von derjenigen schwächlichen Junst, die insgemein unter dem Namen der Kränklichen bekannt ist, und bekenne Ihnen, daß ich mir durch die Erlernung der Arzneykunst diesen übeln Zustand meines Körpers, oder vielmehr meines Gemüths, angewohnt habe. Kaum fing ich an, Bücher von dieser Art zu lesen, als ich sogleich einen ungleichen Puls bey mir bemerkte. Selten las ich die Beschreibung einer Krankheit, daß ich mir nicht auch einbildete, damit befaßet zu seyn. Des Doctor Sydenhams gelehrter Tractat von Fiebern brachte mich zu einer langwierigen Schwindsucht, die ich, so lange ich diese vortreffliche Schrift las, nicht los werden konnte. Nach diesem las ich verschiedene andre Schriftsteller durch, die von abzehrenden Krankheiten geschrieben haben, und fiel folglich in eine gänzliche Abzehrung, bis ich endlich, da ich sehr fett dabey wurde, mich selber über diese Einbildung schämen mußte. Nicht lange hernach bemerkte ich bey mir alle Kennzeichen der Gicht, die Schmerzen ausgenommen; ich wurde aber davon durch einen Tractat vom Steine, den ein sehr kluger Mann geschrieben, bald geheilt. Dieser Autor befreyte mich, wie es den Ärzten gewöhnlich ist, daß sie aus einer Krankheit eine andre machen, von der Gicht, und half mir zum Steine, so daß ich mich endlich zu einem Sammelplatz aller Krankheiten studierte. Von ungefähr kam mir die sinnreiche Abhandlung des Caelcorius zu Händen, und ich entschloß mich, künftighin meine Lebensart nach einem gewissen Aufsatze von Regeln, den ich mir aus seinen Betrachtungen ausgezogen hatte einzurichten. Der gelehrten Welt ist die Erfindung dieses Mannes zur Gütze bekannt, welcher, um seine Experimente desto besser zu machen, einen mathematischen Stuhl erfand, welcher so künstlich auf Federn hieng, daß man darauf alles so gut, als auf einer Waagschale abwiegen konnte. Auf diese Art konnte er wissen, wie viel Unzen von seiner Nahrung durch die Ausdünstung davon giengen; wie viel davon zur Nahrung seines Leibes blieben, und wie viel durch die andern Wege der Natur weggiengen.

Ich habe mir einen solchen Stuhl angeschafft, und untersuche nunmehr mein Essen, Trinken und meinen Schlaf nach demselben. Dieses beobachte ich so genau, daß ich seit den drey letzten Jahren allemal in gleicher Wage geblieben bin. Ich habe ausgerechnet, daß ich bey rechter guter Gesundheit gerade zweyhundert Pfund wiege. Nach einem Fasttage falle ich ein Pfund zurücke, und nach einer sehr starken Mahlzeit habe ich ein Pfund mehr, so daß ich beständig gewohnt bin, zwischen diesen zwey flüchtigen Pfunden meines Leibes

die

die Wage zu halten. Bey meinen ordentlichen Mahlzeiten bringe ich mein Gewicht auf zwey hundert und ein halbes Pfund; wenn ich aber nach der Mahlzeit befinde, daß dieses Gewicht noch nicht voll ist, so trinke ich noch so viel leichtes Bier, oder esse noch so viel Brodt nach, bis ich mein Gewicht habe. In meiner größten Unmäßigkeit überschreite ich nie das andre halbe Pfund, welches ich, zum Besten meiner Gesundheit, allemal den ersten Montag des Monats thue. Sobald ich nun nach Tische das gehörige Gewicht bey mir finde, so gehe ich herum, bis durch die Ausdünstung fünf Unzen und vier Skrupel verbracht sind; und wenn ich nun durch meinen Stuhl wahrnehme, daß ich um so viel leichter bin, so gehe ich zu meinen Büchern, und studiere mich noch drey Unzen leichter. Auf den übrigen Theil des Pfundes gebe ich nicht Acht. Ich speise also nicht nach dem Glockenschlage, sondern nach meinem Stuhle; und wenn dieser mich belehrt, daß das Pfund meiner Mahlzeit verthan sey, so schließe ich daraus, daß ich hungrig seyn müsse, und schreite mit großem Fleiße zur andern. In den Tagen meiner Enthaltung verliere ich anderthalb Pfund, und an öffentlichen Fasttagen bin ich zwey Pfund leichter, als sonst im Jahre.

Ich vergönne mir, eine Nacht in die andre gerechnet, ein viertel Pfund Schlaf, einige Graun mehr oder weniger; finde ich aber bey'm Aufstehn, daß das Gewicht nicht voll ist, so schlafe ich den Rest noch auf meinem Stuhle ab. Nach genauer Rechnung, was ich das letzte Jahr am Gewichte ab- und zugenommen habe, als welches ich allemal in ein Buch eintrage, finde ich das Mittel von zwey hundert Pfunden, so daß ich in einem ganzen Jahre nicht eine einzige Unze Gesundheit verlohren haben kann; und doch, mein Herr, ungeachtet dieser großen Vorsorge, da ich mich alle Tage abwäge, und meinen Leib in gehörigem Gewichte erhalte, so befinde ich mich dennoch in schwächlichem und kränklichem Zustande, meine Farbe ist blaß, mein Puls ist matt, und mein Körper ist wassersüchtig geworden. Erlauben Sie mir also, mein Herr, Sie zu bitten, daß Sie mich als Ihren Kranken ansehen mögen, und schlagen Sie mir doch gewissere Regeln vor, nach denen ich mich richten könne, als die sind, denen ich bisher nachgelebt habe. Sie werden sich dadurch sehr verbinden,

Mein Herr,

Ihren demüthigen Diener.

Dieses Schreiben erinnert mich einer italienischen Grabschrift, welche an das Grabmaal eines Kränklichen gesetzt war: *Stavo ben, ma per star meglio, sto qui.* (Ich befand mich wohl; aber weil ich mich noch besser befinden wollte, so befinde ich mich hier.) Die Furcht vor dem Tode führt die Sterblichen oftmals in Verführung, und verleitet die Menschen zu solchen Mitteln, ihr Leben zu erhalten, durch

durch welche dasselbe unfehlbar vernichtet wird. Diese Anmerkung haben schon einige Geschichtschreiber gemacht, da sie bemerkt haben, daß viel tausend Köpfe mehr in der Gluth, als in der Schlacht selbst umkommen. Dieses kann man von der erschrecklichen Menge eingebildeter Kranken auch sagen, die ihre Gesundheit durch die Heilungskunst verderben, und, da sie dem Tode eurrinnen wollen, sich ihm selbst in die Arme werfen. Diese Bemühung ist nicht nur an sich selbst gefährlich, sondern auch für ein vernünftiges Geschöpf viel zu niederträchtig. Die Erhaltung des Lebens für den einzigen Zweck desselben anzusehn, aus unsrer Gesundheit eine Arbeit zu machen, keine Handlung vorzunehmen, die nicht ein Theil der Arzneykunst ist, oder die die Aerzte verwerfen, das ist eine so abgeschmackte, elende, und der menschlichen Natur so unanständige Sache, daß eine edle Seele lieber würde sterben, als sich derselben unterwerfen wollen; zu geschweigen, daß eine beständige Bekümmerniß um das Leben alle Lust desselben verdirbt, und die ganze Natur furchtbar macht, so wie es unmöglich ist, daß uns ein Ding erfreuen kann, welches wir alle Augenblicke zu verlieren fürchten.

Ich begehre durch das, was ich ihr gesagt habe, diejenigen nicht zu schmähen, welche für ihre Gesundheit gehörige Sorge tragen. Denn, da vielmehr die Munterkeit des Gemüths, und die Kräfte zu unsern Verrichtungen die Wirkungen einer ordentlichen Gesundheit sind; so kann man sich für deren Erhaltung nie zu viel Mühe geben. Aber diese Mühe, zu welcher uns nicht nur die Vernunft, sondern auch unsre Pflicht und der Trieb der Natur anhalten, muß uns niemals zu einer unendlichen Furcht, schwermüthigen Besorgnissen, und eingebildeten Krankheiten verleiten, welches alles denen Menschen begegnet, welche viel bekümmert sind, daß sie leben mögen, als wie sie leben sollten. Kurz, die Erhaltung unsers Lebens muß nur unsre andre Sorge, die gute Einrichtung desselben aber unsre Hauptbemühung seyn. Wenn wir in dieser Gemüthsverfassung stehn, so werden wir die besten Mittel erwählen, unser Leben zu erhalten, ohne uns um dessen Ausgang so ängstlich zu bekümmern, und alsdann werden wir zu demjenigen Grade der Glückseligkeit gelangen, den uns Martia als den höchsten Gipsel derselben vorstellt: Wir werden den Tod weder fürchten, noch wünschen.

Dem Herrn aber, der seine Gesundheit nach Unzen und Skrupeln mäßigt, und anstatt den natürlichen Forderungen des Hungers und Durstes, der Schlaftrigkeit oder der Liebe zur Arbeit Gehör zu geben, sich nach den Vorschriften seines Stuhls richtet, will ich eine kurze Fabel erzählen. Jupiter soll, wie der Fabeldichter schreibt, einem gewissen Landmann zu Belohnung seiner Frömmigkeit versprochen haben, ihm alles zu geben, was er nur fordern würde. Der Landmann begehrte die Einrichtung des Wetters auf seinen Feldern. Er erlangte seine Bitte, und fing sogleich an, den

Regen,

Regen, den Schnee und Sonnenschein unter seinen verschiedenen Neckern so zu zertheilen, wie er es der Natur des Erdbreichs für dienlich hielt. Zu Ende des Jahrs, da er eine außerordentliche Erndte vermuthete, hatte er eine unendlich schlechtere, als seine Nachbarn. Deswegen, sagt die Fabel, habe er den Jupiter gebeten, das Wetter nur wiederum in seine Hände zu nehmen, sonst müßte er ganz und gar zu Grunde gehn.



Hundert vier und siebenzigstes Stück.

von Hagedorn.

— — — Die Vorurtheile fliehn.

Da die Zeit der Brunnencuren wieder herannahet, in welcher so viel trübselige Kranke zum Wassertrinken verdammt werden, so kann ich meinen kränklichen Lesern, die die Beschwerlichkeit ihrer Wassercur schon im voraus verwünschen, gewiß keinen bessern Dienst leisten, als wenn ich sie desjenigen, was eigentlich bey dieser Cur beschwerlich ist, nämlich des Zwangs, womit sie eine von ihrem Arzte vorgeschriebene große Menge Wasser in sich hineinfüllen müssen, schlechterdings überhebe, und ihnen, kraft medicinischer Auctorität, von nun an gestatte, keine größere Menge Brunnenvasser auf einmal zu trinken, als sie ohne Widerwillen und Beschwerlichkeit, und ohne den Alsterschwanen mit Sagedorn zuzurufen:

Hätt' ich so einen Hals, wie ihr!
auf einmal zu sich nehmen können.

Diese Neuerung im Brunnentrinken, die vielen Aerzten und Brunnentrinkern seltsam scheinen wird, erfordert, um sie einzuführen, eine größere Auctorität, als die meinige ist, und ich bescheide mich gern, daß es nur ein kleiner Gran von
Der Arzt. VII. Th. Berth. Ausg. P Ges

Gewichte sey, den ich hinzuthue, wenn ich mit dem berühmten Herrn Professor Vogel in Göttingen dafür halte, daß der Gebrauch der Brunnen nicht eher seine gehofften heilsamen Absichten völlig erreichen werde, als bis man sie auf diejenige Weise trinken wird, welche der Herr Professor mit großer Vernunft den Kranken vorschreibt. Weil ich glaube, daß dieser Aufsat in unsern Gegenden noch bey weitem so bekannt nicht sey, als er es durchgängig zu seyn verdient; so nehme ich mir die Freyheit, meinen Blättern dadurch einen neuen Werth zu geben, indem ich ihn von Wort zu Wort einrücke.

Ummaßgeblicher Vorschlag, den Brunnen auf eine vernünftige Weise zu trinken.

Wie? trinkt man denn den Brunnen auf keine vernünftige Weise? Wenn man mir es nicht übel nehmen will, so muß ich mit Nein antworten, und frey heraus sagen, daß man ihn nicht trinkt, sondern säuft; und sollte dies nicht thöricht seyn? Jedoch mir deucht, ich hörte gleich dagegen einwenden, daß ja der Größte bis zum Niedrigsten den Brunnen in so großer Maasse braucht, und die Aerzte es so haben wollten, mithin es vielleicht so seyn müßte, und die Nothwendigkeit oder die Natur des Brunnens es erfordere, daß man den Magen damit überschweinme, wenn er etwas helfen sollte. Gegen diesen Einwurf nehme ich mir die Freyheit, zu erwidern, daß es bloß von der Willkühr der Brunnenärzte abgehungen hat, den Gebrauch des Brunnens so einzurichten, wie er bisher befolgt wird, und man folglich nicht nöthig hat, diese Vorschrift einem Mosaischen Gesetze gleich zu achten, auf dessen Uebertretung eine gewisse Strafe oder ein gewisser Nachtheil erfolgen müsse. Man hat vielmehr Ursache, dieses Gebot aus den Augen zu setzen, da es nicht allein an sich sehr abgeschmackt ist, sondern auch sehr vielen, sowol gesunden, als kranken Personen, die sich darnach gesetzmäßig richten, zu großem Schaden gereicht. Man wird von mir vermuthlich keinen Beweis verlangen, daß der Brunnen,

nen, wie man zu reden pflegt, zuweilen stehen bleibt, und allerhand schlimme Zufälle erregt, die oft noch weit schlimmer sind, als die Krankheit selbst, dagegen man ihn braucht. Solche Exempel sind fast einem jeden bekannt; und Gesunde, die den Brunnen nur als ein Verwahrungsmittel gebrauchen, erfahren diese schlimme Wirkung zum Theil ebenfalls. Man glaube aber nicht, daß der Brunnen, als Brunnen, stehen bleiben könne, sondern, daß solches bloß eine Wirkung von dem übermäßigen, höchstgezwungenen und unnatürlichen Gebrauche desselben ist. Der Brunnen, als ein flüssiger und dünner Körper, findet allemal seine Wege, die er in unserm Körper durchwandern kann. Die Milchgefäße in dem Gedärme, durch die er zuerst muß, und deren ihre Oeffnungen in die Gedärme gehn, sind an sich weit genug für ihn: denn sie führen natürlicher Weise einen Saft, der etwas dicker, als er, ist; und wenn dieser durchgeht, so wird folglich auch leicht der Brunnen durchkommen können. Die abscheidenden Harngefäße, durch die er wieder aus dem Gebälge abgeht, sind auch groß genug, um ihn aufzunehmen und durchzulassen, indem der Harn, zu dessen Abscheidung sie bestimmt sind, an sich ebenfalls dicker, als der Brunnen, ist. Wenn also der Brunnen stehen bleibt, (und wie Manchem wird dieses nicht noch wiederfahren, der ihn nach der herrschenden Mode braucht) so liegt es allezeit daran, daß man ihn so übermäßig hineinschüttet, oder, pünctlich zu reden, ein paar Quartier davon in wenig Stunden austrinkt. Der Magen und die Gedärme leiden bey Vielen hiervon gewaltig; die Ader werden auf einmal zu sehr davon angefüllt, und in den abscheidenden Harnwegen der Nieren stopft sich das Wasser, indem es diese Gefäße zu sehr ausdehnt. Alle unsre Gefäße aber verlieren durch eine jählunge Ausdehnung ihre Spannungs- und zusammenziehende Kraft. Sind der Magen und die Gedärme bey Menschen an sich schwach, so wird der Brunnen bey der gewöhnlichen Art, ihn zu trinken, um desto leichter stehen bleiben, und wegen der Auflösung des vielen Schleims, die er als ein salziges Wasser macht, eine Menge Blähungen auswickeln, die die größte Angst wegen der nicht

erfolgten Gegengewirkung der ausgedehnten schwachen Gedärme erregen. Man würde demnach so wenig über den Brunnen klagen hören, daß er nicht fort wolle, so wenig man klagen hört, daß das Wasser oder ein dünnes Bier bey jemanden stehn bleibt, wenn man ihn nur so mäßig, als das Wasser, brauchen wollte; und man dürfte hierbey gar nicht zweifeln, daß er nicht die erwünschteste Wirkung thun werde, die man sich von ihm verspricht. Ich habe oben die gewöhnliche Art, den Brunnen zu brauchen, abgeschmackt genannt; und wie ich mich dieses Ausdrucks nicht ohne Ueberlegung bedient habe, so will ich solchen nun auch rechtfertigen. Wir pflegen eine gewisse Religionsparthey wegen der vielen sonderbaren Ceremonien und des heiligen Eifers für dieselbe, der weit größer, als für die göttlichen Gebote, ist, zu belachen. Wir sollten aber gewissermaßen eben so sehr über die vielen vergeblichen gesetzmäßigen Ceremonien lachen, unter welchen die Brunnencuren angestellt werden. Es muß erstlich eine gewisse Jahreszeit dazu erwartet werden; hernach muß zur Ader gelassen, und purgirt werden; zwischen der Cur und zum Beschluß muß der Leib noch einmal gereinigt werden; alle ordentliche Geschäfte müssen während der Cur ausgesetzt bleiben; die Trinkstunden müssen unter Bewegung, und die übrige Zeit des Tages unter allerhand Ergözzungen zugebracht werden; der Tisch muß mit ausgesuchten leichten Speisen und mit Weine versehen seyn; der Magen muß täglich eine stärkende Arznei bekommen; die Brunnensflasche muß binnen einer Zeit ausgeleert werden; und welcher ist, der sich nicht vorstellt, daß, wenn er dieses nicht alles gesetzmäßig und nach der größten Strenge beobachte, der Brunnen ihm vielmehr schädlich, als vortheilhaft seyn werde? Gewiß, der Eifer für alle diese Gebote ist nicht geringer, als gewisser Religionsverwandten ihrer gegen die Ceremonien ihrer Kirche. Gleichwie Mancher unter letztern sich ein größeres Verbrechen daraus macht, wenn er einmal in der Fasten Fleisch ist, als wenn er seinen Nächsten bevortheilte; also ist auch Mancher unter den Brumentrinkern, der eher zu etwas anderm sich entschließen sollte, als einmal Mettwurst oder rohen Schinken

ken zu essen; und wer dieses nicht für schädlich hält, der erwarte von diesem sowol, als von jenem, nur kein ander Urtheil über sich, als daß er für einen Erzkeßer gehalten werde. So eifrig sind die Brumentrinker gemacht worden; so vest und steif halten sie über die vorgeschriebenen Geseze, die, ihrem Erniessen nach, unveränderlich sind. Sie haben aber nunmehr eine recht gute Gelegenheit, wobey sie erkennen können, daß alle diese Geseze willkührlich sind, und daß bloß um des übermäßigen Trinkens willen alle übrige Geseze haben gemacht werden müssen, damit nämlich der Brunnen bey der großen Ueberschwemmung nicht schaden möge, welches aber dem ungeachtet nicht immer verhütet werden kann. Daß es kein Mosaisches Gesez sey, den Brunnen so zu trinken, wie es durchgängig vorgeschrieben ist, kann man ganz deutlich daran abnehmen, daß die Flaschen ist um ein Drittel kleiner sind, als sie ehemals waren; für welche kluge Einrichtung derjenige Arzt, der sie veranstaltet hat, gewiß vielen Dank verdient. Sollte aber nun nicht einem jeden hierbey der Gedanke einfallen: Entweder der Brunnen thut ist eben das, da man täglich ein Quartier weniger trinkt, als man sonst getrunken hat, oder er thut das nicht. Nun kann man das erstere nicht in Zweifel ziehn, indem ein jeder, der ist nur zwey Quartier trinkt, erfahren muß, daß er davon eben die gute Wirkung hat, die er ehemals von dreyen verspürt; folglich wird man auch zugeben müssen, daß man ehemals fünfzehn bis zwanzig Quartier binnen so viel Tagen zum Ueberflusse getrunken hat. So willkührlich es nun ist, von drey Quartieren auf zwey herabzufallen; so willkührlich ist auch das bey dem Trinken vorgeschriebene medicinische Verhalten, welches in Aderlassen, Purgiren, und dergleichen mehr besteht. Man hat, um diese Vorkehrungen zu rechtfertigen, keinen andern Grund vor sich, als daß man dem Brunnen dadurch den Durchgang erleichtern, und hindern müßte, daß er nicht gar stehn bleibe. Wie ungegründet aber dieses Vorgeben sey, habe ich oben schon erwiesen; und die Erfahrung lehrt auch, daß man, ungeachtet der gesetzmäßigen Beobachtung solcher Vorschriften, eine Menge Personen

sonen Klagen hört, daß der Brunn nicht recht fort will. Man giebt den Brunnen für ein solches Mittel aus, das einen behutsamen Gebrauch erfordert, weil er nicht einem jeden zuschlage, und manche Krankheiten sich davon verschlimmern. Das letztere gebe ich, leider! nach Maaßgebungs der Erfahrungen, gerne zu. Ich trage aber Bedenken, das erste dadurch zu erweisen. Der Brunn gehört vielmehr unter die gelindesten Mittel, die wir haben. Er ist, den mehresten Bestandtheilen nach, Wasser; von dieser Seite also kann er niemanden schaden, der nur Wasser vertragen kann. In diesem Wasser ist ein Eisenvitriol in geringer Menge, und auf das zarteste aufgelöst; und von dieser Seite kann er auch nicht schädlich seyn. Denn man kann zwey bis drey mal mehr Eisenvitriol, als in einer Brunnenflasche ist, auf einmal ohne den geringsten Nachtheil einnehmen. Nun ist noch ein mineralischer elastischer Spiritus darin; und vielleicht macht dieser den Brunnen zu einem bedenklichen Mittel? O nein. Wer ein Quartier Wein, ohne davon bedrängigt oder berauscht zu werden, vertragen kann, der kann in Ansehung des mineralischen Spiritus, der bey weitem die Stärke nicht hat, wie der im Weine, gewiß ohne allen Schaden sechs und mehr Quartier Brunnen trinken. Was bleibt also übrig, das den Brunnen oft so gefährlich macht? Nichts, als sein übermäßiger Gebrauch. Wird man also nur davon abstehn, und solchen mehr einschränken; so wird man wegen einer schlümmen Wirkung niemals bekümmert seyn dürfen.

Wenn also der Brunn niemanden schaden soll, so muß er mäßig getrunken werden; und hierin besteht kürzlich mein unmaßgeblicher Vorschlag, den ich in Ansehung eines ganz unschädlichen und höchstersprießlichen Gebrauchs desselben noch mit wenigem erörtern will. Man lasse sich frühe seinen Caffee in einer zulänglichen Menge pyrmonters Wassers kochen; die Hälfte des noch übrigen Wassers trinke man um 9 oder 10 Uhr ganz allmählig aus, und die andre nehme man vollends des Nachmittags, so wie es der Durst erheischt. Der Vortheil von diesem mäßigen Brunnentrinken ist mancherley.

cherley. Erstlich hat man nicht Ursache, von seinen Geschäften abzubrechen; zweitens braucht man keine besondre Diät deswegen zu halten; drittens kann man die Brunnencur zu jeder Jahreszeit eingehn, und viertens hat man weder Mäsgentropfen, noch sonst etwas, nöthig. Denn, da man auf diese Weise weder den ganzen Körper, noch den Magen und die Gedärme schwächt, (davon das erstere auch bey Vielen auf die übertriebene Bewegung bey dem gewöhnlichen Trinken erfolgt,) so hat man auch keine Vorsicht nöthig, um zu verhüten, daß die Schwäche nicht überhand nehme. Man möchte zwar wider meinen Vorschlag einwenden, daß vielleicht der Brunn die verlangte Wirkung auf diese Weise nicht thun würde. Allein, dieser Einwurf kann durch die bereits in verschiedenen Jahren gemachten Versuche widerlegt werden. Der Leib wird gelinde offen gehalten, und bey den mehresten erfolgt täglich eine Oeffnung mehr, als gewöhnlich; übrigens aber geht der Brunn durch die Harnwege ungemein leicht ab. Jedoch mir deucht, ich hörte noch einen Einwurf, daß ja der Brunn, nach gewöhnlicher Art, von so vielen Menschen mit nicht geringem Vortheile getrunken werde. Dieses will ich nicht leugnen. Allein, man wird auch hören, daß er vielen schadet, und daß man darum nöthig hat, nicht nur Arzneyen dabey zu gebrauchen, sondern auch eine besondre Lebensart einzugehn. Wer nun für gut befindet, eine Arzney unter einer strengen Diät zu brauchen, um von einer andern keinen Schaden zu haben, der aber dem ungeachtet nicht immer vermeidlich ist, der mag meiner wegen immer bey der alten Leher bleiben. Ich meines Orts würde mich allezeit für eine solche Arzney, um derentwillen ich eine andre gebrauchen müßte, um ihren schlümmen Wirkungen, die ich doch alle auf eine andre vernünftigere Weise vermeiden könnte, vorzubeugen, gar sehr bedanken.

Ich schmeichle mir zwar nicht, daß mein Vorschlag viel Gehör finden werde; denn die Stärke der Vorurtheile, in welchen, was den Gebrauch des Brunnens betrifft, der Monarch bis auf den Bauer liegt, wird dieses schwerlich zulassen. Doch glaube ich, daß man dieses Joch allmählig, und vornehmlich

nehmlich alsdann freiwillig und unvermerkt ablegen werde, wenn man nur Quartierflaschen auszugeben anfangen wird, welches ich gewiß noch zu erleben hoffe.

Nach diesem Aufsatze des berühmten Göttingischen Gelehrten, zu welchem ich, außer meinem völligen Beifalle, nichts hinzuzufügen habe, wird es vielleicht Vielen gelegen kommen, wenn ich vom Nutzen des Eisens und Eisenwassers zur Gesundheit noch einige gemeinnützige Anmerkungen anführe.

Die einzige ganz unstreitige Kraft des Eisens im menschlichen Körper besteht darin, daß es sowol die festen Theile, als auch den faserigten Theil der flüssigen zusammenzieht. Man kann dieses an dem herben Geschmacke des Eisens im Munde aufs deutlichste bemerken; und da es die blutenden Adern der Haut zusammenzieht, und die Blutflüsse durch äußerlichen Gebrauch stillt, so ist es gewiß, daß es seine zusammenziehende Kraft nicht bloß im Geschmacke, sondern auch in andern reizbaren Theilen des Körpers äußere. Dieses geht so weit, daß man aus den Beobachtungen überzeugt worden ist, es behalte das Eisen seine zusammenziehende Kraft durch den ganzen Körper unverändert, und besitze hierin einen ihm ganz eignen Vorzug vor allen vegetabilischen zusammenziehenden Mitteln, deren Kraft in den Verdauungswegen so sehr verändert zu werden pflegt, daß das Blut und dessen Gefäße, die Sehnen und die Fleischfasern nur wenig oder gar nichts davon genießen; das Eisen hingegen zieht nicht allein die Fäserchen in den Verdauungsgliedmaßen zusammen, sondern erstreckt diese seine Kraft durch alle Adern hindurch bis in die äußersten Endungen derselben, welche den abgenutzten Theil unsrer Säfte in der Gestalt der subtilsten Ausdünstungen in die Luft aushauchen. Daher bemerkt man gemeinlich beim Gebrauche des Eisens nicht nur in den Gedärmen eine anhaltende Kraft, welche den Leib trockner macht, und seine Eröffnung in etwas verspätet, sondern auch eine merkliche Minderung der häufigen matten Schweisse, die

die bey einer allgemeinen Schwäche der Fäserchen und Gefäße von der geringsten Bewegung verursacht werden. Die schwachen Gelenke derer, deren Fäserchen aus mancherley Ursachen ihre natürliche Festigkeit verloren haben, empfinden alsobald die bindende Stärke des Eisens, und hierdurch thut es in den Eisenwassern die Wunder an den Gelähmten, daß sie ihre Krücken, als Trophäen, in den Brunnenhäusern zurücklassen können.

Man kann mit ein wenig Ueberlegung begreifen, wie zuweilen der Gebrauch des Eisens gewisse Ausführungen, die es sonst stopfen würde, vermehren könne; und wie dadurch einige Aerzte haben veranlaßt werden können, zu glauben, daß manche Zubereitungen des Eisens eröffnen, und andre verstopfen. Wenn eine ungemeine Schwäche der Gedärme ihre Bewegung hindert, und hiervon eine Verstopfung des Leibes entsteht, so wird das Eisen, indem es die schlaffen Fäserchen zusammenzieht, den gehörigen Grad ihrer Bewegung wiederherstellen, und so wird es durch eben dieselbe zusammenziehende Kraft, die den Durchlauf unter andern Bedingungen stopfen würde, die Eröffnung des Leibes vermehren. Der Mangel der zusammenziehenden Kraft in den Gefäßen kann Blutflüsse und andre natürliche Ausführungen zurückhalten, welche die zusammenziehende Tugend des Eisens wiederherstellen wird. Die herbe Empfindung, welche das Eisen im Munde macht, verursacht eine Ergießung des Speichels in den Mund, weil sich die Zusammenziehung der Fäserchen auf die Speicheldrüsen fortpflanzt, welche den Saft durch ihre Abführungsgänge in den Mund drücken. Ich will nicht noch mehrere Beispiele anführen, weil sie den Aerzten, welchen sie eigentlich nützen, bekannt sind, die darum eine gute Beurtheilungskraft und Scharfsinnigkeit anzuwenden haben, wenn sie aus dem Zustande eines Kranken im Voraus entscheiden sollen, ob ihm der Gebrauch des Eisens nützlich oder schädlich seyn werde.

Der diätetische Gebrauch des Eisens, welcher allein meine Leser interessirt, findet eigentlich nur bey solchen Leuten Statt, deren kränkliche Zufälle mit einer offenbaren Schwäche der

Fäserchen verknüpft sind; bey Leuten, deren schlechte Verdauung von einem Mangel der hinlänglichen Bewegung der Gedärme wegen Erschlaffung ihrer Fäserchen herrührt; bey Leuten, deren Mangel der Kräfte eine Folge davon ist, daß die Fäserchen ihrer Muskeln und Sehnen nicht die gehörige Festigkeit haben; bey Leuten, deren Schweißröhren zu schlaff sind, als daß sie bey der geringsten Bewegung der häufigen Ergießung des Schweißes widerstehen könnten; bey Leuten von schlaffer Haut und wässeriger Geschwulst, wo die Gefäße zu schwach sind, das in ihnen stöckende Wasser weiter zu fördern; bey Leuten, deren Neigung zum Durchlaufe auf einer Unverdaulichkeit beruht, die von erschlafften Gedärmen herrührt: bey schwachen Hypochondristen, deren schlaffer Magen ein Sklave der Blähungen ist; bey Wollüstlingen, die entnervt, und bey mißigen Bequemen, die durch die Ruhe marode gemacht sind, u. s. w. Leute von dieser Art werden den diätetischen Gebrauch des Eisens bewährt finden, um ihre Kräfte zu stärken, die gute Verdauung wiederherzustellen, ihre Glieder und Gelenke stark, und zur Arbeit mächtig zu machen, die übermäßigen Schweiß zu mindern, die wäßrige Geschwulst und blasser Farbe zu vertreiben, die Neigung zum Durchlaufe zu bezwingen, die Blähungen zu zertheilen, die Nerven wieder zu erquickern, und sich zu allen Geschäften fähig und stark zu machen.

Die einfachste Art des Gebrauchs ist zu diätetischen Absichten immer die beste. Das reine Eisen ganz allein empfiehlt sich besser, als die künstlichste Zubereitung desselben mit Salzen. Die natürlichen Eisenwasser selbst haben schon zu viel Neben-Arzneykräfte, welche ihren eigenmächtigen Gebrauch denen, die keine Aerzte von Einsicht sind, schwieriger und mißlicher machen. Wer bloß die Absicht hat, seine schwachen Fäserchen zu stärken, dem ist es hinlänglich, ein gutes Brunnwasser, allensfalls mit etwas Weine vermischt, zum täglichen Getränk wider den Durst zu trinken, worinn ein Stück glühendes Eisen abgelöscht worden. Will man zugleich, die vom Gebrauche des Eisens zu befürchtende Trockenheit und Verstopfung des Leibes verhüten, und die Gedärme

Gedärme, bey ihrer Stärkung, von ihrem Schleime befreyen, auch das Getränk etwas nahrhafter machen; so löse man ein glühendes Eisen in Molken oder sogenannter Mattig ab, und trinke diese Eisennolken so warm, wie sie vom Eisen geworden sind, des Morgens statt des schwächenden Theewassers. Ich weiß für schwache Atrophische, für Hypochondrische beyderley Geschlechts, für Windstichtige, für dürre Leute von schwachen Nerven, in so fern der Mangel der Festigkeit der Fäsergen ihr Fehler ist, keine edlere Arznei, als dieses geringscheinende Mittel, welches alle zu diesen Umständen nöthige Tugenden der mineralischen Brunnen, und keine von ihren unnützen Nebenwirkungen hat. Es stärkt ohne zu stimuliren, und ohne Wallungen im Geblüte zu verursachen, und bleibt auch, indem es abführt, noch nahrhaft. Leute, die durch Verblutungen geschwächt, und durch Wollüste entkräftet sind, erhalten dadurch Farbe, Fleisch, Kraft und Gesundheit wieder, und ich bin selbst oft in vergnügter Bewunderung ein Zeuge der schönen Wirkungen gewesen, die dieses Mittel geleistet hat. Es hindert nichts, wenn abgezehrte schwache Personen die Eisennolke, mit der Hälfte Kuh- oder Ziegenmilch versezt, trinken wollen, damit auch sie desto nahrhafter werden.

Will man dem Eisen die Gestalt einer eigentlichen Arznei geben, so ist die feinste Eisenfeile zu allen Formen von Pillen, Pulvern, Morselfen, Latwergen, Eisenweinen u. s. w. bequem und am nützlichsten. Allein die Verordnung und Zusammensetzung solcher Mittel ist keine Sache eines Layen, sondern muß billig den Aerzten und Apothekern überlassen werden.

Es ist bey allen diätetischen Eisencuren, wie bey den Brunnencuren, nützlich, die mäßigen Leibesübungen damit zu verbinden, weil diese Uebung der Fäsergen selbst nicht wenig dazu beiträgt, sie zu stärken, beweglicher zu machen, und den Umlauf der Säfte und die Vertheilung der Arznei theilchen durch den ganzen Körper zu befördern.

Die Zubereitungen des Eisens, wenn man es in einer großen Menge Wasser oder Molken vertheilt, sind fast in allen

allen Absichten besser, als die übrigen. Das Wasser führt diese feinen Theilchen mit sich durch die kleinsten Canäle und Röhrchen des menschlichen Körpers, und hindert, daß sie in den Verdauungswegen weder eine merkliche Veränderung leiden, noch sich darin allein verlieren, und, ohne ins Blut überzugehen, gerades Weges wieder aus dem Körper herausgeschafft werden.

Wenn man das Eisenwasser oder die Eisenmolken so, wie der Herr Professor Vogel die mineralischen Wasser verordnet, bloß blätetisch, das ist, statt der gewöhnlichen Getränke wider den Durst, kalt und warm, trinkt, so ist das bey eben so wenig besondere Lebensordnung und Nebenarznei nöthig, als bey jenen. Man hat davon keine Wallungen im Blute, keine Art von Rausche und keine Stimulationen zu befürchten, die bey den spiritusösen und schwefligten natürlichen Eisenwassern empfindlichen Personen allerdings merklich genug und manchmal beschwerlich sind. Man setzt den Gebrauch dieser Arznei so lange fort, bis man sieht, daß der Zweck, der die Bedingung der Cur ist, erreicht sey. Ob nun gleich eine solche Cur zu allen Zeiten gebraucht werden kann; so halte ich doch dafür, daß es am besten sey, Leute, die dergleichen Eisen- und Brunnencuren bedürfen, in die schönste Jahreszeit, in die letzte Hälfte des Frühjahrs zu verweisen, und ihnen die Vergnügungen des Landlebens, besonders die belustigenden Leibesübungen bey einer guten Diät, zur Pflicht zu machen. Was kann Kränklichen und Schwachen bey einer solchen Cur wol besser zustatten kommen, als gute Diät, arbeitsame Vergnügungen, die Hintansetzung ihrer gewöhnlichen Geschäfte, neue Empfindungen, neue Freuden und Reisen? Wenn wir ihnen die Brunnencuren so bequem machen, daß sie dabey in allen ihren vorigen Verhältnissen bleiben können, so fürchte ich, daß sich die Wunder dieser Curen sehr vermindern dürften, und daß man bald, wie ich, zu zweifeln anfangen werde, ob an diesen Wundern das mineralische Wasser, oder die neue Lebensart bisher den größten Antheil gehabt habe.

Mein

Mein Herr,

Wenn ich auf der Straße gehe, so treffe ich selten unter den Leuten, die besammeln stehn und sich unterreden, ein Paar an, das nicht von Krankheiten, Arzneyen oder Patienten sprechen sollte. Ich schließe hieraus, daß jederzeit eine große Menge Menschen krank seyn müssen; und weil deren nicht leicht einer ist, der nicht Rath annehmen und Arznei gebrauchen sollte, so müßte vielleicht die Hälfte der Republik aus Aerzten, Apothekern und Wundärzten bestehen, wenn nicht unter dem gemeinen Volke alles von Pfüschern in allen dreien Professionen wimmelte. Alle diese Leute geben Rath und Arznei, bloß auf ein Gerathewohl, und auf diese Weise wird es bey uns sehr gefährlich, krank zu seyn. Die Seuchen tödten unstreitig mehr Menschen, als ihrer durch Mörderhände ums Leben kommen. Wollte man aber alle die Leichen für ermerdet halten, die bloß durch bösen Rath und Unwissenheit und übel angebrachte Arznei der Pfüscher gestorben sind, so werden unendlich mehr Menschen recht förmlich umgebracht, als eines natürlichen Todes sterben. Wenn ich dieser Sache zuweilen nachdenke, so erstaune ich bey dem großen und augenscheinlichen Schaden der Republik über die Gleichgültigkeit, womit dieser abscheuliche Mißbrauch fast überall geduldet wird; und da bey den Betrügern keine Besserung zu hoffen ist, gleichwol aber von den Betrogenen der größte Theil bloß aus Einsicht und Unwissenheit sündigt, so halte ich dafür, daß es eine Pflicht der Religion, der Politik und des gemeinen Besten, und ein Dienst für die Menschlichkeit wäre, wenn öffentliche Redner, besonders Prediger, zuweilen Gelegenheit nähmen, den Leuten vom mittlern und geringern Stande die großen Verschuldungen begreiflich zu machen, deren sie sich durch die leichtsinnige Wahl der Aerzte und Arzneyen bey ihren Kranken theilhaftig machen, wodurch sie oft wahre Mörder oder Verwahrloser ihrer geliebtesten Angehörigen, ja ihrer selbst, werden, und wofür sie doch gewiß dem ersten Richter aller menschlichen Handlungen Rechenschaft zu geben haben, wenn gleich die Obrigkeit dazu schweigen muß. Ich hoffe, Sie werden diesen Gedanken nicht für zu gering halten, um ihn auszubreiten. Sieht es noch Menschenfreunde unter den Predigern, so werden sie sich gewiß denselben zu Rufe machen.



Hun-



Hundert fünf und siebenzigstes Stück.

von Hagedorn.

- O Licht der weiten Felder!
 O Nacht der stillen Wälder!
 O Vaterland der ersten Lust!

Die Herren der Schöpfung sind Unterthanen der Jahreszeiten. Unser Leid und unsre Freude, das Glück unsrer Einfälle, der Witz unsrer Scherze und das Poetische unsrer Einbildungskraft hängt nicht weniger von unsern Speisen, von den Getränken, von den Bitterungen und Jahreszeiten, als von der denkenden Kraft der Monade ab, die sich die Welt nach dem Stande ihres Körpers in derselben vorstellt. Der Winter verödet uns die Schöpfung, und leitet uns in eine Art der Melancholey, die uns nöthigt, Gesellschaften und Zeitvertreibe zu suchen, um uns aufzumuntern, und die traurige Jahreszeit zu vergessen, worin wir leben. Mittlerweile erhält er unsre Körper gesund, und reinigt die Luft, welche wir athmen. Der Frühling erheitert das Gemüth, und sein Einfluß ist lauter Vergnügen und Liebe. Gleichwol ist er als eine Jahreszeit anzusehn, die der Gesundheit Gefahr dräuet. Der Sommer ist ein Vater der Genüßen. Er macht die Seelen sich selbst zur Last, die unter seinem hitzigen Einflusse schwachen. Nichts desto weniger ist er der geliebte Gegenstand der Wünsche der Menschen. Der fruchtbringende Herbst versammelt alle Schätze der Natur, uns zu vergnügen, und unser Vergnügen ist Genuß. Dieser Genuß bereitet uns öfters das Grab, und wir stürzen mit frohem Gelächter hinunter.

Phyllis war im Winter vor einem Jahre ein Raub aller unangenehmen Leidenschaften. Die schönsten Wintertage, die

die wir damals genossen, waren ihr umsonst aufgegangen. Sie saß in ihrem wohlverwahrten Zimmer, und hielt dieses für die einzige Glückseligkeit, die ihr noch übrig geblieben wäre, daß sie nicht frieren dürfte. Sie hat die Natur vom November bis zum März keinen Augenblick gesehn. O! wie verdrießlich ist nicht der Winter, sagte sie. Wo sind die bunten Wiesen, die grünen Flächen, die verliebten Aussichten? Alles ist dahin. Hier in diesem Zimmer, was ist allhier? Meine Mutter an der Hand des Unmuths; ich in den Armen der Krankheit, und in beständiger Gesellschaft mit diesem phantastischen Gespenste, das man Melancholyen nennt.

Der Frühling kam. Phyllis war eine der ersten in den Gärten, und sie ging mit dem Vorsatze dahin, sich zu vergnügen. Es war noch lange nicht May; mir deucht, es war noch ganz im Anfange des Aprils, als ich sie hinter einer Hecke, worauf noch kein Blatt gewachsen war, sanft hingestreckt, singen hörte:

Um etwas, Liebe, bitt ich dich:
 Laß ihn nicht diesen Busch beschreiten!
 Du möchtest ihn vielleicht begleiten:
 Und, wahrlich! dann verrieth ich mich.
 Doch hast du das dir vorgenommen;
 So laß ihn ja nicht heute kommen!

Weil ich wol wußte, daß diese Bitte nicht wider mich gerichtet war, so wagte ichs, ihr auf der andern Seite des Busches zu erscheinen, so daß sie mich durch die dürren Zweige ganz deutlich sehn konnte. Nach einer kleinen Beschämung sprang sie auf, und that mir mit einer Munterkeit, die nicht ihres Gleichen hatte, hundert Schwüre, daß der Frühling die beste Jahreszeit unter allen wäre, und daß sie es keinem Mädchen verdenken könnte, wenn sie in diesen Monaten Schwachheiten beginge. Kaum war der Sommer gekommen, kaum war das Grün der Büsche wirklich erst gebohren, das sie schon lange vor seiner Geburt besungen und gerühmt hatte, als sie es ihrer Mutter schon abschlug, mit ihr auf den Garten zu fahren. Es gab in der Stadt eine Gesellschaft

schaft Comödianten, die sich darauf verließen, daß ihnen die großen Schauspiele der prächtigen Natur nicht viel Zuhörer abspenstig machen würden. Phillis besuchte die Comödie den ganzen Sommer hindurch, und man sah sie keinen Tag, als des Sonnabends und des Sonntags, verdrießlich. Der Herbst nähete endlich heran, und man sagt, daß sie bey einem Gastmahle eine so große Menge unreifer Früchte genossen, daß dieses die Ursache gewesen, warum sie die Ruhr bekommen, welche sie im October in der schönsten Blüthe ihrer Jahre dahin riß.

Der Lebenslauf dieser Person hat mich schon damals überzeugt, daß alle diese widersprechenden Wirkungen der wechselnden Jahreszeiten in der That ziemlich einformig seyn, und den gemeinschaftlichen Zweck unsrer Glückseligkeit erreichen würden, wenn nicht die meiste Schuld, daß dieses nicht geschieht, an uns selbst läge. Wenn uns die Natur Frost schickt, so verstehen wir diese unangenehme Empfindung unrecht, wenn wir uns in die warmen Zimmer verkriechen, um uns dagegen zu schützen. Wir würden gesund, vergnügt und zu allen Geschäften aufgelegt seyn, wenn wir uns nur in der kalten Luft bewegen, und uns von innen heraus erwärmen wollten. Was ist wol in der Natur des Winters so gar Feindseliges für die unsrige, daß man ihn für die unlustigste und eine der Gesundheit nachtheilige Jahreszeit hält? Die dumpfigen Zimmer und der Mangel der Leibesbewegung machen uns ungesund und melancholisch. Wir würden im Winter die Natur mit eben so großem Vergnügen sehn, als im Sommer oder im Frühlinge, wofern wir nur einen Geschmack an ihren Werken fänden, und wenn wir uns nur bemühen wollten, sie anzusehn. Ich betrachte demnach die Melancholy, die lange Weile, die verdrießlichen langen Abende, die Kälte, und alles, was man zur Verkleinerung des Winters zu sagen pflegt, als lauter Plagen, die aus dem Mangel des Geschmacks an den Werken der Natur, aus Unwissenheit, aus Verzärtelung und aus einer angewöhnten Unzufriedenheit ihren Ursprung nehmen.

Der

Der Frühling scheint eigentlich recht zum Vergnügen gemacht zu seyn, und ein jeder meiner Leser wird sich so mancher Entzückungen mit Zufriedenheit erinnern, die ihm der Anblick der schönen Natur in jedem Frühjahr gewährt hat. Die Wiesen,

Wo Blum und Gras die schönsten Farben mischten;
Das Wasser, das sich hier von steilen Felsen goß,
Die es durch ihren Grund erfrischten,
Wo es in einen Bach mit schnellem Rauschen floß;
Das Volk verbuhlter Nachtigallen,
Wo bald der Sprosser schmetternd rief,
Und bald, mit Steigen und mit Fallen,
Durch die verliebten Töne lief;
Die Lust, die mit den Blättern spielte,
Auf die erhitzte Fläche stieß,
Und in den frischen Blumen wühlte,
Wovon sie den Geruch durch diese Gegend blies,

ja, noch hundert andre Gegenstände mehr gaben ihnen damals, und geben allen Menschen im May die süßen Empfindungen der Liebe und des Vergnügens ins Herz. Woher mag es also wol rühren, daß diese Jahreszeit gemeinlich an Krankheiten so fruchtbar ist? Warum will sich ein so unschuldiges Vergnügen nicht mit der Gesundheit vertragen? Liegt es an der Natur, oder liegt es nicht vielmehr an unsrer eignen Unbehutsamkeit? Oft können wirs nicht erwarten, um uns dem neuen Vergnügen in die Arme zu werfen. Diese Ueber-eilung macht, daß der April, wie die Geburtslisten in großen Städten ausweisen, an Erzeugungen noch fruchtbarer ist, als der May selbst, und daß die vergnügtesten Menschen im Frühjahre am leichtesten krank werden, weil sie den Witterungen zu früh trauen, ihre Kleider zu bald ablegen, und die Belustigungen des Frühjahrs eher genießen wollen, als sie vorhanden sind.

Das gegenwärtige Frühjahr giebt uns ein warnendes Beispiel von den Folgen der Unbehutsamkeit, welche man in Absicht der Jahreszeit zu verbessern hat. Schon in den letzten Merztagen, und gleich beym Anfange des Aprils, hatten wir, dem Ansehn nach, schönes und trocknes Wetter.

Der Arzt. VII. Th. Berth. Ausg.

D

Die

Die Sonne hißte mit einer zu dieser Jahreszeit sonst seltenen Gewalt; dabey aber weheten sehr kalte Winde, die Jedermann empfindlich genug waren. Durch die trockne und scharfe Sonnenhitze wurden die Säfte des menschlichen Körpers in Wallung gebracht und aufgelöst, und die scharfe subtile Materie der Ausdünstung drang in die Schweißlöcher der Haut. Wer sich nun vor den kalten Winden nicht hütete, dem wurden die Schweißlöcher durch dieselben verschlossen; die feine Schärfe stockte darin, und erregte durch ihren Reiz einen juckenden Ausschlag, welcher, nach wieder hergestellter Ausdünstung, wieder verschwand. Indessen ward ein Theil dieser Schärfe zurück getrieben, und vermischte sich mit dem von der Hitze der Sonne aufgelöseten und scharf gewordenen Blute. Die kalten trocknenden Winde wurden bey der Respiration in die Lunge geführt, deren Ausdünstung sie eben so, wie die auf der Haut, unterbrachen. Die scharfen Säfte stockten demnach in den zusammengezogenen Gefäßen der Lunge, des Halses und der Nase, und es entstand daraus eine Menge catarrhalischer Krankheiten, Schnupfen, böse Hälse und Husten, mit einer fressenden Schärfe, die Hals, Brust und Nase ganz roh machte. Man weiß, wie allgemein diese Krankheiten gewesen; wie lange sie angehalten, und wie sie oft mit Fieberbewegungen von der Brustentzündung begleitet waren. Einige fette Leute und Gallfüchtige, und andre, die dickes Geblüt von schwarzer Galle haben, erlitten von dieser besondern Bitterung noch größre Gefahren. Das dem Ansehn nach schöne Wetter, verleitete sie zu starken Leibesübungen, oder es erforderten es auch ihre Angelegenheiten, daß sie reisen, oder sich auf andre Weise strapaziren und stark erhitzen mußten. Bey dieser Erhitzung in so heißer Bitterung ward der dichte Theil des Bluts schnell aufgelöst und scharf, die schwarze Galle erzeugte sich entweder plötzlich, oder gerieth in heftige Bewegung; und gleichwie dieselbe, den mechanischen Geseßen gemäß, sich in den Hypochondern und Verdauungswegen zu versammeln pflegt, so geschah es hierdurch, daß die zu dieser Jahreszeit sonst nicht so gewöhnlichen Krankheiten von schwarzer Galle häufig ausbrachen

hen. Man bemerkte ein Drücken vor dem Magen mit großer Beängstigung, und es erfolgte bey vielen ein faulendes, bey andern aber ein inflammatorisches Gallenfieber, mit schnellen und seltsamen Nasereyen und andern besondern Zufällen, wovon nicht wenige tödtlich waren, besonders wenn zugleich Ausschweifungen im Essen und Trinken, heftige unangenehme Leidenschaften und Erkältungen mit den ersten Anfällen der Krankheit verbunden gewesen waren. Es ist wahr, daß man alle diese Uebel, die im vorigen Monate sehr allgemein waren, der besondern Bitterung zuschreiben muß, die in demselben vom Anfange an, bis ans Ende, herrschte. Allein ein wenig Aufmerksamkeit auf unsre Empfindungen würde den meisten die Gefahr zeitig entdeckt, und ein kleiner Aufschub des Verlangens, die schönen Tage zu genießen, oder auch nur die Mäßigung desselben und ein behutsamer Genuß würden dieselbe verhütet haben. Inzwischen ist freylich bey so ungewöhnlichen Umständen ein Versahn in der Lebensordnung, das so scharf hat gebüßt werden müssen, vermögender mein Mitleiden, als meine Bestrafungen, zu veranlassen. Allein wie oft verwahrlosen wir uns nicht weit strafbarer durch unsern Leichtsinns und Unbehutsamkeit, sowol im Frühjahre, als in den übrigen Jahreszeiten! Wären wir des Sommers behutsamer in der Kleidung und Entkleidung, im Trinken und Bewegen, und bedienten wir uns klüglich derjenigen Mittel, die uns alsdann die Natur selbst darbeut, so würden wir die Sommerhitze mit weniger Mißvergnügen, hingegen die volle Blüthe und Pracht der ganzen Natur mit dem vollkommensten Entzücken und bey guter Gesundheit empfinden können. Ja endlich, wem haben wir wol sonst die meisten Herbstkrankheiten zu danken, als unsrer Unmäßigkeit und einer unbehutsamen Aufführung?

Es ist demnach gewissermaßen in unsrer Macht, uns alle Jahreszeiten hindurch gesund zu erhalten. Weder der schmeichlerische, veränderliche Frühling, weder der Sommer mit seinen gefährlichen Krankheiten, weder der stürmische und allergefährlichste Herbst, noch der ranke Winter, würden uns so leicht die Gesundheit rauben, wenn wir uns stets in den

gehörigen Schranken unsrer Aufführung zu halten wüßten. Ein gesunder Mensch hat Wiß und Scherz auf seiner Seite, und das geringste Mißvergnügen zeugt gewiß, entweder als Ursache oder als Wirkung, von einer kleinen Unpäßlichkeit. Auf diese Art kann man auf eine fast mechanische Weise selbst seiner Vergnügungen Meister seyn, das Jahr und das Wetter verändere sich, wie es wolle. Der Natur fehlt es nie an Gegenständen, um uns zu unterhalten, zu lehren, zu vergnügen, und in Bewunderung und in Erstaunen zu setzen. Wenn uns der Winter oder ein schlechter Tag mißvergnügt macht, so ist die halbe Schuld der Witterung, die andre Hälfte hingegen bloß unsrer Nachlässigkeit, einer willkührlichen Unwissenheit, oder einem Unvermögen, das, was wir sehn, in einigem Umfange zu überlegen, bezumessen. Wir sind es gemeiniglich selbst, die wir uns mißvergnügt machen, und ein Tag, an dem wir uns aus Vorsatz mit nichts beschäftigen, thut unserm Vergnügen mehr Abbruch, als alle Abwechselungen der Witterung.

Der Frühling hat Unnehmlichkeiten für alle und jede Fähigkeiten. Es erfordert weder besondere Gaben, noch Einsichten, um seine Schönheiten zu empfinden, und seine Unnehmlichkeiten sind neu und lauter hellglänzende Bilder in unsern Sinnen; daher ist keine Jahreszeit zu allgemeinen Belustigungen geschickter, als er, und wir können uns aus der Fülle seiner Schätze sättigen, wenn wir nur den Verlust der Gesundheit verhüten, und unsre Vergnügungen adeln. Zu beyden Absichten weiß ich nichts besseres zu empfehlen, als das Schäferleben, das uns die Dichter als den allerangenehmsten Stand auf Erden vorstellen. Es wäre gewiß dem Hippocrates keine Schande, der Erfinder von Arcadien gewesen zu seyn. Die Lebensart des Landvolks, die Geschäfte, welche es treibt, die Unschuld seiner Sitten, seine einfache Kost, die Kenntniß der Witterungen, und sein Herz, das allen Vergnügungen offen steht, und allen schädlichen Leidenschaften den Zugang verschließt, sind, zusammen genommen, alles, was zu einer dauerhaften Gesundheit, zu einem ununterbrochnen vergnügten Leben und zu einem solchen Genuße

Genuße desselben erfordert wird, der keinen bitteren Nachgeschmack zurück läßt. Hierauf beruhen die vornehmsten Regeln einer vernünftigen Lebensordnung; hierauf beruht die Sittenlehre, die unser Innerstes angeht, und die uns in dem unterrichtet, was wir uns selbst schuldig sind. Die Dichter haben in den Abriß von Arcadien viel Liebe mit eingemischt; und wer kann es ihnen wol verdenken, daß sie ein Land, welches sie selbst so schön erschaffen haben, mit einer Leidenschaft beglücken, die der beste Gegenstand der Dichtkunst ist, und von welcher sie, ohne daß man es ihnen abstreiten kann, ohnedem selbst glauben, daß sie die Zufriedenheit befördere.

Ein verliebter Aberglaube

Ist ein Grund zur Seelenruh.

Wenn inzwischen ein Arzt ein Arcadien anlegen sollte, so würde es jenem in allen Stücken gleichen; nur daß die Mäßigkeit darin die vornehmste Tugend, und die Leibesbewegung die beständige Beschäftigung seyn würde.

Jedoch, wer kann wol als ein Schäfer leben? Was ist Arcadien mehr, als eine angenehme Phantasey? Müßte man nicht einen Ueberfluß besitzen, der hinreichend wäre, den glücklichen Müßiggänger zu erhalten, ehe man sich in eine solche Lebensart einlassen könnte?

Dieses sind die gewöhnlichen Einwendungen, welche die Feinde ihrer selbst am höchsten zu treiben pflegen. Es ist kein Arcadien, das ich anlegen will; es sind keine Schäfer, denen ich die arcadische Lebensart vorschlage. Nein. Der Staatsmann, der Held, der Gelehrte und der Reiche, der gemeiniglich das elendeste, ungesundeste und mißvergnügteste Leben führt; diese alle könnten die Vortheile eines solchen Lebens genießen, ohne ihren Stand zu verändern. Es ist nichts wohlfeiler, als so zu leben, wie man dabey gesund bleiben kann; man ist bey keiner Lebensart weniger ein Thor, als bey dieser, und es ist keine, die leichter bewerkstelligt werden könnte.

Sondert von der poetischen Lebensart alles ab, was euch in eurem Berufe, nach eurem Stande und Vermögen, nach

der Zeit, dem Orte und der Gelegenheit, worin ihr euch befindet, unmöglich fällt. Wenn dieses geschehen seyn wird, so muß euch jeden Tag so viel Zeit übrig bleiben, und an Gelegenheit kann es nimmer fehlen, euch so viel Bewegung zu machen, als ihr von nöthen habt, um euch gesund zu erhalten. Alle Einwendungen, so man hiergegen machen könnte, laufen endlich auf nichts anders hinaus, als daß man nicht will, und dieses steht freylich in eines jeden Belieben. Ich habe aber meine Meynung hierüber schon in meinem 30sten Blatte erklärt. Ferner, in welchen Umständen ihr euch auch irgend in der Welt befinden möget, so werdet ihr fähig seyn, im Essen und Trinken mäßig zu leben. Es ist wahr, daß es Fälle giebt, wo man gezwungen wird, auszuschweifen. Allein wenn man alle diejenigen davon abrechnet, wo der Zwang süglich hätte abgelehnt werden können; so werden sehr wenig Ausnahmen von dieser Regel übrig bleiben. Der Schade, den uns die Witterungen zufügen können, ist durch die Beobachtung der vorhergehenden Regeln schon größtentheils abgelehnt. Ein arbeitsamer, mäßig gewohnter Leib kann vielerley Lüste vertragen, die einen andern zu Boden stürzen; und gleichwie bey dem Genuße der Speisen die vornehmste Regel bloß darin besteht, den Ueberfluß zu vermeiden, so besteht sie, in Absicht der Witterungen, darin, sich bey den Abwechselungen derselben vornehmlich in Acht zu nehmen. Wer dieses kleine Geheimumiß weiß, kann vielen Ungewittern sicher Trost bieten.

Auf diese Weise kann man die arcadische Lebensart, ihren wesentlichen Stücken nach, in so fern nachahmen, als sie die Stärke, Gesundheit und Dauer des Leibes nach sich zieht. Allein wie läßt sich die Gemüthsbeschaffenheit der Arcadier, diese Zufriedenheit, diese Stille der Triebe, dieser Wechsel von Ruhe und Lust im gemeinen Leben nachahmen? Es ist in der That nicht zu viel, wenn ich antworte, durch eben die Mittel, wodurch wir gesund werden, durch eben die Lebensart, die unsre Säfte reinigt und unsre Nerven stärkt. Es ist wahr, wir vermeiden die Umschläge des Glücks, verdrießliche Begebenheiten, Schrecken und Aergerniß nicht völlig,

eben

eben so wenig, als alle unangenehme Empfindungen und alle Krankheiten selbst bey der heilsamsten Lebensordnung verhütet werden können. Allein wir ertragen alles leichter, was sonst unser Gemüth erdrückt; wir verdauen ein Unrecht leichter, das wir sonst durch das Bomitiv des Zorns unserm Beleidiger mit eigner Beschwerlichkeit reichlich wieder geben; wir halten mehr Farbe bey'm Schreck, und zucken die Achseln nicht so hoch, wenn uns ein Unglück widerfährt, so lange wir gesund, arbeitsam, geschäftig und zum Vergnügen so fähig, als bereit sind, als wenn wir von allen diesen unsern Friedensstörern in der Anlage zu einer Krankheit ertappt werden.

Aus diesem Grunde rühme ich heute, mitten im schönsten Monate des Jahres, meinen Lesern, besonders denen, die der Gartenlust genießen können, das wahre arcadische Schäferleben, das ist, die Arbeitsamkeit des Landlebens ohne dessen Beschwerlichkeiten; seine Mäßigkeit, ohne seine Armuth; seine Sorglosigkeit, ohne Hintansetzung der nothwendigen Pflichten eines jeden Standes; seine strenge Gesetzmäßigkeit, ohne Sklaverey; seine Vergnügungen, ohne Ausschweifungen; seinen Leichtsin, ohne seine Unempfindlichkeit; seine einfältige Schönheit, ohne gekünstelte Pracht; kurz, alle die vorzüglichen Eigenschaften der Landleute, die sie in ihrer medicinischen Wohlfahrt, wenn ich die Gesundheit so nennen darf, weit über uns hinaus setzen, und wodurch sie unsern Neid und unsern Nachseifer verdienen.

Der Landbau, die Lebensart der Dörfer, die einfältigen Vergnügungen der Schäfer waren das Glück der ersten Menschen auf Erden, und die freyen Felder und schattigten Wälder waren, wie der Herr von Sagedorn in der Ueberschrift meines heutigen Blattes sagt, das Vaterland der ersten Lust. In dieses Vaterland der Lust wollen wir reisen, wenn wir nach unsern Gärten fahren; nicht in das Vaterland des neuen Stolzes und der verschwenderischen Pracht; nicht in den Nothstall des steifen Zwanges; nicht in Lustgärten, wo man eben so, wie zu Hause, lebt, ohne sich an neuen Empfindungen mit Geschmacke zu ergötzen; sondern

an Lustörter, wo man ein freyer Mensch seyn kann, ver-
indem er seine gewöhnlichen Geschäfte zurück setzt, an nichts
gebunden ist, als an die Vergnügungen und an die freywil-
ligen Arbeiten des Landlebens.

Nichts darf den Weisen binden,
Der alle Sinnen übt,
Die Anmuth zu empfinden,
Die Land und Volk umgiebt.
Ihm prangt die fette Weide
Und die bethaute Flur;
Ihm grünet Lust und Freude,
Ihm mahlet die Natur.

O, daß die meisten meiner hiesigen Leser mit diesen Vorzi-
gen der Weisheit, der Freyheit, des Vergnügens und der
Gesundheit den Rest des schönen Frühjahrs und alle die
freyen Tage genießen möchten, die sie in Gesellschaft der
Flora und des Vertumnus, der Gratien, und nicht zu
vergessen! des Pans zubringen werden! — „Nicht zu
vergessen, des Pans?“, werden Sie, Mademoiselle S...
fragen. „Nein! Nicht zu vergessen des Amors.“ —
Nun ja, Mademoiselle, nicht zu vergessen des Amors.

(*) Beweis, daß die Gelehrten nicht hey-
rathen sollen.

Schon seit langer Zeit ist den Gelehrten der Vorwurf ge-
macht worden, daß sie zum Ehestande nicht taugen;
ein neuer Beweis, daß die Gelehrsamkeit keine natürliche
Bestimmung der Menschen seyn könne. Destouches hat
dieses schon in seinem Philosophie marié gesagt, und Herr
Le Camus hat es gar streng erwiesen. „Die Lebensgei-
ster, sagt er, sind die Materie sowol des Ehestandes, als
der Philosophie. Kein Mensch aber verschwendet mehr
Lebensgeister, als die Gelehrten. Sie sind beständig
dem Studiren ergeben, und der Trieb, stets mehr zu ler-
nen, reizt sie Tag und Nacht zu Nachforschungen und Me-
ditationen.

„ditationen. Welchen Fleiß und wie viel Bemühungen
wenden sie nicht an, um etwas Neues zu erfinden. Welche
„Spisfindigkeit verwenden sie nicht auf zweifelhafte Dinge!
„Mit welchem Eifer untersuchen sie nicht die schwersten Auf-
„gaben? Alle diese Arbeiten erfordern mehr Kräfte, als man
„wohl glauben sollte. Man muß nicht meynen, daß die Ge-
„lehrten in ihren Erquickstunden ihr Gemuth gänzlich aus-
„spannen sollten. Sie sind mit ihren gelehrten Untersuchun-
„gen viel zu sehr beschäftigt, als daß sie ihr Gemüth leicht
„zerstreuen könnten. Auch bey den Vergnügungen verfolgt
„sie die Reflexion, und ihre Sinne bleiben kaum auf der
„Oberfläche derselben haften. Wollte man noch zweifeln,
„ob das Studiren die Lebensgeister erschöpfe, so müßte man
„die Gelehrten mit denen in Vergleichung stellen, die eine
„ruhige Lebensart führen, ohne mit dem Gemüthe zu arbei-
„ten. Diese letztern haben gemeinlich eine blühende Farbe,
„sind gut bey Leibe, und haben ganz glatte Stirnen ohne
„Runzeln. Sie werden alt, ohne ihre Jugendblüthe ver-
„lohren zu haben; dahingegen die andern ein blaßes und
„magres Gesicht, eine runzelvolle Stirn und einen schwachen
„Leib und schmachttende Kräfte haben. Schon ihre Jugend
„ist ein voreiliges Alter. Die Weisen von Griechenland
„und Egypten, und die Druiden unter den Galliern entsag-
„ten dem Ehestande, und machten diese Entsagung zu einer
„Regel ihrer Orden, um dadurch einen Theil der Ungeles-
„genheiten zu verhüten, die ein speculatives Leben mit
„sich führt. Sollte nicht billig das übereinstimmige Beyspiel
„aller dieser Weisen ein allgemeines Gesetz für die Gelehrten
„seyn?“

Dieses alles sagt nun der Herr Le Camus so hin, ohne
die Erfahrung zu Rathe zu ziehn. Ich an meinem Theile,
der ich doch auch ein Arzt bin, dessen Wort ebenfalls gilt,
ich glaube, daß der rechte Kern der Gelehrten die besten Gas-
ben zum Ehestande habe, und daß eine Newtonianische
Rechnung noch nicht so viel Lebensgeister erfordere, als einen
Morgen Landes zu pflügen. Wenn wir die allergelehrtesten
Leute betrachten, so finden wir, daß ihr Leib wenigstens
eben

eben so fruchtbar sey, als ihre Seele. Mancher Prediger auf dem Lande, der alle Woche einmal, man kann leicht denken, wie viel hunderttausend Lebensgeister an einer Predigt verschwenden muß, hat zwischen zwanzig und dreßzig lebendige Pflänzlein seines Stammes im Hause, und weiß endlich, wenn sie groß werden, kaum wohin mit allem Segen. Die Professores auf Universitäten, die so viel Collegia lesen und Bücher schreiben, daß man behaupten kann, sie leiden täglich eine Blutstürzung von Lebensgeistern, haben gemeinlich so viel Kinder, daß sie selbst nicht wissen, wo sie noch alle herkommen, und es auch niemanden sagen. Man merkt auch nicht, daß diese beyden Vorzüge bey ihnen einander Abbruch thun sollten. Wie viel Gelehrte ediren nicht in eben derselben Messe zwey Bücher und Zwillinge, welche vom Publico mit gleich gutem Beyfalle aufgenommen werden. Hingegen kennt man genug Titulairgelehrte, die weder denken, noch lesen, noch Kinder haben, ob sie gleich in jedem Lectionscatalogo sechs Collegia ankündigen, und sechs mal heyrathen. In denjenigen Ländern, wo der größte Theil der Gelehrten zur Clerisey gehört, und wo kein Clericus heyrathet, sind zwar der Kinder der Gelehrten nur wenige; aber doch nicht weniger, als der gelehrten Werke, die sie ans Licht stellen, so daß man genöthigt wird, anzunehmen, daß etwa das Elima die Ergießung der Lebensgeister überhaupt hindern müsse. Kurz, man hat keine ungezweifelte Erfahrungen, daß das Studiren die Fruchtbarkeit hindern sollte, und ein Bürger auf Universitäten thut wohl, daß er die Officiers für seine Töchter nicht für gefährlicher hält, als die Studenten.

Wenn es wahr ist, daß der Stoff der Speculationen und der Menschen aus einer Quelle fließt, so muß entweder diese Quelle sehr ergiebig seyn, oder, wenn ja eine von beyden Kräften der andern Abbruch thut, so müssen unter den Gelehrten weit weniger meditiren, als unter den Layen Väter sind. Ich habe aber überhaupt noch einigen Zweifel, ob das Studiren Lebensgeister erfordere? Ein Kind ist unstreitig eine viel feinere Arbeit, als die meisten Schriften der Gelehrten

lehrten sind, und es gehört wenigstens zu beyden kein großes Kopfbrechen. Es ist ein großer Unterschied unter den Eriesben zu heyrathen und zu studiren. Ein Wittwer hat kaum so viel Zeit, sich zu fassen, so muß er schon wieder zur neuen Ehe schreiten, weil ihm der Ueberfluß der Lebensgeister zur Last wird. Ein Gelehrter hingegen hört auf zu schreiben und zu lesen, so bald ihn der Hunger nicht mehr plagt, und darum werden doch seiner Lebensgeister nie mehr, als vorhin. Sollte wol die Gelehrsamkeit eine von den Gemüthsfrankheiten seyn, die ihren Sitz im Unterleibe haben?



Hundert sechs und siebenzigstes Stück.



Brem. Beyträge.

Es ist gefährlich, hier zu fehlen.



Dionysius, der Jüngere, war in einem Monate der Beherrscher eines großen Reichs, im andern hingegen Schulmeister in Corinth. Ich möchte von ihm eben das sagen, was Despreaux von einem Arzte sagte, der Todtengräber geworden war:

Il n'a point changé de Métier.

Das Volk eines Staats muß nicht nur nach eben den Gesetzen regiert werden, wie die Kinder in einer Schule, sondern es werden auch wirklich in den Schulen die Charaktere der Nationen gebildet, nach welchen sich die Kunst, sie zu regieren, beuamen muß. Die Bildung des Characters geschieht bey der Jugend, wie man sagt, durch die Grundsätze, wovon man ihre Vernunft überzeugt, oder, wie ich glaube, durch das, woran man ihren Geschmack gewöhnt; denn die Vernunft kommt mit ihren Ueberlegungen gemeinlich

lich nicht eher, als bis der Character eines Menschen schon größtentheils festgestellt ist. Der Geschmack hingegen, welcher bloß eine Fertigkeit unsrer Sinnlichkeit ist, wodurch wir das Gute und Böse der Dinge nach verworrenener Erkenntniß schätzen, wurzelt schon vor der Geburt der Vernunft in unsern Herzen, und gründet darin unsre Triebe und Leidenschaften, die zukünftige Hauptneigung und das Temperament.

Diese Betrachtung leitet mich natürlicher Weise auf eine gemeinnützige Untersuchung, in wie fern nämlich durch die gehörige Bildung des Geschmacks in der Jugend die Menschen nicht allein überhaupt tugendhafter und edler, sondern auch zu einer dauerhaften Gesundheit fähiger gemacht werden könnten. Der Zusammenhang dieser Dinge ist deutlich und un widersprechlich. Durch den Geschmack gewöhnen wir uns, die gute und böse Seite der Dinge sinnlich, lebhaft, stark und lebendig zu erkennen. Diese Erkenntniß ist die Triebfeder aller sinnlichen Begierden und Verabscheuungen, folglich auch aller unsrer Triebe und Leidenschaften. Da nun die herrschenden sinnlichen Triebe und die Leidenschaften der Menschen nicht nur einen großen Theil ihres sittlichen Characters, sondern auch das Glück ihrer Gesundheit bestimmen; so müssen sie nothwendig in beyde einen großen Einfluß haben. Dieser Einfluß beruht auf der ursprünglichen Bildung des Geschmacks, und nach ihm richten sich mit der Zeit alle Arten unsrer Vergnügungen, Wollüste, Ausschweifungen und Laster, der Ekel unsrer Verabscheuungen, und der Schlummer unsrer Gleichgültigkeit. Alles dieses aber sind Quellen unsrer Gesundheit oder unsrer Krankheiten, je nachdem sie mit den Gesetzen der Tugend, der Vernunft und der Natur übereinstimmen, oder von ihr abweichen. Die Kunst, sich vor der wüthenden Gewalt der sinnlichen Neigungen und Leidenschaften zu verwahren, die eben so viel zum guten sittlichen Character der Völker beiträgt, als zur Wohlfahrt ihres thierischen Lebens, gründet sich demnach größtentheils auf die erste Gewöhnung des Geschmacks in der Jugend, da wir auf eine fast mechanische Weise lieben und hassen lernen, was unsrer Sinnlichkeit entweder als gut und schön, oder als böse

und

und häßlich vorgebildet wird. Ein Lehrer der Jugend hat folchergehalt sowol ihren künftigen Character, als die Wohlfahrt ihres Lebens in seiner Gewalt. Wenn er sein Amt redlich führt, so gewöhnt er sie, noch ehe die Vernunft bey ihr mitwirken kann, das Gute, das Edle, das Tugendhafte schön, und die Gegentheile hiervon abscheulich zu finden. Hierdurch handeln die Kinder nach den Gesetzen der Tugend und Gesundheit, die sie noch nicht begreifen, auf eben die Weise, wie die Maschine unsers Körpers nach den weisen Absichten der Selbsterhaltung wirkt, ohne davon den geringsten Begriff zu haben. Wenn dann die Vernunft bey ihnen erwacht, so stimmen ihre Grundsätze mit ihren Gewohnheiten und mit ihrer Sinnlichkeit überein, und sie findet, wenn ich mich eines biblischen Ausdrucks bedienen darf, ihr Haus mit Besen gekehrt und geschmückt. Dieses ist der einzige Fall, worin man hoffen kann, daß die Vernunft bey den Menschen ihr Glück machen werde, weil es der einzige ist, wo sie nicht mit der Sinnlichkeit streitet. Ein Lehrer der Jugend, der sie auf solche Weise zur Vernunft und zu einer dauerhaften Gesundheit vorbereitet, ist ein größerer Wohltäter des Staats, als ein Regent, der mit seinen besten Gesetzen wider die schon einmal verwöhnten und verdorbenen Charactere ursprünglich verwahrloseter Herzen ohnmächtig streitet, und Dionysius, als ein solcher guter Präceptor, konnte dem Staate unendlich nützlicher seyn, als Dionysius, der Regent.

Ich nehme aus diesen Betrachtungen für meine Leser nur denjenigen Theil zur genauern Erörterung heraus, der medicinisch ist, und werde also heute den Einfluß des Geschmacks in die Gesundheit, und die Nothwendigkeit zeigen, ihn schon vor dem Gebrauche der Vernunft bey Kindern so zu bilden, wie er zur Wohlfahrt ihres Leibes und Lebens erfordert wird. Diese besondre Quelle der menschlichen Wohlfahrt ist bisher noch in keiner Lebensordnung ausdrücklich angezeigt worden, und um desto mehr hoffe ich, bey denen einigen Dank zu verdienen, die es zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit überhaupt für nöthig halten, den guten Geschmack all-

gemein-

gemeiner zu machen. Man weiß, wie wenig man sich bisher bemüht hat, dieses zu thun. Welcher Vater, welcher Lehrer der Jugend ließ sich wol einfallen, die Beförderung eines guten Geschmacks für eine der vornehmsten Regeln bey der Erziehung und Unterweisung der Jugend zu halten? Wird nicht ein Jüngling für vollkommen genug gehalten, der einige Sprachen versteht, ein System der Weltweisheit entweder durchgedacht, oder doch auswendig gelernt, und eine Brodtwissenschaft zu seiner Nahrung und Nothdurft in den Kopf gebracht hat? Wer glaubt wol, daß man einem Kinde den guten Geschmack eben so, wie das Lesen und Schreiben, beybringen müsse, und daß er eine nothwendigere Eigenschaft wohlgezogener Kinder sey, als das Tanzen, die Musik und die Dichtkunst, welche man nur diejenigen üben läßt, die eine natürliche Gabe und unerlernte Geschicklichkeit dazu besitzen? Ist aber wird sich dieses alles verändern. Kaum wird man einsehn, daß der gute Geschmack ein großes Hülfsmittel zur Erhaltung der Gesundheit sey, so wird sich Jedermann aus eben dem Triebe um Geschmack bemühen, welcher so viel Menschen verleitet, ihren Leib zu kasteien, und mit Arzneyen zu schwächen, um sich vor der Gefahr zukünftiger Krankheiten zu beschützen. Welche Vortheile werden nicht hierdurch sowohl den Menschen, als auch dem Geschmacke zuwachsen, wenn man nur erst anfängt, es für eben so nothwendig zu halten, die Kinder den guten Geschmack zu lehren, als sie alle Jahr viermal zu purgiren. Die Eigenliebe zwingt uns, für unsre Gesundheit mit kritischer Sorgfalt zu wachen, und nie ist eine Pflicht unerfüllt geblieben, die sich auf sie gegründet hat. Ich will hoffen, daß auch der gute Geschmack durch sie endlich sein Glück unter uns machen werde; und man mag nun diesen Gedanken mit Ernst oder mit Lachen betrachten, so wird man doch etwas darin finden, das ihn von seiner ersten scheinbaren Seltsamkeit reinigt.

Nichts ist gewisser, als daß uns unsre Triebe, Leidenschaften und sinnlichen Neigungen, welches lauter Kinder unsers Geschmacks sind, oft ungesund machen. Woher kommt es, daß **Lunolp** hypochondrisch ist, als weil er sein liebste

Ver-

Bergnügen in seinen Hirngespinnsten findet, weil er das Studiren zu seinem ersten Triebe gemacht hat, und weil seinem Geschmack nichts angenehmer ist, als was er bey der Nachtlampe in den kleinen Schriften der Alten, und in den großen Folianten der Neuern liest. Welcher Ursache hat es **Carinus** wol zuzuschreiben, daß sein Magen seit vielen Jahren nichts mehr gut verdauen kann, als weil er von Jugend auf seinen Geschmack an die epicuräische Küche gewöhnt hat, welche **Horaz** so schön verspottete? Was hat dem **Davus** seine schändliche Krankheit zugezogen, als sein Geschmack an denjenigen Ausschweifungen, welche der Knecht **Davus** seinem Herrn mit so viel Rechythaberey bekennte:

Te conjux aliena capit, meretricula Davum.

Wodurch ward **Vibidius** zum Säufer, als daß ihn sein Geschmack gewöhnte, die großen Alpheischen *Pocale* zu leeren? Was hat **Lycen** im Kopfe verrückt gemacht, als ihr **Donquishottischer** Geschmack an albernen Romanen, welcher noch immer fortbauert, obgleich schon alle Männer fragen:

— — *Quid habes illius, illius,
Quæ spirabit amores?*

Wovon ist **Morosus** melancholisch und schrifttoll geworden, als weil ihn sein Geschmack reizte, unaussprechlich schwärmerische Bücher zu lesen, und sich zum *Asceten* zu grübeln. Wovon hat **Neobule** ihre *Vapeurs*, als von der übeln Verdauung, die sie sich durch das beständige Sitzen am Nährrahmen zugezogen, weil sie sich zu sehr an den künstlichen Werken vergnügte, die ihr fleißiger Finger mit der schöpferischen Nadel hervorbrachte? Bloß der Geschmack an der Tonkunst hat dem Sänger **Tigellius** die Schwindsucht und den Tod zuwege gebracht. Kurz, man durchsuche den Zustand der Gesundheit vieler tausend Menschen, so wird man fast durchgängig finden, daß er ursprünglich von den Handlungen bestimmt worden sey, zu deren Ausübung sie ihr besondrer und eigner Geschmack veranlaßt hat.

Die Weltweisen und Aerzte haben diese Wahrheit in der That schon längst erkannt; allein, sie haben bisher noch nicht

den

den rechten Gebrauch davon gemacht, der den Menschen zu ihrer Glückseligkeit beförderlich seyn könnte. Sie sahen ein, daß viel hundert Krankheiten der Leute bloß von ihren Neigungen und herrschenden Leidenschaften herrührten, und daß die meisten in ihren Vergnügungen starben. Sie triumphirten über diese Entdeckung, weil sie darin das Mittel gefunden zu haben glaubten, die Menschen vor allen diesen betrübten Folgen zu behüten. Allein, wie haben sie dieses wol bewerkstelligt? Die Philosophen fingen an, wider die Leidenschaften zu predigen, und wollten das Herz der Vernunft unterwerfen, dessen sich doch, schon längst vor ihrer Regierung, der Geschmack bemächtigt hatte. Die Aerzte setzten die Beherrschung der Triebe unter die Regeln der Lebensordnung, ohne zu bedenken, daß ein schon einmal für Etwas eingenommenes Herz seinen Gegenständen sich eben so nothwendig öffnet, wie der Magen eine Speise empfängt, nachdem sie einmal in den Schlund gerathen ist. Die Reihe vieler Jahrhunderte hat uns gelehrt, daß diese Hülfsmittel ganz ohnmächtig sind. Die Menschen blieben Sklaven der Leidenschaften, und die selbst, die dawider predigten, bewiesen täglich, daß sie sich ihrer nicht erwehren konnten. Die Aerzte begnügten sich damit, die Menschen zu lehren, daß ihre Leidenschaften ihnen ein Gift wären, und sie konnten nichts mehr sagen, als daß man sich vor ihnen hüten müßte, weil sie selbst nicht wußten, wie man dieses anfangen sollte. Es war dieses im Grunde eben so viel, als wenn sie uns wegen unsrer Unmäßigkeit vor dem Essen und Trinken gewarnt hätten, ohne uns doch den Hunger und Durst zu nehmen. Niemand gedachte daran, daß alle Neigungen, Leidenschaften und Temperamente nichts anders, als natürliche Folgen unsers Geschmacks wären, und daß man diejenigen unter ihnen, die unsrer Gesundheit nachtheilig sind, uns auf keine andre Weise entreißen könnte, als daß man zuvor unsern Geschmack veränderte, und denselben auf unschuldigere und unschädlichere Gegenstände lenkte. Die erste Methode gleicht den haufälligen Deichen, welche man der Gewalt des aufgebrachten Meers oder gewalt-

tiger

tiger Ströme entgegenseht. Das heißt, sie dauert nicht länger, als bis der Strom mit rechter Hefigkeit ansetzt, und alles darnieder reißt. Die letztere Methode hingegen giebt dem Strome einen ganz andern Lauf, und leitet ihn durch solche Gegenden, wo er, wenn er auch einmal aufschwilt, dennoch keinen Schaden anrichten, sondern nur die herumliegenden durstigen Wiesen wohlthätig tränken kann. Unstreitig ist diese Methode gründlicher, als jene.

Wohl! wird man sagen; aber ist es denn auch möglich, den Geschmack eines Menschen von solchen Gegenständen abzulenken, wozu ihn die Natur neigt? Was hilft es uns, zu wissen, daß wir unsern Geschmack verändern müssen, um gesund zu leben, wenn uns derselbe zu Ausschweifungen veranlaßt, die ihr schädlich sind, wofern wir kein Mittel haben, dieses zu bewerkstelligen?

Ich würde hiergegen nichts einwenden können, wenn es eben so schwer wäre, den Geschmack eines Menschen zu verändern, als seine herrschenden Leidenschaften unmittelbar anzugreifen und zu unterdrücken. Allein der Unterschied ist handgreiflich. Die Leidenschaften sind der mächtige Strom, den keine Kraft in der Natur aufhalten kann; der Geschmack hingegen ist die Quelle, die sich hinleiten läßt, wohin man will. Jene sind dem ganzen menschlichen Geschlechte auf einerley Art eigen, und dieses ist ein Zeichen ihrer natürlich nothwendigen Verknüpfung mit unsrer Natur; dieser hingegen verändert sich mit den Altern, Geschlechtern und Lebensarten der Menschen, und richtet sich also nach viel zufälligeren Gründen, als die Leidenschaften. Ich will mich deutlich erklären. Eine jede Gemüthsbewegung hat ihre bestimmten Gegenstände, von denen sie auf einerley Art erregt wird. Alle Beleidigungen wirken den Zorn, das Mißtrauen, den Haß; alle Arten gefälliger Gegenstände wirken die Freude, die Liebe; alle unangenehme, die Traurigkeit und ihre Arten, und dieses leidet bey niemanden eine Ausnahme. Wir müssen uns an dem vergnügen, was uns gefällt; wir müssen das, was uns mißfällt, verabscheuen, und dieses hat der feinste Europäer mit dem rauhesten Wilden gemein. Hin-

Der Arzt. VII. Th. Berth. Ausg.

R gegen

gegen sind die Menschen in dem, was ihnen gefällt oder mißfällt, sehr verschieden, und diese Verschiedenheit rührt von der Mannichfaltigkeit und Abwechselung des Geschmacks her, welcher sich bloß durch angewohnte Empfindungen zu den entgegengesetztesten Gegenständen neigen läßt. Einen Mohr ergeht ein schwarzes Gesicht mit einer breiten Nase; und die Europäer, denen dieser Anblick im Anfange schenßlich ist, gewöhnen sich nach und nach so daran, daß sie in eine Mohrin eben so verliebt werden können, als in die entzückendste Weiße. Der Chineser riecht den Gestank einer Wanze nicht anders, als wir ihn riechen; allein die Gewohnheit macht, daß ihn dieser Gestank, der uns ein Ekel ist, eben so, wie uns das Eau de Luce, vergnügt. Keinem Menschen kann diese Abhänglichkeit des Geschmacks der Sinnen von unsern Gewohnheiten unbekannt seyn; und jeder Tag giebt uns davon tausend neue Beispiele. Eben so ist es aber auch mit dem Geschmacke überhaupt beschaffen. Dieser findet ein Vergnügen in metaphysischen Untersuchungen, und jener in grammaticalischen. Diesen ergeht die Musik, einen andern die Dichtkunst, und so ist nichts in der Welt, das nicht Vielen eine Lust und Vielen ein Abscheu seyn sollte. Wie oft findet man aber nicht auch, daß sich dieser Geschmack bey einerley Menschen gänzlich verändert und ändert? Je nachdem sich die Situationen und Verhältnisse der Menschen in der Welt verändern, wird zuweilen der trockne Metaphysicus ein nasser Dichter, der wilde Held ein girrender Liebhaber, der Quäker ein Kriegsmann, und Muffels Spötter ein Pietist. Gewohnheit und Unterricht, Fleiß und Application tragen zu solchen Veränderungen des Geschmacks das meiste bey. Ein Unwissender hat keinen Geschmack, als in den Sinnen. Ignoti nulla cupido. Man unterrichte aber den, den weder Graun noch Sasse entzückt, in den Gesetzen der Tonkunst. Wie bald wird sich nicht sein Geschmack in diesen Himmel der Sinnlichkeit schicken lernen. Dem Schüler, dem noch nie ein Werk seiner Kunst gelungen ist, werdet ihr einen Geschmack an derselben beybringen, wenn ihr seinen Fleiß nur so lange aufmuntert, bis er ein

einziges Meisterstück darin verfertigt hat. Zu einem solchen Fleiße kann man sich selbst durch unermüdete Application aufmuntern, und so steht es in eines jeden Vermögen, an welchen Gegenständen er will, nach und nach Geschmack zu finden, und dagegen den Geschmack an andern in sich wieder auszurotten.

Es ist demnach gewiß, daß sich der Geschmack auf ganz entgegengesetzte Gegenstände leiten lasse; dahingegen die Leidenschaften, Neigungen und Triebe natürlich nothwendiger Weise aus den Empfindungen fließen, die uns der Geschmack angenehm oder unangenehm vorstellt. Ist es also nicht eine vergebliche Bemühung wider die Natur, die Leidenschaften zu bestreiten, wenn man uns nicht ihre Gegenstände auf einer andern Seite zeigt, damit der Geschmack etwas darin entdecke, was uns vermögend macht, das Gemüth zu einer andern Leidenschaft gegen denselben zuzubereiten? Was kann sie wol sonst zurück halten, unterdrücken oder besänftigen, als die Veränderung des Geschmacks? und worauf kann also wol sonst das ganze Geheimniß beruhen, die Menschen vor den Neigungen, Trieben, Leidenschaften, Vergnügungen und Verabscheuungen zu bewahren, die ihre Gesundheit Schaden zufügen können?

Wer es auf diesem Wege versuchen will, das Heil der Menschen zu befördern, der wird es am besten treffen, wenn er schon bey Erziehung der Kinder seine Aufmerksamkeitskraft darauf wendet, ihren Geschmack so zu bilden, daß derselbe keine ihnen schädliche Neigungen und Gemüthsbewegungen hervor bringen kann. Ein Kind ist ein Wachs, das sich in alle Formen drücken läßt. Es betrachtet nur alle Dinge der Welt von der Seite, die man ihm zeigt, und dieser Anblick bestimmt das sinnliche Urtheil, das es beständig davon fällen wird. Man zeige ihm die ekelhafteste Sache unter einer angenehmen Gestalt, so wird sich eine Neigung gegen dieselbe in ihm entwickeln, die eben so seltsam ist, als die, womit ein junger Chineser an die zerdrückten Wanzen riecht, wovon ihm sein Vater gesagt hat, daß sie einen lieblichen Geruch haben, oder womit ein Mutterstöhnchen auf Reisen

Oliven essen lernt, weil er sieht, daß sie den Edelleuten gut schmecken. Welche Vortheile könnte man nicht hierdurch in der Kinderzucht erhalten, wenn man diese Maxime zum Besten der Gesundheit der Kinder anwendete. Woher kommt es, daß viel Menschen einen Abscheu vor Arzneyen haben, als weil man in Erziehung derselben die Unvorsichtigkeit begangen hat, ihnen die Arzneyen, so wie die Schule, als eine Strafe vorzubilden, oder sie ihnen unter einer ekelhaften Gestalt vorzustellen. Ein Kind wird einen Löffel voll Honig mit Vergnügen essen, wenn es von andern sieht, daß man es für eine angenehme Speise halte. Man gebe ihm hingegen eben diesen Honig unter dem Namen einer Arznei, so wird es durch keine Versprechungen mehr zu bewegen seyn, ihn zu genießen. Dieser schädliche Fehler, welcher verursacht, daß viele Kinder in ihren Krankheiten hilflos bleiben müssen, gründet sich bloß auf den ersten Begriff von Arzneyen, den man ihm auf der gehässigen Seite vorgestellt hat. Denn was den übeln Geschmack der Arzneyen betrifft, so wird er ebenfalls bloß aus angewöhnten Begriffen für unangenehm gehalten, da wir sehn, daß vielen Personen und Kindern die bittersten, herbesten und säuersten Sachen angenehm sind, wenn sie dieselben freywillig zur Speise oder zur Näscheren wählen, gleich wie ein Kind im Spiel aus Lust oder Ehrgeiz weit härtere Stöße und Schläge mit Lachen verträgt, als die Streiche der strafenden Mutter sind, wobey es sich aus dem Athem weint. Die Neigung zu den schädlichsten Lastern und Ausschweifungen der Kinder hat ihren Grund bloß in diesem Fehler der Erziehung, nämlich in der Unwissenheit der Kunst, sich des Geschmacks derselben zu ihrem Vortheile zu bedienen. Es wird sich nicht leicht ein Mensch an das Laster der Völlerey, der Buhlerey, an das Nachtschwärmen, und hundert andre schädliche Ausschweifungen gewöhnen, dem man in seiner Kindheit diese Neigungen in einer abscheulichen Gestalt auf eine solche Art gezeigt hat, die einen Eindruck in sein Herz hat machen können. Die Vorstellung der liebenswürdigen oder auch der scheinbar angenehmen Seite eines Gegenstandes neigt den Geschmack eben

so

so stark zu ihm, als ihn die Vorstellung seiner wahren oder bloß scheinbaren bösen Seite davon abneigen wird. Hier ist demnach ein medicinischer Bewegungsgrund, warum wir den Kindern gleich in den ersten Auftritten ihres Lebens die Tugenden unter einer liebenswürdigen und angenehmen, die Laster aber, die ihrer Gesundheit schädlich werden könnten, unter einer gehässigen Gestalt zeigen müssen. Wir sehn zugleich hieraus, wie man sie selbst die Schranken der Tugenden und die Versuchungen des Lasters ihrem wahren Werthe nach kennen lehren müsse, damit sie nicht durch beyde ihre Gesundheit in Gefahr setzen. Viele Lehrer der Jugend versehen es darin, daß sie ihr die an sich löblichen Handlungen nur bloß auf ihrer guten Seite zeigen, die schlimme hingegen verbergen, und daß sie ihnen die bösen Handlungen bloß von der bösen und nie von der guten Seite zeigen, da doch alle Handlungen der Menschen theils gut, theils böse sind. Hierdurch gewöhnen sie den Geschmack der Jugend partheyisch und irrig, und legen den Grund zu vielen Fehlern, die der Gesundheit mit der Zeit nachtheilig werden. Sie unterstüßen z. Ex. den Fleiß der Kinder in nützlichen Wissenschaften durch alle mögliche Aufmunterungen, und vergessen dabey, ihnen auch den elenden Zustand derer vorzustellen, die ein übertriebener Fleiß ungesund gemacht, und frühzeitig ins Grab gelegt hat. Wiederum stellen sie ihnen das freye gesellige Leben, das in der That viel üble Folgen haben kann, wenn es gemißbraucht wird, unter der abscheulichsten Gestalt vor, und anstatt daß sie ihnen auch sagen sollten, wie ein freyer munterer Umgang die Menschen beglücke, zeigen sie ihnen allein die Beyspiele derer, die mit einer frechen Unverschämtheit zum Spotte, zur Last und zur Verachtung der Menschen werden. Hierdurch bereiten sie die Jugend zu einem blöden, furchtsamen und menschen scheuen Charakter vor, der ihr zur Last, und ihrer Gesundheit eben so nachtheilig wird, als er dem geselligen Menschenfreunde verhaßt und unerträglich ist.

Ein guter Geschmack zeigt uns die Dinge nach ihrem wahren Werthe und von ihren beyden Seiten. Wollen wir unsre

Nachkommen vorher in den Stand setzen, die Güter und Uebel des menschlichen Lebens richtig zu beurtheilen, damit sie ihr falscher Schein nicht zu Ausschweifungen in ihren Neigungen und Leidenschaften verleiten möge, so müssen wir alles anwenden, ihren Geschmack zu reinigen, und ihn, so viel als möglich, ihrer Glückseligkeit gemäß zu bilden. Selbst Erwachsene können sich durch die Cultur ihres Geschmacks in den Stand setzen, von hundert Ausschweifungen abzustehn, in die sie aus Mangel einer richtigen Beurtheilung ihres unzuverlässigen Geschmacks schon verfallen sind. Es ist hier meine Absicht nicht, die Regeln zu lehren, wie man den Geschmack eines Menschen bilden, bessern und reinigen müsse. Vielmehr setze ich es als bekannt zum voraus, daß eine solche Wissenschaft möglich und wirklich vorhanden sey, und habe mit dem allen, was ich heute gesagt habe, nur darthun wollen, daß diese Wissenschaft insbesondre auch zum Nutzen des menschlichen Geschlechts, hauptsächlich bey der Kinderzucht, angewendet werden könne, die, leider! bey uns gar sehr im Argen liegt. Will man aus diesem Gesichtspunkte der Sache weiter nachdenken, so wird man finden, daß die Ausbreitung eines guten und richtigen Geschmacks eins der vortreflichsten Hülfsmittel sey, nicht allein die Menschen vernünftig und tugendhaft zu machen, sondern auch sie in den Stand zu setzen, zu verhüten, daß ihnen ihre Vernunft und Tugend eben so wenig, als die Unvernunft und das Laster, an ihrer Gesundheit schädlich werden könne. Demuß auch selbst die Vernunft und Tugend nicht höher treiben, als es der wahre Werth der Dinge erfordert, den uns der Geschmack lehrt, und als der Inbegriff aller unsrer Pflichten erlaubt, worunter auch die einen ansehnlichen Platz verdient, sein Leben und die Gesundheit zu erhalten.

Mein Herr,

Gleichwie ich Ihre Blätter zu meinem Unterrichte lese, so richte ich mich auch nach Ihren Vorschriften aufs strengste, und fast mit jedem Montage fange ich eine neue Verbesserung meiner Diät an.

an. Da mir aber zuweilen einige solcher Verbesserungen von meinen Freunden streitig gemacht werden, so stehe ich manchmal mit Angstgebeten zwischen zweyerley Lebensregeln, und kann nicht schlüssig werden. Ich will Ihnen nur ein Beispiel anführen, um dessen Entscheidung ich Sie ergebenst bitte. Sie warneten uns vor einiger Zeit, nicht bald nach den Mahlzeiten Taback zu rauchen, zumal, wenn man dabey auswirft, weil der Speichel ein Verdauungssaft ist, der in den Verdauungsständen verschlungen werden muß. Weil es mir nun unmöglich ist, die Pfeife so lange zu entbehren, als die Verdauung der Speisen dauert, so rauche ich zwar in den Verdauungsstunden Taback, aber doch auf eine solche Weise, daß der von Ihnen angegebene Grund, warum man ihn nicht rauchen sollte, hinwegfällt. Ich zwinge mich nämlich, bey meinen Nachmittagsmahlzeiten allen Speichel zu verschlingen, damit er der Verdauung zu gute komme; und es mir gleich schwer ankommt, den heftigen Geschmack zu vertragen, so kommt es mir doch auf eine saure Miene und auf einen Schluck Wasser nicht an, womit ich den Greuel im Munde hinunter spüle. Allein, eben diese Vorsicht ist es, die mir abdisputirt wird, und meine Frau hat immer den ganzen Nachmittag etwas dagegen zu sagen. Da sie mir aber keinen hinlänglichen Grund anzugeben weiß, warum mir das Verschlingen des Speichels schädlich seyn könnte, so übergebe ich diesen unsern Streit Ihrer Einsicht zur Entscheidung, und von demselben Montage an, da Sie mir Bescheid geben, werde ich dasjenige Lebenslang beobachten, was Sie mir in dieser Sache rathen werden. Ich bin, u.

Antwort.

Mein Herr,

Ich muß Ihnen sagen, daß Sie nicht auf den rechten Einfall gerathen sind, da Sie Ihr Vergnügen mit den Regeln der strengen Diät haben vereinigen wollen, und Madame wird hierin wol, wies unter Eheleuten Gebrauch ist, Recht behalten. Die Verdauung erfordert den Speichel, aber einen reinen Speichel, wie ihn die Natur giebt. Sie hingegen vergiften denselben, indem ihn der Tabacksaft im Munde entweder zum Brechmittel, oder narcotisch macht. Daher kann er Ihnen im ersten Falle, nach den Mahlzeiten Ueblichkeiten, Sodbrennen und schlechte Verdauung, im andern Falle aber Verhaltung der Blähungen und Schläfrigkeit verursachen. Für einen, der schlecht verdauet, ist das Hülfsmittel, welches Sie erwählt haben, schlimmer, als der Fehler in der Lebensordnung, der dadurch verbessert werden soll. Es giebt aber Leute, die entweder bey dem Tabackrauchen keinen besondern Zufluß des Speichels in den

Mund haben, oder die sich schon von Jugend auf gewöhnt haben, dergleichen angestreckten Speichel ohne alle Beschwerlichkeit zu verschlingen, und bey diesen geht die Gewohnheit über das Geseh. Solche Leute können ohne Schaden der Verdauung nach Tische mäßig Taback rauchen. Sie aber müssen sich zwingen, den Speichel zu verschlingen, und schwemmen ihn mit Wasser hinunter, wodurch Sie Ihrer Natur widerrechtlich einige Gewalt anthun. Der Tabacksruch pflegt gemeinlich, wenn er kurz vor dem Essen gesogen wird, den Appetit zu verderben. Der Appetit wirkt aber auf keine andre Weise, als daß er die Verdauungssäfte in Bewegung setzt, und sie im Magen zusammenführt, wie Sie unter andern daraus ersehn, daß er den Speichel im Munde versammelt. Da nun eben diese Wirkung des Appetits auch zur Verdauung der Speisen nöthig ist, so muß man nach Tische nichts gebrauchen, was vor Tische den Appetit zu vertreiben pflegt. Dieses ist ein neuer Grund wider Sie, wofern Sie nicht die Gewohnheit auf Ihrer Seite haben, welche bey Manchen so weit geht, daß der Tabacksruch weder den Appetit selbst, noch dessen Wirkungen, hindert. Ich habe selbst einmahl einen Juden in seiner Laubhütte speisen sehn, der seine kurze Pfeife neben dem Teller liegen ließ, und sie zwischen einem jeden Gerichte, so bald er den letzten Bissen davon verschlungen hatte, wieder anstreckte, und so lange rauchte, bis ihm ein andrer voller Teller gegeben wurde. Dieser Mensch aß mit großem Appetite, und befand sich sehr wohl dabey. Solche Gewohnheiten, mein Herr, sehn die Leute über die Geseze der Diät hinweg; und nun weiß ich schon Ihren Anschlag. Sie werden sich durch Ihren Zwang nach und nach an den Tabacksruch gewöhnen wollen. Wie aber? wenn Sie, ehe Sie es dahin bringen können, ihre Verdauung verdorben haben? Ist dies Vergnügen wol werth, diese Gefahr zu wagen?

Der Arzt.

Hundert sieben und siebenzigstes Stück.

von Hagedorn.

Dem menschlichen Geschlecht zum Dienst und Unterhalt.

Man wird mich für unachtsam halten, daß ich in so vielen meiner Blätter noch nie von einer so gemeinen und bekannten Krankheit, wie der Scorbut ist, gehandelt habe.

habe. Der Vorwurf ist ziemlich wahr. Denn, ob ich gleich nichts weniger versprochen habe, als in meinen Blättern die Curen der Krankheiten zu beschreiben, so leiden doch viele derselben auch eine bloß diätetische Betrachtung; und unter diesen ist die vom Scharbock für hiesige Gegenden eine der interessantesten. Damit man mir diesen Fehler verzeihe, so will ich ihn heute alsobald verbessern.

Die Seelente und die Bewohner der Seeküsten, nebst ihren Nachbarn, werden von dieser besondern Art der Fäulniß der Säfte am meisten beschwert, und ihre Zufälle sind so schlimm, ihr Fortgang so schnell, und ihre Folgen so grausam und betrübt, daß ich meine Leser mit dem unangenehmen Bilde, das ich, wenn ich ein ordentlicher Bücherschreiber wäre, nothwendig voransetzen müßte, lieber verschonen, und mich mit dem allgemeinen Begriffe begnügen lassen will, den hier die meisten ohnehin schon davon haben. Wer gern Beschreibungen liest, wobey ihm die Haut schaudert, der kann Ansons Reisebeschreibung über diesen Artikel nachschlagen. Eben so wenig werde ich die Meynungen der Gelehrten von der Natur und den Ursachen dieser Krankheit umständlich erzählen, weil damit meinen Lesern noch weniger gedient seyn würde. Dagegen aber will ich sie nur drey Maximen lehren, die beobachtet werden müssen, wenn man den Scharbock, sowol zur See, als zu Lande, zuverlässig verhüten will. Ein Versprechen von dieser Art wird mir wegen alles dessen, was ich nicht sage, bey denen Vergebung erwerben, die das wahre Nützliche allem Schönen und allem Gelehrten vorziehen.

Alle Umstände bey dieser Krankheit, die Mundfäule, die Flecken auf der Haut, die Geschwüre und das Zerfressen der Knochen verrathen eine gewisse Fäulniß des Bluts und aller Säfte. Die meisten Schriftsteller schreiben dieselbe der kalten und feuchten Luft der nordischen Länder, dem Gebrauche stehender und salziger Wasser, und harter, trockner, eingesalzener Speisen zu, die die Verdauung verhindern, und also üble Säfte in unserm Körper erzeugen. Der Scharbock, welcher auf dem Meere entsteht, ist dem Grade nach vom

Landscorbute gar sehr verschieden; denn der Gift der Säfte wirkt in der erstern Krankheit mit einer so erstaunlichen Heftigkeit, als man bey der letztern niemals gewahr wird. Als die Leute des Lords Anson auf seiner Reise um die Welt das mit befallen wurden, so sind ihnen Narben von Wunden, die schon seit vielen Jahren zugeheilt gewesen, wieder aufgebrochen; die Knorpel, welche sich in der Gegend, wo ehemals ein Beinbruch gewesen war, angefest hatten, wurden so weich, daß die Knochen nicht anders wieder aus einander giengen, als ob sie eben erst gebrochen worden wären. Es schlugen faulende Fieber, Brustentzündungen, Gelbsucht, Verstopfungen und Brustbeklemmungen hinzu, welche letztere öfters die Kranken bey der geringsten Bewegung erstickten. Bey dem allen war eine außerordentliche Niedergeschlagenheit des Gemüths, Schauer, Zittern, und ein beständiges Auffahren, das der geringste Zufall von neuem erregte.

Alle Erfahrungen haben gelehrt, daß diese Krankheit von der verdorbenen Luft schnell veranlaßt und hartnäckig unterhalten werde, und diese wird durch die wässerigten, faulenden und salzigen Ausdünstungen auf Schiffen und in kleinen, feuchten, unreinlichen Wohnungen gar geschwind vergiftet.

Die erste Maxime, den Scharbock überall zu verhüten, betrifft demnach die Luft, in der wir uns aufhalten, und die täglich erneuert werden muß. Die Leute zu Lande, die dieses mit leichtet Mühe thun könnten, gedenken kaum daran, die Luft ihrer Zimmer zu erneuern, wenn sie gleich augenscheinlich sehn, daß der Scharbock bey ihnen einreißt, und die Leute auf den Schiffen gedenken fast an nichts anders, als an diese Reinigung, und können ihren Zweck mit vieler Mühe und großen Kosten kaum hinlänglich erreichen. Jene bilden sich ein, daß die Seeluft die Schuld habe, und glauben also auf dem Lande für die Reinigung der Luft gar keine Sorge tragen zu dürfen. Allein, Pringle hat den Scharbock mit allen Kennzeichen des Seescorbuts bey den Soldaten in den Niederlanden gefunden: denn die Ausdünstung der Canäle und Sümpfe im heißen Wetter, wirkt eben

so wie der Dunst, der aus dem Bodenwasser der Schiffe aufsteigt. Beyde sind feucht und faul, und dies ist die Luft, die Scorbut macht. Der Seeluft kann die wenigste Schuld beygemessen werden, denn, wenn die Luft am Bord nur immer durch Ventilation gereinigt wird, so ist man vor diesem Seeebel eben sowol gesichert, als wenn man sich von einem sumpfigten Orte auf eine trockne Küste begiebt. Auf dem Meere, sagt Kouppe, sind die scorbutischen Krankheiten seltner, als im Haven, denn daselbst ist die Luft gesunder, und der Nebel, wegen des vermischten Salzes selten, so wie er auch keinen Geschmack verräth, wenn er mit einem Spiegel aufgefangen wird, dahingegen die Erde weit stärker ausdunstet, und die Luft durch faulende Dünste verdirbt. Daher vermögen die Ventilators weit mehr in See, als im Haven. Nachdem man erkannt hatte, wie unentbehrlich die Reinigung der Luft zur Verhütung des Scharbocks wäre, haben verschiedene Gelehrte ihre Scharfsinnigkeit daran gewendet, um gewisse Maschinen zu erfinden, wodurch insbesondre den Seeleuten auf den Schiffen diese Wohlthat zuwege gebracht werden könne. Stephan Sales, Desaguliers, Richard Mead, Sutton, Vigot de Morogues, und andre, haben sich hierin als Freunde der Menschen bewiesen. Sales hat seine Ventilators, welche die ungesunde Luft aus den Zimmern und verschlossenen Räumen auspumpen, mit erstaunlichem Erfolge sowol auf den Schiffen, als auch in den Gefängnissen, eingeführt. Desaguliers suchte durch sein Blaserad eben denselben Zweck zu erreichen, und man kann die Halesischen Ventilators als eine bloße Verbesserung seiner Erfindung betrachten. Sutton leitete von dem Feuerherde auf den Schiffen Röhren in alle Behältnisse derselben, und zog vermittelst des Feuers die unreinen Dünste aus ihnen heraus. Mead, der diese Erfindung hochschätzte, führte sie durch sein Ansehn auf den Schiffen ein, und die Erfolge waren vortreflich. Der Admiral Boscawen schreibt in einem, vom Vorgebirge der guten Hoffnung, an den Admiraltätssecretair gerichteten Briefe, vom 9ten April 1749, den Suttonischen Röhren vornehmlich den guten Zustand

stand zu, worin sich seine Leute nach einer fünfmonatlichen Schifffahrt befanden. Das Wasser im untern Schiffsboden, das so bald stinkend zu werden pflegt, hatte seinen Leuten bis daher nicht die geringste Ungelegenheit mehr verursacht; da hingegen zu Portsmouth und vor dem Gebrauche der neuen Maschine drey bis vier Menschen von den Dünsten fast erstickt waren. Ein ähnliches Zeugniß hatte schon zuvor ein Schiffszimmermann abgelegt, welcher eine Reise nach Guinea und America gethan hatte. Ob er sich gleich unten im Schiffe fünf Stunden aufhalten, und in vielem Wasser stehen müssen, so hatte er doch nicht die geringste Ungelegenheit davon empfunden. Der Capitain eines gewissen Kriegsschiffs, welcher im Jahre 1747 aus China zurückkam, versicherte, daß zwischen diesem sonst so verdorbenen Wasser und dem guten Seewasser kein größerer Unterschied zu spüren gewesen, als den etwa das Wasser vom Theeboe gegen das vom grünen Thee hat.

So viel übereinstimmige gute Erfolge von dem Gebrauche der Windmaschinen auf den Schiffen, und die schon lange vor diesen Erfindungen angewendeten Bemühungen der Schiffer, den Schiffsraum von der schädlichen Luft zu reinigen, beweisen hinlänglich, wie gegründet der Verdacht sey, daß die unreine Luft an der Erzeugung des Scharbocks keinen geringen Antheil habe. Man bediente sich nun deswegen stets auf den Schiffen eines langen Schlauches von Leinwand, der ungefähr die Gestalt derjenigen Schläuche hatte, durch welche man das Getreide von den Kornböden in die Wagen herablaufen läßt. Dieser Schlauch war an ein Rhaa befestigt, da dann der Wind oben hinein und zum untern Ende wieder herausfahren mußte. Kein Mittel würde bequemer gewesen seyn, als dieses, wenn es sich nur eben so gut bey Windstille und im Segeln, als bey Winde und beyhm Stilleliegen auf der Rhede gebrauchen ließe. Beyhm Segeln fährt aber der Wind mit allzu großer Gewalt durch den Schlauch zwischen die Berdecke; und da dieses nicht verhütet werden kann, so macht die allzu starke Zugluft dem Volke Brustkrankheiten und Flußstieber.

Außer

Außer diesen Windmaschinen pflegen die Schiffer auch noch andre Mittel zur Reinigung der Luft zu Hülfe zu nehmen, die sich in Häusern und Stuben ebenfalls anbringen lassen, und also auch zur Verhütung des Landcorbuts gebraucht werden können. Herr Vigot de Morogues hat deren verschiedne gesammelt und angepriesen. Man muß die Berdecke, den Raum und die Zimmer täglich reinigen, und zumal den Ort, wo die Kranken liegen, öfters ausschneuen. Im Schiffe muß man täglich einige Tonnen frisches Seewasser in den Raum gießen, und es sogleich wieder auspumpen. Auf der Rhede, und wenn es das Wetter erlaubt, müssen die Schießlöcher, in den Häusern aber Thüren und Fenster eröffnet werden. Die Hangematten und Betten müssen öfters gelüftet und gesont, und bey dieser Gelegenheit die Berdecke und Fußböden der Zimmer desto besser gescheurt und gereinigt, auch die Geräthe und Kleidungen einige Stunden lang auf dem Ueberlaufe und im Rege gelassen, oder in eine Zugluft gehängt werden, damit der Wind recht durchstreiche. Man muß verhüten, daß zwischen den Berdecken oder in den Krankentuben nicht zu viel Dünste von Speisen und andern Dingen versammelt werden. Das Feuer in einem Camine oder Zugofen verzagt, und der Rauch vom Feuer und Eßig verbessert sie. Ein alter Schiffer erzählte dem Herrn Sales, daß er sehr gut befunden hätte, wenn die Luft in der Bucht oder Cajüte von Dünsten verdorben worden, die Wände abzuwaschen, und sie allenthalben mit Eßig zu besprengen. Dieses stimmte mit der eignen Erfahrung des Herrn Sales vollkommen überein, indem er gefunden, daß, wenn man Luft durch viele Lappen Flanell, der in Weineßig geweicht war, respirirte, solche dermaßen gereinigt wurde, daß sie länger zum Athemholen diente, als andre. Aus diesen Wahrnehmungen hat Herr Vigot de Morogues geschlossen, daß man zur Reinigung der Luft auf Schiffen und in Häusern wohl thun würde, wenn man darinn öfters räucherte, entweder, indem man glühende Stückkugeln in Eßig ablöschte, oder Pulverklümpchen, die mit Eßig angefeuchtet worden,

anzim-

anzündete. Dieses letzte Mittel ist vortreflich. Man weiß, daß der Eßigdampf ein bewährtes Mittel wider die Pest selbst sey, indem er die Luft reinigt und erfrischt. Der im Pulver befindliche Salpeter verdünnt die Luft merklich und bringt eine neue hervor, welche alle Eigenschaften einer natürlichen Luft hat, ungeachtet sie gekünstelt ist. Zwar verschluckt der Schwefel etwas davon. Allein, deswegen muß man ihn nicht verwerfen, indem seine Säure die laugenhaften Dünste schnell ergreift, und sich mit ihnen aufs genaueste vereinigt. Solchergehalt kann er eine mit faulen Dünsten angefüllte Luft vortreflich reinigen.

Ich habe verschiedentlich sowol die Vortheile einer reinen Luft für die Gesundheit, (S. das 4te, 48ste und 65te Stück) als auch die Mittel, sie täglich zu reinigen, gelehrt. (S. das 28ste, 33ste, 48ste und 73ste Stück.) Daher will ich mich hier vorzüglich nicht weiter in diese Materie einlassen, sondern nur noch dasjenige anführen, was der D. Addington von der unreinen Luft, als einer der vornehmsten Ursachen des Scharbocks, sagt: »Die erste Ursache, welche den Scharbock erzeugt, ist die Unreinlichkeit auf den Schiffen, wenn man das Wasser im untersten Schiffsraume faulen läßt; wenn man das Verdeck nicht reinlich hält, noch die Luft in den verschlossenen Vertern des Schiffs vermittelt der Windbälge, erneuret; wenn man die faulen Dünste von verdorbenen Speisen, Geschwüren, Kranken, Todten und den Unreinigkeiten der Thiere nicht beständig wegjagt, das Leinenzeug nicht öfters an die Luft henkt, und dasselbe nicht oft genug umwechselt; und wenn man seinen eignen Leib nicht reinlich hält. Diese Ursachen sind so allgemein, und zugleich so kräftig, den Scharbock zu erregen, daß man fast alles versäumt, wenn man sie nicht aufs möglichste zu vermeiden sucht.»

Ein gewisser englischer Officier hat in einem Sendschreiben vom Bord des Schiffes Torbay an einen Freund, das ich hier einrücken will, den großen Nutzen dieser Vortheile erkannt: »So sehr Sie die Nachrichten von den Krankheiten betrübt haben, schreibt er, welche im vorigen Jahre so viele

»viele von unserm Schiffsvolke umbrachten, so lieb wird es Ihnen ist zu hören seyn, daß wir nunmehr einer vollkommenen Gesundheit genießen. Alle unsre Leute sind in vier Haufen eingetheilt, über deren jeden ein Lientenamt und fünf andre Personen bestellt sind, welche wöchentlich zweymal Revue darüber halten. Diejenigen, welche sich unreinlich halten, oder ihre Geräthschaften verkauft haben, werden bestraft. Es wird genau darüber gehalten, daß kein Soldat oder Matrose sich betrinke, oder müßig gehe, oder sich dem Spiele ergebe, welches die gemeinen Quellen vieler Ungelegenheiten sind. Täglich werden die Hangematten aufs Oberverdeck gebracht, und, wenn es die Zeit erlaubt, die Schießlöcher geöffnet. Bey trockenem Wetter wird das Unterverdeck ausgelegt und ausgespült, bey feuchter Witterung aber gefegt und trocken aufgeschauert, damit die Balken, wo die Betten hängen, nicht schimmeln. Man brennt daselbst dörres Holz, worauf Harz geworfen wird, von welchem Rauche nicht allein die Insekten getödtet, sondern auch die übeln Dünste vertrieben werden. Man bedient sich auch der Handventilators, welche die verdorbne Luft aus dem untersten Schiffsboden ziehn. Dann und wann werden auch alle Balken mit warmen Eßige gewaschen, welches das Schiff erfrischt, und vor aller ansteckenden Luft bewahrt. Ob wir gleich schon sechs Monate herumkreuzen, so haben wir doch, vermittelt dieser Methode, außer sehr wenigen Scorbutischen, die sich alsobald mit Limoniensaft wieder curirt haben, gar keine Kranke gehabt.»

Die zwote Hauptmaxime zur Verhütung des Scharbocks ist die gehörige Diät im Essen und Trinken. Gewisse Arten von Speisen machen unstreitig unser Blut scorbutisch, und verschlimmern die Krankheit dergestalt, daß sie nicht völlig ausgerottet werden kann, wofern man sie nicht vermeidet. Das Seesolk und die Leute an den nördlichen Seeküsten leben größtentheils von eingesalznen Fleische und Fischen, und man bedient sich öfters des Seesalzes zum Ein-salzen, welches der D. Mead keinesweges billigt, und da-

gegen

gegen ein vom D. Lowades in London erfundnes andres Salz anpreist, welches nicht so leicht scorbutische Säfte macht. Es ließe sich vielleicht hiergegen noch etwas einwenden, da man scorbutische Leute glücklich mit Seewasser oder Seesalze purgirt, ihre Geschwüre damit auswäscht und reinigt, und sie in Seewasser badet. Wenigstens hat man nicht Ursache, das Seesalz für die vornehmste Ursache des Scharbocks zu halten; und die allzu harten und unverdaulichen Speisen, die täglich, ohne Abwechselung mit andern, genossen werden, sind in dieser Absicht viel mehr zu fürchten. Man sollte um deswillen, ausser den eingesalznen, auch andre haltbare Speisen an Bord nehmen, damit das Volk den nöthigen Wechsel hätte. Die Holländer versehen sich mit trockenem ungesalznen Stockfische, und statt des Habermeßls mit Gerstengröße, welche nicht so sehr hitzen und trocknen soll, als der Haber. Bloß durch dieses letzte Mittel hat einstmal der Ritter Wager seine Leute vor dem Scharbock gesichert; da hingegen die Engländer bey ihren Speisen mit dem Scorbut arg geplagt wurden. Der Zwieback, die Gerstengröße, Erbsen und Reis sind gute Speisen für das Schiffsvolk; hingegen kann ihnen Fleisch und Fisch, es sey frisch, oder gesalzen, oder geräuchert, nicht anders, als bloß zur Abwechselung dienlich seyn, indem man findet, daß auf den Schiffen, wo lauter solche Speisen gebraucht werden, der Scharbock fast unwiderstehlich einreißt. Eben dieser Ritter Wager hat bey andrer Gelegenheit seine Leute dadurch gesund erhalten, daß er ihnen täglich eine Kiste voll Pommeranzen Preis gegeben, die sie theils gegessen, theils mit dem Getranke vermischt, und die Schaaalen auf dem Schiffsboden liegen gelassen haben, damit sie durch ihren Geruch die Luft balsamisch machten. Man sieht hieraus, wie nützlich es sey, dem Volke eine reine Säure zu verschaffen, dergleichen besonders der Weinessig ist, wodurch sowol das Salz der Speisen gedämpft, als auch der Mangel an säuerlichen Früchten ersetzt wird. Rouppe und Lind haben diese Maxime ganz besonders eingeschärft. Der erste lobt den verdickten Pommeranzen-

Citro-

Sitronen- und Limoniensaft ungemein, und rath, auf eben die Weise den Saft von Aepfeln, Zwetschen, Trauben, Johannisbeeren, u. d. gl. aufzubewahren, oder die Früchte getrocknet zu gebrauchen. Lind hat unter allen Präservationsmitteln kein wirksameres und zuverlässigeres, als die Pommeranzen und Limonen gefunden. Er verlangt, daß man sich ihrer auf den Schiffen täglich bedienen soll. Weil aber diese Früchte leicht verderben, und in so großer Menge, als für alle Schifflente erfordert wird, nicht an Bord genommen werden können, so lehrt er die Kräfte derselben auf Jahr und Tag zu erhalten, indem man den Saft auspreßt, ihn, wenn er sich gesetzt hat, durchseihet, und ihn alsdann in einem bequemen Gefäße, das in ein andres mit Wasser angefülltes zu stellen ist, bis zu einer Sirupdicke einkocht. Zwey Duzend gute Pommeranzen, welche 5 Pfund 4 Unzen wiegen, geben ein Pfund und 9 Unzen Saft, wovon nach dem Einkochen ohngefähr 5 Unzen Extract übrig bleiben. Damit nun auch dieser Saft den Geruch der Früchte behalte, so muß man gegen das Ende des Einkochens etwas weniges von der äussern Schaaale unter das Extract thun. Von diesem Saft müssen die Seelente täglich etwas unter ihren Rum, Urack und Brantwein mischen. Ausser diesen Früchten beschenkt die Natur diese unglücklichen Kranken mit verschiednen Pflanzen, welche häufig auf den Inseln im Meere wachsen, und eine augenscheinliche Hülfe thun. Hierhin gehören das Löffelkraut, die Bachungen und alle Arten der Kresse, welche einen subtilen flüchtigen, wie auch der Sauersampfer, die Endivien, Lactuken und Portulack, welche einen erfrischenden Saft bey sich führen. Ueberdem sind auch alle Arten der Milch, besonders die Molken, wenn sie mit einigen der vorigen Kräuter zubereitet werden, wider den Scharbock von vortreflichem Nutzen. Die Leute zu Lande haben in der Wahl guter Speisen unendlich viel Vorzüge vor dem Schiffsvolke, und es muß also bloß aus Unwissenheit oder aus einer übelangebrachten Sparsamkeit herühren, daß sie sich größtentheils den ganzen Winter hindurch mit solchen harten und unverdaulichen Speisen, die

Der Arzt VII. Tb. Berth. Ausg.

S

schleche

schlechten Nahrungsfaß geben, ernähren, wovon sie so häufig mit scorbutischen Säften angesteckt werden. Wer sie überreden könnte, von dieser schädlichen Gewohnheit abzustehn, und wenigstens zwischen zwei Mahlzeiten von dergleichen scorbutischen Speisen zwei andre von solchen zu halten, die die scorbutischen Säfte verbessern, der würde ihrer Gesundheit einen großen Vortheil stiften.

Nichtsdestoweniger muß sich doch niemand einbilden, daß es bloß auf die Beschaffenheit der Speisen allein ankäme, um den Scharbock zu verhüten. Rouppe verwundert sich, daß die Negern den Scorbut nicht bekommen, da ihnen doch alles gegeben wird, was der Matrose, der Fäulnis wegen, nicht essen mag. Allein ich begreife es daraus, weil solche Speisen die Negern nicht zur Unmäßigkeit verleiten: denn auch diese verdirbt die Verdauung, und giebt leicht den dazu kommenden andern Ursachen des Scharbocks das Uebergewicht, um die Krankheit zu unterhalten und zu vermehren. Daher sagt Addington sehr wohl, daß eine Hauptursache des Scorbutus unter den Seeleuten in einer Ueberladung und Gefräßigkeit bestehe, worauf bald Durchläufe und bald Verstopfungen erfolgten. Wenn eine solche Ueberladung mit einerley unabgewechselten scorbutischen oder auch mit verdorbenen Speisen und Getränken geschieht, so muß sie natürlicher Weise die zu befürchtende Wirkung desto geschwinder verrichten.

Man sieht wohl, daß die Getränke bey der Diät derer, die den Scorbut fürchten, ein großer Artikel mit seyn, und daß man besonders das verdorbne und unreine Wasser zu vermeiden habe. Addington hat einen Spiritus aus dem Seesalze verfertigt, womit man das stinkende Wasser, das Blut, die Galle und das verdorbne Fleisch wieder gut machen kann. Man tröpfelt davon in ein Quartier Wasser nur etwa fünf Tropfen, und so erhält man dadurch eins der besten Getränke wider den Scharbock. Wenn man diese Säure in eben der Proportion mit dem Wasser in hölzernen Gefäßen vermischt, so wird es vor der Fäulnis bewahrt, und bleibt länger, als ein Jahr, selbst in den heißesten Gegenden gut und trinkbar.

bar. Sales hat auf gleiche Weise ein Quartier Wasser mit dreym Tropfen Schwefelöl, und Boyle mit eben so viel Tropfen Vitriolsspiritus oder einem einzigen Tropfen Vitriolöl erhalten. Man kann auch mit Nutzen unter das Wasser den vierten Theil Wein, oder den dreyzehnten Theil Rum, Branntwein, oder andern guten Spiritus mischen. Sonst hat auch Herr Deslandes einen wahrscheinlichen Rath gegeben, das Wasser lange Zeit gut zu erhalten, daß man nämlich die Tonnen inwendig mit angebranntem Schwefel ausräuchern soll, wie die Weintonnen. In solchen geschwefelten Gefäßen hat er Wasser auf ein halbes Jahr unversehrt erhalten. Rouppe hat nicht selten Getränke von Laugensalzen, mit einer Säure vermischt, mit Nutzen gegeben.

Auf dem Lande ist man um frisches Wasser nicht verlegen, und so kommt immer ein Vortheil zum andern, daß die scorbutischen Krankheiten unter den Landleuten nie so arg einreissen können, als unter dem Seewolke. Das Seewasser ist nicht trinkbar, und das süße Wasser, was auf den Schiffen mitgenommen wird, verdirbt daselbst leichter, als sonst. Es ist überhaupt nicht unmöglich, Wasser stets frisch zu erhalten. Boerhaave erzählt in seiner Chymie, daß der berühmte Meßkünstler Clavius in eine Retorte Wasser gefüllt, ihren Hals zugeschmolzen, und von aussen mit einem Striche bemerkt habe, wie hoch das Wasser gestanden. Nach achtzig Jahren hat es unverändert noch bey eben demselben Zeichen gestanden. In der unterirdischen Stadt Herculesneum hat man noch vor wenigen Jahren in den aufgedugenen Häusern starke crySTALLENE Gefäße gefunden, worinn sich das Wasser beynähe 1700 Jahr erhalten. Allein, diese Bemerkungen sind in der Oekonomie unbrauchbar. Denn, wie kann man wol auf den Schiffen das Wasser vor dem Zugange aller Luft bewahren? Die meiste Ungelegenheit verursachen die Würmer, die sich im süßen Wasser erzeugen, und eben dieses läßt sich auf den Schiffen viel weniger, als irgend sonst wo, verhüten. Man hat lange dafür gehalten, daß sich diese Würmer von dem Holze der Tonnen erzeugten.

Ein gewisser Arzt beobachtete auf seiner Reise durch Urles, daß man in den umliegenden Gegenden dieser Stadt das vortreflichste und klarste Wasser hätte, ungeachtet daherum weder Quellen noch Brunnen angetroffen werden. Als er sich nach der Ursache hiervon erkundigte, sagte man ihm, daß es das Wasser aus der Rhone wäre, welches man das durch reinigte, daß man es mitten im Strome in große irdene Krüge schöpfte, welche zu dem Ende in den Keller gesetzt wurden, damit sich aller Schlamm und Unrath nach und nach auf dem Boden anlege. Solchergestalt hält es sich ganze Jahre beständig rein, ohne zu verderben, und man hat in verfallenen Kellern dergleichen Gefäße gefunden, worin sich das Wasser länger, als achtzig Jahr, sehr schön erhalten hat. Diese Beobachtung schien zu beweisen, daß die hölzernen Gefäße an der Erzeugung der Würmer im Wasser die meiste Schuld haben müßten. Nach der Zeit hat man aber gefunden, daß diese Furcht ungegründet sey, indem sich auch in den großen irdenen Gefäßen auf den Schiffen Würmer erzeugt haben. Ein solches verdorbnenes Wasser wird zu Zeiten wieder gut, wenn die Würmer gestorben sind. Allein, es verdirbt von neuem, indem sich wieder andre Insekten darin erzeugen. Diese Abwechselung kam in einem Vierteljahre wol drey bis viermal zu tragen, und jedesmal entsteht eine neue Art von Insekten. Das Wasser von verschiedenen Orten ist diesen Veränderungen nicht gleich oft unterworfen. Vermuthlich muß es also wol selbst den Stoff aller dieser Würmer in sich enthalten, deren einige früher, andre aber später auskommen, nachdem ihre Gattungen verschieden sind. Hierzu wird allemal ein gewisser Grad der Wärme erfordert, welchen nicht allein die verschiedenen Himmelsgegenden auf Seereisen, sondern vornehmlich der Schiffsboden verursachen, wo das meiste süße Wasser aufbehalten wird, und wo beständig eine nicht geringe Hitze ist. Herr Deslandes hat dieses zu Vrest erwiesen, da er gefunden, daß in dem Schiffsboden eines erst vor drey Wochen ausgerüsteten Schiffs der Grad der Hitze am Thermometer höher, als in den heißesten Sommertagen gestiegen; daher

daher auch das Volk nicht länger, als eine halbe Stunde, und nicht anders, als nackend, darin arbeiten können. Die Eier der Insekten müssen also nothwendig davon ausgebrütet werden; und da in den Gefäßen der Obersten des Schiffs, welche gemeiniglich zwischen den Verdeckten stehn, weniger Würmer angetroffen werden, als in den Gefäßen des Schiffsvolks, welche ganz unten im Schiffsboden befindlich sind, so ist gar kein Zweifel, daß dieses nicht der wahre Grund der Sache seyn sollte. Der Schwefeleinschlag der Wassertonnen, wie auch die Vermischung einiger Tropfen Vitriolgeist mit dem Wasser ist der Erzeugung der Würmer noch am nachtheiligsten.

Das ganze Unheil mit dem Wasser auf Schiffen könnte durch die einzige Erfindung gehoben werden, wenn man das Seewasser trinkbar machte. Die öffentlichen Blätter benachrichtigen uns zuweilen, daß solche Erfindungen gemacht worden wären. Allein, die Methoden können gründlich und doch unbrauchbar seyn, wenn sie nicht bequem und ohne große Kosten auf den Schiffen angebracht werden können; und dies ist der Fehler aller bisherigen gewesen. Sonst ist die Sache freylich möglich; und obgleich Herr Deslandes die Schwierigkeit vermehrt, indem er beweist, daß es nicht bloß darauf ankomme, dem Seewasser sein Salz zu benehmen, sondern es auch von einem gewissen Fette, oder bittern, ungesundem und unangenehmen Dele zu befreien, welches von verfaultem Holze, Gewächsen, todtten Fischen, und andern Körpern hineingebracht wird: so sehn wir doch, daß die Natur selbst zuweilen das Seewasser völlig rein und trinkbar mache. Schon Bartholin hat beobachtet, daß das Seewasser, wenn es gefriert, sein Salz verliere. In Amsterdam sollen sich die Bierbrauer, nach Boylens Berichte, der Eischollen des Seewassers ehemals bedient haben, um ihr Bier davon zu brauen. Ob nun gleich dieses jetzt nicht mehr geschieht, wie solches der Herr Uebersetzer des ersten Theils meiner kleinen Schriften in einer Anmerkung erinnert, so giebt er doch zu, daß man dergleichen Wasser in den Küchen zum ökonomischen Gebrauche anwende. Herr Reyher hat,

zur Bestätigung, selbst Meer-Eis ausgehauen, und befunden, daß das Wasser desselben süß gewesen. Ja, was noch mehr ist, so beobachtete er, daß das Wasser in der Nachbarschaft des Eises nur in einer Tiefe von anderthalb Fuß erst salzig war, und daß auch dieses nicht einmal einen sehr salzigen Geschmack hatte. Hingegen war es in einer Tiefe von fünf Fuß dergestalt gesalzen, daß vier Pfund Wasser mehr, als zwey Loth Salz gaben. Wer das Geheimniß entdecken wird, der Natur in diesem Stücke auf eine solche Weise nachzuahmen, daß das Kunststück auf den Schiffen gebraucht werden kann, der wird sich um alle Seereisende gewiß unsterblich verdient machen.

Ich bin in dieser Nebenbetrachtung, welchem mehr physikalisch als medicinisch ist, ein wenig ausführlich gewesen. Darum muß ich die dritte Maxime, den Schaarbock zu verhüten, bis in mein nächstes Blatt versparen.

Mein Herr,

Da Sie schon selbst im 44ten Blatte über die heillosen Künste derer geirret haben, die sich mit untauglichen Hausmitteln das Fieber vertreiben, so werden Sie gewiß den hierbey folgenden aus dem Französischen übersehten Aufsatze Ihrer Aufmerksamkeit würdigen, und ihn dem gemeinen Besten widmen.

(*) In keiner Krankheit sind die Hausmittel gemeiner, als in den Fiebern. Die Welt ist voll von geheimen Rätthen, die sich rühmen, sichere Geheimnisse wider das Fieber zu besitzen; und da die meisten derselben nur verschiedene Zubereitungen und Vermischungen von der Fiebereinde sind, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie zuweilen glücken, zumal, wenn die Kranken zuvor zubereitet worden sind. In solchen Fällen kann auch ein Arzt, wenn ihm die Zusammensetzung der Arzney bekannt ist, dem Vertrauen der Kranken auf dieselbe nachgeben, und ihren Gebrauch gestatten. Es giebt aber auch Arzneyen von anderer Art, die der Arzt nicht zulassen kann, weil sie entweder ungereimt, oder schädlich sind. Dergleichen sind die abergläubischen, die stopfenden, die heftig purgirenden und gefährlichen Arzneyen, ja die Gifte selbst. Denn, von einem Pfuscher, von einem Quacksalber und von einer Frau Gevatterin nimmt man auch ohne Bedenken Gift ein; da man hingegen der Vorsichtigkeit eines Arztes nie gern trauen will.

Ein

Ein jeder Naturforscher weiß, wie kindisch die abergläubischen Mittel sind, und es ist nicht einmal der Mühe werth, davon zu reden. Was aber die stopfenden Arzneyen betrifft, so finden sich Kranke genug, die ihre Gefahr nicht fürchten, und die sie mit blindem Vertrauen wider das Fieber gebrauchen. Hierzu bedienen sie sich der Wurzeln von Wegbreit, Tormentille und Fünffingerkraut, entweder in Substanz, oder des ausgepreßten Safts derselben, bald allein, bald mit Branntwein vermischt. Alle diese stopfenden Mittel hindern mit Festigkeit die Bewegungen der Nerven; und Muskelfasern des Magens und des ersten Gedärms, deren unordentliche krampfhafte Bewegungen eine von den Ursachen der Fieber-Anfälle sind; und eben darum sind sie verdächtig und schädlich, weil sie durch das heftige Zusammenziehen der Nervenfasern und Drüsen und Gefäße des Magens verursachen, daß sich die darin stockenden schädlichen Säfte anhäufen, und sowohl die Verstopfungen, als den zähen Schleim vermehren, welche Fehler oft die vorläufigen Ursachen des Fiebers sind. Das geringste Uebel, was solchergestalt vom Gebrauche dieser Mittel entstehen kann, ist ein schneller und gefährlicherer Rückfall ins Fieber, der doch aber alsdann den Kranken zum wahren Heile gereicht, weil er die durch die stopfenden Mittel gehemmten Bewegungen der Magenfasern wieder herstellt, nachdem sich die Natur von den Hindernissen, die ihr durch die schädliche Arzney in den Weg gelegt worden, befreiet; und durch das wieder hergestellte Fieber in den Stand gesetzt hat, befreye Arzneyen anzunehmen, die ihr gründlich zu Hülfe kommen. Die Fiebereinde selbst kann, vermöge ihrer stopfenden Kraft, dergleichen üble Wirkungen hervorbringen; wenn man sie allzu früh und zur Unzeit verordnet, obgleich ihre Bitterkeit und ihre auflösende balsamische Kraft, welche nach Art der Galle wirkt, ihr Zusammenziehen viel verbessert und mäßigt. Denn, in solchem Falle erstickt und hält sie die Fieber-Anfälle bloß mit Gewalt auf, ohne ihre Ursache aus dem Wege geräumt zu haben; daher dann so öftere Rückfälle des Fiebers erfolgen, die es bey dem Gebrauche von ganzen Pfunden Quina dennoch auf ganze Jahre verzögern.

Die übrigen gemeinen Fiebermittel bestehen in den heftigsten Brechmitteln, da man z. E. das Pulver vom Spieglase in Eider oder Birnmast zubereitet, u. s. w. Es giebt Kranke, die so unreinlich und dreist sind, ihren eignen Urin zu trinken, wovon sie sich erbrechen. Andre löschten ein glühendes Stück Kupfer in Eider ab, obgleich alle Zubereitungen aus Kupfer gefährlich, ja wirklich ein wahrer Gift sind. Einige zerlassen klein gemachte Spinnweb, nebst dem Däglein des Espinastes, in Weine oder dergleichen Liqueur, wovon sie ein starkes Erbrechen bekommen. Viele Säuffer rühmen ein Mittel, das oft übel angebracht wird, daß sie nämlich das Fieber besäußen,

saufen, das ist, daß sie sich vor dem Anfälle betrinken. Diese Kühnheit ist gefährlich, (wie wir in Herrn von Zollbergs Beyspiele gesehen haben, 146 St. S. 537.) und öfters hat sie in dem darauf folgenden Fieberanfälle die Kranken getödtet. Noch gefährlicher, und doch noch gewöhnlicher ist der Gebrauch eines mit Pfeffer und andern Gewürzen versetzten Brantweins im Anfange des Anfalls, unter dem Vorwande, daß die Kranken nach dem Fieber desto besser schwitzen sollen. Man hat Beyspiele gesehn, daß davon Leute im Anfälle selbst, ohne Verstand und sinnlos, gestorben sind.

Daher muß man billig alle diese und dergleichen schädliche Hausmittel, Vocksblood, Tabackspfeisenpulver, hitzige, gewürzte Getränke, den Vermuthwein mitgerechnet, die arsenikalischen Arzneyen, u. d. gl. aus der Reihe wahrer Fieber-Arzneyen herausstoßen, und sie um desto mehr allen Leuten, die nicht mit sich selbst unsinnig hantieren wollen, widerrathen, je reicher die wahre Arzneykunst ist an sichern und zuverlässigen Mitteln wider das Fieber ist, die es gründlich, sicher und geschwind vertreiben können.

Ich u.

Hundert acht und siebenzigstes Stück.

von Hagedorn.

Die meisten wußten nicht die Ursach anzugeben,
Wie einst, ich weiß nicht wer, sie selbst erfuhr.

Ein gewisser mir unbekannter Reisebeschreiber hat vor wenigen Jahren eine Abhandlung vom Scharbocke geschrieben, die ich in einer französischen Monatschrift mit Vergnügen gelesen, und worinn die dritte Maxime den Scorbut zu verhüten, ausführlich erörtert worden ist, die ich heute meinen Lesern mitzutheilen habe. Diese Maxime ist, wie ich glaube, eben so notwendig zu diesem Endzwecke, als die Reinigung der Luft und die gute Diät in den Nahrungsmitteln. Allein, sie ist von den neuern Aerzten fast gänzlich aus der Acht gelassen worden, und darum kann ich

ich es dem ungenannten Verfasser des besagten Aufsatzes verzeihen, daß er sie mit einiger Uebertreibung, in einer Art von Enthusiasmo, fast als die einzige notwendige anpreiset. Meine Leser werden mir gewiß dafür verbunden seyn, daß ich den ganzen Aufsatz hier einrücke.

Da der Scorbut für die Schiffleute eine der schrecklichsten Krankheiten ist, so scheint es, daß man ihnen den wichtigsten Dienst von der Welt leisten würde, wenn man ihnen ein kräftiges Mittel anzeigte, um ihm zuvorzukommen. Es sind in dieser Absicht schon viel Versuche gemacht worden; allein, bis ist scheint der Erfolg nicht mit der angewendeten Sorgfalt übereinzukommen.

Hätten die Schriftsteller, die vom Scharbocke geschrieben haben, die unwidersprechliche Wahrheit in Erwägung gezogen, daß der Scharbock auf unsern (englischen) Kriegsschiffen weit ärger, als auf den Kauffahrden Schiffen, oder denen von der Ostindischen Gesellschaft wüthet, obgleich diese viel langwierigere Reisen thun; so würden sie hierdurch auf Vermuthungen gerathen seyn, die sie zu einer untrüglichen Methode geleitet hätten, diesen fürchterlichen Feind abzuhalten.

Es ist gewiß, daß die Kriegsschiffe in Absicht der gesunden Nahrungsmittel, welche dem Volke gereicht werden, und in Absicht der Reinlichkeit der Schiffe selbst, große Vorzüge vor den andern haben, weil man auf jenen einer frischeren Luft genießt, die durch die vielen Schießlöcher für die Stücke einen freyen Durchzug hat. Es ist aber auch eben so gewiß, daß nichts desto weniger eine Reise nach Westindien dieselben mit dem Scorbute ansteckt, davon ein Kauffahrden Schiff nicht die geringste Gefahr leidet.

Die Escadre des Admirals Watson ward vom Scharbocke angegriffen, ehe sie noch die Rade von Madagascar erreichte, ob sie gleich zu Madera Erfrischungen eingenommen hatte. Gleichwol thun die Schiffe der Gesellschaft zuweilen

S S.

diese

diese Reise gerade, ohne in irgend einen Haven einzulaufen, und ohne von dieser Krankheit angefallen zu werden.

Die Matrosen der Gesellschaft haben keine bessere Nahrung, als die von der Flotte. Sie haben eben so viel Strapazen, als diese. Die Indischen Schiffe haben auch mehr Volk am Bord, als die Kriegsschiffe, weil sie jedes Jahr Truppen überbringen müssen. Das Volk muß auf faulen den Hangematten und feuchten schmutzigen Tauen liegen; und anstatt, daß die Luft zwischen den Berdecken einen freien Umlauf haben sollte, ist öfters so wenig Platz, daß man sich kaum regen, und den verschiedenen Wendungen des Schiffs gemäß bewegen kann, wovon das Volk selbst zu der Zeit, da es der Ruhe am meisten benötigt wäre, unendlich viel Beschwerden auszustehen hat.

Ich habe mir sagen lassen, daß die Schiffe, die in den nördlichen Meeren nur kleine Reisen thun, gemeinlich vom Scharbock befreiet bleiben. Wenn nun also die Kriegsschiffe, ungeachtet aller Vorzüge vor andern, dem Scorbut dennoch mehr unterworfen sind, so muß eine besondre Ursache vorhanden seyn, die diese Krankheit veranlasset, und so muß es auch nicht einmal schwer fallen, dieselbe zu entdecken.

Die Kaufleute nehmen nur eine kleine Anzahl Matrosen an Bord ihrer Schiffe, und diese haben also wenig Zeit übrig, die Hände in den Schooß zu legen. Die harte Arbeit, die sie zu verrichten haben, befördert die Verdauung der groben Kost, die man ihnen reicht, den Umlauf des Bluts, und die zur Erhaltung der Gesundheit so nöthige Ausdünstung. Die Erfahrung lehret, daß weder das Peckelfleisch, noch das schlechte Wasser, ob man es gleich oft unschuldiger Weise deshalb angeklagt hat, und daß weder die Kälte, noch die Feuchtigkeits und Unreinlichkeit der Schiffe, noch auch alle diese Ursachen zusammen genommen, den Scharbock verursachen können, wenn nur die Matrosen zur See gehörig zur Arbeit angehalten, und gehindert werden, sich der Faulheit zu ergeben.

Es ist auf allen, besonders aber den großen Kriegsschiffen, mehr als zu bekannt, daß sich eine große Menge Matrosen täglich in den untersten Schiffsboden verkriecht, um daselbst

daselbst zu schlafen und zu faullenzen. Es ist zu der gewöhnlichen Arbeit auf den Schiffen nicht alles Volk nöthig, was dazu bestimmt wird; und es ist schon genug, wenn die Aufseher jederzeit, so oft sie können, nur so viel Leute finden, als zu derselben Arbeit hinreichend sind. Solchergehalt können die, die ihre Bequemlichkeit unten im Schiffe suchen, fast immer Gelegenheit finden, sich der Arbeit zu entziehen. Einige, die vom Scharbock geschrieben, und dergleichen Leute gesehn haben, setzen daher den Mangel der Leibesübung mit unter die Ursachen dieser Krankheit. Allein, sie haben nie die öftere Leibesübung als eins der wirksamsten Mittel zur Cur dieser Krankheit beschrieben.

Um nun zu beweisen, wie sehr die Leibesbewegung den Scharbock verhüte, und wie gegründet dasjenige sey, was ich gesagt habe, so will ich meine eignen Beobachtungen, die ich auf dem Schiffe Elisabeth auf einer Reise nach Ostindien angestellt habe, mittheilen. Dieses Schiff war, als es von England absegelte, voller Soldaten, und mit Waaren dergestalt angefüllt, daß man kaum einen ledigen Platz finden konnte. Kurze Zeit nach unsrer Abreise im Hornung hatten wir drey Wochen lang so häufige Regen, daß das Volk fast beständig durch und durch naß war, und nichts desto weniger blieb es nicht allein damals, sondern auch die ganze Reise über gesund, weil es unaufhörlich beschäftigt war, und durch die Arbeit immer im Gange erhalten wurde.

Nachdem wir eine Zeitlang zu Bengalen geblieben waren, bekamen Viele das Fieber, welches ihnen das Clima zuzog. Man sagt, daß der Scharbock gemeinlich diese Krankheit begleite. Dem ungeachtet aber ward auf der Rückreise niemand davon befallen, obgleich die frischen Nahrungsmittel für das Volk selten genug waren, und die Arbeit ihm nicht erspart wurde.

Als wir zu Bombay waren, hatten wir oft Kälte und Regen; die Matrosen aßen nichts, als gesalzenes Fleisch, und arbeiteten weniger, als sonst. Hier äußerte sich der Scharbock bey einem Holländer, der am Bord war, und den die Matrosen als einen Faullenger vom ersten Range kannten,

kannten. Dieser war gar nicht delicat im Essen; er nahm für seinen Theil gern mit einem Stücke ranzigten Speck fürlieb, der, wie man sagt, den Scharbock leicht verursachen soll. Viele seiner Landsleute genossen eben die Kost; hatten aber keinen Anfall von dieser Krankheit, weil sie nicht eben so träge waren, als er. Dieser Kerl erhielt seine völlige Gesundheit wieder, als er an Land kam, welches zu einer Zeit geschah, da keine Kräuter auf dieser Insel wuchsen. Die Neugier, ein fremdes Land zu besuchen, munterte ihn auf, spazieren zu gehen, und diese Leibesübung hat vermuthlich mehr, als alles andre, zu seiner Genesung beygetragen; wie denn auch überhaupt seine Krankheit eben nicht sonderlich viel zu bedeuten hatte.

Eben dieses Schiff hatte bey seiner Rückkunft von Bengalen nicht mehr Kranke, als auf seiner Reise von da nach Bencoolen, obgleich das Volk die Woche zwey- bis drey- mal Salzische essen mußte, die sonst sehr geschickt sind, das Blut zu verderben, und also den Scharbock zu erzeugen.

Als das Schiff seine Ladung hatte, reiste es, wohlgerüstet, von Bencoolen ab. Es war wohl ausgelüftet, und hatte hinlängliche und proportionirliche Mannschaft am Bord. Zum Überflusse ward die Speiseordnung auf der Rückreise so eingerichtet, wie sie Herr Vinet für die beste angegeben hat, nämlich folgendermaßen: Man gab dem Volke statt des Zwiebaks gekochten Reiß, und jede Woche, statt zwey- bis dreyen-, fünfmal Speck. Ungeachtet aller dieser Vorsichtigkeit und der viel bessern Güte der Speise auf der Rückreise gegen die auf der Hinreise, hatte das Volk kaum sechs Wochen in See zugebracht, als sich Viele über den Scharbock beklagten, bloß weil sie zu der Zeit nicht viel zu thun hatten. Unter ihnen befand sich auch der oberwähnte Holländer, zweyen Engländer und ein alter Mann, der die Bequemlichkeit liebte. Diese Personen bekamen wirklich den Scharbock; da hingegen die, welche sich lieber mit den Arbeiten des Volks abgaben, nicht den geringsten Zufall davon hatten. Die Kranken genasen zu St. Helena, und langten endlich glücklich zu Hause an.

Nach

Nach dem, was ich bisher gesagt habe, halte ich es für unnütz, die Vortheile der Leibesübung zu beschreiben, und sie allen, die den Scharbock vermeiden wollen, anzupreisen. Ich weiß wohl, daß diese Lehre vielen unsrer Seeleute nicht anständig seyn wird. Allein, wer wollte nicht lieber die härteste und verdrießlichste Arbeit thun, als einer so häßlichen und oft so gefährlichen Krankheit wegen Gefahr laufen? So lange der Umlauf des Bluts von keiner Verstopfung der kleinen Gefäße gehindert wird, und so lange die Ausdünstung frey bleibt, hat man nicht Ursache, den Scharbock zu fürchten. Beydes kann man durch mäßige Leibesübung erhalten.

Die Arbeit der Stücknechte, die auf einer Flotte eine der wichtigsten ist, würde hierzu vortreflich seyn, wenn man sie so genau und unablässig abwartete, als es von Rechts wegen geschehen soll.

Auf den grossen Schiffen, wo der Scharbock am grausamsten wüthet, könnte der dritte Theil des Volks zu aller Zeit zur gewöhnlichen Schiffsarbeit hinreichend seyn. Wenn man also, dieser Voraussetzung gemäß, das Volk in drey Vierteltheile abtheilte, so würde daraus gewiß ein wahrer Vortheil entspringen, weil alsdann ein jeder genöthigt wäre, seine Schuldigkeit zu thun, und nach allem Vermögen zu arbeiten, ohne sich unten im Schiffsboden verkriechen zu dürfen. Die Ruhezeiten würden länger dauern, ausgenommen für die, die lieber stets schliefen. Man könnte dem Volke auch gewisse unter ihnen gebräuchliche Zeitvertreibe gestatten, um sie des Tags über munter und im Gange zu erhalten. Ehe man nicht dergleichen Mittel wider die Trägheit und Ruhe erfindet, werden jederzeit die Matrosen der Kriegsschiffe scorbutisch, und die von den Rauffahrden Schiffen gesund seyn.

Nach diesem Aufsatze ist also die Leibesbewegung die dritte Maxime, welche ich zur Verhütung des Scharbocks empfehlen muß, und ich gestehe, daß ich sehr von dieser Parthey bin. Nur bewundere ich, wie der Verfasser sagen könne.

könne, daß bis daher noch kein Schriftsteller die öftere Leibesübung, als eins der wirksamsten Mittel zur Cur dieser Krankheit, beschrieben habe. Wosern dieses noch kein englischer Arzt gethan hat; so muß man es ihnen verdanken. In Deutschland aber haben sie es schon vor dreyßig bis vierzig Jahren gesagt. Aber so ist es. Eine jede Wahrheit muß ihren Schutzgeist haben, wenn sie ihr Glück machen soll; und ein Schriftsteller erhält dadurch noch keinen Beyfall, daß er die Wahrheit trifft, sondern daß er sie auf eine solche Weise entdeckt, die in der Welt ein Geräusch macht. Wie oft werden nicht die wichtigsten Entdeckungen gemacht, beschrieben, gedruckt, gelesen, hingelegt, vergessen; dann wieder ungefähr von einem glücklichern Menschen gelesen, abgeschrieben, neu gedruckt, den Akademien vorgelegt, mit Beyfall aufgenommen, nachgebetet, zur Mode gemacht, und auf die Rechnung dieses Abschreibers gesetzt, bis einst ein fleißiger Gelehrter die ursprüngliche Schrift aus dem Staube, der sie bedeckt, hervorzieht, und das, was man ihr zu danken hat, an den Tag bringt. Der Syracusaner Nicetas, oder vielleicht der Pythagoräer Philolaus, waren so wenig, als Cicero, Plutarch und Diogenes Laertius zu dem Glücke bestimmt, die Meynung vom Weltbaue, die Copernicus lehrte, allgemein einzuführen, ob sie gleich insgesammt erkannten, und sagten, daß die Sonne still stünde. Maximus Tyrius, der alles einsah, was erfordert wurde, die erste Theodicee zu schreiben, mußte doch diese Ehre dem Leibniz überlassen; und ob sich gleich schon vor hundert Jahren der Erfinder des Versuchs mit den Har Röhrchen, Nicolaus Aggiunti, desselben bediente, um zu erklären, warum der Milchsaft in die Milchgefäße dringe: so mußte doch Krüger erst kommen, um dieser Meynung Aufmerksamkeit zu verschaffen. Hätten die großen Schriftsteller dieses Jahrhunderts, die so glücklich gewesen sind, die medicinische Einsicht, die sie besaßen, zum einzigen System zu machen, das vielleicht wol ein ganzes Jahrhundert von jedermann angenommen werden wird: hätten diese gelehrten Männer, deren Theorie nach der Zeit ihrer Wallfarth auf Erden eben solcher Plunder seyn

seyn wird, als alle ihrer Vorgänger ihre, ist, da die Zeit ihrer Regierung noch währt, der Leibesübung die Ehre erwiesen, sie nur mit einem Worte unter die Mittel wider den Scharbock zu zählen: so würde es gewiß dieser kleinen Abhandlung nicht bedurft haben, welche mir indessen Gelegenheit geben soll, indem ich meine Leser in der Meynung ihres Verfassers bestärke, zugleich die Ehre der deutschen Aerzte gegen seine obige Beschuldigung zu retten.

Das Schicksal der Stahlischen Aerzte ist, bekanntlich, mit keinem solchen Glücke verbunden gewesen, als man es sich vielleicht von den übrigen Verdiensten ihres Anführers hätte versprechen dürfen. Hierdurch ist es geschehen, daß manche Wahrheit, die er und seine guten Schüler gesagt haben, eben so unbekannt geblieben ist, als ob sie nie gesagt worden wäre. So ist es mit der, daß die Leibesübung das wirksamste Mittel wider den Scorbut sey. Stahl und sein würdiger Nachfolger, Johann Junker, haben sie ausdrücklichst gelehrt; ihre Schriften werden in England überall verkauft und gelesen, und doch muß ich ein Reisebeschreiber aus England kommen, und uns diese Sache, als etwas ganz Neues, offenbaren. Junker setzt in seiner Abhandlung vom Scharbocke diejenigen, die ohne Leibesübungen leben, unter die Subiecte, welche den Scharbock zu fürchten haben. Wenn er die Ursachen dieser Krankheit erzählt, so sagt er, daß der Mangel der Leibesübungen und die daraus entstehende Vollblütigkeit die erste Anlage und den Grund zum Scharbocke legen, und daß eben um deswegen die Schiffer selbst nicht so leicht damit behaftet werden, als andre müßige Personen im Schiffe. Er verspricht denen, die eine arbeitsame Lebensart führen, die glücklichste und geschwindeste Cur des Uebels, und preiset in dieser Absicht die beständige Leibesbewegung denen an, die eine Neigung zu scorbutischen Säften bey sich verspüren. So lange starke Leute, fährt er fort, auf See-Reisen Zwiebeln und besonders Knoblauch essen, und gut arbeiten, bleiben sie entweder vom Scharbocke ganz frey, oder erhalten wenigstens davon große Erleichterung. In der

der That verbessert eine kluge Einrichtung und Fortsetzung der Leibesübungen die Säfte viel kräftiger, als die besten Arzneyen zusammen genommen, ausser nur in dem Falle nicht, wo das Zahnfleisch und andre Theile schon mit Geschwüren besetzt sind. Hierinn beruft er sich auf Stahls Abhandlung vom Nutzen der Leibesübung, und diese beyden deutschen Aerzte sind demnach die Vorgänger unsers obigen Verfassers in der Lehre von der Leibesübung, als der Cur des Scharbocks.

Ausserdem hat auch Rouppe, der viel Jahre zu Wasser und Lande als Arzt gedient, dieselbige Wahrheit vollkommen erkannt. Er sagt nicht allein, daß der Scharbock eben darum in See feltner sey, als in den Häven, weil im Meere die Arbeiten des Schiffsvolks viel ordentlicher eingetheilt sind; sondern versichert auch, daß die gewöhnliche Schiffskost zur Beförderung dieses Uebels weit weniger beytrage, als die unterlassene Bewegung der Matrosen, der Mangel an Kleidung und das Brannntweinsaufen. Er leitet von der ersten Ursache die Erfahrung her, daß die Soldaten auf dem Schiffe mehr als die Matrosen vom Scharbocke geplagt sind.

Es ist indessen weit gefehlt, daß diese Schriftsteller die andern Ursachen, welche die neuern Aerzte für die einzigen halten, ausschließen sollten. Die groben Speisen, die gesalznen Fische, das faule Wasser, die verdorbene Luft, die Unreinlichkeit der Schiffsleute, alles dieses sind unstreitige Ursachen des Scharbocks, und es ist leicht zu begreifen, daß dem ungeachtet bey der Verhütung desselben und bey der Cur seiner ersten Grade das meiste auf die Leibesübung ankommen könne. Sie befördert die Verdauung der Speisen, sie stärkt die festen Theile und befördert die Ausdünstung der Haut. Durch die erste dieser Wirkungen verhütet sie die Fehler der Verdauung, wodurch dem Blute ein übler Nahrungsast zubereitet wird. Ein Magen, der gut verdauet, kocht aus den härtesten und schlechtesten Speisen einen gesunden Nahrungsast; wogegen die köstlichsten Speisen in einem schlechten Magen gänzlich verdorben werden und das Blut mit faulen und fieberischen Theilen anstecken. Die letzte Wirkung

Wirkung der Leibesübung, nämlich die Beförderung der Ausdünstung, beugt den Uebeln vor, die die Unreinlichkeit und eine faule Luft in unsern Säften erregen könnten. Die Pest selbst kann denen nichts anhaben, die immer gut ausdünsten; und die Fäulniß des Bluts beyhm Scharbocke mag nun von den salzigten Speisen und faulem Wasser, oder von der verdorbenen Luft entstehen, so ist kein Mittel kräftiger, sie zu verhüten und zu verbessern, als die Wege, auf welchen die faulenden Dünste aus dem Körper wieder herausgehn, beständig offen zu erhalten, und den Ausgang derselben zu befördern. Wenn wir hierzu noch diejenige Wirkung der Leibesübung fügen, vermöge welcher sie die festen Theile stärkt; so sieht man daraus, wie sie dem menschlichen Körper eine Dauerhaftigkeit zuwege bringt, die ihn geschickt macht, den kleinen Widerwärtigkeiten einer niedrigen und dürftigen Lebensart tapfer zu widerstehen, ohne es weder mit den Speisen und Getränken, noch mit der Luft und Reinlichkeit allzu genau nehmen zu dürfen. Dieses sind wahre und wesentliche Vortheile, die desto gewisser erhalten werden, je allgemeiner die Erfahrung ist, daß kein Volk in der Welt weniger ungesund sey, und weniger Critik in der Lebensordnung nöthig habe, als das in unaufhörlicher Leibesübung bleibt. Unglücklich wären wir, wenn kein andres Mittel wider den Scharbock seyn sollte, als die Ventilators; unglücklich, wenn wir darum die Speisen nicht essen dürften, die eine allgemeine Zuflucht des Armen, und zuweilen gar Leckerbissen der Reichen sind. Die Leibesübung kann machen, daß uns ein wenig schlechte Luft, ein sumpfiges Wasser und Pockelfleisch nicht den Scorbut macht; hingegen werden wir ihn beyhm Müßiggange weder mit den Ventilators, noch mit den besten Speisen von uns abhalten.

Wenn man diese drey Hauptmaximen zur Verhütung des Scharbocks nach ihrer gehörigen Subordination wohl beobachtet, so ist man vor seinen Anfällen aufs zuverlässigste gesichert; und da sie insgesammt bloß auf dem Willkühre der Menschen beruhen, so kann man den Scorbut mit Recht unter die Krankheiten zählen, die nicht auf Erden seyn würden, Der Arzt. VII. Th. Berth. Ausg. I wenn

wenn es uns nur beliebte, die allernöthigsten Pflichten der Lebensordnung zu erfüllen.

Mein Herr,

Man ruft ißt überall die Brunnenkresse aus, und sie wird von den meisten Leuten beynahe wie eine Frühlingscur gebraucht, und für eine allgemeine Blutreinigung gehalten. Sie mögen aber nun dieser Meynung Beyfall geben, oder nicht, so bin ich doch gewiß versichert, daß sie in meinem Körper mehr Schaden, als Nutzen gestiftet hat. Ich gedachte dieses Frühjahr einmal mein Blut recht zu reinigen, und habe acht Tage hinter einander, Mittags und Abends, jederzeit eine gute Portion davon gespeist. Allein, hierdurch (denn eine andre Ursache weiß ich gar nicht zu erinnern) habe ich mir mein altes Uebel in den Nieren wieder rege gemacht, und habe, für acht Tage Brunnenkresse, vierzehn Tage Nierenweh, und die Harnstrenge (Strangurie) bekommen, wobey einige kleine Steine von mir gegangen sind. Sie mögen beurtheilen, ob ich mich darin irre, daß ich dieses der vielen Brunnenkresse zuschreibe; und wenn Sie finden sollten, daß ich Recht hätte, so möchte es wol nicht undienlich seyn, diesen Brief, zur Warnung andrer, in Ihre Blätter einzurücken; wo nicht, so bitte ich, ihn zu unterdrücken. Ich bin &c.

Naturz.

Antwort.

Es geschieht gewiß nicht ohne Grund, wenn man die Brunnenkresse zur Blutreinigung genießet. Sie besitzt unter allen übrigen Arten der Kresse die flüchtigsten und schärfsten Theile; ja sie wird sogar, wegen ihrer Tugend wider den Scharbock, dem Löffelkraute an die Seite gesetzt, nur daß sie von etwas gelinderer Wirkung ist, als dieses. Sie besitzt ausserdem die Eigenschaft, den Urin zu treiben, und die Würmer zu tödten; daher sie Kindern, die Würmer haben, als Callat, mit Eßig und vielem Del gar wohl zu gestatten ist.

Wegen ihrer harntreibenden Kraft läßt es sich wol begreifen, wie sie Leuten, die mit dem Nierensteine behaftet sind, wenn sie dieselbe zu häufig genießet, ein Nierenweh verursachen könne, weshalb sich ihrer dergleichen Personen behutsam und mäßig bedienen müssen. Es widerfährt sogar gesunden Personen zum öftern, daß sie nach dem häufigen Genuße der Brunnenkresse ein Schneiden und Brennen in den

den Urinwegen empfinden, das von den heisenden, scharfen und flüchtigen Theilen, die sie bey sich führt, herrührt. Doch thut sie dieses nicht, wenn man ihren Gebrauch mäßigt, und sie als Callat reichlich mit Oele speist. Selbst in Nierenkrankheiten paßt sich zuweilen ihre Wirkung sehr gut zum Vortheile und zur Erleichterung der Kranken, ob sie gleich zuweilen auch übel hier angebracht ist, wie alle Arzneyen, die den Urin lechhaft treiben. Um dieser Ursache willen ist die Einsicht eines Arztes vonnöthen, wenn wider Nierenkrankheiten harntreibende Mittel gebraucht werden sollen, damit er entscheide, ob in diesen oder in jenen Umständen der Krankheit die Wirkung derselben erwünscht oder widrig seyn werde.

Vermuthlich rührt es von der harntreibenden Kraft der Brunnenkresse mit her, daß sie bey Catarrhen und bey feuchtem Husten gute Dienste leistet. Denn ausser dem, daß ihre durchdringenden flüchtigen Theile den Schleim auflösen, und den Auswurf erleichtern, führen sie auch die catarrhalische Schärfe durch den Urin ab, und hierauf beruhet der besondere Zusammenhang, den die Brust, nach den Beobachtungen der Aerzte, mit den Nieren hat. Die meisten Brustarzneyen dienen auch im Nierenweh und beym Nierensteine vorzüglich, und so sind wiederum viel urintreibende Mittel in Brustbeschwerden heilsam. Man bemerkt deutlich, daß sich bey Catarrhen und andern Brustkrankheiten der Urin nicht allein regelmäßig verändert, sondern daß sich auch die Menge des Urins in eben der Verhältniß vermindert, wie die Brustbeschwerden zunehmen. Es ist natürlich, daß Arzneyen, die in solchen Fällen den gehörigen Abgang des Urins ohne Heftigkeit wiederherstellen, der Gewalt der Brustbeschwerden einen Einhalt thun müssen, und dieses hat die vegetabilischen harntreibenden Mittel mit Recht, als Brustarzneyen bezeichnet gemacht.

Nach dem allem finde ich keinen Grund, den diätetischen Gebrauch der Kresse zu widerrathen. Sie kann zwar bey Nierenkrankheiten zuweilen ungelogen wirken, und kann, wenn sie in allzu großer Menge genossen wird, auch Gesunden ein Brennen in den Urinwegen verursachen. Allein, welche Speise und welches Getränk ist wol auf Erden, wovon man nicht eben dieselben Beschwerden führen könnte, daß sie in manchen Krankheiten, und selbst Gesunden, die sie in Uebermaß genießet, schädlich seyn?

Der Arzt.

Nachrichten.

Ein beleidigter Charlatan, der mich in einer Art von Cartell, das voller grammaticalischer Fehler ist, warnt, mich vor ihm zu hüten

ten, weil er bey erster Gelegenheit Genugthuung von mir fordern würde, wird begierig seyn, meinen Entschluß zu wissen. Daher sage ich ihm, daß ich in dieser Sache eben so denke, wie man mir erzählt hat, daß einstmals der berühmte D. Mead in London bey einer ähnlichen Gelegenheit gedacht habe. Er ward mit einem schlechten Arzte bey einem Kranken uneinig, und man griff, nach einigem Wortwechsel, nach den Degen. Der D. Mead ließ sich diese Entscheidung gern gefallen, und sagte: Gut, mein Herr, ich fürchte mich weniger vor Ihrem Degen, als vor ihren Recepten.

Auf der Universität * * * wird am bevorstehenden 1sten August ein Ausruf gehalten werden von einigen noch ganz wohlconditionirten Systematibus und Theorien, sowol für die ganze Arzneykunst überhaupt, als für ihre Theile insbesondre. Die etwanigen Liebhaber können dieselben bis dahin täglich in Augenschein nehmen, und dann am besagten Tage Bot und Gegenbot thun, und demnächst gewärtig seyn, daß sie dem Weistbietenden zugeschlagen werden. Es sind darunter einige noch fast ganz neue und wenig gebrauchte Systemata und Theorien, welche nach wenig Jahren wieder für nagelneuen dienen können, und worunter einige kaum erst sechs oder acht Männer unsterblich gemacht haben. Zum Beschlusse werden einige Partheyen alchymischer Geheimnisse und Steine der Weisen in Cavelings verkauft werden, und man wird sie zu einem sehr billigen Preise einsehen.

Den folgenden Tag wird der Herr Professor — mit seinem Respondenten, Herrn — eine juristisch medicinische Streitschrift vertheidigen, welche von ihm selbst ausgearbeitet worden, (es sey nun von welchem von beyden es wolle) und worin aus den besten Gründen untersucht wird, ob es natürlicher Weise möglich sey, oder nicht, in einem gerichtlichen Proclama beyden Geschlechtern der Menschen ohne Unterschied ein perpetuum silentium aufzuerlegen, oder ob nicht wenigstens diese Drohung in Betracht des schönen Geschlechts gemildert werden müsse?



Hundert neun und siebenzigstes Stück.

Belust. des W. u. W.

— Führt Schatten redend ein.

Briefe von Verstorbenen an Lebendige.

Liebster Freund!

Nun ist das Spiel zum Ende. So schnell hatten wir es uns wol beyde noch nicht versehn. Ich bin hier gleichsam als Courier angekommen, und Charon konnte sich des Lachens kaum enthalten, als er mich ganz entbaucht einschiffte, ob er gleich sonst so übel aufgeräumt war, daß er kein Wort zu mir selbst redete. Ich hörte aber wol, daß er in seinen Bart murmelte: Dich haben gewiß die Doctors par force gejagt! Es ist hier sehr einsam; aber die Gegenden sind vortreflich. Ich befinde mich ißt wirklich in demjenigen Zustande, worin ich auf Erden meine Glückseligkeit suchte; aber ich dachte nicht, daß hier der Ort seyn sollte, wo ich sie fände. Ich wollte meine Ruhe und Gemächlichkeit haben; und wer konnte dieses mit größerem Rechte wünschen, als ich, der ich von meiner Kindheit an, bis in mein vierzigstes Jahr, alle Strapazen und Ungemächlichkeiten langer Seereisen, schwerer Feldzüge und starker Leibesarbeiten ausgestanden hatte? Nach so viel Arbeit und Mühe war es ja wol erlaubt, an meine Ruhe, Gemächlichkeit und Pflege zu denken; und da mir der Himmel hierzu das Vermögen gab, so bildete ich mir nichts gewisser ein, als daß ich ein Narr seyn müßte, wenn ich sie mir nicht verschaffte. Allein erinnerst du dich wol, mein Freund, was uns der alte Nachbar Hein sagte, als wir das kleine Landgut gekauft hatten? Wollt ihrs hier lange gut machen, ihr Herren, so seyd Bauern mit uns, und arbeitet selbst mit, anstatt euren Knechten zuzusehn! Glaube mir, mein Freund, ich wäre gewiß noch bey Dir, wenn wir diesem Rathe gefolgt hätten, der uns damals so einfältig vorkam, daß wir ihm antworteten: Wir würden nicht nöthig haben, ein Landgut zu kaufen, um noch länger zu arbeiten. Gehe Du in Dich; denn du bist noch dort oben, und überlege die Sache, wenn du mir nicht bald nachfol-

gen willst. Haben wir wol beyde eine recht gesunde Stunde gehabt, seitdem wir diesen verwünschten Kauf gethan hatten? Im ersten Jahre quälte uns zwar nur die lange Weile. Allein war diese Qual nicht zehnmal ärger, als manche Krankheit, die wir in den folgenden Jahren ausstehn mußten? Im andern Jahre wurden wir fett; und da fing sich das Regiment aller der Unholden über uns an, die uns, in den Gestalten der Alpe, des Asthma, der Flatulenz, der Hypochondrie und der Indigestion, alle Vergnügungen entweder unterbrachen oder verefelten, worauf wir uns in unserm ganzen Leben so viel Hoffnung gemacht hatten. Im dritten Jahre fing sich Deine Wasserucht und mein Podagra an. Ich will nicht leugnen, daß unsre Arzneyen und Aerzte an diesen Verschlimmerungen großen Antheil gehabt haben mögen. Allein warum mußten wir Aerzte und Arzneyen gebrauchen, nachdem wir unsre eigne Herren geworden waren? warum hatten wir derselben in unserm vorigen Zustande niemals vonnöthen? Unser Herrenstand, unsre große Verwundlung war Schuld daran. Im vierten Jahre fingen wir die Brunnencur an; und diese Krankheit hat mir eigentlich den Rest gegeben. Du weißt, wie wir das Wasser als ein Paar Wallfische verschlingen und wieder ausdrücken mußten. Du weißt, wie elend wir waren, wenn es gut wirkte, und wie elend, wenn es stehn blieb. Du weißt, was ich ausstund, wenn der Doctor kam, und mich in der schönsten Besserung fand; und ich weiß, was für Wunder seine Arzneyen an Dir thaten, wenn Du sie wegwarfst. Endlich kam das unglückselige fünfte Jahr unsrer Ruhe, da der Brunnen und die Arzneyen, nebst beyden Aerzten, vollkommen das Ihrige thaten, das Podagra mir die Zähne und die Geduld zerriß, und der dritte zu Hülfe gerufne Doctor den großen Eidschwur that, daß alle meine Schmerzen in vier und zwanzig Stunden verschwunden, und meine Gesundheit gründlich wieder hergestellt seyn sollte. Ich einfältiger Mann hatte bedenken sollen, daß die Schwüre eines Arztes von eben so böser Bedeutung sind, als die Schwüre eines Verliebten. Allein meine Stunde war gekommen. Ich nahm ein; ich legte auf; mein Schmerz wich, und die Seele entwich mit ihm. Lieber Freund, was sagte doch der Großsprecher, als er am folgenden Morgen wieder kam, und mich todt fand? Was für ein Umstand war doch dazu geschlagen? Einer von den beyden kann es nur gewesen seyn: Die Arzney oder der Tod. O! laß Dich doch mein Beyspiel warnen, Geliebter, und befreye Dich, wo es noch Zeit ist, in größter Eil von Deinem Ruhestande und von Deinen Aerzten. Gehe wieder zurück zu Deiner natürlichen Bestimmung, zur Arbeitsamkeit, und glaube nicht, daß uns so viel Kräfte zur Arbeit verliehen worden wären, um uns damit zur Ruhe zu begeben. Sey geschäftig, so lange Dich nicht die äußerste Schwachheit daran hindern wird. Sieh

Deinen

Deinen Nachbar Hein, den achtzigjährigen jungen Springer, wie leicht er noch über mein Grab hinsieht, und wie der in der Arbeitsamkeit, wofür er bezahlt wird, die Ruhe gefunden hat, die ich mit so viel tausend Thalern, die dort pränumerirt sind, nie habe erhalten können, weil ich sie in einer Unthätigkeit und Bequemlichkeit suchte, die der Tod der Seelen und Körper ist, und wovon auf Erden kein Mensch besser lebt, als die Aerzte. Gehabe Dich wohl. Ich bin Dein

getreuer

Manes.

* * *

Liebste Mutter!

Eben diesen Augenblick erfahre ich, daß ich in vergangener Nacht gestorben bin. Dies thut mir leid, um Eurent willen, weil Ihr Euch, wie alle andre Menschen, einbilden werdet, daß ich dabei viel ausgestanden habe. Allein hierüber könnt Ihr nunmehr Eure mütterliche Zärtlichkeit völlig beruhigen. In meiner Krankheit habe ich viel ausgestanden, das ist wahr, und dieses dauerte so lange, als Ihr nur noch die mindeste Hoffnung zu meiner Genesung hattet. Seitdem ich aber völlig schlecht geworden bin, hat sich alles mit mir gebessert. Ja, liebste Mutter, Krankheit ist Leiden; aber Sterben ist Einschlafen. Ich erinnere mich keiner Empfindungen mehr, seitdem Ihr nach dem Lebensbalsam ruft; weil Ihr sahet, daß sich meine Gesichtsgestalt veränderte. Da ich, wie ich höre, erst heute Morgen um ein Uhr gestorben bin, so habt Ihr noch ganze zwanzig Stunden unfehlbar bey mir gesehen, und meine hoffnungslosen Verschlimmerungen voller Mitleiden mit angesehen. Allein hierin habt Ihr Euch betrübt betrogen; denn ich bin mir von diesem Augenblicke an keines Leidens mehr bewußt, und habe diese zwanzig letzten Stunden rein verschlafen. Wenn ichs recht bedente, so hätten wir uns dies im voraus vorstellen können, da wir wußten, daß der Tod nichts anders, als der Verlust alles menschlichen Gefühls, und das Sterben die allmähliche Abnahme desselben sey. Wir empfanden alles, was ein Sterbender empfindet, nämlich den Verlust des Gefühls, so oft wir des Abends einschliefen, oder in eine tiefe Ohnmacht sanken. Wir empfanden nichts, weil dieses nur solche Zustände sind, worin wir aufhören zu empfinden. Laßt euch dieses zum Troste gereichen, und legt das Vorurtheil und die Furcht ab, die Jedermann ganz umsonst vor dem Sterben hegt. Die letzten Bewegungen eines Sterbenden sind denen nur, die sie mit ansehen, schrecklich; aber im Sinne des Sterbenden sind sie nichts. Es ist auch kein Tod grausamer, als der andre; nur die Krankheiten, welche vorhergehn, sind

grausamer. Wenn es einmal bis dahin gekommen ist, daß wir scheiden, so ist das Elend der Menschlichkeit schon überwunden, und die einzigen guten Augenblicke einer schmerzhaften tödtlichen Krankheit sind die Augenblicke des Todes. *ic.*

Lethargus.

Mein Herr Doctor,

Die Wirkung Ihrer letzten schönen Pillen hat mich der umständlichen Ceremonie überhoben, ein gerichtliches Testament zu machen. Sie erinnern sich gütigst, daß mich dieselben nie wieder zum Worte kommen ließen; denn mein ganzer übriger Lebenslauf war ein einziges acht und vierzigstündiges Purgiren. Ich bin in so weit damit zufrieden, als Sie an mir gethan haben, was Ihr Beruf mit sich brachte, und kann nicht anders rühmen, als daß ich sehr wohl gereinigt gestorben sey. Hierin besitzen Sie ein Geheimniß, das ich hoch schätze; denn ich war Zeit meines Lebens ein großer Freund der Reinlichkeit, und habe das Purgiren jederzeit für eine eben so notwendige Pflicht zur Gesundheit gehalten, als das Essen und Trinken. Woran ich eigentlich gestorben sey, werden Sie nunmehr vielleicht wissen, und ich bitte mir davon gelegentlich eine kleine Nota aus. Ich an meinem Theile kann es noch nicht ergründen. Denn Sie wissen selbst, werthester Herr Doctor, daß ich frisch und gesund war, als Sie so gütig waren, mir die Präservationscur zu verordnen. Ich habe mich in allen Stücken nach Dero Vorschriften verhalten; und die Wirkung aller Arzneyen traf mit unsern Wünschen so vollkommen überein, daß ich nun am Ende sagen kann, es habe noch nie ein Arzt meine Natur so wohl getroffen, noch irgend eine Cur mich schöner durchgeholt. Selbst mein Tod, welcher das einzige war, was bey der ganzen Sache contrair ging, ist mit so wenig Ungelegenheit verknüpft gewesen, daß ich die schöne gelinde Wirkung der Arzney nicht genug rühmen kann, und ihn als einen Umstand bey der Cur betrachte, der, wenn er sie nicht unglücklicher Weise unterbrochen hätte, selbst viel zu meiner künftigen Gesundheit beygetragen haben würde. Sie verdienen deshalb meine ganze Erkenntlichkeit; und ich hatte Ihnen gleich vom Anfange der Cur eine Belohnung dafür bestimmt, die ich noch in meinem letzten Willen Ihnen angewiesen haben würde, wenn es, wie gesagt, die anhaltende Wirkung der Arzney nicht verhindert hätte. Eben dieses nöthigt mich, gegenwärtiges Schreiben durch *Vasmanns* Secretair an *Erw. Hochedelgebohrnen* abzusenden, um Sie zu ersuchen, daß Sie von meinen Erben noch eine Dosis eben derselben Pillen, als ein unschätzbares Präsent, annehmen, die ich schon vor einem Jahre von Ihnen zur Prä-

Präservationscur empfing; sie aber damals unverantwortlicher Weise vergaß, weil mir, wie bekannt, eine kleine Unpäßlichkeit anwandte, welche fürerst andre Arzneyen erforderte, die Sie mir auch gaben. Da diese Pillen für Gesunde allein dienen, so ersuche ich *Erw. Hochedelgebohrnen* gehorsamst, sich ihrer nach *Dero Bequemlichkeit*, den ersten den besten Tag, ohnentgeltlich zu bedienen, und wünsche ich von Herzen, daß Sie mit ihrer Wirkung eben so zufrieden seyn mögen, als ich. Sie werden dieselben in meinem Schreibpulte finden. Mündlich mit nächstem ein Mehreres.

Side.

Alter Brumkater,

Weißt Du was Neues? Was Guts! Ich bin todt. Dies war das einzige Mittel, von Dir loszukommen, und der Tod ist ein Zucken gegen den Schmerz, in Deiner Ehe zu leben. Das habe ich in meinem Leben an Dir zu tadeln gehabt, daß Du in manchen Stücken zu gut warst, um mich von Dir scheiden zu lassen, und zu arg, um mit Dir auszukommen. Sieh, Mann, nun bin ich aus Deiner Atmosphäre heraus. Deine werthen Ohrseigen können die Wangen Deiner geliebten Laura nicht mehr erreichen, und Dein Gezänk summt nicht mehr in ihren Ohren. Ist erlaube Deiner Geliebten, Dir frey zu sagen, daß Du ein Narr bist, ein Erznarr! mein Werthester! der sein Leben verbrummt, und seine Gesundheit verzankt, und der nicht daran denkt, daß er nur einmal in der Welt lebt, und daß man sich darin nicht froh brummt, noch froh zankt. Sage mir nun einmal, was hast Du von Deinem Leben? Du könntest der vergnügteste Mensch von der Welt seyn, wenn Du Dir in der kurzen Zeit, die Du lebst, nur alles gefallen ließeest, was auf Erden geschieht. So lange, wie dies währt, könnte man schon mit der Einrichtung der Welt zufrieden seyn. Aber Dir ist alles anstößig, weil Du nicht klug bist. Bald ärgerst Du Dich, bald grämst Du Dich, bald sorgst Du, bald prophezeihst Du, bald reformirst Du die Welt, bald schlägst Du Deine Frau — Du Thor; was ist dabey für Vergnügen? Sieh Acht, in kurzem thust Du einen Sprung ins Reich der Schatten. Hier unten weißt Du, was hier für ein Vergnügen ist? Kein andres, als die Erinnerung, vergnügt gelebt zu haben. Ich fürchte, Du wirst hier übel zufrieden seyn, wo Du Dich nicht noch besserst. Sey doch zufrieden, und werde ein Mensch; quäle Dich nicht und die Deinen; und wenn Dich das etwas abschrecken sollte, daß Du mir einen Gefallen damit erzeigtest, so muß ich Dir sagen, daß Du nichts fürchten darfst. Ich habe schon eine andre Wahl getroffen, und bin gar nicht mehr Dein. Der alte

Charon stund mir vortreflich an, als er mich übersehte, und, was meynst Du, er kam mir viel freundlicher vor, als Du. Wir haben im Nachen Verlöbniß gemacht. Er wird sein Amt niederlegen. Komm, so bald Du kannst; komm, Du sollst Fährmann werden.

Laura.

Mein Werthester,

Was sagen Sie dazu, daß ich gestorben bin? Müssen Sie nun nicht selbst gestehn, daß alle unsre Vorsichtigkeit umsonst, und keine Lebensart sicherer, als die andre sey? Müssen Sie nicht zugeben, daß alle Maasregeln, die wider den frühen Tod genommen werden, eben so, wie der ganze Plunder der Arzneykunst, nichts anders, als Tauschungen unsrer Eigenliebe und unsrer unsanigen Hoffnungen sind? Hat wol jemals ein Mensch in der Welt bessere Diät gehalten, als ich? Hat jemals ein Mensch mehr auf sich Achtung gegeben, und sich mehr von jedem Genuße des Lebens entzogen, um alt zu werden? Ich habe nie eine unreine Lust geathmet, nie mich satt gegessen, nie mich fröhlich getrunken, nie ganz ausgeschlafen, nie mich geärgert, ohne Rhabarber einzunehmen, nie meine Bequemlichkeit gesucht, nie eine Präservationscur versäumt, und nie mich für gesund gehalten. Nun mag also Gott wissen, wovon ich krank geworden und gestorben bin. Sie, mein Werthester, könnten mein Großvater seyn. Kein Mensch in der Welt hat schlechtere Diät gehalten, als Sie. Ihre Sorge für die Gesundheit hat nie in etwas mehrerm bestanden, als in dem, was Ihnen zu thun beliebte. Alles dieses haben Sie auf eine Weise gethan, die wider alle Regeln ist. Sie haben in allen Winkeln, auf Brettern und Eiderdunen, auf Rasen und Pritschen gleich sanft und fest geschlafen. Sie haben die Speisen aller Thiere in Ihrem Magen zusammen gebracht. Sie haben wider die Regeln der Diät gekauert und geschluckt; dennoch wie ein Wolf verdauet, und immer fort gefressen, ohne zu wissen, daß man sich nicht überladen dürfe. Sie haben so viel Weine getrunken, als auf dem Erdboden wachsen; Bier, Punsch und Brannwein waren Ihr Thee; und Caffeewasser. Sie waren nie nüchtern, und immer vergnügt; dabey haben Sie freventlich aller Arzneyen gespottet. Noch nie ist eine Pille in Ihren Magen gekommen, kein Opiat in Ihren Kopf, kein Cordial in Ihr Herz; und Sie, die Sie solchergestalt schon in Ihrer Jugend am Rande des Grabes standen, sehen in Ihrem höchsten Alter mich Märtyrer der Diät begraben? Hier unten, mein Werthester, gehn uns erst die Augen auf. Ich sehe iht wol ein, daß ich mich nimmermehr an die

Gefesse

Gefesse der Diät gekunden haben würde, wenn ich nicht meine angebohrne ursprüngliche Schwachheit zu deutlich empfunden hätte, welche mich, durch die Furcht zu sterben, bewog, die allerbeste Diät zu halten, die doch nicht vermögend war, mein mir angetamtes Elend zu vertreiben. Sie hingegen fühlten sich von Jugend auf als ein gesunder Mensch, dem keine Sorge für seine Diät einfällt, und dessen Regeln bloß seine Empfindungen und Neigungen sind; daher ist es bey Ihnen eben so wenig die schlechte Diät, die Sie alt macht, als es bey mir die gute Diät war, die mich ums Leben gebracht hätte. Aber genug; die beste Diät ist doch bey dem allen Plunder, wenn unser Leib nicht gesund und dauerhaft ist, und die schlechteste ruiniert den, dessen Leib stark und abgehärtet ist, viel weniger, als es die Aerzte sagen. Tausend Erfahrungen lehren es euch alle Tage. Die gute Diät ist wie eine Mandelmilch, woran sich Kranke laben, ohne davon besser zu werden, und die den Gesunden nur ekelhaft ist. Leben Sie lange, mein Freund, aber seyn Sie kein Beyspiel der Menschen! Ich werde wegen meines betrübten und kurzen Lebens wenig Nachahmer finden, und ich glaube selbst, daß ich für Gesunde und Starke kein gutes Beyspiel seyn würde.

Zyginus.

Mein Herr Fiscal,

Da mir diese Nacht das Unglück begegnet ist, daß mich ein Schlagfluß betroffen, und zugleich, wider allen Gebrauch, gleich aufs erstemal getödtet hat, so liegt mir billig nach diesem meinen unvermutheten Hintritte nichts mehr am Herzen, als wie ich die Ehre meines Namens, und den Ruhm meines auf dieser Universität achtzehn Jahr lang geführten medicinisch-practischen Lehramts, bey der Nachwelt bestens erhalten möge. In solcher Absicht nun finde ich Seine Dienste darinnen für nöthig, daß Er meinen bisherigen Zuhörern, wenigstens denen, die pränumerirt haben, zu verstehen gebe, wie ich zwar in meiner letzten practischen Lesestunde ihnen becheurt, daß ein Schlagfluß aufs erstemal niemanden tödtet, aufs drittemal aber keinen lebendig lasse; gleichwol aber dieses dennoch mit einiger Einschränkung zu verstehn sey, welches ich in der nächstfolgenden Stunde deutlich erklärt haben würde, wenn es nicht dem Herrn alles Fleisches — Da muß Er dann Seinen Sins machen, so gut er kann. Demnächst muß Er anführen, daß des wohlseiligen Herrn Professors Meynung allerdings die wahrhafte sey, und daß kein Mensch am ersten Schlagflusse sterbe; daß aber zuweilen drey Schlagflüsse auf einmal vorfallen können, welche dann freylich augenblicklich tödten. Dieser letztere nun ist mein eigener Casus. Wenn er ein wenig Vernunft

kunst gebraucht, so wird Er die Sache schon gehörig vorzutragen wissen, daß meine Lehre durch meinen Tod keinen Anstoß bekommen kann. Sollte sich indessen unter meinen Collegien einer finden, der meine Lehre aus meinem eignen Beispiele widerlegen wollte; denn er weiß wol, daß wir insgesammt gegen einander verheßt sind, und als Todskinde unter einander gelebt haben, wie es leider! auf den meisten Universitäten und hohen Schulen zu gehn pflegt; so will ich Ihm hiermit aufertragen, daß Er in der nächsten Leipziger Messe alle meine Collegia und mein ganzes System heraus gebe, und in critischen Anmerkungen allen meinen Gegnern den Mund stopfe. Es gehört hierzu weder viel Gelehrsamkeit, noch Bescheidenheit. Es ist genug, wenn Er meine Gegner lächerlich macht, und wenn Er nur gleich anfangs zu verstehn giebt, daß Er nie nachgeben werde. Findet Er hierzu nöthig, große Leute zu widerlegen, und sollte es auch Hippocrates, Boerhaave und van Swieten selbst seyn, so geschehe es in des Himmels Namen! Die Systemata dieser Herren sind schon alt genug, und können nun wol wieder abkommen. Es muß nur einer den Anfang machen, sie zu vernichten, und, Herr Fiscal, das kann Er seyn. Mache Er sich nur erst einen Anhang, und vergesse Er nicht, die Zeitungsschreiber zu begottspennigen. Die Zeit kommt doch, es sey früh oder spät, daß die Studenten vom Boerhaave und van Swieten eben so, wie ich vom Aristoteles, Plato und Euripides, singen werden:

Ceciderunt in profundum!

Es kommt nur auf einen an, der ihnen auf ihrer Höhe den Stoß giebt, wodurch sie in die Tiefe niederstürzen müssen. Hierzu ist niemand geschickter, als der Fiscal eines Professors, der sein Brodt gegessen, seine Lehren verdauet, und sonst für niemanden Respect hat, als für ihn. Bleibe Er mir und meinem Namen getreu! In meinem Schreibpulte, linker Hand, liegen 150 Thaler; dafür werde Er Professor. Obgleich alle Bedürfnisse ist theurer sind, so bleibt doch diese vermuthlich im vorigen Preise. Ich schreibe zugleich an meine Tochter, daß sie keinen Anstoß finden soll, Ihn zu heyrathen. So kann Er auf einmal aus einem nichtswürdigen Fiscals Professor, mein Schwiegersohn, mein Vertheiger und das Haupt einer neuen Parthey in der Republik der Gelehrten werden. Vale.

*Stipendius Stupidus,
weiland Professor Publicus.*

Lieber Bruder,

Obgleich der neue Doctor an mir sein Meisterstück schlecht gemacht hat, so haben wir doch, wie mir deucht, wohl gethan, es mit

mit ihm zu versuchen. Man muß einem jungen Anfänger fort helfen; und wenn sich alle Leute vor den jungen Aerzten fürchten wollten, wo würden endlich die alten erfahrenen herkommen? Nichts desto weniger würde ein jeder, der nur ein Leben zu verlieren hat, billig Bedenken tragen müssen, es einem neuen Arzte zur Probe zu übergeben, wenn es gewiß wäre, daß man in dieser Kunst nicht ohne viele und nicht ohne grobe Fehler und Irrthümer die gehörige Fertigkeit und Zuverlässigkeit erlangen könnte. Man verwechselt aber unstreitig die Begriffe der neuen und der ersten Aerzte. Die letztern mußten freylich ihre Vollkommenheit durch mancherley Versuche erhalten, welche nicht allemal gut ablaufen konnten. Ein neuer Arzt hingegen hat keine neuen Versuche zu machen, sondern er ist gemeinlich nur das Echo eines alten Arztes, bey dem er ausgelehrt hat. Er folgt seiner Methode, und bedient sich seiner Weisheit so lange, bis ihn selbst die eigne Erfahrung und mehreres Nachdenken weiser macht; und solchergestalt kann man sagen, daß ein jeder junger Doctor, dem nicht zu trauen ist, beweise, daß ein gewisser alter Doctor vorhanden sey, dem man eben so wenig trauen dürfe. Zudem sind die alten Aerzte gemeinlich Leute, die ihr Glück schon gemacht, ihre Methode beschworen, und weder Fries noch Rußen haben, mehr zu lernen. Sie fürchten keine Verwahrlosung eines Kranken mehr, weil ihr Ruhm einmal festgestellt ist, und hegen eine sehr allgemeine Verachtung gegen alle Neuerungen in der Kunst, die nach den Zeiten ihres Fließes gemacht worden sind. Wenn man nun so eine Gefahr in die andre rechnet, so finde ich nicht, daß viel dabey gewagt werde, einen jungen Doctor zum erstenmale zu gebrauchen. Den alten sterben unendlich viel mehr Kranke, als den neuern, und ich gebe zu, daß hieran dies Schuld sey, weil sie viel mehr Kranke zu bedienen haben. Allein sie müssen auch wiederum zugeben, daß wir andern nicht schuldig sind, hieraus zu schiessen, man laufe mit jungen Aerzten mehr Gefahr, als mit ihnen. Genug, ich habe den neuen Doctor gebraucht; er hat mich gut curirt, und ich bin gestorben. Ein anderer hätte mich vielleicht beym Leben erhalten, ohne seine Cur so klug einzurichten, weil sich immer Zufälle in die Unternehmungen der Aerzte mischen, so daß man nicht schlechterdings sagen kann, daß der Ausgang der Krankheiten die Wirkung ihrer Curen sey. Hier unten kann ich eben nicht bemerken, daß man unter den jungen und alten Doctoren einen Unterschied machte. Charon pflegt, nach althergebrachter Gewohnheit, wenn er Leute überseht, von denen er viel Nahrung gehabt hat, den Nachen mit einem schwarzen Tuche zu belegen, und diese Ehre wiederfährt jungen und alten Aerzten ohne Unterscheid. Er erzählte mir bey der Ueberfahrt, daß er fast alle Woche ein neues Tuch zu dieser seiner Privattrauer bräunte, und daß ers bey den meisten Leichen nöthig hatte. Auf die Frage, wie

wie dieses zuginge, antwortete er mir: Weil ich fast alle Menschen entweder Aerzte oder Soldaten wären. Ich erfuhr aber, daß er unter die Aerzte alle Personen rechnete, die Kranken Hülfe leisteten, und daß er eben vor mir einen Schuhflicker in der Trauer übergesetzt, der in seinem Leben mehr als 7000 Menschen medicinische Dienste geleistet hätte. Hieraus schloß ich, daß ich noch lange nicht der größte Narr unter denen gewesen sey, die ihr Leben verschleudern. Ich übergab es doch noch einem Doctor, ob er gleich ein Anfänger war, und viel erfahrenere Aerzte in der Stadt mir gern gedient haben würden. Jene hingegen können nicht schlüssig werden, welchem Doctor sie ihr Vertrauen zuwenden sollen; und die entschlossen sich endlich, und gebrauchen einen Schuhflicker. Gehe Du hin, mein Bruder, und entdecke dem neuen Doctor meine guten Meinungen von ihm und seiner Cur und meinem Tode. Gib ihm so viel Geld, als er verlangt, und wenn er, wider Vermuthen, wenig verlangt, so gib ihm mehr. Muntre ihn auf, und sprich: Den ersten haben Sie gut curirt; sein Tod macht Ihnen Ehre. Denn er schreibt aus dem Reiche der Todten, und läßt Sie grüßen. Lebe wohl, mein Bruder. Mein Schatten begleite Dich.

Discretus.

Herr General,

Vor einer Viertelstunde bin ich in einem Scharmüßel erschossen worden. Ich preise den Himmel, daß ich eines natürlichen Todes, und nicht unter den Händen der Aerzte und Wundärzte gestorben bin. Wer diesen Leuten stirbt, der stirbt in ihrem Verufe; ich aber bin in meinem eignen Verufe gestorben.

von Knall.

Mein Freund,

Du kannst mir glauben,
Man trinkt den Saft der Trauben
Auch in der Unterwelt.
Mein Freund, Du kannst mir glauben,
Man trinkt den Saft der Trauben
Auch wann uns Charon schon den Schatten zugesellt.
Wenn Pluto über uns regieret,
Weißt Du, was man an seinem Hofe macht?
Man trinke dort Tag und Nacht.

Der

Der Fluß, von welchem man so viele Neben führt.
Der Lethe, glaub es, Freund, ein guter Kenner spricht.
Ist weiter nichts.
Als solch ein Wein, wie dort in Deinem Glase blinket,
Wodurch man Sorg und Gram vertrinket.

Vibidius.

Mein Herr,

Als ich neulich in den Straßen von Hamburg spazieren gieng, sah ich über einer Hausthür ein Schild, mit der Aufschrift: Hier wohnt ein Arzt. Sind sie das, mein Herr? Veynabe hätte ich mich entschlossen, hinein zu gehn, und Ihnen meinen Besuch abzustatten. Wosern Sie wirklich schon diesen Schritt gethan haben, so will ich Ihnen rathen, daß Sie es dabey nicht bewenden lassen, sondern daß sie auch eine Schilderey dazu mahlen lassen, welche die Augen der Vorübergehenden mehr an sich zieht. Aber was für ein Gemälde wollten Sie wol erwählen? Ein Mann mit dem Uringlase in der Hand, ist schon zu gemein, und steht fast in allen Fibern. Lassen Sie den Tod in einer Knotenperücke, mit einem vergoldeten Kleide, blauen Strümpfen und Schuhen mit rothen Absätzen mahlen, der seine Sense statt des Degens in einer Scheide trägt, und, mit einer hohen Obrigkeit Erlaubniß, vor seinem Kramladen zu Pferde sitzt, und die Universal-Arzney verkauft. Jedermann, wer vorbei geht, und dieses Sinnbild sieht, wird schreien, daß hier ein Arzt wohne, ehe er die Ueberschrift liest; und weil er zugleich sehen wird, daß Sie in Ihrem Schilde den Tod gleichsam zum Harlekin haben, so wird er sein Geld gern wegwerfen, um sich die Gunst desjenigen Gewaltigen zu erwerben, der ärger ist, als er selbst. Ich bin, &c.

Hundert und achtzigstes Stück.

von Hagedorn.

— Hebet euch in festen Reisen.

Ich habe irgendwo gelesen, daß ein gewisser scythischer General das Wiehern der Pferde der schönsten Musik vorgezogen habe. Wäre die Melodie der Hengste der Grund dieses

dieses Vergnügens gewesen, so müßte man den musikalischen Geschmack dieses Helden ohne Verschonen tadeln. Allein, ich finde es wahrscheinlicher, daß ihm diese rauhen Töne nur darum gefallen haben, weil er ein Liebhaber von schönen Pferden, und ein Kenner der Reitkunst gewesen, und weil ihn das Wiehern der Pferde an die Vergnügungen erinnerte, für die er am stärksten eingenommen war, so wie das Quacken der Frösche einem Liebhaber des Landlebens angenehm ist, weil es ihn an die Lustbarkeiten des Frühjahrs erinnert. Das Reiten ist eine von denjenigen Arten der Leibesübungen, welche zuweilen die herrschende Neigung der Menschen werden; und so wie es Leute giebt, die alle Tage ihres Lebens für verloren schätzen, an welchen sie nicht getanzt haben, so giebt es deren auch, die kein Pferd wiehern hören können, ohne zu wünschen, darauf zu sitzen. Wenn solche Leute getadelt werden müssen, so ist es bloß wegen der Ausschweifungen oder des unrichtigen Gebrauchs dieser Vergnügungen, und darum vergebe ich meinem Generale, und der Menge derer, die seinen Geschmack besitzen, die Schwäche in der Tonkunst, wenn sie mir nur wiederum vergeben wollen, daß ich heut ihrer Liebhaberey am Reiten billige Schranken setze, nachdem ich in meinem hundertsten Stücke den Tänzern ihre Lectionen gegeben habe.

Die alten Aerzte haben unter allen Leibesübungen vom Reiten das meiste gehalten, und sie haben dasselbe nicht allein zur Diät, sondern auch zur Cur oder Erleichterung vieler langwieriger Krankheiten angepriesen. Aus den Wirkungen dieser Leibesübung in unsern Körper lassen sich die Bedingungen bestimmen, unter welchen sie in beyden Absichten gesund seyn kann.

Das Reiten ist eine allgemeine Übung aller Theile unsers Körpers. Wir stehen oder sitzen auf einer lebendigen Maschine, deren Bewegungen wir in unsrer Gewalt haben, und die sie uns mittheilt. Das Pferd biegt und reckt, stößt und wiegt seinen Reiter, nachdem es entweder geht, oder trabt, oder gallopirt. Der Reiter selbst arbeitet mit allen seinen Muskeln, um sich im Gleichgewichte zu erhalten, und den Bewegungen des Pferdes gemäß zu handeln. Die Muskeln
der

der Füße werden durch das Stehen in den Steigbügeln, die Muskeln der Schenkel durch das stampfende Sitzen und Anschließen der Knien, die Muskeln des Unterleibes, der Brust und des Rückens durch die Erschütterung, durch das stärkere Athemholen, und durch die gerade Stellung des Leibes, welche man zu Pferde halten muß, die Muskeln der Arme durch die Regierung des Pferdes, und die Muskeln des Halses und Haupts durch das Schwanken und Schütteln gereizt, angestrengt, geübt und gestärkt. Da nun zugleich durch die vermehrte Bewegung des Geblüts alle Adern in stärkere Arbeit gesetzt, und durch die allgemeine Bewegung der Muskeln und des ganzen Leibes auch alle Eingeweide erschüttert und gereizt werden, so erfolgt jeder Umlauf und jede Absonderung, jeder Einfluß und jede Ausführung lebhafter; die Muskeln werden mit dem wohlthätigen Nervensaft, der sich wie eine Seele in sie ergießt, getränkt und gestärkt, und die ganze Natur gewinnt durch die allgemeine Übung neue Kräfte. Solchergestalt ist das mäßige Reiten eine der besten Leibesübungen für sitzende Gelehrte und Künstler, für schwächliche Personen, und für alle junge Leute, die sich den Strapazen des Kriegs oder anderer harten Arbeiten widmen. Den phlegmatischen Leuten, welchen das Gehen zu beschwerlich fällt, und die sich gern, auch bey den Leibesübungen, nur leidentlich verhalten, dient ein Pferd unter den Leib, das sie durchschüttelt; und wenn ihnen auch dies noch zu mühsam wäre, so können sie ja auf Eseln reiten.

Leute, die dicke und zähe Säfte haben, werden durchs Reiten dieselben verdünnen, indem sie eine jede lebhafte Bewegung auflöst, wosern sie nur nicht mit einer unmäßigen Hefigkeit getrieben wird. Durch diese Auflösung des Bluts wird es geschickter gemacht, in die kleinsten Röhrchen des Körpers zu dringen, und hierdurch werden alle Arten von Absonderungen befördert. Auf diese folgen die Ausführungen unmittelbar, und hierdurch entledigen sich die Eingeweide von allen stockenden Säften und Unreinigkeiten, gleichwie das Blut von allen Theilen fremder Art, die es verderben könnten, gereinigt wird. Zu diesem allen trägt die
Der Arzt. VII Th. Berth. Ausg. U Übung

Uebung der besten Theile nicht wenig bey, indem sie die Festkraft der Röhren, Muskeln und Eingeweide stärkt.

Die Erschütterung des Unterleibes und die Anstrengung seiner Muskeln beim Reiten macht diese Leibesübung zu einem der besten Hülfsmittel wider die Folgen schwacher Verdauung. Die beste Stärkung thierischer Theile ist allezeit ihre Uebung, und die Gedärme selbst gewinnen dadurch mehr Kräfte, als durch alle Magenstärkungen aus der Apotheke. Die Erschütterung des Unterleibes befördert den Durchgang der Speisen durch die Gedärme, und strengt zugleich ihre Kräfte an, sie desto besser auszuarbeiten. Solchergegestalt wird nicht nur aus den Speisen geschwind ein guter Nahrungsaft verfertigt, welcher das Blut erfrischt, sondern es werden auch die Ueberreste derselben, die Cruditäten, der Schleim und die Blähungen, bald an den Ort ihrer Bestimmung getrieben, wo sie ihren Ausgang finden, ehe sie Zeit gewinnen können, uns zu belästigen.

Diese Vortheile des Reitens für die Verdauung, die beschleunigte Bewegung des Bluts im Unterleibe, besonders in der Pfortader, und öfters auch der Durchbruch der guldnen Ader, machen dasselbe zu einer Leibesübung, welche recht dazu ausgesucht zu seyn scheint, um einen Menschen, der sich durch zu vieles Sitzen schwächlich und hypochondrisch gemacht hat, zu curiren. Durch das Fortschütteln der Cruditäten und Blähungen, welche nach jeder Verdauung zurück bleiben, und die Gedärme aufblähen, ihre Bewegung hindern, und sie zu Krämpfen reizen, werden die wesentlichsten Zufälle der Hypochondrie, die gewissten Folgen einer sitzenden Lebensart, aufs zuverlässigste verhütet. Die Pfortader empfängt ihr Geblüt aus einer großen Menge kleiner Blutgefäße, die im Unterleibe herumkriechen, und führt es einen beschwerlichen Weg gerade in die Höhe. Dieses verzögert natürlicher Weise den Umlauf in ihr, und verursacht eine Anhäufung des Bluts in den Adern des Unterleibes, die ihren Vorrath in dieses allgemeine Behältniß ausgießen. Hierdurch wird die Bewegung der Gedärme in Unordnung gebracht, und ihre Verrichtung gehindert, welche in der Verdauung der Speisen,

Speisen, in der Zubereitung des Milchsaftes, in der Entleerung der Gedärme von den Ueberresten der Speisen, und in der Fortschaffung der Winde besteht. Es erzeugen sich mancherley krampfhaftige Bewegungen und Spannungen im Unterleibe, und so wird die Pfortader, wie Stahl sich ausdrückte, eine Pforte vieler Uebel, welche man, wenn sie in einem gewissen Zusammenhange aufeinander folgen, die Hypochondrie zu nennen pflegt. Da nun das Reiten den Unterleib erschüttert, so befördert es den Umlauf des Geblüts durch die Pfortader, und beugt solchergestalt einer gemeinen Ursache der Hypochondrie und schlechten Verdauung bey sitzenden Leuten auf eine sichere und gründliche Weise vor.

Hierzu kommt noch, daß das Reiten oft dem Geblüte einen Weg durch die guldnen Adern öffnet, indem die Gegend, wo diese Adern liegen, dadurch stark gerieben und gereizt wird. Der Fluß dieser Adern ist hypochondrischen Leuten gemeinlich am heilsamsten, weil bey ihnen der Umlauf des Geblüts im Unterleibe jederzeit, es sey nun von den Krämpfen, welche die üble Verdauung und Windsucht begleiten, oder von dem beschwerlichen Wege des Bluts durch die Pfortader, gehemmt und in Unordnung gebracht ist. Insbesondere erleichtert er diejenigen engbrüstigen oder asthmatischen Personen, deren Uebel von unordentlichen Hämorrhoidalbewegungen, und Spannungen im Unterleibe herrührt, welche das Geblüt zu häufig gegen die Brust treiben, oder die Muskeln, welche zum Athemholen dienen, in ihrer Bewegung hindern. Die Practici wissen, mit welchem großen Erfolge man zuweilen in solchen Krankheiten seine Zuflucht zu den Blutigeln nimmt, um dadurch die guldnen Adern zu öffnen. Das sanfte Reiten kann, wenn es oft wiederholt wird, eben dieselbe Wirkung thun, und vielleicht ist es dieser Wirkung hauptsächlich zuzuschreiben, daß man das Reiten von vielen als ein ganz unvergleichliches Mittel wider die Schwachheiten der Brust und die Schwindsucht rühmen hört. Wenn jemals große und augenscheinliche Curen an dergleichen asthmatischen Personen geschehen sind, so haben sie die Blutigel an den Hämorrhoidal-Vertern bewerkstelligt. Einige haben dabey eine

Abzehrung oder Schwindsucht, die von verhärteten Knoten in der Lunge herrührt, woben sie viel Jahre husten, und oft mit beklemmenden Erstickungen beschwert sind, und wogegen dieser Gebrauch der Blutigel Wunder thut. Warum sollte nicht das öftere sanfte Reiten, wenn es die güldnen Adern in Fluß bringt, eben so glückliche Erfolge haben können?

Vielleicht waren es vielmehr solche abgezehrte, hustende, leichende Engbrüstige, als wirkliche Schwindfüchtige, die mit offenen um sich fressenden Lungengeschwüren behaftet sind, denen Sydenham das Reiten zu ihrer Cur mit der Versicherung empfahl, daß es ihnen eben so dienlich wäre, als die Quinarinde zur Cur der Wechselfieber und das Quecksilber zur Lustseuche. Ich wenigstens halte mich für versichert, daß diese Leibesübung kein offenes Lungengeschwür heilen, oder auch nur den wahren Schwindfüchtigen große Erleichterung verschaffen werde. Man muß Sydenhams Ansehn für keine Demonstration halten. Eine verwundete Lunge leidet so heftige Erschütterungen und Ausdehnungen nicht, als das Reiten verursacht; und gesetzt, daß es auch den Fluß der güldnen Ader beförderte, so kann doch dieser bey einem offenen Lungengeschwür nichts Großes mehr ausrichten. Ich weiß wol, daß viel Aerzte dem Sydenham nachgeschrieben, und allen Schwindfüchtigen das Reiten mit großen Versprechungen empfohlen haben. Allein, weder Sydenham, noch Pringle, noch die Menge andrer, kann die Erfahrungen umkehren, welche vorsichtige Aerzte und mich bewogen haben, ein gerechtes Mißtrauen in diese Cur zu setzen. Ich will diese Gelegenheit nicht vorbeylessen, ohne ein paar Zeugnisse von andern Aerzten, deren Meynung ich bin, anzuführen. Krüger schreibt davon also:

„Man hält, auf Anrathen des Sydenham, den Schwindfüchtigen das Reiten für ungemein gesund. Die deutschen Aerzte haben es diesem berühmten englischen Arzte nur nachgesagt, und ich zweifle, daß sie viele Schwindfüchtige aufweisen können, welche durch das Reiten curirt worden wären. Wenn es etwas thut, so müßte es im Anfange dieser Krankheit seyn, und die ganze Sache würde, wie Boerhaave

„haave vernünftig urtheilt, darauf beruhen, daß der durch das schnelle Reiten erregte Wind eben das wirkte, was eine schwere Luft gethan haben würde, und welches darin bestünde, daß die Fäsergen eine Kraft erhielten, sich lebhafter zusammen zu ziehen. Hierzu sind die englischen Pferde geschickter, als die Deutschen, weil sie viel flüchtiger sind, und keinen solchen derben deutschen Tritt haben, dadurch der Körper sehr erschüttert wird. Endlich wollte ich auch nicht darauf schwören, daß nicht Mancher für schwindfüchtig gehalten würde, der es nicht ist, und also auf diese Art hat können curirt werden. Wenn die Aerzte die Beschaffenheit der Schwindsucht etwas genauer überlegten, so würden sie bald finden, daß sie sich nicht so leicht verreiten ließe. Doch will ich es niemanden widerrathen, wer schwindfüchtig ist; denn das schnelle Reiten verbietet sich von selbst, sowol wegen Mangel der Kräfte, als auch wegen des Hustens, welchen die eingezogene Luft erregt. Desto mehr aber verdient es, den Hypochondristen angepriesen zu werden.“ u. s. w.

Die gelehrten Verfasser des Journal des Scavans, welche in ihren medicinischen Urtheilen bey allen Kennern Ansehn haben, äußern ihre Bedenklichkeit wegen des Reitens der Schwindfüchtigen, bey Gelegenheit der Recension einer Schrift des Herrn D. Coliny in folgenden Worten:

„L'exercice du Cheval, que recommande beaucoup Mr. Coliny. (d'après Sydenham) doit être conseillé avec bien de la prudence: il est nuisible dans le plus grand nombre de phthysies pulmonaires.“ (Juin. 1761. Der holl. Aufl. S. 100.)

Ich könnte mehr solcher Zeugnisse anführen, wenn ich in einer Sache, die hieher nur beyläufig gehört, weitläufig seyn dürfte. Solchergehalt lasse ich es, für meinen Theil, lieber bey Krügers Rathe bewenden, und empfehle das Reiten mehr den Hypochondristen, als den Schwindfüchtigen. Diese Leute sind krank im Unterleibe; und wenn es wahr ist, wie ich nicht zweifle, daß die meisten Gemüthskrankheiten hier ihren Ursprung haben, und entweder von einer übeln

Verdauung, oder von einer Ueberhäufung der Verdauungswege mit Schleim, verhärteten Unreinigkeiten und Blähungen herrühren, so ist es leicht zu begreifen, warum das Reiten den melancholischen, schwermüthigen und furchtsamen Hypochondristen und andern Gemüthsfranken so besonders nützlich sey. Der Unterleib ist den Erschütterungen vom Reiten zunächst ausgesetzt, und aus den Wirkungen, welche dieselben in der Verdauung äussern, läßt sich leicht erachten, daß sie die Ursachen dieser Schwermuth heben können. Hierzu kommen noch andre Vortheile, die mit dem Reiten untrennlich verbunden sind, zumal, wenn man es zu einer Vergnügung macht, wie auf Lustreisen oder bey der Jagd. Der Genuß der freyen Luft, die lebhaftere Bewegung des Geblüts, das freyere Athemholen, die angenehme Ermüdung, der darauf folgende erquickende Schlaf, die Stärkung der besten Theile, der freyere Umlauf der Lebensgeister in Nerven und Muskeln, die Zerstreuung und Aufmunterung des Gemüths, u. s. w. sind alles Umstände, welche zur Cur der Schwermuth das übrige beytragen.

Ich bin weit davon entfernt, das Reiten ohne Bedingung anzupreisen. Es giebt Fälle, wo es höchst schädlich seyn würde. Die schwächsten und empfindlichsten Leute müssen sich einer sanftern Leibesübung bedienen. Wer zu heftigen Blutflüssen geneigt, und sehr vollblütig, wer mit Brüchen oder andern Leibesgebrechen behaftet ist, die von einer Erschütterung verschlimmert werden, wer zu Blutstürzungen durch die guldnen Ader, oder zur blinden guldnen Ader, zu heftigen Schweißen geneigt, oder mit Krankheiten behaftet ist, welche die Ruhe des Leibes erfordern, der darf sich dieser Uebungen nicht bedienen. Es ist auch nicht zu allen Zeiten dienlich, zu Pferde zu steigen. Gleich nach der Mahlzeit, wann der Magen noch mit Speisen angefüllt ist, erschüttert man ihn zu heftig, indem er schon von der Last der Speisen beschwert wird, und vor der Mahlzeit können es die wenigsten vertragen, weil ihnen die Bewegung zu heftig ist, und sie so stark erhitzt, daß sie nicht speisen können. Um sich diese Ermüdung, die einem Ungewohnten den ganzen Tag verdirbt, zu ersparen, ist es am

am besten, erst gegen Abend zu reiten. In der heißen Zeit des Tages würde die Erhitzung leicht zu stark und gefährlich werden.

Von der Art und Weise, wie man, der Gesundheit gemäß, reiten müsse, hat ein berühmter italienischer Arzt, Herr Benvenuti, guten Unterricht erteilt, und ich werde mich einiger seiner Regeln hier bedienen, um eine nützliche Anleitung dazu zu geben.

Man muß ein gelehriges und abgerichtetes Pferd zum Reiten erwählen, und auf demselben sich gerade halten. Die Steigbügel müssen so aufgeschnallt werden, daß man darin stehn, und doch zugleich den Leib auf dem Sattel ruhen lassen kann. Ohne diese Vorsicht würde der Trab gefährlich stoßen, wenn die Steigbügel so hoch geschnallt wären, daß man nur sitzen und nicht stehn könnte. Herr Benvenuti, der diese Kleinigkeit nicht für zu gering hält, sie anzuführen, verlangt, daß man täglich zweymal reiten soll, nämlich zuerst eine Stunde nach dem Aufgange, und drey oder vier Stunden vor dem Untergange der Sonne. Damit von der Erschütterung die Muskeln des Unterleibes nicht zu sehr angegriffen und erschlaft werden, und man vor der Gefahr vom Winde und von Brüchen gesichert sey, muß man den Unterleib mit einem breiten Gurte ein wenig umgürten. Im Sommer muß die heiße Tageszeit nicht zum Reiten erwählt werden; wenigstens muß man langsam und vor der Sonne bedeckt in Wäldern oder Alleen reiten. Im Winter vermeide man die Nebel. Nach dem Reiten ist es gefährlich, in der Erhitzung kalt zu trinken; sondern man soll sich mit Theewasser begnügen. Es ist auch undienlich, sogleich darauf zu speisen, ehe sich nicht die erhitzten Säfte völlig wieder gelagert haben. Höckrigte Wege machen dem Reiter die Uebung zu beschwerlich; und was noch mehr, als alles, ist, so muß man sich hüten, daß man beym Reiten nie zu leicht gekleidet sey, und nie im Sturme und Ungewitter reite. Es ist aber einerley, ob man in starkem Winde langsam reitet, oder ob man bey stiller Luft heftig jagt. Das letzte ist noch gefährlicher, als das erste, weil man zugleich den Leib übermäßig erhitzt, da

ihn hingegen der vorbey streichende Wind im Fagen schnell wieder abkühlt. Da dieses nun an denjenigen Orten des Leibes am meisten geschieht, welche der Luft mehr ausgesetzt sind, als die übrigen, so entsteht hieraus eine ungleiche Erhitzung und Abkühlung bald dieser bald jener Theile des Körpers; und so werden gemeiniglich alle catarrhalische Krankheiten, oft aber noch ärgere und gefährlichere, hervorgebracht. Man muß nie im Galopp reiten; denn dieses beschwert die Brust, und macht die Ausdünstung unordentlich. Es ist unter jungen wehlichen Leuten sehr gewöhnlich, mit den Pferden zu jagen, und ein Philisterpferd auf einer Akademie ist hierzu schon so abgerichtet, daß es, wie sein Student, von einer Ausschweifung in die andre verfällt, und immer entweder jagt, oder nicht aus der Stelle geht. Dieses wilde Vergnügen hat für Viele so etwas Reizendes, daß sie es mit keiner andern Freude in der Welt vertauschen würden. Es ist nicht meine Art zu denken, die Vergnügungen zu schelten, und jungen Leuten den Geschmack an Schwermuth aufzudrängen. Allein wie wäre es mir wol möglich, eine Lust zu loben, wodurch sich so mancher in einem blühenden Alter den Tod erjagt, und zwar ohne Absicht: Denn wozu dient wol diese eilige Flucht? Ein schwärmender Husar weiß noch, warum er jagt. Vaterland, Ehre und sein eignes Wohl fordern von ihm diese Fertigkeit, die er sich stets mit vieler Gefahr erwirbt, und deren er sich in seinem Berufe nie ohne Gefahr bedient. Aber was eilt der junge Student? Was ist sein großer Endzweck bey seiner gefährlichen Flucht? Die Welt höre es, und erstaune! Er will einige Kannen Dorfbier trinken! Er will zeigen, daß er reiten kann; gleichsam als ob dazu eine besondre Geschicklichkeit gehörte, zu jagen! Um solcher wichtiger Ursachen willen haben sich schon viele hundert, ja tausend junger Leute den Tod erjagt. Ein großer Theil von den Studenten, die ungesund und schwindstüchtig von Universitäten zurückkommen, ein großer Theil derer, die auf Universitäten sterben, hat sein unheilbares Uebel und seinen frühzeitigen Tod von dem unvernünftigen Fagen erhalten. Viele werden mitten in der wilden Lust von den Vorboten ihres

ihrer Todes erschreckt; das Blut stürzt aus ihre Brust hervor, und das Lungengeschwür, welches den Bluthusten begleitet, macht ihnen den Garauß. Es sind unsfreitig mehr Leute durchs Fagen schwindstüchtig, als durch mäßiges Reiten von der Schwindsucht curirt worden. Der blinde Rath der Jugend sucht immer gefährlichere Mittel wider die Folgen der Ausschweifungen, als sie selbst sind. Man hat gehört, daß man in der Erhitzung, nicht ohne Gefahr von hitzigen Entzündungsfiebern, kaltes Getränk trinken würde. Weil aber das Fagen doch durstig macht, so wählt man, um den Durst zu stillen, statt kalter Getränke, den Brantwein. Ich erinnere mich, daß von einer kleinen Reise-Gesellschaft Studenten, die insgesammt gesund und vergnügt ausritten, nach wenigen Stunden drey mit häufigem Bluthusten zurückkamen, nachdem sie unter dem Fagen wider die Erhitzung etwas Brantwein genommen, worauf fast unmittelbar der Bluthusten erfolgte. Sie sind alle schon längst begraben, und würden ohne diesen ungeligen Anschlag noch jetzt in ihren besten Jahren vielleicht gesund und fröhlich leben. Wenn unbesonnene Handlungen nicht immer einerley böse Folgen haben, so sind ihre Folgen doch niemals gut, und eine Kühnheit, die sich auf einige glücklich entschiedne Beispiele gründet, bewegt keinen weisen Mann, sie zu wagen, ausser in löblichen Dingen, die solcher Gefahren würdig sind.

Ich rathe also allen, die sich der ritterlichen Leibesübungen, in allen Absichten betrachtet, bedienen können, daß sie, zur Erhaltung ihrer Gesundheit, zuweilen zu Pferde steigen. Sie werden durch dieses Mittel eine Menge von Arzneyen ersparen, und viel Zeit gewinnen, welche sie sonst den Krankheiten mit ihrer großen Ungelegenheit aufopfern müssen. Sie werden aber auch allen Nutzen, den sie davon erwarten, verlieren, wenn sie sich dieser Leibesübung, die an sich stets ein wenig heftig ist, nicht mit derjenigen Weisheit und Mäßigung bedienen, die ich in diesen Blättern empfohlen habe. Ein Spazier-Ritt auf ebenen und angenehmen Wegen, in einer reinen und heitern Luft, im Schatten und bey stillem Wetter; ein Ritt, der Reiter und Pferd

schont, und nicht so angestellt wird, als ob man den Wind müde reiten wollte; der ist der Gesundheit zuträglich, und der bewahrt unsern Leib vor manchem Verderben, indem er zugleich unser Gemüth erheitert, den Muth stärkt, die Lebenskräfte erneuert, und uns ein sanftes Vergnügen genießen läßt, das keine Reue, keine böse Folge, und kein nachschallender Fluch vergiftet. So sind alle mäßige, alle wohlgeordnete Vergnügungen. Es ist uns von der Natur geboten, uns zu belustigen. Allein, es gebietet uns auch die Vernunft, es mit Weisheit zu thun; und dies sind die einzigen Vergnügungen, welche die Sittenlehre und Diätetik erlaubt.

N. S. Für Leute, die die Witterungen nicht ausstehen können, und gleichwol das Reiten nöthig haben, hat Herr **Genneté** ein berühmter Mechanicus einen Reitsstuhl (*Tabouret d'Equitation*) erfunden, welchen man bey ihm zu Paris sehn kann, und der weit vollkommener ist, als das berühmte Tremoussoir des ehemaligen Abts von **Saint Pierre**. Dieser Reitsstuhl wird durch eine Menge von Hebeln in Bewegung gesetzt, die am Boden eines Zimmers befestigt sind; und wenn man sich auf den Stuhl setzt, und einen gewissen Strang zieht, so kann man alle Bewegungen nachahmen, die man zu Pferde machen würde, den Trapp, den Gallop, den Sprung, u. s. w. Damit aber bey mir kein Nachfragen entstehe, wo man die Reitsühle bekommen könne, so will ich lieber gleich die Adresse an den Herrn **Genneté** hierhersehen: à Paris Rue de l'Hirondelle, au Cheval-Noir.

*) Von Verfälschungen des Brodts, und den Mitteln, sie zu entdecken.

Der D. Maning sagt, man habe vollkommen gesunde Leute gesehen, die auf eine für die Aerzte ganz neue und für die Zuschauer erstaunliche Weise schnell gestorben wären. Die Kinder verfielen in eine Ohnmächtigkeit und andre Umstände, die sonst eben so leicht wieder curirt zu werden

den pflegen, als schnell sie entstehen; allein, nunmehr waren sie hartnäckig und fast unheilbar geworden. Diese neuen Zufälle, die so gemein wurden, sind, nebst den schnellen Todesfällen, mit der Verfälschung des Brodtes zugleich erschienen, und folgten so unmittelbar auf den Genuß vielen solchen Brodts, daß man erstaunen muß, wie die Allgemeinheit dieser Ursache so wenig erkannt worden, als ihre große Schädlichkeit in vielen Fällen unwidersprechlich gewesen ist. Man kann natürlicher Weise nicht anders glauben, als daß das auf die nunmehr bekannt gewordene Weise verfälschte Brodt diese Zufälle verursacht haben müsse. Man bedient sich nämlich zu dieser Verfälschung 1. des Bohnenmehls, 2. der Kreide, 3. der weißen Schminke, 4. des gelöschten Kalks, 5. der Asche, und 6. der calcinirten Knochen. Das Bohnenmehl thut an sich keinen Schaden, weil es eine vortrefliche nahrhafte Speise ist. Weil es aber sehr schwer und von schlechter Farbe ist, so bedient man sich der Kreide, um dieses Mehl weißer zu machen, und der Asche, damit es die gehörige Consistenz erhalte, und fein fest zusammenhalte. Desters geschieht es, daß die Becker Salappe in das Brodt mischen, damit die stopfende Eigenschaft des Brodts keinen Verdacht erwecken möge, daß Kreide, Kalk oder Asche damit vermischt worden sey. Daher beobachtet man auch, daß einige Kinder durch hartnäckige Verstopfungen, andre hingegen durch nicht zu stillende Durchläufe ums Leben gebracht werden, nachdem die Becker bald diese, bald jene Ingredienzen mit dem Brodte vermischen.

Um diese Betrügereyen zu entdecken, muß man die Rinde vom Brodte abschneiden, und sie bey Seite legen: die Krume hingegen in dünne Scheiben schneiden, sie gröblich brechen, und sie mit vielem Wasser in einem gläsernen Destillirkolben thun, welchen man, ohne ihn zu schütteln, in ein Sandbad setzt, und 24 Stunden in mäßiger Hitze stehen läßt. In dieser Zeit wird die Brodtkrume durch und durch erweicht, und die fremden Ingredienzen sondern sich davon ab. Die Asche löst sich im Wasser auf, und man kann sie nach der gewöhnlichen Methode heraus ziehn. Die Salappe schwimmt

in Gestalt eines unreinen Schleims oben auf, und die übrigen Ingredienzen sinken, vermöge ihrer Schwere, zu Boden. Dieses sind die vornehmsten Mittel; und wenn man hernach das Brodt und Wasser sachte ausgießt, so bleibt am Boden nichts zurück, als die Kreide, die Asche der Knochen, und alles Uebrige, was von der Verfälschung wie ein Pulver niederfällt. Diese Methode ist die beste. Weil man aber nicht immer Destillirkolben bey der Hand hat, und doch jedermann an der Entdeckung dieses Betrugs viel gelegen seyn muß, so kann man sich auch der folgenden Methode bedienen: Man schneidet die Brodtkrume in kleine Scheiben, wie vorhin gesagt worden; thut sie in eine große Menge Wasser, und setzt sie in einer großen irdenen Schüssel auf ein ganz gelindes Feuer, wo sie eine lange Zeit stehn muß. Wenn man hernach das Brodt und Wasser sanft oben abgießt, so findet man die Asche der Knochen u. s. w. am Boden der Schüssel.

Dieses sind die Vorschläge des englischen Arztes, um eine der unehrlichsten Betrügereyen zu entdecken, die jemals Bürger an ihren Mitbürgern begehn können. Er ernahmt die obrigkeitlichen Personen, welche dem Polizeywesen vorstehn, über diese Verbrechen sorgfältig zu wachen, und die Versuche mit dem Brodte von Zeit zu Zeit wiederholen zu lassen. Wenn wir in dieser unentbehrlichen Speise keine so schelmische Betrügereyen bey uns wahrnehmen, so haben wir doch den Betrug in andern Gewaaren, besonders aber in den Getränken, desto mehr zu besorgen, und die Gefahren der Vergiftung sind bey den letztern oft größer, als bey den ersten. Man sieht hieraus, wie nothwendig es wäre, daß in Polizeygerichten auch Aerzte zu Mitgliedern ernannt würden, welche die nöthigen Einsichten besitzen, die Verfälschungen der Nahrungsmittel zu entdecken, und dann und wann damit Versuche anzustellen, andrer Vorfälle zu geschweigen, welche zum Polizeywesen gehören, und von niemanden, als Aerzten von Profession, geargwohnt, untersucht, entdeckt, beurtheilt und verhütet werden können. So gewiß es ist, daß alle Lage Betrügereyen von der Art gespielt werden,

werden, und daß besonders die Getränke, als Wein, Bier, Branntwein, Thee u. s. w. auf eine schädliche Weise verfälscht werden; so gewiß ist es auch, daß in den meisten Republiken auf diese gemeinschädliche Sache zu wenig Aufmerksamkeit und Mühe gewendet wird. Diese Ruhe und Sorglosigkeit der Obrigkeiten hegt und muntert den Betrug auf, und ein so im Verborgnen geschmiedetes Unglück kann weit um sich greiffen, ehe es sich durch seine Verwüstungen so offenbar macht, daß man es untersucht, wosern man nicht stets mit einem wachsamem Argwohne demselben nachspührt.

Die Beispiele sind nicht selten, daß durch das Brodt, wenn es auch unvorsetzlich mit giftigem Unkraute vermischt worden, die Einwohner ganzer Landschaften mit grausamen und tödtlichen Krankheiten angesteckt worden sind. Es kann zur Warnung dienen, wenn ich einige anführe.

In der Landschaft **Sologne**, in Frankreich, kam von der Erntezeit an, vor etliche zwanzig Jahren, eine häßliche Krankheit unter die Leute. Sie spürten anfänglich in den untern Gliedern eine schmerzhaftige Müdigkeit, die Glieder wurden blau, und hernach mit brandigten faulen Geschwüren befezt, worin sich oft Würmer erzeugten, und von diesen Geschwüren fiel immer ein Theil des Gliedes nach dem andern ab. Die Reihe kam hernach auch an die obern Glieder, und man sahe im Hospitale manche Leute nur noch mit dem Rumpfe einige Tage lang leben. Zur Zeit hat man noch kein zuverlässiges Mittel wider dieses abscheuliche Uebel ausfinden können. Man nennt es Ergot, von den eben so genannten Kornzapsen, die die Leute unter dem Brodte gegessen haben, und wovon eben die Krankheit entstanden ist.

In Schweden hat in gegenwärtigem Jahrhundert, nach des Herrn **Väcks** Beobachtung, die Vermischung des Ackerrettigs (*raphanus raphanistrum*) und des Rockentrespens (*bromus secalinus*) mit dem Getraide, wie auch das verdorbne Getraide viel heftige Krankheiten zuwege gebracht. So wurden die Leute im Jahre 1709 in Helsingland, durch das frische Brod vom verdorbnen Rocken, von Schmerzen und dem Schwindel angegriffen. Im Jahre 1737 ent-

stunden davon Brustbeschwerden, Kopfschmerzen, Seitenschmerzen, und bey vielen ein plötzlicher Tod. Im Jahre 1742 bemerkte man vom erfrorenen und verfaultem Getraide plötzliche und heftige Krankheiten, hitzige Fieber und die Ruhr. Der Taumellulch (*Iolium temulentum*) verursachte im Jahre 1756 in Ostgothland, wie er unter das Bier und Brodt genommen worden, Kopfschmerzen, Fehler am Gesichte, ein Taumeln, Zittern der Glieder, und eine Geschwulst an den heinlichen Theilen. Von dem unreifen Getreide, bey dem östern Mißwachs in Wermeland, leitet Herr Gedner hauptsächlich die dort einheimische Ruhr her, und hält selbst das mit Baumrinden gebackne Brod für unschuldiger. In den Jahren 1746, 1747 herrschte im untern Theile von Westgothland, und 1754 und 1755 in Smoland und Bleckingen, die sogenannte Krampffucht oder Kriebelkrankheit, welche Herr Linnäus von dem schon oberwähnten Ackerrettig, dessen Schoten sich mit dem Getreide vermengt haben, herleitet. Die diesem Unkraute eigne Schärfe verliert sich zum Glück meistentheils, wenn es trocken wird, daher man auch gefunden hat, daß der mit dem Ackerrettig vermengte Gersten im Frühlinge des folgenden Jahrs weniger schädlich gewesen, als wenn man ihn bald, nachdem er eingeerntet worden, genossen hat. Vielleicht ist so etwas die Ursache gewesen, warum Herr Spielmann in Strassburg den Ackerrettig und die Kornzapfen dort zu Lande unschädlich gefunden hat. Ich übergehe das, was Herr Tissot von der Schädlichkeit des verdorbnen Mehls bey dem Landvolke in seinem überall bekannten Werke gesagt hat. Um aber allen diesen Uebeln vorzubeugen, giebt Herr Bäck den Rath, daß die Obrigkeit der Gewinnsucht der Kornhändler steure, daß der Landmann bey der Reinigung des Getreides sorgfältiger sey, daß dasselbe nach dem Gewichte verkauft werde, und daß man ihm durch öffentliche Mittel in den Krankheiten beystehe. Es wäre zu wünschen, daß es noch andre Mittel geben möchte, denn ich weiß wohl, warum ich mir von diesen nicht viel verspreche.



Hundert ein und achtzigstes Stück.



von Hagedorn.

Der Neuern Kunst und Wisz verehren, — —
Das will die Pflicht.

Wenn ich alle kleine nützliche Anmerkungen, die ich meinen Lesern mitzutheilen habe, in lauter bogenlange Abhandlungen ausdehnen wollte, so würde ich weder bey ihnen, noch bey den Gelehrten von Profession, Ehre einlegen. Meine meisten Leser hätten Ursache, mich mit einem Wechsler zu vergleichen, der ein empfangenes Stück Geld in einer großen Menge Dreylinge wieder giebt. Denn ein nützlicher Gedanke erhält dadurch keinen größern Werth, daß er mit zehntausend Wörtern gesagt wird. Hingegen könnten mich die Schriftsteller für einen schlechten Meister der Kunst halten, wenn ich mit einer Sache, wovon sie Folianten machen würden, nur einen Bogen ausfüllte. Dieses bewegt mich zuweilen zur Verfertigung solcher Blätter, die nicht im Tone ordentlicher Abhandlungen, sondern in Form einer Sammlung verschiedner abgebrochener Betrachtungen geschrieben sind, und dergleichen Bogen, wenn ich die Vergleichung fortsetzen darf, sind grobes Geld oder Gold; wogegen ich meinen Lesern in meinen meisten übrigen Blättern nur kleine Münze gebe. Sie haben heute das erste von mir zu erwarten. Ich werde ihnen verschiedne interessante neuere Beobachtungen nur kurz und ohne Zusammenhang vorlegen.

* * *

Im März 1692 wurde der Graf von Thun, ein Unverswanger und Oberjägermeister Johann Ernsts, Erzbischofs zu Salzburg, auf der Jagd an den Füßen stark verletzt,

kältet. Von der Zeit an klagte er auf vier Jahr über Schwierigkeit im Haupte, Schlaflosigkeit, und fast täglichen Schwindel, insbesondre aber über eine außerordentliche Hitze in der Gegend des Zwerchfells, u. s. w. Kurze Zeit darauf beschwerte ihn ein Rheumatismus und eine Heiserkeit. Ein englischer Arzt rieth ihm den Gebrauch einer bewährten Salbe; und nachdem sich der Graf die Fußsohlen damit hatte reiben lassen, verlorh sich sein Rheumatismus mit allen den übeln Zufällen, die ihn so viel Jahre gequält hatten. Weil sich nach einiger Zeit wieder einige Flüsse einfanden wollten, ließ er sich wieder einige Tage mit der Salbe reiben. Als ihm nun am andern Tage sein Kammerdiener die Strümpfe auszog, so ward er plötzlich ein lebhaftes Licht gewahr. So wie man die Strümpfe nach und nach abzog, fielen lebhafteste Feuerfunken zur Erde, welche ein Prasseln machten, als wenn man Salz auf glühende Kohlen wirft, und die sogar die Hände des Kammerdieners streiften. Wenn er die Strümpfe schüttelte, so vermehrte sich der Strom des Lichts merklich. Man bemerkte diese Erscheinung ordentlich alle Tage beynähe drey Monate lang. Der Graf verwechselte die Strümpfe verschiednemal, um den Versuch zu verändern; und wenn er sie zween bis drey Tage getragen hatte, gaben sie dieselben Erscheinungen. Man konnte nicht argwohnen, daß dieses Licht etwan von einer phosphorischen Materie in den Strümpfen herrühren möchte; denn so würde man nicht nöthig gehabt haben, sie zu schütteln, um zu leuchten. Zudem so entstand und verschwand dieses Licht allemal plötzlich, wie die Flamme des Schießpulvers. Sie war mit einem Geräusche verbunden; und jeder Funke erregte ein merkliches Prasseln, welches alles bey einem phosphorischen Feuer nicht Statt findet. Bey dieser Sache sind noch einige Nebenumstände merkwürdig. Die wollenen Unterzießstrümpfe des Grafen, die der Haut näher waren, gaben nicht so viel Licht und Funken von sich, und ihre Funken prasselten auch nicht so sehr, als die aus den seidenen Oberstrümpfen, welche diese Kraft zu leuchten viel Tage behielten, ob sie gleich an der Luft hingen. Einstmals zog der Graf drey Paar

Strümpfe

an, zwirnene, wollene und seidene. Wenn er nun von der Jagd ermüdet nach Hause kam, zog man sie ihm zuweilen alle drey auf einmal aus, da man dann bemerkte, daß aus diesen Strümpfen, wenn sie in einander stecken geblieben waren, und hernach mit Gewalt aus einander gerissen wurden, eine größere Flamme mit einem viel heftigern Prasseln herausfuhr. Alle diese Dinge sind in Gegenwart des ganzen salzburgischen Hofes und vieler Gelehrten und Neugierigen nicht einmal, sondern oft geschehn. Der Graf war von seiner Kränklichkeit völlig befreit. Weil er aber sehr dünne Fußsohlen hatte, so badete er sie, wider seines Arztes Willen, in warmen Wasser, worauf die Haut schuppenweise abfiel, und sich, wie eine Schlangenhaut, absonderte.

Diese Geschichte ist sonderbar genug, aber gewöhnlicher, als man glaubt. Man weiß, daß Hunde, Katzen und andre Thiere, wenn sie im Finstern gestrichen werden, nicht nur ein sehr lebhaftes Licht geben, sondern daß dieses Licht auch einen deutlichen knisternden Schall mache, der dem ähnlich ist, wenn Salz auf glühenden Kohlen sprazelt, und den der electrische Funke von sich giebt. Zuweilen empfindet man sogar die Schläge ganz deutlich. Es ist aber auch fast allen Menschen eigen, daß ihre Haare, wenn sie stark gestrichen oder gerieben werden, leuchten und knistern: nur daß es zu einer Zeit merklicher ist, als zur andern. An stark behaarten Beinen, solten gewiß viele, die es nicht vermuthen, dieselbe Erscheinung sehn können, wenn sie sie im Finstern stark rieben oder kratzen. Inzwischen bleibt die ganze Erscheinung noch bis ißt über die Einsichten der Gelehrten erhaben.

* * *

Aus einem Sendschreiben von Siena.

»Am 1sten October 1755 inoculirte der Herr Dominicus Peverini, Arzt zu Citta di Castello, in einem hiesigen Hospitale drey Findelknaben von 11, 8 und 6 Jahren. Nach der gehörigen Vorbereitung stach er sie
Der Arzt. VII. Th. Berth. Ausg. X »bloß

»blos mit verschiednen Nadeln, die in dem Eiter einer sehr
 »guten Art Blattern gesteckt hatten, und zwar einen jeden
 »nur ein einzigesmal mit einer einzigen Nadel. Sie beka-
 »men alle drey die Blattern. Einer hatte deren über hun-
 »dert; die beyden andern hingegen bekamen vielmehr nur
 »bloße rothe erhabne Flecken, als wahre Blatterblasen,
 »außer in der Gegend, wo der Stich geschehn war, allwo
 »ein jeder eine einzige rechte Blatter hatte. Den 4ten Oc-
 »tober machte Herr Peverini eben denselben Versuch an fünf
 »Mädgen, der aber fruchtlos ablief. Man glaubt gewiß
 »entdeckt zu haben, daß sie die natürlichen Blattern schon
 »vorher gehabt haben, weil man Blatternnarben an ihnen
 »gefunden haben will. Dieses sind nicht die ersten Versuche
 »des Herrn Peverini, sondern er hatte schon mit der In-
 »oculation glückliche Proben gemacht, als er noch zu Citeria,
 »einige Meilen von Urbino, Arzt war. Dieses that er im
 »May 1750, da unterdessen viel Leute an den natürlichen
 »Blattern starben. Er stach mit einer Nadel, die zwei
 »Stunden vorher in einer reifen Blatter gesteckt hatte, ein
 »kleines schwindsüchtiges und kränkliches Mädgen, das die
 »Milch einer unreinen Mutter genossen hatte. Am sieben-
 »ten Tage entzündete sich der Stich, nach und nach formirte
 »sich eine Blase, die am zehnten Tage zur Vollkommenheit
 »gelangte, da dann das Fieber dazu schlug. Das Kind
 »bekam eils Blattern, ward rein von seiner Kränke, und
 »befand sich auch übrigens viel besser, ohne daß sie einmal
 »zu Bette gelegen hatte. Die Mutter, die über diese
 »Wirkung erstaunte, versuchte die Operation selbst an ihrer
 »andern Tochter von neun Jahren, die am neunten Tage
 »das Fieber bekam, 26 Blattern hatte, und in kurzem genas.
 »Der Blatter-Eiter von dieser letztern ward dazu gebraucht,
 »fünf andre Kinder heimlich zu inoculiren; und das Glück,
 »welches alle diese Versuche begleitete, veranlaßte den Herrn
 »Peverini, seine Versuche bekannt zu machen, und höher
 »zu treiben. Er that noch mehr. Er überredete den
 »Doctor Evangelisti, diese neue Methode auch zu versu-
 »chen. Er that es; aber auf die gewöhnliche Weise, daß
 »er

»er einen in Blatter-Eiter getauchten Faden in eine mit der
 »Lanzette gemachte leichte Wunde legte. Ein jeder von
 »diesen beyden Ärzten hat über zweyhundert Personen ino-
 »culirt. Unter den Händen des Herrn Evangelisti ist
 »nur ein Kind gestorben, das die schlechteste Wartung hatte.
 »Herr Peverini hat keins verlohren; und es sind unter sei-
 »ner Anzahl gar noch Säuglinge gewesen. Er hat beob-
 »achtet, daß bey Manchen die Inoculation keine Wirkung
 »thut; und es ist von ihm ein dreysähriges Kind dreymal
 »ohne Wirkung inoculirt worden. Die Zeit des Fiebers und
 »des Ausbruchs ist auch nicht immer einerley. An einem Kinde
 »von fünf Jahren erfolgte das Fieber erst am neunzehnten
 »Tage. Bey der Methode des Herrn Peverini ist
 »weder Verband noch Anstalt nöthig. Er hat einige im
 »Schlase inoculirt. Die Kinder haben sich nur blos des
 »Weins zu enthalten, und bedürfen sonst weder des Bluts
 »lassens noch der Arzneyen. Man darf auch mit dem Orte
 »des Stachs oder Einschnitts keine besondre Wahl treffen,
 »wenn nur das Instrument die Haut durchsticht. Herr
 »Evangelisti ist nicht der einzige Arzt, den die Versuche
 »des Herrn Peverini zur Nachfolge gereizt haben. Herr
 »Lunadei, Arzt zu Citta di Castello, hat sowol seine eignen,
 »als auch des D. Tommasini Kinder inoculirt, davon eins, das
 »kröpfig war, zugleich mit den Blattern von dieser Kran-
 »keit genas. Es sind auch sonst Viele, sowol zu Citta di
 »Castello, als zu Urbino 1755, durch seine Hände gegan-
 »gen. Er zieht die Nadel der Lanzette vor. Nach seiner
 »und des Herrn Peverini Meynung ist eine einzige Blatter
 »in der Gegend der Verwundung hinlänglich, um versichert
 »zu seyn, daß die Inoculation ihre Wirkung gethan habe.»

Diese Methode, mit der Nadel zu inoculiren, hat zwar
 keinen weitem Beyfall erhalten; da ich sie aber für eine von
 den ersten Verbesserungen der Operation halte, indem sie
 ohne Einschnitte, ohne Vorbereitung und ohne Arzney und
 Diät, eben so, wie ist die neueste Suttonische, alles das
 leistet, was die alte mit ihren Beschwerlichkeiten thut, so

giftig seyn, wenn man nicht annimmt, daß der Speichel vom Zorne, welchen das Thier über den übeln Scherz des Bauren empfand, eine solche löse Eigenschaft erlangt habe. Dieser angestechte Speichel muß die inwendige Haut der Lippe des Gebissenen durchdrungen haben; er muß sich mit dessen eigenem Speichel vermischt, und ihm solchergestalt den Gift mitgetheilt, die Canäle angegriffen, alle benachbarte, zur Absonderung des Speichels gehörige Theile, und durch diese alle Nerven und Geister der Maschine mit ins Verderben gezogen haben, worauf endlich das Fieber und der Tod erfolgt ist.

Diese Beobachtung scheint mir unter denen einen Platz zu verdienen, welche beweisen sollen, daß der Biß aller Thiere von einem gewissen Grade des Zorns giftig wird; daß die giftigen Thiere dieses nicht sind, als in so fern sie in dieser Leidenschaft beißen, und daß also der Gift, vielleicht der meisten Krankheiten, in den Geistern seinen Sitz habe. So weit Herr le Car.

Den letztern Gedanken hat schon **Baccius** in seiner Abhandlung vom Gifte, in Absicht des Natterngifts, gehabt, wovon er behauptet, er sey an keinem gewissen Orte ihres Leibes, sondern allein in den Geistern, und es habe mit den Nattern eben die Beschaffenheit, als mit andern Thieren, deren Bisse giftig sind, wenn sie gereizt werden, ob sie es gleich ausserdem nicht sind. Er führt viele Beispiele davon an, unter andern eins von einem Menschen, der von dem Biße eines erbohten Hahns nach dreien Tagen gestorben. Herr **Charas** vertheidigt in den Schriften der Königl. Akademie eben dieselbe Meinung.

Ich an meinem Theile sollte fast glauben, daß der Tod dieses Mannes keinem vergifteten Speichel des Entrichs zuzuschreiben sey, da weder die Lippe desselben verwundet worden, noch auch der ganze Verlauf der Krankheit mit solchen Umständen begleitet gewesen, dergleichen solche unglückliche Personen gemeinlich erdulden müssen. Wenigstens enthält der Bericht keine Spuren von einiger Wuth, oder vom Wasserabscheu; sondern es scheint bloß eine übel ausgeschlagne

schlagne Quetschung der Lippe durch den hinzugekommenen Brand, bey'm Mangel schleuniger Hülfe, den Elenden getödtet zu haben. In so fern möchte ich diesen Casum lieber in die Reihe solcher setzen, wovon in meinem 156sten Stücke, im letzten Briefe, verschiedene angeführt worden sind, da eine sonst geringe Verletzung durch unbekannte Veranlassungen die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen kann.

Unter den Beyspielen von merkwürdigen Muttermählern verdient die folgende Beobachtung, die ich selbst ange-
merkt habe, einige Aufmerksamkeit. Das Kind einer gewissen schwangern Dame lag in den Blattern, und auf der Stirn desselben, recht über der Nase, hatten dieselben einen großen Flecken gemacht, welcher noch roh und blutig war, als ihn die Dame einstmals von ungefehr erblickte, nachdem sie sich lange in Acht genommen hatte, das Kind nicht zu sehn, um einen abscheulichen Anblick zu vermeiden. Ich weiß nicht, wie lebhaft der Eindruck gewesen seyn mag, den dieser Anblick in dem Gemüthe der Mutter gemacht hatte. Genug, sie ward ungefähr nach Verlauf von vier bis sechs Wochen mit gesunden Zwillingen glücklich entbunden, welche aber beyde vor ihren Stirnen über der Nase solche rothe Flecken mitbrachten, als man im Gesichte des Kindes, welches die Blattern ausstund, gesehen hatte. Sie waren bey beiden Kindern ziemlich übereinstimmig, sowol am Umfange, als an der Farbe; und wenn dieses eine Wirkung der Einbildungskraft der Mutter gewesen ist, so muß man bewundern, daß an zweyen Kindern zugleich dieselben Eindrücke auf einerley Weise erfolgt sind.

Eine betagte Matrone beklagte sich bey mir über ein beständiges Kitzeln hinten auf der Zunge, welches ihr seit einiger Zeit sehr beschwerlich geworden war. Ich bemerkte hinten auf der Zunge einen breiten braunrothen Flecken, wel-

chen man von einem Nasenbluten herleitete, das kurz vorher gegangen war, und ihn für geronnenes Geblüt hielt, das sich auf der Zunge angelegt hätte. Bald nachher aber, da man von diesem braunen Schleime etwas mit einem Instru-
mente von der Zunge abschabte, und es genau betrachtete, entdeckte man, daß es eine Menge schlangenförmiger Würmer war, die in einem weißen Schleime nisteten, und deren Körper, so weit sie im Schleime steckten, weiß, übrigens aber ganz braun waren. Diese Würmer waren zum Theil einen viertel Zoll lang, zum Theil auch kleiner, und eines starken Haares dick. Die eine Spitze ihres Leibes war gespalten, und formirte zwei kleine Zacken, die andre ging rund zu, wie der Kopf eines Regenwurms. Ich bemerkte dieser Würmer wol zwanzig in einem kleinen Stücke Schleim, das ich mit dem Griffe eines Theelöffels hinten von der Zunge abnahm, und das etwa den Raum von ein paar Tropfen Wasser erfüllte. Man konnte ihre Bewegung durch ein schlechtes Vergrößerungsglas aufs deutlichste wahrnehmen; und wenn ich ein solches Thier mit einer Nadelspitze berührte, so verzrieth es durch mancherley starke Wendungen sein Gefühl. Es wahrte aber nur wenig Minuten, so waren diese Würmer todt und trocken, da sie dann wie ein dunkelbrauner kleiner Strich auf dem Papiere lagen. Die erstaunliche Menge dieser Würmer an einem Orte, der so ungewöhnlich ist; ihr langer Aufenthalt daselbst, der wenigstens über einen Monat schon währt, obgleich täglich so vielerley Speisen, Getränke und Arzneyen über die Zunge gehn, die ihnen fatal seyn könnten; die feste Einverleibung des Wurmschleims in die Oberhaut der Zunge, vermöge welcher sich die Zunge durch kein Schaben, noch Gurgeln, noch Einsprützen, noch Beizen reinigen läßt, und die Wahrscheinlichkeit, daß sich dieser belebte Schleim durch den ganzen Schlund, bis zum Magen, erstrecke, weil eben dieselben Reizungen und Reizungen, die auf der Zunge empfunden werden, auch durch den ganzen Schlund, bis zum Magen, mit abwechselnden Ueblichkeiten gespürt werden, machen diese Beobachtung zu einer der sonderbarsten in ihrer Art. Die schlechte

Vers

Verdaunung dieser Person mag vermuthlich zur Erzeugung dieser Wurmbrot das meiste beigetragen haben.

N. C. Die obigen Umstände sind bey dieser Person bey- nahe zwey Jahr, bis an ihren Tod, einerley geblieben, ohne ihr weitere Ungelegenheit zu machen. Sie starb an einer Brustwassersucht.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Hundert zwey und achtzigstes Stück.



von Hagedorn.

Die in der Heilungskunst gewandt,
Sind andrer Meynung.



Peter Claus ward auf einem kleinen Dorfe geboren. Allein je weiter er an Jahren zunahm, desto deutlicher konnte man merken, daß ihn die Natur nicht für den Ackerbau und das Landleben, sondern für die Wissenschaften und Gelehrsamkeit bestimmt hatte. Sein Leib blieb allezeit mager und schwächlich, seine Gesichtsfarbe war blaß, an Baden ein gänzlicher Mangel, im neunten Jahre trug er schon eine Peruque, weil ihm alle Haare ausgingen, und die Schreibfinger an seiner rechten Hand waren wie große Krallen gestaltet. Ein stetes Murren im Bauche und öftres Ausstoßen, ein Anfaß zum Sausen bey Dorfbiere, ein verwachsenes Gestelle seines Leibes, das einem stehenden Schreibpulte glich, und hundert andre kleinere Umstände, bewegten sowol den Amtmann, als den Pfarrer und Küster, dem Vater zu rathen, daß er diesen Sohn bey so vielen Natturgaben dem Reiche der Gelehrsamkeit nicht vorenthalten, sondern ihn zeitig auf Schulen und Akademien senden sollte, damit dasjenige wirklich aus ihm würde, was sein ganzer Anstand versprach. Die Schulen empfingen ihn, und der

K 5

Orbis

Orbis Pictus war ihm ein Kinderspiel. Er lernte die Sprachen, indem er sie seine Mitschüler lehrte; aber er fand bald, daß diese Spreu von Wörtern für seine Seele zu grob war. Er war mehr für hohe Wissenschaften geschaffen, und daher sehnte er sich von Herzen nach der Akademie, allwo er in seinem fünfzehnten Jahre ganz schwächlich anlangte. Er studirte fünf Jahr aufs fleißigste, und das Subtilie, was in jeder Wissenschaft der menschliche Verstand erfunden hatte, war seine angenehmste Gemüthspeise. Die listigsten Theorien waren ihm um deswillen das Liebste, und er gewann dadurch einen Abscheu vor allen practischen Wissenschaften, die nur auf plumphen Erfahrungen, wie lahme Bettler auf Krücken, hängen.

Als Claudulus (dem so ließ er sich am liebsten nennen) anfang, in den speculativischen Wissenschaften recht zuzunehmen, bedauerte er oft, daß er so viel Dinge leider! bloß aus der Erfahrung gelernt hätte, insofern er nicht zweifelte, daß er schon selbst durch eignes Nachdenken auf alles gekommen seyn würde. Er schrieb einstmal an seinen Vater, daß er nun auf der Spur wäre, zu entdecken, durch welchen Mechanismus er in die Welt gekommen sey, worüber der einfältige Mann die Mutter des Claudulus wehmüthig ansah, und sagte: „Siehst du wol, daß der Junge dort nichts Gutes lernt? Bey mir sollte er das nimmermehr erfahren haben!“. Der ehrliche Claus, der doch schon so gebrechlich war, wünschte sich oft, aus Liebe zur Theorie, daß er blind und taub geboren seyn möchte, damit er im Stande wäre, ohne Vorurtheil der Sinne deutliche Begriffe von den Farben und Tönen zu erhalten. Er wollte ganz unsinnig werden, als ihm einstmal ein andrer Student zeigte, wie man durch eine Vermischung von Salz und Schnee auf glühenden Kohlen Eis machen könne. Denn, sagte er, nun ist es mir nicht mehr der Mühe werth, dieses aus den Bestandtheilen des Salzes, des Schnees und des Feuers a priori zu erfinden. Wer sein Freund seyn wollte, der mußte ihm Aufgaben vorlegen, deren Entscheidung ihm gänzlich unbekannt war; und dann war es sein Vergnügen, diese

diese zu finden. Als man ihn einstmal fragte, ob gemeines kaltes Wasser auf einerley Feuer später zu kochen anfangen müßte, als kochend heißes Wasser aus einer heißen mineralischen Quelle, arbeitete er zwölf Tage an der Auflösung der Frage aus Gründen, und brachte nicht allein heraus, daß das kalte Wasser später, sondern auch um wie viel Minuten und Secunden es später anfangen müßte, zu kochen. Um ihm in seiner Neigung zum Speculiren zu willfahren, brachte ihm ein Freund einen Compass, und legte die Nadel daneben auf den Tisch. Was muß geschehn, fragte er, wenn ich diese Nadel auf diesen Stift lege? Mein Herzensfreund, antwortete Claudulus, in einer viertel Stunde will ich dir's sagen. Er wog die Nadel, er untersuchte den Stift, berechnete die Anzahl der Berührungspunkte beyder Körper, bestimmte den Grad des Drucks der Nadel auf den Stift, die Gegenwirkung seiner Spitze, und fand endlich glücklich, daß der Stift auf den Mittelpunkt der Schwere der Nadel trafe, daß er sie schwebend erhalten, und daß sie sich sogar darauf im Kreise herumdrehen würde, wenn man behutsam daran stieße oder bliese. Nachdem er hiez auf den Versuch gemacht, war er sehr vergnügt, daß er sich nicht geirrt hatte, und konnte das Schwancken der Nadel, und daß sie stets in einerley Richtung stehn blieb, als Schwierrigkeiten, die jeder Theorie eigen sind, gar leicht aus der gelinden Bewegung der Luft und aus der Ungleichheit der Flächen, worin sich beyde Körper berührten, herleiten; und damit ich von der Gelehrsamkeit unsers Claudulus, deren Beschreibung schon kopfbrechend ist, den kürzesten Begriff gebe, so war er in allen Dingen ein wahrer Democritus, der den Honiggeschmack seiner Feigen untersucht. (S. mein 20stes Blatt. S. 267.)

Wenn solch ein Mensch sein großes Genie schon auf Universitäten blicken läßt, so wird er gemeiniglich nicht befördert. Die Mäcenaten, Patronen, Beförderer, Gönner, und wie die Leute mit steifen Nacken alle heißen, die einem Elenden von Verdiensten nach langem Harren nur eben satt Brodt geben, hatten eine geheime Furcht vor diesem Claudulus.

Claudulus, weswegen sie sich nicht getraueten, ihm ein Amt zu geben. Er schien ihnen nicht allein viel zu wissen, welches bey wenig Beförderern eine Empfehlung ist, sondern er schien ihnen auch mehr zu wissen, als andre vernünftige Leute; und ein solcher Mensch ist immer gefährlich, wenn er ein Amt hat. Hierzu kam, daß er keinen reichen Unverwandten hatte, von lauter Stipendiis lebte, und als ein Krüppel und Bettler einhergieng. Nachdem er also eine geraume Zeit vergeblich gewartet hatte, mußte er sich endlich voller Unmuth entschließen, zu seinem Vater zurückzukehren; der aber während der Reise des Sohns starb, und nichts von dem Vergnügen erlebte, das ein Vater hat, wenn er einen Sohn gelehrt wiederkommen sieht, der ihn auf der Universität nichts gekostet hat. Sein älterer Bruder hatte das kleine Landgut des Vaters angenommen, und verwaltete es wie ein rechtschaffener Bauer. **Claudulus** umarmte ihn mit den Worten: Salve, Salve, dilectissime frater. Der Bruder hingegen schritt ohne viel Wortwechsel gleich zur Sache, und erkundigte sich, wovon denn **Claudulus** forthin zu leben gedächte? und wer von ihnen beyden den andern ernähren sollte? Der jüngere meinte, daß ihm ein Amt nicht entstehen könnte, und daß er nächstens im Stande seyn würde, seiner ganzen Familie unter die Arme zu greifen. Unterdessen bat er sich den Aufenthalt und das Brodt bey seinem Bruder aus, und versprach ihm dafür, alle seine Wissenschaft daran zu wenden, um dem Bruder in seinem Gewerbe die erspriesslichsten Dienste zu leisten. Man mußte sich bequemen, und die Gelegenheit zeigte sich bald, da **Claudulus** seine Gelehrsamkeit anbringen konnte. Der Bruder hatte eine Mühle, welche in der Nacht stehn geblieben war. Er kam sehr betrübt, und klagte dieses Unglück dem **Claudulus**. Ist, sagt er, da jedermann Korn mahlen will, und dieses die einzige Wassermühle in der ganzen Nachbarschaft ist, steht sie stille, und ich werde um meine beste Nahrung kommen, wenn sie nicht bald wieder in Gang gebracht wird. Der gelehrte Bruder tröstete ihn, daß sie unverzüglich wieder in Gang kommen sollte. Er setzte sich

nieder,

nieder, und redete so mit sich selbst. Wenn eine Maschine bewegt werden soll, so muß sie eine bewegende Kraft haben. Wenn sie also stille steht, so muß die bewegende Kraft nicht in sie wirken können. Wer dennach eine Maschine in Gang bringen will, der muß die bewegende Kraft so anbringen, daß sie hinlänglich in sie wirken kann. Die bewegende Kraft der Mühle ist das Wasser. Entweder ist also des Wassers zu wenig, oder das Rad reicht nicht tief genug hinein, oder es sind auch die Schaufeln ausgefallen, daß das Wasser nicht ins Rad fassen und es umtreiben kann. Der Bruder kam eben nach Hause, als **Claudulus** mit der Auflösung seiner Aufgabe fertig war. Er bedeutete ihn alsobald mit der Miene eines Professors, wie er entweder mehr Wasser schaffen, oder das Rad tiefer senken, oder nach den Schaufeln sehn mußte, wenn er die Mühle in Gang bringen wollte. Sie geht schon wieder, versetzte der Bruder; es hatte sich eins von den inwendigen Rädern geklemmt, und so bald ich dies sahe, besserte ich den Fehler. Dies ist nach einer sehr groben Erkenntniß erfunden, versetzte **Claudulus**, mein lieber Bruder; so hätte ja ein Kind den Fehler finden können, wenn man hingehn will, die Maschine zu besehn. Aus dem Begriffe der Mühle muß man ihn finden, wenn es dem menschlichen Verstande Ehre machen soll. Der Bruder antwortete hierauf sehr gleichgültig, daß er sein unverständliches Zeug nicht verstehe, und daß er den Fehler nimmermehr gefunden haben würde, wenn er ihn im Wasser und an den Schaufeln des Rades gesucht hätte. Diese Begebenheit legte den ersten Grund zu vielen Zänkereyen zwischen den beyden Brüdern. Der ältere verrichtete seine Arbeit auf die Weise, wie sie alle andre Leute verrichteten; der jüngere hingegen redete immer dagegen, und hatte das Unglück, daß, wenn jemals einem seiner Vorschläge gefolgt wurde, derselbe mehrentheils mißlung. Einstmals war der ältere Bruder beschäftigt, einen Nagel aus einem Brette zu ziehn, der nicht heraus wollte. **Claudulus** kam dazu, und versicherte den Bruder, daß er diesen Nagel nimmermehr herausbringen würde, wenn er nicht die Anzahl

zahl der Berührungspunkte zwischen dem Nagel und dem Brette verminderte. Hierzu brachte er in Vorschlag, das Brett dicht bey dem Nagel an vier Stellen zu durchbohren, den Staub wohl auszublasen, und dann den Versuch von neuem zu machen. Unter dieser Demonstration flog der Nagel von einem Schläge, den ihm der Bruder von hinten gab, aus dem Brette; und dieser Schimpf, der täglich so oft den gelehrten Decononum traf, schmerzte ihn um desto mehr, je weniger der unwissende Bruder sich bemühte, seine Gründe zu widerlegen.

Die Gemüther der beyden Brüder harmonirten so wenig, daß endlich Claudulus sich selbst entschloß, sich von diesem Tölpel zu trennen, dem alles gerieth, was er wider die Theorie that, und der doch keinen Schluß in Barbara machen oder widerlegen konnte. Ein weitläufiger Verwandter nahm ihn zu sich, weil er gehört hatte, daß er ein nachdenklicher, gelehrter und erfindrischer Kopf wäre, desgleichen er sich selbst zu haben wünschte; denn er war ein Uhrmacher, und wollte sich gern durch künstliche Erfindungen unterscheiden. Gleich bey dem ersten Eintritte bey diesem Better bat sich Claudulus aus, daß er ihm nur viel Aufgaben vorlegen möchte, und hierzu ward alsobald Rath. Es hing eine Uhr an der Wand, die stille stand. Verstehn Sie die Zusammensetzung einer Uhr, Herr Better, so bitte ich Sie, sagte der Uhrmacher, mir zu sagen, woran es dieser Uhr fehle? Kinderspiel! versetzte Claudulus, ihr Fehler ist der, daß der Zeiger die Stunden nicht weist. Denn eine Uhr ist eine Maschine, die durch die Bewegung des Zeigers die Stunden andeutet. Der Tausend! erwiderte der Uhrmacher, das haben Sie meisterlich getroffen. Wie soll ich es aber anfangen, daß dieser Zeiger herumgehe, und die Stunden anweise? Nichts ist leichter, als diese Aufgabe aufzulösen, antwortete Claudulus. Die nächste Ursache des Fehlers der Uhr ist das Stillstehn des Zeigers. Wenn dieser abgeholfen werden soll, so muß man den Zeiger in Bewegung setzen. Die Bewegung ist eine Veränderung des Orts; folglich muß man es dahin bringen, daß der Zeiger seinen

seinen Ort verändere. Dieses kann auf dreyerley Weise geschehn: entweder durch den Stoß, oder durch den Druck, oder durch die Centralkräfte. Hier haben Sie unter drey Methoden die Wahl, Herr Better, wie Sie die Uhr wieder in Gang bringen können. Der Better war mit dieser Auflösung schlecht zufrieden. Inzwischen sahe er wohl ein, daß Claudulus sehr gelehrt war. Er gab ihm also zu bedenken, daß der Zeiger der Uhr vermittelst der Triebfeder ungetrieben würde, und daß der Fehler der Uhr in ganz andern Theilen derselben, als im Zeiger, liegen müsse. Gut, versetzte Claudulus, ich sehe, daß Sie auf den Grund der Sache gehn, Herr Better. Nun sollen Sie erst an mir einen Mann finden! Wissen Sie denn doch, daß die Triebfeder in jeder Uhr die erste bewegende Kraft, folglich der Grund aller übrigen Bewegungen in der Uhr sey. So bald also dergleichen Maschine unrichtig geht, muß auch die Triebfeder eine fehlerhafte Beschaffenheit haben; und um deswillen kann ich keinen Uhrmacher für vernünftig halten, der nicht die Ausbesserung einer jeden Uhr bey ihrer Triebfeder anfängt. Die Stümper, welche die Uhren auspuszen, den Gelenken Del geben, am Räderwerke künsteln, u. s. w. bringen sie zwar zuweilen auf diese Weise auch in Gang. Allein, ihr Verstand hat an der Arbeit keinen Theil, und sie sind dumme Puschler und Narren. Der Uhrmacher hatte eben ein Werk aus einander genommen, worin die Feder noch gut, aber nur ein einziges Rad verdrückt war. Allein, er unterstand sich nicht, seinen gelehrten Censor zu übersühren, daß er unrecht hätte; sondern war nur von Stund an darauf bedacht, sich einen Menschen wieder vom Halse zu schaffen, der seinen Meinungen immer, selbst wider den Augenschein, den Vorzug gab, und der ihn in wenig Tagen überall für einen Puschler ausgehrien haben würde. Er brachte ihn dennach bey einem alten Prediger vom Lande an, dessen Enkel er in den Anfangsgründen der Gelehrsamkeit unterrichten sollte.

Weil er hier wenig Gelegenheit fand, seine Wissenschaft an Mann zu bringen, gleichwol aber sein erfindrischer Geist nie

nie ruhen konnte, so nahm er öfters bey Tische Gelegenheit, über die Zubereitung der Speisen zu critisiren, und den Prediger zu ermahnen, daß er dazu andre Gewürze und Brühen nehmen lassen sollte. Wenn hierauf der Prediger antwortete, daß ers versuchen lassen wollte, so ward er unwillig, und be-theurete, daß keine Versuche nöthig wären, wenn man eine Sache aus ihren Begriffen, a priori, darthun könnte. Nachdem er dieses lange Zeit so getrieben, auch der Köchin manche Gerichte verdorben hatte, wenn er sie durch seine zuverlässigen Versicherungen bewog, eine aus Gründen ersonnene Speise zuzubereiten, so ward endlich der alte Prediger ungeduldig, und entschloß sich, ihm Bescheid zu sagen.

Mein Freund, sagte er, Sie haben zu viel Zutrauen auf Ihre Einsichten. Ich bin gar nicht der Mann, der theoretische Einsichten verwirft, aber auch nicht der, der ihnen das meiste zutrauet. Vielleicht wäre in der Welt noch gar nichts erfunden, wenn man von je her so eigensinnig gewesen wäre, wie Sie, nie die Erfahrung, nie das Zeugniß der Sinne zu Rathe zu ziehn. Die Einsichten unsrer Vernunft sind allzu eingeschränkt, und sie erschleicht sich allzu leicht Folgerungen, die falsch sind, als daß man ihr so Vieles zutrauen könnte, als Sie thun. Ein einziger falscher, oder nicht genug bestimmter und eingeschränkter Satz verdirbt ein ganzes System von Schlüssen, und führt uns zuletzt auf einen gefährlichen Irrthum. Ziehen Sie bey Ihren Ueberlegungen stets die Natur zu Rathe; beobachten Sie genau, schließen Sie vorsichtig, und setzen Sie stets ein Mißtrauen in Ihre Schlüsse. Hierdurch werden Sie Ihre Gelehrsamkeit in der Welt brauchbar machen; da sie hingegen ist allen Meistern der Künste, die Sie unterrichten wollen, entweder nur lächerlich oder schädlich werden. Glauben Sie mir, daß Ihre Methode, zu erfinden, kein Werk für Menschen sey, und daß sie in keiner Kunst glücklich angebracht werden könne, als die sie in allen ihren Theilen und Verhältnissen aufs vollkommenste und untrüglichsie begreifen. Von welcher Kunst in der Welt kann sich aber wol selbst der größte Meister dieses rühmen? Lassen Sie sich endlich durch Ihre mannichfaltigen Fehler, die der

Erfah-

Erfahrung gerade widersprechen, von Ihrem stolzen Unsinne abbringen, und glauben Sie, daß Sie darum nicht weniger Vernunft haben, wenn Sie dieselbe durch Beobachtung, durch Erfahrung und durch die Sinne leiten und unterrichten lassen.

Der alte Mann sagte noch vieles, welches dem Claudius eben so nährisch vorkam, als dieses, so daß dieser endlich aufstand, und seinem Herrn plötzlich den Dienst aufkündigte. Hier verbergen sich die weitem Schicksale des Claudius in der Nacht der Ungewißheit; und ich habe nichts sonst mit Zuverlässigkeit von ihm erfahren können, als daß er noch vielen Leuten mit seiner Gelehrsamkeit beschwerlich gefallen, und endlich halb verhungert, in großer Armuth, als ein Schreiber gestorben sey.

Seine Anverwandten wollen behaupten, daß er, nachdem er den Prediger verlassen, einstmals auch bey einem Arzt gekommen, welchem er etliche Jahr erspriessliche Dienste geleistet, und daß dieser Mann durch ihn ein großes Glück, und sich weit und breit berühmt gemacht habe. Er soll diesen Arzt zuerst gelehrt haben, die Zubereitung und Wirkung der Arzneymittel aus ihren Bestandtheilen untrüglich herzuleiten, die Natur der Krankheiten aus ihren Definitionen zu erforschen, und die Regeln der Cur aus allgemeinen systematischen Grundsätzen zu erfinden. Er soll ihn gelehrt haben, daß man alle Krankheiten durch die Bestreitung ihrer unmittelbaren Ursache curiren, und das Gehirn als die Triebfeder in einer Uhr betrachten müsse, worin alle Fehler der ganzen Maschine den Grund hätten, den man entdecken und bestreiten müsse. Er hat ihn gelehrt, vom menschlichen Körper nach eben den mechanischen Gesetzen zu urtheilen, nach welchen eine jede Maschine bewegt wird, und aus diesen Gründen die Regeln der Cur und die Wirkungen der Arzney zu bestimmen. Er hat ihm in den Kopf gesetzt, daß dieses die einzige einem Philosophen würdige Methode wäre, vom menschlichen Körper zu philosophiren, und daß man sich durch keinen Widerspruch der Erfahrung, der Natur und des Augenscheins davon abwendig machen lassen müsse. So wirds

Der Arzt. VII. Th. Berth. Ausg.

D

erzählt;

erzählt; allein, die Sache ist völlig fabelhaft. Wie könnte sich ein Arzt wol auf seine theoretischen Einsichten so zuverlässig gegründet haben, er, der vom ganzen menschlichen Körper einen sehr unvollkommenen Begriff hat, dessen Schlüsse, wenn sie auch die unlängbarsten Erfahrungen und Beobachtungen zum Grunde haben, dennoch nie vorsichtig genug angestellt werden können, und dessen Sinne alle menschliche Scharfsinnigkeit anwenden müßten, um sich nur nicht im Empfinden zu irren. Wie würde ein solcher Mann mit dem Stolze verlacht worden seyn, die Erfolge der Arzneymittel, ohne Erfahrung, im voraus aus ihrer Zusammensetzung zu bestimmen; und wie hätte er diese Erfolge in einer Maschine vorher sagen wollen, die nach ganz andern Gesetzen bewegt wird, als alle andre? Aus welchen Gründen hätte er schließen wollen, daß ein Salz, wenn es auf eine Zunge gelegt wird, einen Zufluß des Speichels in den Mund und einen Gedanken im Gehirne hervorbringen würde? Wie hätte er sich überreden können, daß alle Fehler der menschlichen Maschine in der Triebfeder, dem Gehirne, liegen müßten? Wie hätte er sich einfallen lassen können, an dieser Triebfeder zu künfteln, die er nicht kennt, deren Fehler er nicht einmal mutmaßen kann, und wovon er nicht weiß, ob Mittel in der Welt sind, die sie nur erreichen, noch weniger verbessern könnten? Man sieht aus diesem allem die große Unwahrscheinlichkeit dieses leßtern Vorgebens. Und was soll man überhaupt von der ganzen Geschichte des Claudulus sagen? Sieht sie nicht einem Märchen so ähnlich, wie ein Ey dem andern? Claudulus soll im gegenwärtigen Jahrhunderte gelebt haben. Wer kann sich aber einbilden, daß in unsern aufgeklärten Zeiten ein solcher Mensch in so vielen Häusern Zutritt gefunden haben würde, als Claudulus? Wäre er nicht der Spott aller Leute geworden? Man sagt zwar, daß er seine Meinungen gemeinlich in lateinischer Sprache vorgetragen, worin ungereimte Dinge ganz leidlich klingen sollen. Allein, wie konnte er wol mit seinem dummen Bruder, mit dem Uhrmacher, und mit einem alten Dorfprediger aus unserm Saeulo lateinisch reden?

Der Arzt.

Eine medicinische

Wochenschrift.

Achter Theil.





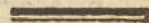
Der Arzt.

Hundert drey und achtzigstes Stück.



von Haller.

Des kalten Gleichnißs eckler Schlummer
Ist unvergnügter tausendmal.



Ich habe irgendwo von einem spanischen Studenten, der zu Paris in der Sittenlehre examinirt worden, gelesen, daß er auf die Frage, was die Furcht sey? zur Antwort gegeben habe: in Spanien fürchte man sich nicht. An diesen Studenten gedenke ich, so oft ich Leute fragen höre, wo sie doch einmal ihre Ruhe finden sollen? Denn ich glaube, daß man ihnen nicht anders antworten könne, als: Auf Erden hat man keine Ruhe. Ja, wenn ich als Arzt und Philosoph zugleich urtheilen soll, so setze ich gar noch hinzu: Auf Erden muß man keine Ruhe haben.

Es ist ein allgemeines Bestreben der Menschen nach Ruhe, und bennähe unterscheidet man sie nicht einmal von der Glückseligkeit überhaupt. Kaum hat der Mensch sein männliches Alter erreicht, so wird es ihm schon zur Last, im Dienste der Welt länger zu leben. Er will das Ziel seiner Geschäftigkeit und Arbeitsamkeit sehn. Er will aufhören, zu dienen, und anfangen, sich dienen zu lassen. Er will nicht mehr nöthig haben, zu arbeiten; und wenn er diese Absicht erreicht hat, so glaubt er sein Glück in der Welt gemacht zu haben, indem er sich zur Ruhe begeben, und seine Geschäfte seinen Erben oder Sklaven übergeben kann. In allen Ständen der Menschen ist der Wunsch, müßig gehn zu können, die letzte geliebteste Hoffnung des Herzens; und nichts beweist es deutlicher, als dieses, daß die wenigsten Menschen ihre wahre Glückseligkeit verstehen.

Wir sind zu keiner Ruhe geschaffen, die in der Unthätigkeit besteht; und diese Unthätigkeit kann uns nimmermehr glücklich machen. Unse Seelen sind mit Trieben beflügelt, um sich unaufhörlich weiter zu schwingen. Ihr ganzer Lebenslauf besteht in einer an einander hangenden Reihe kleiner Zwecke, welches eben so viel Ruhepunkte sind, die sie nicht so bald erreicht haben, als sie schon neue Ruhepunkte erblicken, welche sie noch zu erreichen trachten: so wie ein Reisender auf den Alpen von einer Höhe zur andern steigt, und, so bald er ihren Gipfel erreicht hat, einen neuen noch höhern Gipfel vor sich sieht, den er ersteigt, bis die Wolken unter seinen Füßen hinziehn. Auf dieser Wallfahrt des Lebens ist kein letzter Ruhepunkt, wo wir bleiben sollen, außer das Grab, und die Nachbarschaft desselben, das ganz entkräftete Alter. So lange die menschliche Seele noch wirkt; sie wirkt aber, so lange sie lebt; so jagen sie ihre natürlichen Triebe stets aus dem leichten Schlummer wieder auf, worin sie sich auf einer von den kleinen Höhen, die sie auf ihrer Wanderschaft erstiegen hat, ein wenig erholt, um mit erneuerten Kräften die Reise zum Grabe fortzusetzen. Dies war der Wille der Natur. Es ist vergeblich, daß wir uns mit andern Hoffnungen schmeicheln; vergeblich, wenn wir glauben, daß wir je aufhören

hören könnten, zu wünschen, und daß ein Ort in der Welt wäre, wohin uns unsre Triebe nicht begleiten würden. Die Natur hat uns unsre Glückseligkeit nicht da aufbehalten, wo unser Herz seine Triebfedern verliert; nicht im Grabe, sondern im Leben selbst: im Leben, das bloß in der Wirksamkeit besteht. Ich habe schon in meinem 157ten Blatte gezeigt, wie wohlthätig sie bey diesem unaufhörlichen Hunger nach Vergnügen für unsre Sättigung gesorgt hat. Solchergestalt können wir zu unsrer wahren Glückseligkeit nichts mehr beitragen, als daß wir uns, durch die gewisse Ueberzeugung, daß schon für unsre Wohlfahrt gesorgt sey, die stete Reise, und die uns beschiedene Mühseligkeit und Arbeitsamkeit gefallen lassen, in welche die Vergnügungen, die uns beglücken sollen, wie goldne Faden in einen reichen Stoff eingewebt sind. Kurz, die einzige Zufriedenheit des Gemüths in allen unsern Schicksalen ist das wahre Mittel, die Ruhe zu erhalten, und keine Ruhe, ohne diese, ist Glückseligkeit.

Der allgemeine Fehler der Menschen, mit ihrem Schicksale unzufrieden zu seyn, giebt ihnen die erste Anlage zu ihren Begriffen von der Ruhe. So lange wir unsre Geschäfte ohne Ueberdruß und Ekel verwalten, würde uns eine Ruhe, die uns dieselben entzöge, eine wahre Strafe seyn; und daher findet man diese Liebe zum müßigen Leben mehrentheils nur bey denen, die nach vieljähriger Erfahrung haben einsehn lernen, daß sie mit aller ihrer Geschäftigkeit sonst nichts erhalten, als daß sie von einem Ruhepunkte zum andern gelangen, ohne das Ende dieses Bestrebens absehen zu können. Der muthige Jüngling hat diese Erfahrung noch nicht. Er hält einen jeden von den kleinen Zwecken seiner Arbeitsamkeit für den letzten, der sein Herz reizen wird, und weiß nicht, daß er ihn kaum erhalten haben werde, wenn schon in einer weitem Entfernung ein neuer Gegenstand seine Kräfte anbietet. Wenn er aber diese Rolle so oft wiederholt hat, bis er merkt, daß seine Kräfte nicht hinreichend seyn werden, die lange Reise, auf die ihn seine Triebe verleitet haben, zu vollenden; so verliert er mit der Hoffnung zugleich die Lust, den Muth und das Vermögen, einen so unendlichen Weg immer weiter

weiter zu verfolgen. Ist kommt die Zeit, da er sich zur Ruhe sehnt, weil er glaubt, daß darin der Lohn seiner Bemühungen bestehen werde, da sie doch nur das Ende derselben seyn wird, und weil er undankbar genug ist, nicht zu erkennen, daß seine Wallfahrt auf Erden alle die Glückseligkeiten inwendig in seinen Bemühungen bey sich hatte, welche machten, daß er sein Leben über alles in der Welt liebte, und daß der Tod ein natürlicher Gegenstand seiner Verabscheuung war. Wenn man die großen Leute der Reihe nach betrachtet, die sich der Welt entzogen, so wird man finden, daß sie sie erst vorher auf alle ihnen nur mögliche Weise probirt haben. Nicht eher, als wann ihnen ihre Absichten zu mißlingen anfiengen, oder bis sie in dem Genuße der Ehre, der Güter, der Lüste, um die sie sich, wie sie reden, aufopfert, kalt geworden waren, und nun gern der Bedingungen auch wieder überhoben gewesen wären, unter welchen sie sich in diesen Genuß setzten, kurz, nur durch Verdruß oder Ekel, sind sie zu der Salomonischen Weisheit, daß alles eitel sey, zu dem Horazischen Seufzer: *Beatus ille!* und zu der wahren Verzweiflung gekommen, die Welt und Gesellschaft, und die Bestimmung ihres Daseyns zu verwünschen, und ihre Glückseligkeit darin zu suchen, daß sie in einem angenehmen Lustwäldchen lange Weile haben.

Wenn die Zufriedenheit des Gemüths bey aller seiner Geschäftigkeit einen Menschen allein glücklich machen kann, so wird sie keiner, der sich auf sein Glück versteht, in diesem Undinge von Ruhe suchen, welche mit unter die Chimären gehört, die sich die Menschen zu ihrer eignen Beschimpfung erdichtet haben. Die meisten, welche die Ruhe am ängstlichsten suchen, hoffen durch sie erst die Zufriedenheit zu erhalten, und doch ist die Zufriedenheit selbst ein Vergnügen, eine Leidenschaft, für welche die unthätige Ruhe Opium ist. Ist es also wol zu bewundern, daß so viel Menschen die Ruhe bis an ihr Grab suchen, wünschen, und nie erhalten?

Kann dir das Ruhe verschaffen, mein Freund, wenn du allen deinen Geschäften entsagst, und den Rest deines Lebens in einer unedlen Ungeschäftigkeit vollbringst? Wird dir, der du

du zur Arbeitsamkeit und Geschäftigkeit geschaffen bist, der du im Dienste der Welt, der den Gebrauch deiner Kräfte erfordert, sterben sollst, der du unter keiner andern Bedingung gesund und vergnügt leben kannst, als daß du deine Kräfte beständig übst, und der du dir den Wohlgeschmack der Speisen, die Süßigkeit des Schlafs, die angenehmste Abwechselung der Ermüdung und der Sammlung neuer Kräfte durch deine Unthätigkeit entziehst; wird dir, sage ich, bey dieser neuen, unnatürlichen und fühllosen Lebensart wol ein Tag der Freude aufgehen, und wirst du nicht selbst in deiner neuen Ruhe deinen Untergang, dein Elend befördern, deinen Ekel vermehren, und dir die Quelle alles Vergnügens verstopfen? Wird nicht die höchste Glückseligkeit, die du auf solche Weise erreichen kannst, ein Pflanzenleben, dein Daseyn eine Last deiner Mitbürger, dein Müßiggang dein eigener Peiniger, und dein letzter Lebenslauf ein langsamer Tod seyn?

Wenn wir dies Eine wissen, daß in der Zufriedenheit allein die wahre Ruhe besteht, so ist kein Stand, kein Alter, keine Lebensart in der Welt, die dieser Glückseligkeit in einem gewissen Grade nicht theilhaftig werden könnte. Aber, wie weit ist nicht diese Ruhe von derjenigen verschieden, die die meisten Menschen wünschen! Die Ruhe, welche uns die Zufriedenheit schenkt, kann mit der mühseligsten Lebensart, mit allen Ungemächlichkeiten des Lebens, mit den Strapazen des selavischen, und mit allem Geräusche des hohen Standes bestehen. Man braucht weder ein Feind der Menschen, noch der Vergnügungen, weder träge, noch müßig, weder alt, noch lebens satt zu werden, um sich dieses Glück zu erwerben. Vergebens sucht der Philosoph, der nicht gelernt hat, mit seinem Schicksale zufrieden zu seyn, die Ruhe, die er nirgends gefunden, zuletzt in der Einsamkeit. So wenig ihm die Welt gefiel, eben so wenig wird ihm die Einsamkeit gefallen. Sein immer hungriges Herz wird hier nicht die Nahrung finden, die die ganze Menge seiner Begierden sättigen könnte, und ohne Begierden wird er doch nimmermehr seyn. Der Müßiggang, der ihn in den Alleen mit gähnen-

D 5
dem

dem Rachen erwartet, die Trägheit, die seine Schritte verzögert, der Ueberdruß, der unüchthar zu seiner Rechten geht, und das weite leere Feld der Erkenntniß, das seine Betrachtungen nicht ausfüllen können; alles wird ihm die Wahl der Einsamkeit verhaßt machen: da er hingegen mitten in der großen Welt, im Tumulte der Städte, im Geräusche der Gesellschaften, und in dem Umgange mit wahren und Scheinfreunden die süßeste Ruhe würde haben genießen können, wenn nur in seinem Herzen der Friede wohnte; wenn er überzeugt wäre, daß sein Stand für ihn der glücklichste in der Welt sey, und wenn er sich nur getraute, die Rolle gehörig zu spielen, die ihm beschieden ist. Es hat mir unendlich gefallen, was der große Philosoph, Herr von Montesquieu, in einem Briefe aus Paris an den Herrn von Maupertuis schreibt. „Ich bin sehr betrübt, weil ich aus Ihrem Briefe sehe, daß Sie sich noch nicht über den Tod ihres Herrn Vaters getröstet haben. Ich selbst bin lebhaft davon gerührt. — „Was mich anbelangt, so weiß ich nicht, ob ich es meinem physischen, oder meinem moralischen Wesen schuldig bin; „genug, meine Seele ergreift alles. Ich befand mich auf „meinen Gütern glücklich, wo ich nichts als Bäume sah, „und ich befinde mich zu Paris glücklich, mitten unter dieser „Menge von Menschen, welche dem Sande am Meere gleich „ist. Ich bitte nichts weiter von der Erde, als daß sie fortfahre, sich beständig um ihren Mittelpunkt herum zu bewegen.“ Dies ist die Sprache eines zufriedenen Mannes, der seine Ruhe auch in der Geschäftigkeit finden kann.

Ich weiß wol, was man auf alle diese Vorstellungen antworten wird, um den Abschied aus der großen Welt, die Entschlagung aller weltlichen Geschäfte, die Einsamkeit und Unthätigkeit für den wahren Schlüssel zur Ruhe und Zufriedenheit auszugeben. So lange wir noch an der großen Welt Theil nehmen, werden wir in tausend Begebenheiten verwickelt, deren Verlauf wir nicht gleichgültig abwarten können, und der unser Gemüth an seiner Beruhigung hindert. So lange wir unsre Geschäfte fortsetzen, verknüpfen wir damit die Sorgen, die Mühseligkeit, die Beschwerden, die allen

Gewer.

ben eigen sind, und die unser Gemüth nicht zur Ruhe kommen lassen.

Alles dieses hat seine Richtigkeit, wenn wir Leute zum Voraus setzen, denen die Zufriedenheit ein unbekanntes Gut ist. Allein, da diese nicht im gesellschaftlichen Leben, nicht in der Arbeit die Ruhe finden; wie können sie wol hoffen, sie in der Einsamkeit und Unwirksamkeit anzutreffen? Der Himmel stehe dir offen, du wirst dennoch die Ruhe darin nicht finden, so lange dein Herz nicht befriedigt werden kann. Verbirg dich, unzufriedener Alceß, verbirg dich in die angenehmste Einöde, laß dich Nachtigallen in Schlaf singen, und laß deine Diener deine Befehle in deinen Augen lesen. Siehe mit Erbarmen aus deinem Lehnstuhle auf deine weit glücklichen Sklaven herab, welche die Arbeit verrichten, wozu dir die Kräfte gegeben waren, und die die Gesundheit, die Munterkeit, die Freude, den Frieden genießen, worin dein murrisches Herz keine Zufriedenheit fand. Aber eben dieses flüchtige, unstäte, veränderliche und unruhige Herz wird dich auch hier in dieser Einöde peinigen. Deine Begierden werden an dem Reime deines Lebens nagen, und deine Ruhe wird nichts anders, als eine fürchterliche Stille, für dich seyn. So wenig unsre Natur eine stets anhaltende ununterbrochene Arbeit vertragen kann, eben so wenig verträgt sie die anhaltende ununterbrochene Ruhe. In der Abwechselung dieser beyden Bestimmungen besteht die Süßigkeit von beyden, und keine ist ohne die andre weder angenehm, noch erträglich, weder ein Gut, noch edel. Siehe den Landmann schlafen, vornehmer Müßiggänger, und du, armer Knecht, siehe den leichten unruhigen Schlummer des übermüthigen Reichen. Wer hat den Genuß dieser Ruhe? Wem ist der Schlaf süß? Wen erquickt er? Nur den, der ihn durch seine Geschäftigkeit verdient hat. Wieberum kann der nicht empfinden, was darin für Süßigkeit verborgen liegt, nach genossener Ruhe von neuem auch die rauhsten Arbeiten wieder anzutreten, wer es für ein Unglück ansieht, beschäftigt zu seyn.

Wohl! sagt man, der Müßiggang sey verbannt. Nur laßt uns die schweren, die mühseligen Geschäfte, wozu uns die

die

die Nothwendigkeit in unserm vorigen Lebenslaufe verdammt, nur diese laßt uns hintanseßen, und gestattet uns geruhigere, leichtere und vergnügendere Beschäftigungen, die wir mit weniger Unlust abwarten können!

Ich mißbillige diesen Wechsel nicht schlechterdings. Allein, ich fürchte, daß den auch die gemächlichere Lebensart nicht lange befriedigen werde, dem die vorhergegangene mit ihren Beschwerlichkeiten nicht hat gefallen können. Eben die Sehnsucht zum Wechsel ist schon der Wunsch eines unzufriedenen Herzens; und dieser Wechsel wird nur die Lebensart, nicht aber das Herz, ändern. Man suche die Zufriedenheit in den angenehmsten Beschäftigungen; nimmermehr wird man sie finden, wenn man kein Herz besitzt, das auch mit einem andern Schicksale, mit einer beschwerlichern Lebensart hätte zufrieden seyn können. Welcher Mensch kann glauben, daß eine Lebensart möglich sey, die keine Unbequemlichkeiten, kein Unglück, keine Noth bey sich führen sollte? Als sich Darius über den Tod seiner Gemahlin grämte, und kein Trost aller seiner Freunde vermögend war, ihn aufzurichten, trat Democritus zum Könige, und versprach ihm, seine verstorbene Gemahlin vom Tode zu erwecken, wosern Darius auf ihr Grabmaal die Namen dreier Menschen äßen könnte, die in dieser Welt kein Uebel und Unglück erfahren hätten. Dieser Grund, welcher den persischen Monarchen beruhigte, sollte allen denen im Gedächtnisse schweben, die ihre Ruhe in einer neuen Lebensart suchen, weil sie sich einbilden, daß sie darin einen Himmel voll lauter Freude antreffen würden. Der Antheil von Ungemach, den auch die beste Lebensart empfangen hat, wird zum Reime der Unzufriedenheit in jedem ungenügsamen Herzen; und darum ist der wahre Grund der Ruhe in jeder Lebensart ohne Unterschied kein andrer, als der, daß man sein Herz gewöhne, sich selbst zu ertragen.

Unter den Ungemächlichkeiten, die die bequeme und vergnügte Lebensart drücken, ist der Verfall der Gesundheit die allgemeinste. Was die Triebe den Seelen sind, das sind die Muskeln dem Körper. Zur Arbeit waren sie uns gegeben,

ben, nicht zur Ruhe, weil wir durch Arbeit die Gesundheit des Leibes unterhalten mußten. Im Dienste der Welt zu sterben, das ist unser Loos, und das ist der Wunsch edler Menschen. Welch ein Unglück ist dem der Müßiggang und die Pflege, der der Arbeit gewohnt ist! Wie wenig kann der Leib, den die Arbeit erhält, diese Ruhe ertragen! Eben so wenig, als wie die Seele die Unbeschäftigkeit vertragen kann, die eine Art ihres Todes genannt zu werden verdient. Tausend Beyspiele lehren uns, wie schlecht es diejenigen getroffen haben, die in der Hoffnung, ihr Glück zu finden, ihre Geschäfte verlassen, und Zuschauer ihrer Bedienten abgegeben haben.

Kein Sclavenhandwerk ist so schwer, als Müßiggehen.

Wie oft wünschen nicht die zu Herren gewordenen Diener die Niedrigkeit ihres ersten Standes zurück! Wie unglücklich schäßen sie sich nicht, daß sie in den Augen andrer glücklicher geworden sind! Wie verhaßt sind ihnen ihre Tage, wie lang ihre Augenblicke, wie unerträglich die Nächte, da der Schlaf, der ehemals seine Flügel über sie breitete, so bald sie nach der Arbeit ihre Glieder dahin streckten, ist ihren Pfühl vorbeyschleicht, und sich auf die Augenlieder ihrer arbeitsamen Sclaven herabläßt, die das von ihrem Gebieter verlassene Glück besitzen! Solchergestalt ist auch die Hoffnung des mühseligen Landmanns, des arbeitsamen und fleißigen Künstlers, des geschäftigen Kaufmanns, und aller der guten Leute vergebens, die sich einbilden, daß sie ihr Glück in der Welt erst machen werden, nachdem sie ihre Rolle gespielt, und sich vom Schauplatze hinwegbegeben haben, um im Parterre Zuschauer abzugeben, und daß sie ihre Ruhe nicht eher finden können, als bis sie sich von der Welt scheiden, in der sie doch ihre Gesundheit zurücklassen, und woraus sie nichts mitnehmen, als ihr unzufriedenes Herz, das sie nicht ruhen lassen wird, weil ihnen diese unthätige Ruhe nicht nützlich und unausstehtlich ist. „Die Stürme, sagt du Bos, womit die Leidenschaften unsere Seelen beunruhigen, erwachen auch sogar in der Einsamkeit. Sie verhüten, daß die Menschen sich nicht mit sich

„sich selbst an einem Orte allein antreffen, daß sie nicht ohne
 „Beschäftigung sind, oder, welches eben so viel sagt, daß
 „sie sich nicht in einem traurigen und verdrießlichen Zustande
 „befinden. Diejenigen Menschen, welche den Geschmack
 „an dem verlieren, was man die Lust der Welt nennt, und
 „den Entschluß fassen, sich derselben zu entziehen, sind doch
 „selten im Stande, denselben zu halten. So bald sie die
 „Unthätigkeit haben kennen lernen, und so bald sie das Lei-
 „den, welches ihnen die Ungemächlichkeiten verworrenen Ge-
 „schäfte verursachen, und die Unruhe stürmischer Leidenschaften
 „mit den Martern zusammen halten, welche sie die lange
 „Weile fühlen läßt; so bald fangen sie an, den Verlust des
 „mühseligen Zustandes und des Lärmens zu bedauern, dessen
 „sie so satt waren. Man beschuldigt sie öfters mit Unrechte,
 „daß sie mit einer verstellten Mäßigung der Begierden ge-
 „prahlt hätten, da sie den Entschluß ergriffen, die Welt zu
 „fliehen. Allein, ihr Ekel an der Welt war unverstellt. Je-
 „doch, wie eine heftige Bestürmung der Leidenschaften diese
 „Leute zu der Sehnsucht nach einer völligen Ruhe veranlaßt
 „hat, so hat eine allzu lange Müßigkeit der Seele sie wieder
 „bewogen, diejenige Zeit zu bedauern, in welcher sie beständig
 „beschäftigt waren. — Ueberhaupt sind den Menschen die
 „Martern, welche sie fühlen, wenn sie ganz und gar ohne
 „Leidenschaften leben sollen, weit unerträglicher, als die Mar-
 „tern, welche die Leidenschaften nur jemals zu erwecken ver-
 „mögend sind.“

Wenn nun also die einzige wahre Ruhe auf Erden, die
 uns beglückt, bloß in der Zufriedenheit des Herzens mit dem-
 jenigen Zustande besteht, in den uns die Vorsicht verwiesen
 hat; so wird man sich nicht mehr wundern, warum die Ruhe
 kein Eigenthum der reichen Leute sey, die nicht mehr für die
 Welt zu arbeiten brauchen.

Vertreiben aufgekaupte Güter
 Wol die Tumulte der Gemüther,
 Womit das Ciend sie betriegt?
 Wen floh die Sorge? Wann verbannten
 Die Lanzen dräuender Trabanten
 Ihr Heer, das um Palläste fliegt?

Man

Man wird einsehn, daß nur ein wahrer Weltweiser mitten
 in seinen Geschäften der wahren Ruhe genieße, der mit sei-
 nem Stande vergnügt ist, und, wie Horaz, sagen kann:

Sit mihi quod nunc est, etiam minus, ut mihi vivam
 Quod superest aevi, si quid superesse volunt Di.

Allein, wie kann man zu dieser glückseligen Gemüthsfassung
 gelangen? Wie kann man seinen Zustand ertragen, wenn
 er nun ein für allemal nicht das Glück hat, uns zu gefallen?
 Hierüber sind große Bücher geschrieben worden. Ich zweifle
 aber, daß irgend eins derselben seinen Zweck bey einem
 Menschen erreichen werde, der noch etwas mehr zu seiner
 Zufriedenheit nöthig hat, als die folgende Fabel des *de la*
Motte, womit ich diesen Aufsatz beschließen will.

Es war ein Mann, der sich sehr grämte, daß es andern
 Leuten viel besser gieng, als ihm, und der darum nie auf-
 hörte, dem Himmel mit seinen Klagen beschwerlich zu fallen.
 Jupiter ward so vieler Beschwerden bald müde; und weil
 er einmal seine guten Stunden hatte, so beschloß er, ihn zu
 befriedigen. Zu dem Ende versetzte er ihn durch die Wol-
 ken in das große himmlische Magazin, wo das Schicksal
 das Glück und Unglück der Menschen in Ballen gebunden,
 und nach den verschiednen Ständen des Lebens in Ordnung
 gebracht hatte. Als der Unzufriedne hier angelangt war,
 so bedeutete ihn Jupiter, daß sein unbesonnenes und un-
 dankbares Murren zwar mehr seinen Zorn, als seine Gnade,
 verdient hätte; daß er aber doch diesmal versuchen wolle,
 ihn, wo möglich, zu befriedigen. Daher befahl er ihm,
 die Ballen, die er vor sich sähe, zu wägen, und sich einen
 davon zu erwählen. Allein, fuhr Jupiter fort, eins
 will ich dir vorher sagen: Das Unglück ist eine schwere Last;
 die leichtesten Ballen sind die besten. Der Mann war über
 diese Gnade des Donnerers vor Freuden ganz außer sich,
 und schritt alsobald zum Werke. Das größte und schwerste
 Bündel, das er zuerst aufhob, war für die Monarchen be-
 stimmt, und steckte voll quälender Sorgen, die in lauter
 glänzende Pracht gleichsam eingefaßt waren. Den verlangte
 ich

ich nicht! sagte der Mann: denn der, dem dieser Bündel zugehört, muß wahrhaftig stärkere Schultern haben, als ich. Der andre Ballen war für die Minister bey Hofe. Darin steckten die Unruhen des Ehrgeizes, die Furcht, die Entkräftung, der Gram über fehlgeschlagene Rathschläge, und die Sorgen von Ungnade. Rauri hatte der Unzufriedene diesen Ballen versucht, als er schon ausrief: Wie unglücklich sind die, die eine solche Last zu tragen haben! So gieng er von einem Bündel zum andern, und wog viele Tausende, die ihm aber alle zu schwer waren. Diese beschwerte die Last der Sklaverey, jene die Menge der unbefriedigten Begierden; diese die Furcht, jene die Hoffnung, und viele das, was man in der Welt Vergnügungen und Lustbarkeiten zu nennen pflegt. O du gütiger Gott! seufzte der Unzufriedene, ist denn nirgends etwas zu finden, das mir erträglich wäre? Jedoch, hier ist ein Ballen, welcher mir leichter zu seyn scheint, als alle übrige. Allerdings ist er leichter, versetzte Jupiter; allein, der, welcher ihn trägt, kennt seine eigene Glückseligkeit nicht, und diese Unwissenheit allein macht, daß er ihn doch noch zu schwer ist. O Einfalt! rief der Mann, darf ich dich bitten, o Jupiter, so gieb mir diesen; ich werde nie so thöricht seyn, mich über seine Last zu beschweren. Gut, antwortete Jupiter, du sollst ihn haben; denn es ist in der That der Ballen, den du selbst trägst. Gehe nun hin, und höre einmal auf, die Vorsehung zu tadeln.

Mein Herr Arzt,

Nachdem Sie uns in Ihrem 168sten Blatte einige feinere Sorten von Kohl- und Rübenspeisen beschrieben haben, wovon Sie wol das meiste dem Herrn Reichart schuldig sind; so will ich Ihnen Lesern aus eben derselben ökonomischen Schrift auch einige ungemeine Sallatspeisen, sowol zur Abwechslung des Geschmacks, als zur Blutreinigung und Gesundheit überhaupt, anpreisen. Viele wissen noch nicht, daß die Nebensprossen an den Stämmen des Braunkohls, welche im März hervor kommen, und gekocht eine viel zartere Kohlpeise sind, als der Braunkohl selbst, ebenfalls zu Sallaten gebraucht werden

werden können. Man muß sie nur vorher ein wenig kochen und abbrühen, und sie dann als Sallat zureichten. In Sachsen werden diese Sprossen von einigen Broccoli genannt. Allein sie sind von dem eigentlichen italienischen Broccoli, wie bekannt, ganz verschieden. Dieser Sallat ist denen nützlich, die zu Verstopfungen und zur Trockenheit des Leibes geneigt sind. Die schönsten völlig gelben Blätter der Eichorien sind zum Sallate eben so brauchbar, und noch fast angenehmer von Geschmack, als die Winterendivien. Nur muß nichts Grünliches mehr an den Blättern seyn, wenn sie nicht bitter schmecken sollen. Selbst die Wurzeln der Eichorien kann man gekocht und abgebrühet zerpalten und zu Sallaten gebrauchen. Abgleich die Eichorien die Tugend nicht besitzen, die ihnen vermuthlich ein altes Weib zuerst zugeschrieben hat, daß man sich damit vest, und aller Verwundungen unfähig machen könnte; so ist doch bekannt, daß sie die Aerzte zu den gelindesten Präservationscuren gebrauchen, und die rechten Kenner der Gesundheit werden die Eichorien eben darum gern speisen, weil sie wünschen, daß alles, was sie genießen, eine Präservationscur für sie seyn möchte. So wünschte Midas, daß alles, was er berührte, zu Gold würde; und so wie dieser berühmte Eselsöhrlige seine Thorheit schnell wieder bereuete, so könnten es jene mit eben dem Rechte auch thun. Die berühmte Scorzonewurzel, die ehemals in hitzigen Fiebern selbst gebraucht wurde, um das Gift aus dem Geblüte zu treiben, kam unter eben dem Titel einer Präservationspeise, sowol in Kräutersuppen, als in Sallaten, mit guter Hoffnung gebraucht werden. Allein man muß sie zuvor von ihrer schwarzen Haut befreyen, und eine halbe Stunde in Brunnenwasser einweichen, um ihr den größten Theil der ihr eignen Bitterkeit zu benehmen. Will man sie zu Sallate gebrauchen, so muß man sie vorher wohl abkochen und abbrühen. Geht lieber und angenehmer von Geschmack ist die Habervurzel in den Suppen und Fleischbrühen, oder auch im Decocte. In dieser letztern Gestalt ist sie eine kühlende Labung für hitzige Kranke. Man wäscht sie rein ab, schneidet sie klein, und kocht sie mit ein wenig Citronenschale in Brunnenwasser. Das Wasser wird hierauf klar abgeseigt, und im Keller in steinernen Krügen frisch erhalten. Die Wurzeln derjenigen Art von wildem Weiderich, welche die Kräuterkenner *Onagra* und *Lysimachia* nennen, und die, nach Vallemonts Meynung, diesen ihren Ehrennamen vom *Lysimachos* erhalten haben soll, giebt einen angenehmen Sallat, welcher ihr auch vermuthlich den deutschen Namen der *Rübenrebünzen* erworben hat. Diese Wurzeln sind inwendig markigt, und schmecken roh fast eben so, wie die Pastinackwurzeln. Oben nach dem Kraute zu sind sie etwas röthlich, und mit kleinen rothen Punkten gesprenkt. Im Herbst werden sie ausgehoben, und ihre Blätter, doch ohne Verletzung der

Herzen, dicht abgeschnitten, sodann in den Keller eingelegt und begossen. Wenn sie ihre gelben und inwendig röthlichen Blätter hervorstreben anfangen, so werden sie in dünne Scheiben geschnitten, gekocht und abgebrüht. Hierauf läßt man sie kalt werden, legt sie rings herum in eine Schüssel, und gießt Baumöl, Eßig, und was sonst noch zu einem Sallate gehört, darüber. Dieses Gericht wird, so lange die Wurzeln in den Kellern dauern, auf die Tafeln gebracht. Es schmeckt sehr angenehm, und wird von vielen für eine Seltenheit gehalten. Die Tugend dieser Wurzel besteht in einer etwas zusammenziehenden und trocknenden Kraft, und darum ist sie ein Sallat für Leute von schwachem Magen und allzu flüßigem Leibe. Sogar von den Keimen der frühen Sommerrettige läßt sich ein lieblicher und angenehmer Sallat machen, welcher nur darum für bläsend gehalten wird, weil er die Winde treibt. Wenn man diese Rettige in einem Keller in Sand einschlägt, und sie zu Zeiten nach Nothdurft begießt, so treiben sie schöne weiße Keime hervor, welche man abbrechen, mit einem Messer zertheilen, und zu Sallate zureichten kann.

Sehen Sie, mein Herr, dies ist ein kleiner Vorrath von Küchenarzneyen, welche bloß darum zu Speisen gebraucht werden können, weil ihr Geschmack angenehm ist, und weil sie wenig Arzneystärken besitzen. Sie kennen die Meynungen und Vorurtheile derer, die in der Wahl ihrer Speisen kritisch sind; die in allen gewisse Arzneystärken suchen, weil sie dafür halten, daß die Gesundheit mit Arzneyen unterhalten werden müsse, und die die Abwechselungen, zuweilen auch gar das Widrige im Geschmacke, lieben, welches sie einen haut-gout nennen. Für solche Leute, welche gewiß nicht die Geringsten im Volke sind, sind solche Speisen große Leckerbissen; und da der Sommer die Zeit der Sallate ist, so werden Sie ihnen einen Dienst erweisen, der größer ist, als sie es vielleicht selbst glauben, wenn Sie für sie diesen Brief drucken lassen.

Ich bin, &c.

Zerbosus.



Hun-

Hundert vier und achtzigstes Stück.

Gleim.

Was schüttet nicht der reiche Prasser
In seinen vollen Bauch!

Man kann sagen, daß sich die Menschen von andern Thieren eben so sehr durch den Magen, als durch die Vernunft unterscheiden. Nicht allein entstehen bey uns eine unzählige Menge Krankheiten von Fehlern der Verdauung, wovon die Thiere nichts wissen, sondern wir verderben auch unsre Verdauungskräfte weit öfter und leichter, als sie. Wie selten überladet sich nicht ein Thier mit Essen und Trinken. Selbst die gefräßigsten Thiere thun es lange so oft nicht, als unsre Schmauser: und wenn sie es auch einmal versehn haben, so erbrechen sie sich entweder unmittelbar darauf, oder sie curiren sich durch strenges Fasten so gründlich, daß daraus keine weiteren Folgen entstehen. Wir haben mit einem einmal verdorbnen Magen viel mehr zu schaffen, und oft macht uns ein solcher Fehler auf Jahr und Tag ungesund. Dann verursacht er uns einen Durchlauf, dann Colick, dann ein Magenfieber, dann Hypochondrie, Schwindel, Kopfschmerz, Herzklopfen, Windsucht, Wapours, Magenkrampf, Herzdrücken, und der Himmel weiß, wie viel anderes Elend.

Dies ist gewiß der wahre Grund, warum sich Jedermann um Magenarzneyen bekümmert, wenn er auch sonst kein Freund der Aerzte und Apotheker ist. Wem kann man es wol verdenken? Es ist kein Vergnügen bey einem verdorbnen Magen, aber wohl dabey, wenn man ihn verdirbt. Die Veranlassungen sind zu reizend, unsre besten Freunde bitten zu sehr darum, und machen sich deswegen zu viel Unkosten,

kosten, als daß man ihnen ihr Vorhaben mißlingen lassen könnte. Man verdirbt sich auf die Gesundheit des Wirths, warum sollte man sich nicht aufs Wohlsehn der Aerzte wieder curiren? Daher sind alle Hausapotheken voll von Magenarzneyen und viele bestehen aus nichts anderm. In solchen Angelegenheiten hilft es nichts, mit den Leuten zu hadern, daß sie sich immer verderben, wenn sie es nicht lassen wollen oder können. Dadurch werden sie am wenigsten Feinde der Aerzte; mithin müssen darum diese auch ihre Feinde nicht werden. Man rathe ihnen also auch bey solchen Vergehungen, so muthwillig sie sind, aufrichtig. Müssen sie Magenarzneyen haben, so gebe man ihnen solche, die ihnen am nützlichsten sind, und lasse sie einnehmen.

Um hierzu das meinige beizutragen, muß ich einmal von den Magentropfen reden, die wir in unsern Hausapotheken so häufig haben. Man scheint fast gar keinen Unterschied mehr unter einer Magenarzney und unter Magentropfen zu machen, und die wenigsten scheinen zu wissen, daß auch andre Arzneyen für den Magen möglich sind. Die allermeisten Magentropfen, die wir haben, sind nichts anders als gewürzte Liqueurs, wahrer Brantwein, der aber viel hitziger gemacht worden ist, als der gemeine. Eine Arzney von dieser Art ist nur sehr selten dem Magen dienlich, und am wenigsten, wann man ihn überladen hat. Sie kann schwachen und kalten Magen nützen, und ist in den Fällen brauchbar, wo überhaupt ein Schluck Brantwein, oder wo die weißen Pfefferkörner dienen, ob sie gleich darum schlechter ist, weil sie viel mehr Hitze im Blute verursacht. Wenn man sich aber einbildet, daß alle Magenkrankheiten von Schwäche und Mangel der Wärme herrühren, so irrt man sich ganz zuverlässig. Leute von schwachem und kaltem Magen, sind schon so kränklich und schwach, daß sie am wenigsten Lust und Vermögen haben, zu schmausen und sich zu überladen. Nein, die, welche den größten Hunger fühlen, die alle Tage zu Gaste gehn, und wie *Tamisius* die großen Schüsselu verfolgen, die sind es, die am meisten nach Magentropfen fragen, und denen die hitzigen Magenarzneyen am

am wenigsten heilsam sind. Es ist wahr, daß sie ihnen vor Tische einen starken und unnatürlichen Appetit machen, aber eben dieses ist ihr Fehler, wodurch sie die Ueberladung des Magens, die sie verbessern sollten, selbst veranlassen. Es ist wahr, daß sie nach Tische einige Augenblicke dem Magen schmeicheln, wenn er von den Speisen zu stark ausgedehnt ist, und in einer kleinen Betäubung erstarrt. Der Reiz der hitzigen Arzney weckt ihn aus seinem Schlummer und ruft ihn an die Arbeit. Allein er befördert zugleich eine so große Hitze, daß man bey dem täglichen Gebrauche solcher Magentropfen eben so viel Gefahr läuft, als wenn man etwa täglich zehnmal so viel schwachen Brantwein tränke.

Die beste Arzney für Schmauser und für volle oder unreine Magen sind die Verdauungssalze, und wenn man doch durch aus Magentropfen haben müßte, so sollte man ihnen dergleichen einverleiben. Es ist wahr, daß Leute von schwachen und kalten Magen, und solche, die einmal an hitzige Getränke gewöhnt sind, nicht einmal einen Trunk Wasser, noch viel weniger Salze, die ohnehin größtentheils kühlen, vertragen können, ohne davon mit Magendrücken, und einer unerträglichen kältenden Empfindung beschwert zu werden. Wenn solche Leute einmal zu viel speisen, so können sie sich mit den gewöhnlichen Digestiven nicht vertragen, sondern sie müssen erwärmende haben. Ein kühlendes Verdauungspulver ist ihnen im Magen beschwerlich, so nützlich es ihnen auch wäre, um den rohen Brey der Speisen zu zermalmen, aufzulösen und zur Verdauung geschickter zu machen. Daher müssen sie dasselbe entweder mit Magentropfen zugleich, oder sie müssen Magentropfen allein nehmen, die die Stelle der Verdauungssalze zugleich vertreten. Hierauf sollten die Magentropfen in den Hausapotheken eingerichtet seyn, und wenn man sie blos aus hitzigen Gewürzen zusammensetzt, so macht man sie für die meisten Fälle, da man ihrer bedürfte, untauglich.

Durch diese Betrachtungen und auf das Verlangen vieler, welche das in meinem 149ten Blatte erwähnte Pulver, das hauptsächlich die Verdauung der Speisen befördert, aber

um seiner andern Absichten willen nicht zugleich erwärmend für den Magen ist, habe ich mir gefallen lassen, der oberwähnten Arznei eine solche Art von Magentropfen beizufügen, die als ein erwärmendes Digestiv wirken, und die Leute von schwachen Magen, und solche, die nichts kührendes vertragen können, entweder mit jener vermischt, einnehmen, oder sich ihrer auch allein als eines solchen Digestivs bedienen möge, wie ich glaube, daß eine gute Magenheißung seyn muß. Hierdurch wird ein Mangel jener Arznei ersetzt, wodurch sie vielen brauchbar gemacht wird, die sie allein nicht würden vertragen können.

Magentropfen von einer solchen Art haben noch andre zufällige Nutzen, wodurch sie in den Hausapotheken desto brauchbarer werden. Sie treiben die Blähungen aus einem schwachen Magen besser, als die nicht erwärmenden Digestive, und sind insofern den Hypochondristen, die gemeiniglich schwache Verdauungskräfte haben, desto zuträglich. Sie schicken sich besser nach starken Mahlzeiten von kührenden Früchten oder Erdgewächsen. Sie sind erquicklicher bey Schwachheiten, Ohnmachten, und bey den hysterischen Zufällen. Sie kommen einem verschleimten, versäuerten und erkälteten Magen besser zu Statte, und mäßigen den Durchlauf und die Colick von Erkältungen aufschleunigste. Ausserdem befördern sie auch die Ausdünstung besser, als die kührenden Arzneien, und dienen also zu dem Zwecke beyläufig, daß man sich ihrer bey böser Luft und wieder ansteckende Krankheiten zur Präservation bedienen kann. Um deswillen empfehle ich denen, die sich mit der Ausfertigung der Hausapotheken abgeben, die Vorsicht, daß sie zu ihren Präservations- und Magentropfen solche Zusammensetzungen erwählen, die sie geschickt machen, diese Absichten zu erfüllen.

Unter den gemeinen Hausarzneien, die seit uralten Zeiten in jedermanns Händen sind, kann wol der Theriak und Mithridat oben an stehn, und um deswillen halte ich es für nützlich, meinen Lesern einmal zu sagen, was sie von dieser Arznei zu hoffen haben. Unter den neuesten Schrift-

stellern hat Herr D. Zeberdeen dieselbe wol am ausführlichsten beurtheilt, und ich werde mich hier seiner Gelehrsamkeit bedienen.

Der König Mithridates hielt sich selbst für den vollkommensten Kenner der Kräfte aller einfachen Arzneien. Seine Schmeichler bestärkten ihn in seinem Wahne, und die Geschichtschreiber rühmen ihn als einen zweyten Salomon. Allein der Begriff von seiner Weisheit verringert sich sehr, wenn man bedenkt, wie wenig Gelegenheit und Hülfsmittel er zu dergleichen Untersuchungen haben konnte. Pompejus, der durch das Gerücht einen hohen Begriff von seinen Geheimnissen erhalten hatte, bemächtigte sich, nach erfolgtem Siege, der Schriften dieses Prinzen, mußte aber selbst über seine Leichtgläubigkeit lachen, als er, statt der Geheimnisse, nur ein paar schlechte Recepte fand. Wahrscheinlicher Weise suchten schon damals gewisse Leute von den Vorurtheilen der Menschen zu profitiren, und sich durch einen versteckten Betrug zu bereichern. Man machte alsobald zu Rom unter dem Titel eines Gegengifts vom Mithridates, das unter seinen Papieren gefunden worden wäre, eine prächtige Zusammensetzung bekannt, dergleichen noch heut zu Tage gemein sind, woran aber wol Mithridates den wenigsten Antheil gehabt hatte. Plutarch, der sonst alle Kleinigkeiten von Schriften dieses Königs angemerkt hat, gedenkt zwar in der That dieses Mittels nicht, vermuthlich weil es ihm an gehörigen Zeugnissen gemangelt. Allein dagegen lehrt uns doch Q. Serenus Sammonicus, daß, ungeachtet der verschiedenen Zubereitungen des Mithridats, die einzige im Kabinette des Königs gefundene Waare diejenige gemeine Composition sey, die aus zwanzig Rautenblättern, ein wenig Salze, zweyen Rüben und so viel getrockneten Feigen bestanden. Dies war nun das Mittel, das allen Giften vorbeugen sollte; und wenn man des Morgens eine Dosis davon einnahm, so entkräftete dieses die Gewalt aller Gifte am folgenden Tage, wie Galenus anführt. Das Beyspiel des ersten Erfinders ward zum Beweise gegeben. Er hatte sich dessen so häufig bedient, daß er kein giftiges Kraut

Kraut mehr finden konnte, das ihm im Nothfalle das Leben nehmen wollte.

Hierdurch erlangte dieses Mittel einen solchen Ruhm, daß römische Kaiser es mit eignen Händen zubereiteten, die Aerzte des Alterthums es zu verbessern suchten, und eine Menge von Büchern und nachgeahmten Compositionen daraus entstanden. **Andromachus**, **Nerons** Arzt, nahm große Veränderungen damit vor. Er ließ den **Scink** heraus, that die **Vipern** hinzu, und verminderte das **Opium**. Das Kind mußte einen neuen Namen haben. Er nemte es **Talyn**, bis es zu **Trajan's** Zeiten, entweder wegen der **Vipern**, die darin waren, oder wegen seiner Tugend wider ihre Bisse, **Theriak** genennet wurde. Unter diesem Namen ist es noch bekannt, und gleichwol machen unsre Apotheker noch den ursprünglichen **Mithridat** nach einem Recepte des **Damocrates** in **Jambischen** Versen, welches man im **Galen** findet.

Es liegt nichts daran, ob **Mithridates** der wahre Erfinder dieser Zusammensetzung sey, da man nunmehr weiß, daß es kein so herrliches Gegengift ist, als man zu einer Zeit glaubte, da man die Gifte schlecht, und also die Gegengifte nothwendig noch schlechter kannte. Was die Unwissenheit und große Liebe zum Leben angefangen hatte, trieb der hitzige Geschmack des Volks an allem, was wunderbar ist, noch höher. Wenn ein vornehmer Mann an seltenen Zufällen starb, so war gewiß eine Stiefmutter, ein Nachfolger, oder sonst jemand Schuld daran. Die List bekräftigte diese Fabeln, und schrieb den Tod umgebrachter Personen einem Gifte zu, das der Erblasser immer bey sich getragen und heimlich genommen haben mußte. Hierdurch wurden die nähern Untersuchungen der Sache und der Haß des Volks hintertrieben. Vermuthlich ist der Redner **Demosthenes** auf diese Weise umgekommen; denn die Umstände von seiner Vergiftung werden so verschiedentlich, und ihre Wirkung mit der Wirkung damals bekannter Gifte so wenig übereinstimmig erzählt, daß man nichts anders glauben kann. Dem **Sannibal** und andern mag es wol nicht besser ergangen seyn.

seyn. Dergestalt häuften sich die Gifte immer mehr an, und vermehrten also auch die Gegengifte. Starb jemand von einem unkräftigen Gifte nicht, so mußte ihn nothwendig ein andres erhalten haben.

Der **Mithridat** ist die allerseltensame Vereinigung von Gegengiften, die man sich nur vorstellen kann. Ohne hier Vorwürfe zu wiederholen, welche schon tausendmal aus vernünftigen Gründen dagegen gemacht worden sind, kann bloß die Erfahrung allein dieser **Panacee**, welche sogar allen zukünftigen Uebeln vorbeugen sollte, alle ihre Ehre benehmen, indem sie sie mit zu dem gemeinen Haufen der schweißtreibenden Arzneien hinunter setzt, welchen Namen viele führen, die wenig oder gar keine Tugenden haben. Seit fast zwey tausend Jahren, da er gebraucht worden, weiß man dem **Mithridat** keine bessere Wirkung zuzuschreiben. Der Kaiser **Antonin** fiel davon in eine gefährliche Schlassucht, und **Mithridates** selbst hätte gewiß seines Todes wegen nicht in Verlegenheit kommen sollen, wenn nur sein Gift kräftig genug gewesen wäre, jeden andern, der keinen **Mithridat** gegessen hätte, hinzuopfern. Allen Giften, deren wir heut zu Tage so viel mehrere kennen, widersteht der **Mithridat** nicht besser, als das **Opium**; und wer es darauf wagen wollte, würde mit jenem **Charlatan** einerley Schicksal haben, der, nach **Wepfers** Berichte, ungeachtet des gepriesenen Gegengifts, so er zu sich nahm, dennoch an dem eingenommenen **Arsenik** sterben mußte, wider das es nicht helfen konnte.

Fällt nun aber diese dem **Mithridate** ursprünglich zuerkannte Tugend ganz und gar weg, so wäre es wol was Sonderbares, wenn er von ungefähr doch noch zu sonst was auf der Welt nützen sollte. Die vielen damit vorgenommenen Veränderungen machen ihn besonders als ein unnützes Ding verdächtig, und lassen uns fast nicht mehr unterscheiden, welches eigentlich der wahre seyn soll. Nach des **Celsus** Beschreibung bestand er aus acht und dreyßig einfachen Mitteln. Gegen die Zeiten des **Nero** nahm man fünfe davon, und that zwanzig andre hinzu. **Andromachus** that bald

hernach wieder sechs davon, und setzte acht und zwanzig andre an die Stelle, so daß er nimmehr aus fünf und siebenzig Ingredienzien bestand. **Aetius**, ein Schriftsteller des fünften, und **Myrepsus**, einer des zwölften Jahrhunderts, beschrieben den **Mithridat** sehr verschieden, und nach der Zeit ist er noch immer mehr geändert worden. Viele einfache Arzneyen, die sonst hinein gekommen, sind uns heut zu Tage ganz unbekannt, andre ungewiß, und verschiedne sind, besonders seit den Zeiten des **Plinius**, sehr unbestimmt beschrieben worden. Man hat also nachher nach Belieben andre hinzu gesetzt, und unter den Beschreibungen des **Andromachus**, **Damocrates**, **Critons**, **Magnus**, **Xenocrates** und **Demetrius**, weiß man eben so wenig zu wählen, als unter den verschiedenen Compositionen, die fast in jeder Apotheke anders sind.

Doch dieses möchte alles seyn, wie es wollte, wenn nur nicht der **Mithridat** ein so schädliches Ding zugleich wäre, worin das Opium unter eine solche Menge andrer Arzneyen versteckt ist, daß gar leicht ein Irthum, der tödtlich für Kranke seyn kann, daher entsteht. **Galen** will deshalben, daß man es eine Zeitlang aufbewahren soll, um die Kraft des Opium dadurch zu schwächen, welches aber ein schlechtes Mittel dawider ist, ob man gleich noch ist, um eben dieser Ursache willen, den **Mithridat** dreyßig bis vierzig Jahr aufbehält. Hierzu kommt, daß durch diese weitläufige Vermischung leicht eine Gährung hervorgebracht wird, die die Wirkung des Opium um drey bis viermal stärker machen kann, als man vermuthet oder denken sollte. Jedoch man sieht zu unsern Zeiten, dem Himmel sey Dank! dieses elende Arzneymittel immer mehr und mehr in Verfall kommen; und wie schon ehemals **Plinius**, und, in den neuern Zeiten, **Junker**, dasselbe für eine Strafe Gottes erkannt haben, womit er die Menschen heimsucht, so werden auch alle treue Aerzte darauf bedacht seyn, diese alte Landplage endlich einmal mit vereinigten Kräften auszurotten.

Mein

Mein Herr Arzt,

Sie haben noch nicht oft von den Krankheiten der Kinder gehandelt, welcher Artikel sich vielleicht nicht so angenehm, aber doch gewiß gemeinnütziger abhandeln läßt, als viele andre. Ich will heute einmal in einigen Kleinigkeiten für Sie das Wort nehmen.

Die Sorgfalt der Aeltern verursacht den Kindern mehr Krankheiten, als die Schwäche ihrer eignen Natur; und wenn wir sie zu der Unachtsamkeit der Bademütter und Pflegammen hinzu setzen, so haben wir ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der äußerlichen Ursachen von den gewöhnlichsten Kinderkrankheiten. Aus großer Sorgfalt, oder auch um selbst ruhiger zu schlafen, nehmen die Mütter und Ammen ihre Säuglinge mit zu Bette. Herr **Schulz** hat nachgerechnet, daß allein in Schweden jährlich, als eine Mittelzahl, 650 Kinder, ohne die verheelten Fälle zu rechnen, erdrückt werden.

Die Kinder starker und hart gewöhnter Leute gerathen ebenfalls hart, und werden nicht leicht krank, wosern nicht äußerliche Ursachen und Gewaltthätigkeiten dazu kommen. Solchergehalt kann man die Verzärtelung seines eignen Leibes als ein Verbrechen gegen andre Menschen betrachten, und so kann ein alter Mann eine Schwachheit haben, die noch von seinem Vater herrührt, der vor vielen Jahren gestorben ist, und sein Kind im Tode noch beleidigt.

Harter Leute Kinder können auch die äußerlichen Ungemächlichkeiten geschwinder ertragen lernen; und also rühren nicht nur die Kräfte der Handlungen, sondern auch die Fähigkeiten der Kinder, etwas zu ertragen, größtentheils von den Aeltern her.

Es erklärt sich aus diesen Erfahrungssäken, warum die gewöhnlichsten Kinderkrankheiten die vornehmen und Bürgerkinder betreffen, da sie hingegen die Kinder der Bauern, Soldaten und gemeinen Leute verschonen; und weil sie dasjenige am leichtesten mit sich fortreißen, was ihnen am wenigsten widerstehn kann, so müssen so viel Kinder aus der Stadt sterben, bloß weil ihre Aeltern nicht gesunder und nicht nachlässiger sind. Ein kränklicher Vater, eine empfindliche Mutter haben ein kleines allerliebstes Söhnchen. Wie kann es gesund seyn? Sie pflegen es noch dazu Tag und Nacht. Wie kann es leben?

Der Herzog von Beaumont, ein Enkel des König **Seinrichs** von Navarra, ward der schon ziemlich alten und ungemein frostigen Amtmannin zu Orleans, der Großmutter des Marschalls de **Matignon**, zur Erziehung übergeben. Sie saß beständig bey einem großen Feuer in ihrem Zimmer eingesperrt, und wickelte und verpackte den kleinen Körper des jungen Prinzen, so, daß er vor Hitze hätte schmelzen oder ersticken mögen. Sie war in diesem Stücke so

so hartnäckig, daß sie sich gar nicht bedeuten ließ, bis endlich der kleine Herzog von Beaumont in seinen Betten und Windeln ersticke. „Laßt ihn nur,“ sagte die Frau Amtmannin, wann sie darüber getadelt wurde, „es ist besser schweigen, als frieren.“

Wenn ein Kind krank wird, so übersteht es viel Arten eben derselben Krankheiten wahrscheinlicher und leichter, als wenn es dieselben im Alter ertragen sollte. So ist es mit den Blattern, Masern, Convulsionen, der Dürresucht, den hitzigen Fiebern, und vielleicht mit allen den andern, worin auf die Kräfte der guten Natur das meiste ankommt. Daher ist das Sprichwort entstanden, daß ein Kind viel ausstehn könne; und hieraus könnte man muthmaßlich schließen, daß auch die Kinder schwacher Nattern, ob sie gleich immer kränzlich sind, dennoch selten sterben müßten. Nichts desto weniger sterben deren sehr viele, besonders in den Städten, und hiervon ist wieder die Ursache, weil sie zu sorgfältig gewartet werden.

Stahl hat aus einer großen Menge Erfahrungen bewiesen, daß die Blattern, ohne den Gebrauch der Arzneyen, und ohne eine kritische Lebensordnung, gemeinlich von sich selbst glücklich abheilen, da hingegen die Kinder, die viel gebrauchen und strenge gehalten werden, die meiste Gefahr haben. Anstatt nun, diesen Erfahrungen gemäß, die Kinder in den Blattern den Kräften ihrer Natur zu überlassen, purgirt und schwächt man sie im Voraus, so bald sich nur der geringste Argwohn von Blattern zeigt. Ehe man noch weiß, ob sie kommen wollen, giebt man ihnen rothen Wein, Gewürze und Schafsch, um sie herauszutreiben. Dann müssen sie im Bette schweigen. Man hilft der Natur noch nach mit austreibenden Essenzen, und es ist stets ein Doctor da, der sie verschreibt, und ein Apotheker, der sie liefert. Die Blattern kommen endlich heraus. Man giebt noch mehr zum Heraustreiben; man hüllt das Kind mehr in Betten ein, und es muß besser schweigen. Es kommen noch mehr Blattern heraus; die ganze Haut des Kindes entzündet sich; es fallen tiefe Löcher in den Leib. Man sagt indessen immer fort, auszutreiben. Wann will man aber damit aufhören? Das Kind stirbt. O! sagen die Nattern, man konnte ihm, aller Mühe und Kosten ungeachtet, das Gift nicht vom Herzen abtreiben! Dieses ist eine Art des Todeschlags von der guten Wartung.

Es giebt aber deren noch mehr. Ein junges Kind muß doch essen. Man giebt ihm fleißig Brey, Semmel, weiches Brodt, und lauter trockne oder zähe Speisen, die gut vorhalten. Dieses geschieht des Tages vier bis sechsmal, wo nicht gar unaufhörlich: denn das Kind kann doch unmöglich hungern. Was ereignet sich? Das Kind wird elend und mager, und frist täglich ärger. Was soll man thun, um es wieder gesund zu machen? Man giebt ihm täglich mehr zu essen: denn davon schweigt es, und bekommt Kräfte. Sein Leib

wird

wird hoch und hart. Das Brodt scheint anzuschlagen. Allein der ganze übrige Leib wird dürre, wie ein Stecker. Das Kind muß also doch wol noch nicht Nahrung genug haben. Man nährt es besser, und es verzehrt sich und stirbt. Niemand bedauert, daß er es todt gefüttert habe. Wie sollte dies auch möglich seyn? Es konnte ja nie satt werden. Dieses war ein andres Beispiel, wie Kinder von fleißiger Wartung sterben.

So geht es auch bey hitzigen Krankheiten mit dem allzu sorgfältigen Warmhalten der Kinder. So geht es bey dem Nasenbluten, wenn man es geschwind stopfen will, damit das arme Kind sich nicht verblute. So geht es bey allerhand Auschlägen der Haut, am Kopfe, im Nacken, am Leibe, da man zurücktreibende Sachen gebraucht, um die Kinder bald wieder zu reinigen. So geht es, wenn man dem neugebohrnen Säuglinge die erste Muttermilch aus großer Reinlichkeit entzieht, welche seine Gedärme von dem Unrathe, den sie mitbringen, gereinigt haben würde. So geht es, wenn man den Kindern den Magen mit vielen Speisen vorsehllich überhäuft, damit sie sich erbrechen sollen, weil Speykinder gut gedeihen. So geht es, wenn man ihnen sogar ihr Gemüse von der alten Amme kauen läßt, damit sie nichts Ungekauetes verschlingen, das ihnen schwer im Magen liegen möchte, und hierdurch nicht allein die Krankheiten des Bluts, der Zähne, und aller Säfte der Amme, sondern auch ihre edle Sitten auf das Kind fortpflanzt.

Dieses Register, das sich leicht vergrößern liesse, enthält offenbar die allergemeinsten Krankheiten der Kinder. Es ist keine darunter, wobey es an guter Wartung fehlen sollte; keine, woran nicht viel Kinder starben; keine, wovon nicht die Kinder, die die wenigste Wartung haben, am meisten frey wären, und die sie nicht wenigstens glücklicher überstehn sollten. Wissen Sie aber, woran diese schädliche Sorgfalt eigentlich liegt? Daran, daß alle Leute in Städten gebohrne Aerzte sind, die ihre Kinder berufsmäßig erziehen. Wie geht es aber zu, daß auf dem Lande nicht so viel Aerzte gebohren werden? Ich weiß es nicht gewiß, aber ich glaube, wenn sie wo aufkeimten, daß sie die Bauern, wie Unkraut, ausrotten würden. Leben Sie wohl, mein Herr Arzt. Ich empfehle Ihnen die Stadt, und bin, u.

S. L.

Hundert fünf und achtzigstes Stück.

Günther.

Im Bauche Schwellst, im Schedel Schwindst — —

Meine Leser wissen schon, welchen Verdacht ich bey den Gemüthskrankheiten auf den Unterleib habe, und diese Sache fällt mir oft wieder ein, weil ich dafür halte, daß der Verdacht nur allzu wohl gegründet sey. Der offenkundige Zusammenhang der Verdauungskräfte mit den Gemüthskräften, den ich in meinem 150sten Blatte gezeigt, und die deutliche Verbindung der Schwermuth, Tollheit, Narrheit, des Enthusiasmus, der verrückten Einbildungskraft bey hypochondrischen und hysterischen Personen, und so vieler andrer Gemüthskrankheiten, mit besondern Fehlern der Verdauung, wovon ich im 151sten, 152sten und 166sten Blatte gehandelt habe, machen es wahrscheinlich, daß sich der Zustand des Gemüths jederzeit nach dem Zustande des Magens richte, und daß die Aerzte bey einer von solchen Krankheiten immer einen gerechten Verdacht auf die andre werfen können. Ich werde heute diesen Muthmaßungen noch einiges Gewicht zulegen, indem ich aus Beobachtungen zeige, wie noch verschiedne andre unnatürliche Zustände der menschlichen Seele von Fehlern im Unterleibe, die die Verdauung verderben, entspringen können.

Von den äußerlichen Sinnen sollte man dieses wohl am wenigsten vermuthen, und gleichwol findet man davon hin und wieder ganz deutliche Spuren. Es hat Leute gegeben, die alles Gefühl verlohren haben, und bey denen man nichts außer dem Unterleibe angetroffen hat, was diese Unempfindlichkeit hätte verursachen können. Ein solcher Mensch, der an seinem ganzen Leibe fühllos gewesen, und vom Riolanus

eröffnet

worden, hat keinen andern Fehler gehabt, als daß seine Milz unformlich, viereckt, und mit einem Knorpel überzogen gewesen ist. Solchergehalt kann ein Fehler im Unterleibe das ganze System der Nerven in seinen Verrichtungen hindern, und ihnen die Empfindlichkeit, ja wol gar auch die Beweglichkeit rauben. Von dem letztern hat Trallian ein Beyspiel, da nämlich ein Mensch, welcher nach langer Kimmerniß, Dürstigkeit und vielem Fasten die Hieram eingenommen, an seinem ganzen Leibe, wie eine Wilsäule, unbeweglich geworden ist.

Die Verrückten, deren Fehler gewiß fast durchgängig im Unterleibe gesucht werden muß, (S. das 152 Stück) haben einen solchen Grad der Unempfindlichkeit in ihren Nerven, und dennoch eine so große Wachsamkeit im Gemüthe, daß man aufs höchste erstaunen muß, wie in einem Nerven, in dem der freßendste Gift keine Empfindung hervorbringen kann, dennoch zugleich ein so zartes Gefühl wohne, daß es den Unsinnigen sogar aus dem Schläfe erwecken kann, wenn man ihn nur mit einem Finger berührt. Ich werde von diesem höchstmerkwürdigen Zustande der äußerlichen Sinne bey verrückten Leuten in kurzem eine eigne Abhandlung mittheilen, zu welcher ich die Beyspiele und Muthmaßungen spare, die ich hier anführen könnte. (S. das 190 Bl.)

Was das Gesicht betrifft, so habe ich schon in meinem 138sten und 156sten Stücke erzählt, daß eine völlige Blindheit, wie der schwarze Staar ist, zuweilen durch bloße Brechmittel allein curirt werde. Ich leugne gar nicht, daß dieses durch den Zusammenhang der Nerven geschehn könne. Allein, ich wünsche nur, daß man hieraus schließen möchte, man müsse nicht immer bey der Cur der Krankheiten der Seele mit ihren unmittelbaren Ursachen Krieg anfangen; sondern es sey nöthiger, die entferntern aufzusuchen und anzugreifen, und man finde dieselben oft im Unterleibe, und, was noch mehr ist, in einer verdorbnen Verdauung des Magens. Der berühmte Arzt, Herr Vandermonde, beschrieb ein achtjähriges Mädchen, welches an einem faulenden Fieber krank lag, wovon er den Sitz der Ursache im Magen

Magen muthmaßte. Dieses Mädchen ward nach wenigen Tagen blind und stumm. Sie steckte die Zunge mit großer Geschwindigkeit aus dem Halse, und drehete und krümmte sie heftig, und ließ sie zuletzt ohne Bewegung aus dem Munde hängen, wobey sie eine große Beängstigung ausstund. Nach einigen Tagen erforderte die Hauptkrankheit, der Patientin ein Brechmittel zu geben, welches stark purgirte, und durch den Mund einen runden Wurm abführte, der einen halben Fuß lang war. Das Fieber ließ nach; aber die Blindheit und Stummheit blieben, bis der Arzt, dessen Argwohn sich immer mehr stärkte, die Purganzen wider die Würmer einrichtete, worauf in einer Stunde Gesicht und Sprache wieder kam, obgleich die Kranke keine Würmer von sich gab. Nach zwölf Stunden war sie wieder blind und stumm. Man verordnete stärkere Arzneien wider die Würmer; und nachdem das Kind noch zween durch den Mund von sich gegeben, fand sich Gesicht und Sprache nach und nach wieder ein, und in acht Tagen war es vollkommen hergestellt. Erhellet nicht aus diesem Falle aufs deutlichste, daß diese Blindheit und Stummheit, die unstreitig eine Nervenkrankheit war, nimmermehr durch Nervenarzneien curirt worden seyn würde, und sich durch Mittel curiren ließ, welche den Magen von seinen Würmern und Schleime befreieten?

Vom Gehöre habe ich schon in meinem 150sten Stücke angeführt, daß ein gewisser völlig tauber Mensch die Wirkungen der Töne dennoch vermittelt eines besondern Gefühls empfunden habe, das seinen Leib bis in die Füße durchdrungen, und von da wieder in die Höhe gestiegen; bis es in der Gegend des Magens und Zwerchfells stehen geblieben. Diese besondre bey der Herzgrube stehenbleibende Empfindung ist ein gemeiner Umstand der epileptischen Personen, deren Uebel unstreitig in den Verdauungswegen liegt; und wenn vermöge des Zusammenhangs der Nerven Würmer und Schleim im Magen Blindheit und Stummheit verursachen können, so können sie auch gar leicht die Ursache einer Taubheit seyn, die sich mit Arzneien, welche die Verdauungswege reinigten, würde curiren lassen.

Es

Es hindert nichts, daß man nicht eben denselben Schluß auch bey den übrigen Sinnen anwenden könnte. Der Zusammenhang der Nerven ist allgemein, und die Ursachen im Unterleibe, die ganz entfernte Nerven mit angreifen, sind nicht selten. Daß die Nase mit den Eingeweiden des Unterleibes in einer gewissen Uebereinstimmung und Verbindung stehe, erweist Morgagni unter andern aus einer besondern Empfindung eines Gestanks, den ein Mensch hatte, in dessen Unterleibe krampfhaftige Bewegungen vorgiengen. Ein Reizeln der Geruchsnerven bewegt das Zwerchfell convulsivisch, und verursacht ein starkes Niesen. Ein eckelhafter Geschmack auf der Zunge zwingt den Magen zum Erbrechen, und Würmer und Cruditäten im Magen lähmen die Zunge. Man wird hiervon zwey merkwürdige Beyspiele im 191 Blatte finden.

Man nennt Leute, die nicht zum Nachdenken geschickt sind, schwache Köpfe, und sagt von Dingen, die das Nachdenken hindern, daß sie das Haupt schwächen. Wenn man nun in den Schriften der Aerzte liest, daß ein lange anhaltender Durchlauf das Haupt schwäche; so wird man hieraus erkennen, daß eine Krankheit der Gedärme, ein Durchlauf, die ganze Vorstellungskraft der Seele angreifen und entkräften könne. Die magenstärkenden Arzneien hingegen stärken die Vorstellungskraft der Seele, und insbesondre das Gedächtniß. Wenigstens ist das berühmte Pulver des Abts Trithemius, welches das Gedächtniß auf eine specifische Weise stärken soll, nichts anders als ein Gemisch von lauter Magenstärkenden Gewürzen.

Wenn man die Fälle betrachtet, wo Leute ihr Gedächtniß plötzlich verlohren haben, so zeigt sich gemeinlich ein Verdacht auf gewisse Fehler der Verdauung. Wepfer erzählt von einem sehr fleißigen Manne, daß er sein Gedächtniß plötzlich verlohren, und sich dabey stark erbrochen, wobey eine große Menge Wasser und Galle von oben von ihm gegangen. Ein württembergischer Rath, der des Morgens gesund aufgestanden war, bemerkte nach einer Viertelstunde, daß er die Gegenstände nicht ganz und mit allerley Farben

Der Arzt. VIII. Th. Berth. Aug.

A a

fähre

sähe, woben sein Gemüth in Unordnung gerieth, und das Gedächtniß ihn so verließ, daß er gar nichts Verständliches sprechen konnte. Man gab ihm Hauptstärkende Sachen, und, was noch mehr war, man rüste den Doctor **Schickhardt**. Kaum war dieses geschehn, so hatte er schon Wüthen im Leibe, und war mit Salmiackspiritus und Vibergeil-effenz bestrichen. Allein, er bekam bald darauf, und an demselben Tage, sechsmal die Epilepsie, und so viel Beweise wären nicht nöthig gewesen, um zu errathen, daß sein Gedächtniß in den Schleim seines Unterleibes versunken seyn müsse. In den Schriften der Pariser Akademie wird erzählt, daß ein neunjähriger Knabe auf einmal sein Gedächtniß verlohren, und alle Wörter gänzlich vergessen habe. Dieses geschähe unmittelbar nach einer ungewöhnlich starken Mahlzeit, die er gethan hatte, worauf alsobald heftiges Kopfsweh, ein starkes Erbrechen, eine Ohnmacht, und dasjenige Fieber erfolgte, worinn er drey oder vier Tage lag, ohne ein Wort sprechen zu können, weil er sich auf keins zu besinnen wußte, und das ihn nach einem Brechpulver verließ; worauf er anfangen mußte, alles wieder von neuem zu lernen. Man glaube nicht, daß solche Beyspiele von offenbaren Fehlern der Verdauung bey dem Verluste des Gedächtnisses selten wären. Ich kann nur nicht alles anführen, was ich gelesen habe, und die Aerzte observiren nicht alles, was sie sehn.

Vielleicht hat wol gar der Witz auch eine Verwandtschaft mit dem Magen. Die Miethpoeten fühlen ihn wenigstens nicht eher, als bis sie hungern, und von sechs Grauen Brechweinstein vergeht ihnen das Versmachen auf 24 Stunden. Ich will auf dieser Muthmaßung nicht hartnäckig bestehen. Man muß aber wissen, daß ich sie nicht von mir selbst, sondern von **Boerhaaven** habe, welcher sagt, daß ein Mensch von starkem Leibe wenig Witz besitze, und daß die sehr witzigen Leute schwächerer Natur wären. Ich mag diese Meynung nicht verantworten. Es sind der Leute von starkem Leibe zu viel, und ich habe Ursache, sie mir nicht zu Feinden zu machen.

Inzwi

Inzwischen muß ich, weil ich vom Witz rede, nothwendig derjenigen flüchtigen Berrückung desselben gedenken, die man den **Rausch** nennt. In diesem Zustande verändern sich alle unsre Einsichten, unsre Urtheile, unsre Maximen, Grundsätze, ja sogar die Geseze der Empfindungen. Wir hören und sehen nicht mehr. Wir sind klüger, als wir selbst. Wir finden die Einrichtung der Welt vortreflich, die uns, wenn wir nüchtern sind, ganz und gar nicht gefällt. Wir greifen nach dem Glase, das vor uns steht, und verbrennen uns die Finger in der Flamme des Lichts, die wir dafür ansehen. Wir sind die vertrautesten Freunde des schlechtesten Kerls, den wir sonst nicht über die Schultern ansehen. Wir schmelzen vor Liebe gegen ein Affengesicht. Kurz, wir sind das Widerspiel von uns selbst, wenn wir vernünftig sind; und dieses alles wirken einige Gläser Wein, die wir in unsern Magen schütten. Wer giebt mir doch eine Erläuterung, wie der Wein im Magen solche große Dinge thun kann? Vielleicht kann ich die Antwort errathen, die man mir geben wird. Nicht der Magen, sondern die Nerven sind es, wovon diese Zerrüttung der Seele herrührt. Die flüchtigen Theile des Weins dringen durch dieselben bis zum Gehirne, und setzen diese Werkstatt der Seele in Unordnung. Daher kann man sich berauschen, ohne einen Tropfen Wein zu verschlucken, wenn man ihn nur im Munde hin und herzieht, und wieder ausspeyet. Diese Antwort befriedigt mich wegen der gethanen Anfrage; aber ich muß noch um die Auflösung einer andern bitten. Warum verschwindet der Rausch, wenn man sich hinlänglich erbrochen hat? Warum erbricht man sich auch alsdann, wenn man nur so viel Wein gerochen hat, daß man berauscht wird? Warum macht der Rausch vom Geruche des Opium Erbrechen? Warum machen die beyden americanischen Pflanzen, **Curupa** und **Floripendio**, eine vier und zwanzigstündige Berrückung, da sie doch eigentlich nur als purgirende Kräuter wirken? Warum erfordert die Cur der Trunkenheit, wenn auch die Getränke nur im Munde gehalten worden sind, Brechmittel? Müßen wir nicht aus dem allen schließen, daß der seltsame Zustand der Seele bey dem

Kausche mit den Berrichtungen des Magens in einem solchen Zusammenhange stehe, daß man nur nöthig hat, die Cur des Magens zu besorgen, wenn man den Kausch, und die darauf folgende Tösigkeit, welche die Engländer a Surfeit nennen, vernünftig tractiren will? Was hilft uns hierbey die Theorie von den Dünsten, die in die Nerven dringen, und die unmittelbare Ursache des Kausches abgeben? Wollen wir in der Cur bey ihnen stehen bleiben, und uns Mühe geben, das Gehirn von diesen Dünsten zu befreien? Meinetwegen! Aber, warum machen gleichwol diese Dünste ein Erbrechen? Warum verursachen Verwundungen des Gehirns eben dasselbe? Warum machen die Dünste der Purganzen, die man nur riecht, ein Purgiren? wovon Schenk eine Menge Beispiele liefert. Unstreitig beweisen diese Beobachtungen einen Zusammenhang der Gemüthskräfte mit den Verdauungskräften, der eben die Sache ist, die ich durch so mannichfaltige Beobachtungen ausser Zweifel zu setzen wünsche.

Ich will vom Kausche zum Schlasfe fortgehn, wie die Natur selbst zu thun pflegt. Der Schlaf ist der Seele das, was dem Leibe die Speisen sind, und das Wachen ist ein Fasten der Seele, welches nicht zu lange dauern darf, wosern sie nicht davon krank werden soll. Ein Mensch, der einige Tage und Nächte nicht geschlafen hat, ist der Berrückung nahe, und er wird endlich wirklich unsinnig, wenn ihm nicht ein baldiger erquickender Schlaf zu Hülfe kommt. Woher mag doch diese unnatürliche Munterkeit, diese schädliche Geschäftigkeit des Gemüths bey den Schlaflosen rühren? Ist nicht ohne allen Zweifel etwa das Gehirn von einer Ursache entzündet worden, die sich in demselben verbirgt? Es kann in der That also seyn; aber ich weiß auch gewiß, daß diese Ursache aus dem Unterleibe ihren Ursprung nehmen könne. Dieses lehrt uns der Zustand derjenigen Leute, die ihren Urin nicht lassen können, und welche davon in eine Wachsamkeit verfallen, die der nahe Vorbote ihrer Berrückung und ihres Todes ist. Alle Mittel, welche die Nerven betäuben, und Schlaf machen, sind hier vergebens. Hingegen ein Arzt, der die verstopften Urinwege eröffnet, der wird den Kranken erlösen.

erlösen. Jacob Aubert erzählt uns, daß ein Geschwür in der großen Drüse unter dem Magen eine Schlaflosigkeit verursacht habe, und daß Leute bloß dadurch am Schlasfe gehindert worden sind, weil sie in den Augenblicken, da sie einschlummern wollen, jederzeit von Ohnmachten mit kalten Schweiß besallen worden sind. Wer die allgerneinsten Ursachen der Ohnmachten weiß, wird leicht mutmaßen können, daß hier eine verdorbene Verdauung im Spiele gewesen sey. Das Fasten allein kann Schlaflosigkeit machen, weil untre Säfte scharf werden, und die Nerven reizen, wenn ihnen nicht öfters neuer Nahrungsast zugeführt wird. Auf eben dieselbe Weise hindern die salzigen Speisen den Schlaf, weil sie einen scharfen Nahrungsast ins Blut führen. Man kann also leicht erachten, daß eben dasselbe erfolgen müsse, wenn die Verdauungskräfte verdorben sind, und dem Blute keine gut ausgearbeitete Nahrung zubringen. Ich lese wirklich im Schenk eine Beobachtung, da ein funfzehntägiges Wachen nichts anders, als einen schwachen Magen, zum Grunde gehabt hat, und es ist eine gemeine Beobachtung, daß viel Schlaflose Mangel des Appetits haben, und schlecht verdauen. Es ist einerley, um den Zusammenhang des Schlafs mit der Verdauung zu beweisen, ob der Mangel des Appetits zu den Ursachen oder zu den Wirkungen der Schlaflosigkeit gehöre. Doch ist das erste darum wahrscheinlicher, weil eine unnatürliche Wachsamkeit fast allezeit nur eine Folge einer andern Krankheit ist. Die Leute, deren Verdauungskräfte höchst verdorben sind, (S. das 151ste Stück) nämlich die Schwermüthigen, Unsinnigen und dergleichen, sind auch die traurigsten Beispiele von Schlaflosen, indem man weiß, daß manche in 14 Monaten keinen einzigen Augenblick geschlafen haben, wie Allen bezeugt. Da übrigens schon Galen angemerkt hat, daß der Schlaf die Verdauung begünstige, so ist der Schluß natürlich, daß eine schlechte Verdauung den Schlaf hindern könne. Wenn ich hier die unruhigen Leute, die im Schlasfe wachen, mit in die Reihe nehmen darf; so wird leicht kein Mensch seyn, welcher nicht wissen sollte, daß man desto mehr träumt, und desto

unruhiger schläft, je schlechter man verdauet, oder je mehr man sich überladen hat. Der Alp, der so viel Hypochondristen ängstigt, ist wenigstens eben so oft eine Krankheit des Magens, als der Vollblütigkeit. Die Araber nannten ihn eine nächtliche fallende Sucht, weil sie bemerkten, daß ein lange anhaltendes und oft wiederholtes Alpdrücken endlich zur fallenden Sucht werde. Um deswillen curirte es Ettmüller mit Stahlarzneien, und solchen, die wider die fallende Sucht dienen, wobey er die Mäßigkeit gebot, und sagte, „daß mit diesem Uebel nicht leicht jemand befallen würde, der gute Diät hält, besonders des Abends.“ Willis wußte ebenfalls, daß der Alp gemeiniglich nach einer Ueberladung mit unverdaulichen Speisen seine Nachtbesuche abstatte, und doch rief er zur Cur Arzneyen fürs Haupt und wider die Krämpfe. Die Knaben, die mehr essen, als sie verdauen können, die Hypochondristen und die Vaporeusen sind diesen Zufällen sehr unterworfen, am meisten doch aber die Fallsüchtigen; und wenn diese Leute mit solchen Unholden, wie die Alpe sind, schwanger gehen, so wohnen sie zuverlässig in ihren Magen. Auch die Nachtwandler pflegen schlecht zu verdauen, und werden in ihrem nächtlichen Unsinne von eben den Unholden im Magen geplagt, die sich andern in der Gestalt der Alpe zeigen. Ein gewisser Nachtwandler, welcher in einen Brunnen gestiegen war, und als er mit dem Fuße ins Wasser trat, erwachte, und nach Hülfe rief, ward so betäubt herausgezogen, und ins Bette gelegt, daß er den ganzen Tag stumm und sinnlos liegen blieb, ohne nur einmal die Augen aufzuschlagen, wenn man ihn auch gleich rüttelte. Jedoch unter dem Rütteln fing er an, sich zu erbrechen, bekam den Schlucken, und wurde gesund. Ein Brechpulver wurde dem Schwärmer solchergestalt das Bewußtseyn, die Wachsamkeit und die Vernunft geschwinde wieder gegeben haben.

Daß die Schlassucht oft ihren Ursprung aus dem Unterleibe nehme, oder daß doch wenigstens dieser Fehler der Seelenwirkungen durch Arzneyen, die in den Magen und in die Gedärme wirken, verbessert werden müsse, solches erhellt aus den übereinstimmigsten Beobachtungen. Durchlöcher-

Nieren,

Nieren, beschädigte Lebern und Milzen, übermäßige Fettigkeit des Schmeerbauchs, Gallenblasensteine, Nieren- und Harnblasensteine, Steine in den Gallengängen, Würmer in den dünnen Gedärmen, bey völlig gesundem Gehirne, Entzündungen der Gedärme sind zuweilen die Ursachen der Schlassucht gewesen, wovon die Beobachtungen im Bonetus häufig gefunden werden. Was aber die Cur der Schlassucht betrifft, so weiß man zur Genüge, daß die Aerzte Brechmittel, Purganzen und scharfe Clystiere dazu gebrauchen. Das macht, die Schlassucht ist gemeiniglich nur ein besondrer Grad entweder des Schlagflusses oder der fallenden Sucht, und ich werde zu seiner Zeit von dem Sitze der Ursache dieser Nervenkrankheiten ausführlich handeln. Ich will um deswillen von der Schlassucht insbesondre hier nichts mehr hinzufügen, außer die einzige Anmerkung, daß diese Krankheit eben so, wie manche Schlagflüsse und die fallende Sucht, gemeiniglich die allerstärksten Purganzen erfordere, welche man andern Kranken nicht ohne die größte Gefahr geben könnte. Der berühmte Radcliff pflegte den Schlassüchtigen mit bewundernswürdigem Erfolge einen ganzen Scrupel, oder zwanzig Gran vom Jalappenharze zu geben; eine Purganz, in die sich drey der stärksten Bauern theilen könnten, ohne daß einer Ursache zu klagen haben würde, daß er für sein Geld zu wenig empfangen hätte.

Ich will mit einer Betrachtung vom Schwindel mein heutiges Blatt, und zugleich die ganze Reihe der Abhandlungen beschließen, worin ich den großen Zusammenhang der Krankheiten der Seele mit den Krankheiten der Verdauung darzuthun gesucht habe. Ich nehme den Schwindel mit unter die Gemüthskrankheiten, weil er ein offenkbarer Fehler der Einbildungskraft ist, ob ich ihn gleich mit eben so viel Rechte, als den Schlag- und Lähmfluß, unter die Nervenkrankheiten rechnen könnte, nachdem Ettmüller und andre beobachtet haben, daß der starke Schwindel bey Alten ein Vorbote des Schlagflusses, bey Jüngern aber der fallenden Sucht sey.

Diese Krankheit nimmt oft ihren Ursprung aus Fehlern der Verdauung, und diejenigen leichten Arten des Schwindels, woben eine deutliche Ueberladung des Magens, Ekel, Aufstoßen, Neigung zum Erbrechen und Mangel des Appetits verspürt werden, sind ohne Ausnahme ursprünglich Magenkrankheiten. Wenn der Schwindel aus dieser Quelle entspringt, so bemerkt man gemeiniglich bey jeder Anwandlung desselben zugleich einige besondere und ungewöhnliche Empfindungen um die Gegend des Magens und im Unterleibe, z. E. Ueblichkeiten, Magenbrücken, Erbrechen, Durchlauf, Murmeln der Blähungen, Aufstoßen, u. s. w.

Erzmüller lehrte, daß der Schwindel öfters vermittelst des Zusammenhangs der Nerven von einem Fehler des Magens oder der Verdauung herrühre, und daß in solchem Falle Brechmittel, Magenstärkungen und Mittel wider die fallende Sucht angewendet werden müßten. Er preiset zu dem Ende das Extract von der schwarzen Nieswurz und das versüßte Quecksilber, wie auch des Morgens Senfsamen und mancherley Gewürze. Eben dieselbe Methode preiset Mayerne. „Wenn Ekel und Mangel des Appetits, oder andre Zeichen eines verdorbenen Magens vorhanden sind, sagt er, muß erst ein Brechmittel, dann eine Purganz, und zuletzt irgend ein Specificum gegeben werden,“ von welchen letztern er den Calmus als ein Geheimniß anpreist. Man weiß aber, daß derselbe nichts anders, als eine erwärmende Magenstärkung sey. Stahl und Junker nehmen vier Arten des Schwindels an, wovon einer von der Vollblütigkeit, einer von der Verblutung oder Erschöpfung, einer vom Magen, und einer von der Einbildungskraft entsteht. Unter diesen sind die Schwindel von Verblutungen nur Arten der Ohnmachten. Die von der Einbildungskraft befallen nur Leute, die auf einer Höhe, oder auf einem Schiffe stehn, oder rückwärts in einem Wagen fahren; und es ist merkwürdig, daß auch diese Arten des Schwindels selbst auf den Magen wirken, indem sie mit einem Erbrechen verbunden sind. Die Schwindel von der Vollblütigkeit und vom verdorbenen Ma-

gen

gen sind die allergeeinsten, und unterscheiden sich deutlich dadurch, daß der erstere die Kranken unter ihren Bewegungen, wenn sie sich bücken, oder schnell umdrehen, u. s. w. letzterer aber im Stillsitzen, und oft vor, bey und gleich nach den Mahlzeiten überfällt. Diese letztere Art des Schwindels ist noch viel gemeiner, als die von der Vollblütigkeit, und wird auch leichter zur Gewohnheit, so daß er ganze Jahre lang dauern kann. Die oberwähnten Aerzte curiren denselben durch Urzneyen, die die Verdauung verbessern, und den Magen stärken. Mead führt, wenn er den Zusammenhang des Hauptes und Magens erläutern will, den Schwindel zum Beispiele an, und sagt, daß das Haupt damit beschwert werde, wenn der Magen voller Schleim ist, und daß von der Ueberhäufung und Verlesung des Gehirns der Magen verdorben werde. „Der Schwindel, sagt er an einem andern Orte, ist in den allermeisten Fällen nicht sowol eine Krankheit des Hauptes, als des Magens. Wenigstens leiden beyde Theile zugleich, wenn die Gedärme voll galligten und zähen Schleims sind. In solchem Falle, fährt er fort, würden alle Urzneyen vergeblich seyn, wenn nicht der Magen erst durch ein Brechmittel erleichtert worden ist. Hernach muß man ihn durch Minsichts vitriolisches Elixir stärken.“ Junker führt an, daß Leute den Schwindel bekommen, so oft sich eine Verstopfung des Leibes bey ihnen äußert, und Sollerius hat in einer vom Schwindel geplagten Person nach ihrem Tode einen gleichsam gequerschten Magen, der zur Hälfte mit einem schwarzen Saft angefüllt gewesen, eine trockne Leber und eine Fäulniß des Neses wahrgenommen. Sollten alle Schwindelnde ihre Magen aufstehn, so würden wir vielleicht unter einigen Hunderten kaum einen finden, der gesund wäre. Was beginnt aber nun wol ein Arzt, der solchen Leuten Kräutermüßen aufsetzt, und ihnen die Geruchsnerven mit flüchtigen Salzen zerbeißt; der sie mit Blasenpflastern, Haarseilen und Fontanellen martert, und ihnen durch öfteres Blutlassen den besten Theil ihrer Kräfte entzieht? Was er beginnt? — Ha! der gelehrte Mann

hat eine sehr schöne Methode. Er beginnt das, was wir alle beginnen, wenn wir schließen: Eine jede Gemüthskrankheit hat ihre unmittelbare Ursache im Gehirne oder in den Nerven. Nun aber heißt curiren nichts anders, als die unmittelbaren Ursachen der Krankheiten aus dem Wege räumen; und dieses geschieht, indem man sie mit Arzneien unmittelbar angreift. Wenn wir so schließen, so belagern wir das Gehirn mit unsern Arzneien; wir erleben das Unglück, daß wir von dieser festen Burg nicht Meister werden können; wir heben zuletzt die Belagerung auf, und dann kommt nichts mehr heraus, als was gescheln seyn würde, wenn wir den Kopf wirklich mit Sturm erobert hätten. Wir würden nämlich gefunden haben, daß hier der Feind nicht sey, den wir suchten, und daß er unten im Bauche unsrer Mühe gespottet habe.

Ich will hiermit meine Gedanken von dem Zusammenhange der Gemüthskrankheiten mit den Fehlern der Verdauung beschließen, nachdem ich in meinem 150sten, 151sten, 152sten, 166sten und in dem gegenwärtigen Blatte von den meisten Arten der eigentlich sogenannten Gemüthskrankheiten diesen Zusammenhang deutlich genug bewiesen. Nimmermehr würde ich einer Betrachtung von dieser Art so viel Platz eingeräumt haben, wenn sie bloß speculativisch, und wenn ihr Nutzen in der Praxi nicht vom größten Umfange wäre. Das Vorurtheil, daß man bey der Cur der Gemüthskrankheiten nur auf die Entdeckung ihrer unmittelbaren oder nähern Ursachen im Gehirne zu sehn, und wider diese die ganze Cur einzurichten habe, ist jetzt fast allgemein geworden; und ein Arzt, der nicht so gelehrt verfahren, und nur die entfernen, und mehrentheils groben Ursachen dieser Krankheiten bestreiten will, wird denen, die sich für feinere Philosophen halten, weil sie dem Uebel viel tiefer nachspüren, fast lächerlich und ganz unwissend scheinen. Weil aber die Erfahrung nur allzu oft lehrt, daß gar mancher von diesen hohen Philosophen ein wahrer Claudulus sey, (S. das 182 Stück) der aus großer Gelehrsamkeit ein untüchtiger Practicus wird; so habe ich es für eine Sache von Wichtigkeit

Zeit für das menschliche Geschlecht gehalten, diesen Moderrorthum mit einiger Ausführlichkeit zu bestreiten. Es sind aber nicht die Gemüthskrankheiten allein, wo ein Practicus, statt der Arzneien für das Gehirn und die Lebensgeister, Mittel für die Gedärme und die Verdauung zu Hülfe nehmen müßte; sondern man kann eben dasselbe auch in vielen Fällen von den Nervenkrankheiten behaupten, deren Ursachen man noch viel weniger da sucht, wo sie oft wirklich nisten. Ich werde daher noch einige meiner Blätter auch diesen Krankheiten widmen, und die mannichfaltigen Vergehungen vieler Aerzte zeigen, wenn sie in giftigen Krankheiten, in Ohnmachten, Krämpfen, asthmatischen Zufällen, in Schlag- und Lähmflüssen, in der fallenden Sucht, und mehrern solchen Nervenkrankheiten ihre einzige Zuflucht zu den ohnmächtigen Nervenarzneien nehmen und sich am wenigsten bekümmern, den Zustand des Unterleibes bey solchen Elenden zu erforschen, wo gemeinlich der erste Grund ihres Uebels verborgen liegt.

Hundert sechs und achtzigstes Stück.

von Hagedorn.

Während Mark der milden Reben.

Als der weise und mäßige Cornaro alt geworden war, bemerkte er alle Jahr gegen die Zeit der Weinlese eine besondre Mattigkeit und eine Niedergeschlagenheit des Gemüths, die er nicht eher wieder vertreiben konnte, als bis er den neuen Wein getrunken hatte. So wie nun nach und nach der Wein desselbigen Jahrs älter wurde, nahm auch sein Uebel allmählig wieder zu, bis ihm der neue Wein des folgenden seine Munterkeit und Kräfte wieder herstellte. In diesem

diesem Beispiele wird vielleicht mancher die Kraft einer gewissen Sympathie bewundern, von der er keinen Begriff hat. Ich aber, der ich alles, was Sympathie heißt, den Weibern von meiner Profession auf ewig gern abtrete, will aus der ganzen Sache kein größeres Wunder machen, als sie in der That ist. Es ist das Wunder, daß junge feuerreiche Weine die erschöpften und erstorbenen Lebensgeister wieder herstellen und ermuntern können; und ich kann, um dieses zu beweisen, kein Beispiel finden, das überzeugender wäre, als die belebende Einflüsse des Champagner- und des Burgunderweins, von welchen, und einigen andern der merkwürdigsten französischen Weine, ich in meinem heutigen Blatte einige diätetische Betrachtungen mittheilen will.

Frankreich hat einen Ueberfluß an Weinen, und keine Provinz desselben leidet daran einen Mangel. Man schätzt den Werth derer, welche jährlich aus dem Lande verführt werden, auf funfzehn Millionen Livres, und Deutschland und Norden empfängt davon einen ansehnlichen Theil. Die gemeinen französischen Weine sind bey uns allgemeiner, als die deutschen, und die feinen machen auf den Tafeln der Großen unsern uralten Lebensgeistern vom Rheine selbst oft den Vorzug streitig. Unter diesen französischen feinen Weinen verdienen der Champagner und Burgunder unsre Aufmerksamkeit am meisten.

Der wahre Champagnerwein wächst in einem Umfange von ungefähr funfzehn französischen Meilen, besonders um Rheims und Chalons an der Marne. Man hält die Weine von Ai und aus dem Marquisate Sillery für die vortreflichsten, und nennt um deswillen öfters den Champagnerwein überhaupt Vin d'Ai, oder Sillerywein.

Alle diese Weine sind sehr subtil und flüchtig, und können wegen der Gewalt ihrer Dünste nicht anders, als in Flaschen vom stärksten Glase, verführt werden. Ihr zarter Spiritus ist mit einer merklichen Säure verbunden, und darum können sie diejenigen nicht gut vertragen, deren Magen mit Säure überhäuft ist. Sie sind nach sauren Speisen nicht zu empfehlen, weil sie viel Sodbrennen verursachen, und den Magen
arg

arg verderben. Hingegen sind sie den Nerven ein Nectar, der ihnen gleichsam Seele macht. Denn in der That muß man es mit denen halten, die den Geist im Champagner für eine Art von Lebensgeistern halten; und wer weiß, ob die Champagnertrauben nicht gar denken? Krüger nemte um deswillen den guten Champagnerwein die rechte Nahrung der Seele, dessen mäßiger Gebrauch machte, daß sie sich selbst überträte, und hielt es nicht für ungereimt, zu glauben, daß er etwas in sich hätte, das dem Nervensaft selbst ähnlich wäre, und denselben vermehren hülfte. Er meynete ganz im Ernste, daß uns dieser Wein wißig denken lehrte. Allein er sagte zugleich, daß er nur diejenigen Leute klug mache, welche es schon vorher wären, indem er die Seelenkräfte erhöhte, und daß er einen Narren, der ihn trinkt, nur in einen Narren von höherer Art verwandelte. So viel ist gewiß, daß die schnelle Wirkung dieses Weins in das Gemüth, und die flüchtige Munterkeit, womit es sich erhebt, und über alles hinschwingt, so bald es die Kräfte seiner Geister empfindet, an ihm mehr, als an allen andern, bewundert zu werden verdiene. Man kann muthmaßen, daß dieses der durchdringenden Kraft der feinsten flüchtigen Dämpfe des Champagners zuzuschreiben sey. Allein wie diese Dünste Gedanken, Wiß, Freude und Leichtsin machen können, das geht über alle unsre Vermunft. Zum guten Glücke brauchen wir es eben nicht zu verstehn, und können schon alles vom Champagner hoffen, wenn wir ihn nur trinken können.

Seine bloß physikalischen Wirkungen sind deutlicher. Da er die feinsten Röhrchen unsers Körpers schnell durchdringt, so stärkt er nicht nur die Muskeln durch sein Feuer, sondern er öffnet sich auch die Wege durch alle Kanäle, und fliegt in einem unsichtbaren Dampfe wieder fort, nachdem er unsre Kräfte mit seinen Geistern gestärkt hat. Diese schnelle Ausdünstung desselben macht, daß er weder eine solche beschwerliche und anhaltende Wallung des Bluts, noch ein so starkes Herzklopfen, als andre Weine, erregt, die man in gleicher Proportion trinken würde. Sein stärkender Reiz und die subtilen elastischen Dämpfe, welche im Magen aus ihm heraus-

herausgehn, befördern beyde das Aufstoßen, und befreyen das Herz von der Beängstigung, die ihm die im Magen verschlossnen Blähungen verursachen. Dieses ertheilt den Hypochondristen, wenn nur ihr Magen die Säure vertragen kann, ein besonderes Recht auf den Champagner. Denn was kann ihnen heilsamer seyn, als ein Getränk, das sie von den Blähungen befreyt, die unmerkliche Ausdünstung befördert, und, indem es den Nebel der Traurigkeit zerstreut, sie in einen solchen Zustand versetzt, daß sich ihre Seele in ihrem völligen Glanze zeigt.

Hey dem allen ist doch der Champagner kein guter Tischwein, und noch weniger kann man damit ungestraft ausschweifen. Er hat zu starke Arzneykkräfte zu einem täglichen Getränke, und schickt sich zu den wenigsten Speisen, weil er sowol nach sauren Speisen und Früchten, als auch nach öligten, fetten und sehr schweren Speisen, durch seine Säure die Verdauung verdirbt, und den Magen zu wenig erwärmt. Hingegen dient er denen zur Arznei, die nach Erkältung, oder nach andern Fehlern in der Lebensordnung, von unterbrochener Ausdünstung eine Müdigkeit und Schwierigkeit in den Gliedern, und eine Trägheit des Gemüths empfinden, welchen zusammengenommenen Zustand sie eine kleine Unpäßlichkeit nennen. In feuchter und kalter Bitterung, und bey dem Umgange mit Kranken, sind ein paar Gläser Champagnerwein ein würdiges Präservativ für wohlhabende Leute, weil sie eben so kräftig wirken und eben so viel kosten, als eine Dosis der besten Arznei. Allein wenn man damit oft ausschweift, so verdirbt dieser Wein den Magen nicht anders, als der schlechteste Landwein, und hinterläßt die Seele, die er zu sehr verklärt hat, in einer lauen Andacht von Ekel und Reue, worin der Magen die Stoffsauferlein betet.

Dieses letztre kann man mit gleichem Rechte vom Burgunderweine sagen, welcher um Beaune am besten wächst, und dessen Geschmack und Farbe von allen Kennern gepriesen wird. Er rauscht nicht so schnell, als der Champagner, und läßt sich auch besser mit Wasser vermischen. Allein nichts desto weniger besitzt er ein flüchtiges Feuer, das seinen Mißbrauch genug

genug ahndet. Er wird denen bald ekelhaft, die einigemal seine Uebermacht gefühlt haben, und dann wird auch sogar sein Geruch unerträglich. Er befördert die Ausdünstung nicht so reichlich und ungezwungen, als der Champagner, und verursacht anhaltendere Wallungen. Hingegen verdirbt er den Magen nicht so leicht, als jener, weil seine Säure viel gelinder ist, ob man ihm gleichwol zu viel Ehre erwiese, wenn man ihn einen Magenwein nennen wollte, als worin er unstreitig seinem Nachbarn, dem rothen zusammenziehenden burgundischen Weine, der bey dem Auxerre wächst, den Vorzug überlassen muß. Dieses und seine Stärke machen ihn zum Tischweine unbrauchbar. Allein was er dem Magen nicht thut, das gewährt er dem Herzen und der Seele, und dem Geschmacke. Er ist ungemein stärkend, und erheitert die Sinne. Es ist der Wein der Poeten und der Könige, welcher die Ehre hatte, Sagedorns Beyfall zu verdienen, der von ihm sagte:

Damit ich singen lerne,
Soll mir der Saft der Reben
Ist Muth und Töne geben,
Und neue Kunst verleihn.
Mich reizen deine Sterne;
Dein Einfluß wirket Wunder,
O feuriger Burgunder,
O königlicher Wein!

Es ist betrübt, daß sich der Betrug auch an diese beyden köstlichen Speisen der Seele gewagt hat, um sie uns zum Gifte und zum Verderben zu machen. Man macht den Champagner aus schlechtem weissen Franzweine, mit Weinsteinalz, Pfeffer und Zucker. Allein ein solcher Austerchampagner,

Der aus Verzweiflung trunken macht,
verdient den Fluch aller Leute von Geschmack, und von ihm wird man die wohlthätigen Einflüsse nicht erwarten dürfen, die ich davon gerühmt habe. Eben so machen die Betrüger aus schlechten Weinen und Specereyen den Burgunder nach,
wie

wie man sich solches vielleicht aus meinem 98sten Blatte erinnern wird, da ich die Weinverfälschungen verdamnte, und wo man besonders die Nachkünstelung des Champagners und Burgunders beschrieben findet. Man hat sich vor solchen Weinen um desto mehr zu hüten, je leichter sie sich durch ihren guten Geschmack einschmeicheln, und je geschwin- der sie dumm machen: Denn von diesen beyden Ursachen rührt es gemeinlich her, daß man zu viel trinkt.

Ausser diesen beyden Sorten von feinen Weinen liefert uns Frankreich noch mancherley verschiedene Arten sowol von weissen, als rothen, die insgesammt ihren guten Werth haben. Der weisse Wein, der um Paris wächst, hat einen ziemlichen Geschmack, ist nicht besonders stark, und läßt sich mit Wasser vermischen. In Angers und Orleans giebt es wohl- schmeckende und starke Weine, die den Magen nicht beschwe- ren, aber desto leichter zu Kopfe steigen. Die weissen Weine in Poitou würden dem Rheinweine gleichen, wenn sie nur eben so subtil und leicht wären. In Languedoc, nicht weit von der See, liegt Frontignan, woher wir den angenehmen Frontiniack erhalten, der einen Geschmack und Geruch nach Moschus hat. Er ist derselbe, den wir unter dem Namen des Muscat de Lion trinken, weil er häufig nach Lyon ge- führt wird. Er ist eben so, wie der Picardan, süß und stark, und macht einen dummen Rausch und eine Versäuerung des Magens, welches der gemeine Fehler der süßen Weine ist. Man kann ihn statt eines Liqueurs zur Stärkung und Präservation, als Arznei, gebrauchen. Allein auf der Tafel muß man ihn nicht dulden.

Hierzu schickt sich der Vin d'Eremitage weit besser, der zwischen Valence und St. Valliere, wie auch längs der Rhone hin, wächst, und viele Achtung verdient. Er ist roth und etwas herbe, aber doch lieblich und feuerreich. Sein Geschmack nach Heidelbeeren beweist seine zusammenziehende Kraft, und solchergestalt dient er dem Magen nicht nur zur Erwärmung, sondern auch zur Stärkung seiner Fäserchen. Lente, die an starke Weine gewöhnt sind, und die schwächern nicht mehr vertragen können, finden an ihm einen guten

Lisch

Lischwein, der ihnen nicht zu stark, und dennoch dem Ma- gen annehmlich seyn wird. Er ist edel genug, um zuweilen ein wenig mit ihm auszuscheiden; und dies ist eine Haupt- eigenschaft der Lischweine. Ein schlechter, unedler Wein hat Fehler, die ihn schon schädlich machen, wenn er mit der größten Mäßigkeit getrunken wird. Hingegen offenbaren sich die geringern Fehler der edlern Weine nur dann, wann man sie in allzu großem Uebermaasse genießt. Ein schlech- ter weißer, wohlgeschwefelter französischer Wein higt, und ein geringer saurer rother verdirbt den Magen schon bey den ersten Gläsern. Von edlern Weinen kann man einigemal so viel genießen, ehe sie eben dieselben Beschwerden verur- sachen.

Wer feurige Weine nicht schon gewöhnt ist, dem wird der Vin d'Eremitage zum Lischweine doch noch zu stark seyn; und damit ich auch für diesen die gehörige Sorgfalt trage, so will ich ihn nach Gujenne führen, wo er das Aussehen haben wird. Friedrich Hofmann hat angemerkt, daß die allerbesten Weine unter dem 40sten und 50sten Grade der Breite wachsen. Die nördlichen haben weniger Geist und Kraft; die südlichen hingegen sind durch die Hitze ge- zwungen, roh, dicklicht, stark, und sauren leichter. Die gujennischen Weine, welche beynah zwischen diesen Parallels- linien liegen, halten gleich das rechte Mittel zwischen den higten Weinen aus den warmen, und zwischen den unreifen Weinen aus den kalten Ländern. Man hat ferner beobach- tet, daß diejenigen Dörfer, wo der beste Wein wächst, ihre Lage an abhangenden Felsen haben, welche sich unten in ebenen Flächen ausbreiten, die von Flüssen bewässert werden. Dieses ist wirklich die Lage der meisten Weindörfer dieser Pro- vinz, und so vereinigt sich alles zum Vorzuge dieser Weine vor allen andern.

Wir erhalten die gujennischen Weine von Bourdeaur, daher sie auch gemeinlich Bourdeaurische Weine genannt werden, und selbst dieser Ort liefert uns aus seiner Nach- barschaft, und aus dem Lande Medoc, dieselben im Ueber- flusse. Der berühmte Pontack ist ein gujennischer Wein,

Der Arzt VIII. Th. Berth. Ausg.

B 6

dessen

dessen Vorzüge die Engländer von langer Zeit her so wohl eingesehn haben, daß sie davon andern Nationen nur wenig übrig lassen.

Ich halte die gujennischen Weine darum für die geschicktesten zu Tischweinen, weil sie weder die großen Fehler, noch die großen Tugenden der Arzneien haben, die sich für keinen gesunden Leib schicken. Man kann sie in ziemlicher Menge trinken, ohne daß sie Rausch und Wallung im Blute verursachen sollten. Gleichwol sind sie nicht so schwach, daß sie nicht das Herz ermuntern, und die Nerven stärken könnten. Sie haben eine gelinde zusammenziehende Kraft, und keine vorstechende Säure, wenigstens wenn sie gut zubereitet und wohl erhalten sind. Hierdurch reizen sie die Fäserchen des Magens zu einem gelinden Zusammenziehen, welches unendlich geringer ist, als wenn Brantwein oder Liqueur die Magenfasern schädlich zusammenzieht, und sie in ihrer freyen Bewegung hindert. Wenn ein solcher Wein ohne merkliche Säure ist, so schickt er sich fast zu allen Speisen ohne Ausnahme. Er stärkt und erwärmt den Magen in den Stunden der Verdauung so mäßig, als es ein gemeines Getränk nur thun darf. Er hindert den Fortgang der Speisen in den Gedärmen nicht, weil seine anziehende Kraft nur so gelinde ist, wie die sanfte Herbigkeit seines Geschmacks auf der Zunge, und solchergestalt ist er auch nicht vermögend, den Leib zu verstopfen, ob er gleich Tugend genug besitzt, eine allzu schwache Verdauung und einen davon herrührenden allzu flüssigen Leib zu curiren. Wenn man bey einem solchen Weine eine Ausschweifung macht, so berauscht er zwar; allein es bleibt doch mehrentheils ein noch ziemlich menschliches Rauschgen; und, was das Beste ist, so rettet man dabey wenigstens seinen Magen. Ich will nicht sagen, daß dieser Wein dazu gemacht sey, um mit ihm auszuschweifen: Denn darum, daß er weniger schädlich ist, als andre, wird er doch gleichwol nicht gesund. Indessen kann man mit ihm eine Gefahr eher wagen, als mit andern Weinen; und dies ist es eben, was man von einem Tischweine verlangt.

Da

Da es von den gujennischen Weinen sehr mannichfaltige Arten giebt, so wird sich darunter für jedermann leicht eine Sorte finden, die die rechte Temperatur für seine Leibesbeschaffenheit hat. Vom Pontack an, der einer der schwersten, herbesten und geistreichsten ist, kann man durch alle Grade, bis auf den leichtesten, lieblichsten und gelindesten Medocwein, niedersteigen, und man wird die Haupteigenschaften der guten Tischweine bey allen nur in verschiednen Graden antreffen. Daher kann man mit Recht die Landschaft Gujenne für das Magazin der Tischweine der Europäer halten; und eine lange Erfahrung hat mich gelehrt, daß sich die Liebhaber des Weins bey Tische, nachdem sie alle andre Sorten vergeblich versucht, bey dieser, wober sie zuletzt geblieben, am allerbesten befunden haben.

Man wird bemerkt haben, daß alles, was ich bisher von den gujennischen Weinen gesagt habe, eigentlich nur von den rothen verstanden werden müsse. Die weißen sind wegen des Verbots in Frankreich selbst wenig bekannt, und ich habe davon keine eigne Erfahrung. Man kann aber hierüber um desto weniger verlegen seyn, da ich glaube, daß man überhaupt bey Tische die weißen französischen Weine ohne Unterschied entbehren könne. Schon in meinem 98ten Blatte habe ich gesagt, warum ich keinen weißen Wein zum beständigen Tischwein empfehlen möchte. Ein junger weißer Wein hat gemeiniglich eine überwiegende Säure und Rauigkeit, die den Magen verdirbt, und sich zu wenig Speisen schickt. Ein alter weißer Wein ist zum Tischweine zu feurig, und macht die Verdauung zu einer Art von Fieberparoxysmus. Er ist ein Krankenwein, aber kein Tischwein; eine Arznei, aber kein Getränk. Bey den mittlern Sorten von weißen Weinen wiegt stets einer von diesen beyden Fehlern über; und ein weißer Wein, der so alt geworden ist, daß er keine Säure mehr hat, hat immer so viel Schwefel, daß er Wallungen verursachen kann. Zudem fehlt den weißen Weinen größtentheils das Herbe, was die rothen zu so guten Magenweinen macht.

B b 2

Dieses

Dieses letztere ist es aber eben, was die Liebhaber der weissen französischen Weine von den rothen abschreckt. Wer stets gewohnt gewesen ist, bey Tische weissen Wein zu trinken, der bemerkt, wenn er auch nur den sanftesten Medocwein zu trinken anfängt, daß sich die Oeffnung des Leibes ein wenig zurück hält, und daß er wol gar einige Tage verstopft wird. Man leitet dieses mit Grunde von seiner anziehenden Kraft her, die ihren Sitz in denjenigen Theilen hat, die auf der Zunge den herben Geschmack machen. Allein diese Wirkung würde von keinen beschwerlichen Folgen seyn, wenn man nur anfangs ein wenig Geduld anwenden wollte, um das neue Getränk erst etwas gewohnt zu werden. Gegen die vielfältigen andern Vortheile, welche ein guter rother gujemischer Tischwein gewährt, ist diese kleine Ungelegenheit, welche ohnedem nur kurze Zeit dauert, in gar keine Betrachtung zu ziehen, und man wird in kurzer Zeit finden, daß sich der Leib bey diesem Weine eben so gut entledige, als zuvor. Dagegen wird man von vielen Fehlern der Verdauung frey werden, die bey dem Genuß der weissen französischen Tischweine unvermeidlich sind. Aus diesem Grunde bekommen die rothen gujemischen Tischweine den Hypochondristen und Vaporeusen, den Gelehrten, den Kaufleuten, Künstlern, und allen Leuten so vortreflich, deren Lebensordnung nicht so eingerichtet werden kann, daß ihre Verdauungskräfte gut bleiben.

Nach dieser Lobrede auf die gujemischen rothen Weine, die ich, aus Ueberzeugung, unter allen europäischen für die besten Tischweine halte, kann ich nicht umhin, den Wunsch noch beyzufügen, daß sich unsre Weinändler bemühen möchten, uns diese schönen Sorten, bloß mit ihren natürlichen Vorzügen bereichert, in größrer Menge zu verschaffen, als man sie bis daher finden kann. Wir verlangen nicht, daß sie sie uns durch ihre Künsteleyen verbessern sollen. Wir lassen uns an ihrer natürlichen Güte begnügen. Kein Branntwein soll sie feuerreicher; keine Beeren sollen sie zusammenziehender machen, als sie von Natur sind. Wir verlangen von einem rechtschaffnen Manne keins andre Kunst, als daß

er

er verstehe, durch die Vermischung natürlicher Weine von ähnlicher Gattung eine dritte Sorte hervorzubringen, die diejenigen Eigenschaften besitzet, die man davon verlangt. Mit dieser Kunst kann man zukommen, und dabey können Käufer und Verkäufer bestehn. Wie sehr bedaure ich, daß alle diese Regeln nichts mehr als fromme Wünsche sind.

* * *

Mein Herr,

Ihre Leser werden vermuthlich das folgende Lob der Erdbeeren, wenn es auch gleich ein wenig zu spät kommt, mit Vergnügen lesen.

(*) Die ganze Pflanze der Erdbeeren, besonders aber ihre Wurzel, wird in der Arzneykunst zu kühlenden, harntreibenden und eröffnenden Pilsanen häufig gebraucht. Diese Wurzel färbt nicht nur die Pilsanen und eröffnenden Brühen roth oder röthlich, sondern sie theilt auch, wenn man sie stark gebraucht, dieselbe Farbe den Excrementen mit, welche, wenn sie flüßig sind, davon das Ansehn von Weinheesen oder Fleischwasser erhalten, und einen Hypochondristen leicht in die Furcht setzen, daß er den Leberfluß habe, wovon er doch alsobald wieder befreyet werden kann, wenn er sein Getränk verändert.

Die Erdbeernblätter sind ein Wundkraut, und werden hin und wieder mit Nutzen auf Geschwüre an den Beinen, nur bloß zerquetscht, aufgelegt.

Die Erdbeeren selbst erfrischen, befördern ein wenig die Sedes, und treiben den Urin, worin man ihre kleinen Saamenkörner oft ganz deutlich wieder findet, und welcher davon gleichsam balsamisch gemacht wird, wenn man sie in Menge genießt.

Man speiset die Erdbeeren zum Nachtische, und diese Mode gründet sich vermuthlich darauf, daß diese Früchte nicht nahrhaft sind, folglich noch wol in einem schon angefüllten Magen Platz finden können. Sebiz fand es für dienlicher, daß man sie vor der Mahlzeit speisete, wie die Feigen und Maulbeeren, und vielleicht kann dieses noch wol Mode werden, wo nicht weil es gesunder, doch gewiß weil es etwas Neues ist. Der glückliche Mensch, welcher dann, nach eben so viel Jahren, als man die Erdbeeren nach Tische gegessen hat, wiederum erfinden wird, daß es am allerge sundesten sey, die Hälfte vor und die Hälfte nach der Mahlzeit zu speisen, der wird gewiß bey einem kleinen Herrn ein großer Leibmedicus seyn, oder es wenigstens zu werden verdienen. Wir wollen uns indessen mit andern Untersuchungen beschäftigen, die nicht so viel Verdienste

zum Voraus sehen. Es wird darauf ankommen, ob man die Erdbeeren bloß mit geriebenem Zucker, oder mit Wein oder mit Wasser, oder mit Rohm speisen müsse?

Nicht mit Rohm, wenn es gefällig ist! Die Erdbeeren haben eine Säure, die sich leicht entwickelt, und mit der Milch in einem schwachen oder schon überladenen Magen eine Gährung macht, und Colikschmerzen, ja wol gar eine Gallenkrankheit verursacht. Viel Leute bilden sich ein, daß der Wein die kühlende Eigenschaft der Erdbeeren verbehere. Allein da er ihr schleimigtes schwammigtes Fleisch nicht auflösen kann, so verzögert er ihre Verdauung im Magen, worin sie dann desto leichter versäuren und verderben. Das Wasser durchdringt sie besser, und macht sie verdaulicher, da sie dann desto geschwinder in die Gedärme übergehn. Man muß aber hierzu auserlesene, wohl gereinigte und recht reife Erdbeeren nehmen, und zwar nicht die gekünstelten großen, sondern die gemeinen, die viel balsamischer sind, ob sie gleich nicht so schön aussehn. Wenn man dieselben mit Zucker bestreuet, und sie in eine Art von Marmelade verwandelt, wird man sie gewiß, ohne alle Ungelegenheit, verdauen können.

Wenn wir mit einem kränklichen Menschen speisen, der über seinen Magen klagt, dessen Gedärme mit zähem Schleime überhäuft sind, und dem die geringsten Eruditäten die Nerven angreifen; so müssen wir ihm die Erdbeeren untersagen, damit er sich die Colik verhalte. Sie könnten ihm wol gar zu Kopfe schlagen; denn es giebt Leute, denen sie eine Art von Trunkenheit verursachen.

Wenn eine junge zarte Dame in den Umständen, die junger Damen natürlicher Beruf sind, zu viel Erdbeeren speisen wollte; so muß man sie erinnern, wie gefährlich in ihren Umständen eine jede Art von Colik sey, und wie sehr Geoffroy darin alle urintreibende Sachen für nachtheilig halte. Es ist wahr, daß die Erdbeeren diese Kraft in keinem fürchterlichen Grade besitzen; aber sie treiben doch etwa so viel, daß man sie Leuten verbieten kann, die ihres Standes wegen gezwungen sind, sich Vieles verbieten zu lassen. Wenigstens müssen die Damen nur davon kosten.

Es giebt Leute, die sich vom bloßen Geruche der Erdbeeren übel befinden, wie solches dem Präsidenten de l'Hopital zu Eslingen widerfuhr. Velschius erzählt, daß in Oesterreich ein Mädchen, die zu viel Erdbeeren gegessen hatte, die Epilepsie bekommen, und daß sich eben dieselbe Krankheit alle Jahr um eben die Zeit, da die Erdbeeren blüheten, bey ihr wieder erneuert habe. Fabricius Hildanus erzählt, daß eine Frau, nachdem sie nüchtern Erdbeeren gegessen, alsobald Magendrücken, Geschwulst der Hypochondren, Schwindel und schwere Ohnmachten ausstehn mußten, wovon sie durch ein Brechmittel befreuet worden. Ray muthmaßt, daß diese Erd-

Erdbeeren, die nicht gewaschen worden waren, von irgend einer Schlange oder Kröte, die große Liebhaber der Erdbeeren seyn sollen, beschmizt und vergiftet gewesen seyn möchten, oder daß sie ein giftiges Insekt angestochen hätte. Allein alles dieses ist zu gelehrt. Man weiß genug, daß solche Ueberladungen von allen, auch den unschuldigsten und reinsten Speisen, Leuten, die schlecht verdauen, dergleichen Zufälle häufig zuziehn; und der Grund des Uebels ist hier nicht das Böse, sondern die Menge des Guten. Es ist uns eine Dame bekannt, die eine große Liebhaberin der Erdbeeren war, und die sie doch nur ein Jahr ums andre vertragen konnte. Eine andre Dame versiel von nicht mehr als achtzehn Stück in eine lange Ohnmacht. Man sieht leicht, daß von solchen Seltsamkeiten der Grund nur in besondern Umständen einzelner Personen, nicht aber in den Erdbeeren gesucht werden müsse. Der Zustand des Magens macht sie gesund und ungesund. (*)

Das destillierte Erdbeerenwasser wird zum Waschwasser gebraucht, weil es die Sommerflecken im Gesichte vertreiben soll. Es wird bey Entzündung des Halses zum kühlenden Mundwasser verordnet. Man nimmt es ein zur Herzstärkung, und um den Auswurf zu befördern. Man preiset es in der Selbstucht. Es soll den Sand aus den Nieren abführen, ja wol gar den Nieren- und Blasenstein zermalmen. Dieses letzte behaupten die Aerzte vornehmlich von dem spirituellen Erdbeerenwasser, oder der Erdbeerenessenz. Hingegen hat Böning von einem Rathsherrn zu Basel erzählt, daß es ihm die Nieren und Uringänge geschwärtig gemacht habe. Wenn von beyden etwas wahr ist, so muß man es so beurtheilen, wie eben dergleichen widersprechende Wirkungen von einem andern urintreibenden Kraute, nämlich der Brunnenkresse, im 178 Blatte beurtheilt worden sind.

Wenn man im Sommer viel Abende hinter einander einen Brey von zerdrückten Erdbeeren auf die erfrorenen Glieder legt, so sollen dieselben im folgenden Winter nicht so leicht wieder schlimm werden.

Es ist übrigens sicher, daß die Erdbeeren nicht nur einen Wein- geschmack haben, sondern auch einer wirklichen Weingährung fähig sind, nach welcher sie bald in eine saure Gährung, und endlich aus dieser in Fäulniß übergehn.

Wenn Sie, mein Herr, nicht in allen Stücken derselben Meynung sind, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, so bezeugen Sie wenigstens Achtung gegen die Meynungen andrer Aerzte, und lassen dieselben zuweilen in ihren Blättern auch reden. Ich bin, &c.

(*) Siehe hiervon den Beschluß des 187ten Blatts.



Hundert sieben und achtzigstes Stück.

Gellert.

Vielleicht, daß mancher eh die Wahrheit finden sollte,
Wenn er mit mündrer Müh die Wahrheit suchen wollte;
Und mancher hätte sie wol zeitiger entdeckt,
Wosern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.

Wir sehen einen Menschen, der, dem Ansehn nach, gesund und stark ist, wie er plötzlich, mitten in seinen Geschäften, den Gebrauch seines Verstandes und aller Sinne verliert; wie ihm ein Schaum aus dem Munde gährt; wie alle seine Glieder bald steif und unbeweglich stehn, bald auf die gewaltsamste Weise hin und her geworfen und gezogen werden, und wie er nach einiger Zeit, wenn dieser Zufall überstanden ist, wieder an seine Geschäfte geht, und eben so gesund scheint, als vorher. Die ganze Menschlichkeit empört sich in uns bey einem so entsetzlichen Anblicke, und wir drücken diese Krankheit mit Worten aus, die sonst den Umfang des ganzen menschlichen Elendes überhaupt bezeichnen, indem wir sie das Unglück, den Jammer, das schwere Gebrechen nennen. Die Aerzte nennen sie die Epilepsie, oder die fallende Sucht. Sie unterscheidet sich von den geringern Verwicklungen oder Convulsionen hauptsächlich dadurch, daß die letztern den Gebrauch des Verstandes und der Sinne nicht schlechterdings unterbrechen, und daß sich dabey kein Schaum vor dem Munde zeigt. Ich bin genöthigt, von dieser schweren Krankheit einmal ausdrücklich zu reden, da sie mit in den Plan derjenigen Abhandlungen gehört, worin ich den Zusammenhang der Nervenkrankheiten mit den Fehlern der Verdauung zu erweisen suche.

Man

Man muß es mit Erstaunen betrachten, wie sich zuweilen der menschliche Verstand anstellt, wenn er recht emsig ist, Entdeckungen zu machen. Schon Jahrtausende her ist die Epilepsie eine bekannte Krankheit. Schon eben so lange hat man sich bemüht, ihre Natur und ihren wahren Grund zu finden. Dieser Grund ist so offenbar, daß ihn uns alle Umstände der Krankheit aufs deutlichste vor Augen legen. Tausendmal hat er sich den Aerzten selbst in die Hände geliefert. Die scharfsinnigsten haben ihn auch in Verdacht genommen. Allein, niemand getraute sich, ihn für die allgemeine Ursache zu halten, die er doch war. Hippocrates hatte zum Unglücke gesagt, daß die Epilepsie von einem Fehler im Gehirne herrühre, und bey dieser Idee haben die folgenden Aerzte herumgegriffen, sogar daß Boerhaave selbst noch eben das sagte, was Hippocrates gesagt hatte.

Aus diesem Beispiele sieht man recht deutlich, wie schädlich das Vorurtheil sey, das ich in allen meinen Blättern von den Gemüthskrankheiten bestritten habe; ich meyne, das Vorurtheil, nach welchem ein Arzt glaubt, er müsse die unmittelbaren Ursachen der Krankheiten, die die Seelenwirkungen und Nerven betreffen, allein aufsuchen und bestreiten. Denn, da man diese Regel bey der Epilepsie in aller Strenge beobachtet hat, so ist man in so viel tausend Jahren noch nicht auf die wahre Methode gekommen, sie zu curiren; und sie ist immer ein Stein des Anstoßes der Aerzte geblieben, die alle kindische, alle abgeschmackte, ekelhafte und abergläubische Mittel dawider versucht und angepriesen haben, bloß weil sie etwa der Idee günstig schienen, die man sich von einem Uebel gemacht hatte, das durchaus eine Krankheit des Gehirns seyn sollte, wider welche man alles annahm, was die unsichersten Beobachtungen zu empfehlen schienen, weil niemand wußte, wie eine Arznei beschaffen seyn müsse, die einem solchen Fehler im Gehirne abhelfen könnte.

Es ist endlich Zeit, die Vorurtheile abzulegen; und wenn dieses mit Hintansetzung der Autorität der größten Aerzte aller Zeiten bis auf die unsrige, die ich mitrechne, geschehn muß, so geschehe es diesmal zum Vortheile so vieler unglücklicher

B h 5

Men-

Menschen! Wenn es nicht durch einen ungeschickten Zufall geschieht, so wird nimmermehr ein Arzt die wahre Epilepsie mit Arzneien für das Gehirn curiren, und keiner wird sich rühmen dürfen, ihre Natur zu verstehen, den der Augenschein selbst noch nicht überführt hat, daß sie eine Krankheit des Unterleibes und die Folge einer im höchsten Grade verdorbenen Verdauung sey. Ich will in meinem heutigen Blatte die vornehmsten Gründe zusammenfassen, die hiervon einen jeden nachdenkenden Beobachter überzeugen können; und wenn ich nicht alles sage, was ich zum Beweise dieser Sache sagen kann, so würde ich es doch gethan haben, wenn ich statt dieses Vogens Erlaubniß hätte, ein Buch zu schreiben.

Gesetzt, daß die Epilepsie nie etwas anders, als eine ursprüngliche Nervenkrankheit wäre, das ist, daß die Nerven durch einen in ihnen selbst verborgen liegenden Fehler die Muskeln des Körpers zu so gewaltsamen Krämpfen reizten; so würde doch hieraus nichts weniger folgen, als was bisher ein Jeder, der dies voraus setzt, daraus schließt, nämlich, daß der Ursprung der Krankheit im Gehirne seyn müsse. Bey dieser Gelegenheit muß man den Nutzen der Lehre von der Sinnlichkeit thierischer Körper erkennen, die ich im 101sten und 102ten Stücke vorgetragen habe: zumal, da diese so allgemein gewordene falsche Art zu schließen, nicht nur bey der Epilepsie, sondern bey allen Nervenkrankheiten und bey den Fiebern selbst, zum Nachtheile der Kunst, bisher zu sehr eingeführt worden ist. Es ist freylich wahr, daß ein Fehler des Gehirns Nervenkrankheiten hervorbringen kann, eben so wie ein Fehler des Herzens den Umlauf in Unordnung bringt, und den Mechanismus der Blutgefäße hindert. Wer kann aber so geblendet seyn, hieraus den Schluß zu machen, daß alle Nervenkrankheiten aus einem Fehler des Gehirns ihren Ursprung nehmen müssen, wenn er sieht, daß die Nerven, unabhängig vom Gehirn, eben dieselbe Kraft behalten, die Muskeln zu bewegen, und zu Krämpfen zu reizen, und daß ein Fehler der Nerven mit Arzneien gebessert werden kann, die nur unmittelbar in ihn, aber gar nicht ins Gehirn wirken. Ist es nicht eine ganz unwidersprechliche Sache, daß ein heftiger

tiger Reiz der Nerven die stärksten Krämpfe in den Muskeln, in die sie sich ausbreiten, verursacht, wenn gleich der Kopf und das Gehirn vom Körper getrennt ist? Warum wollen wir also durchaus den Grund der Krämpfe bey Nervenkrankheiten, und besonders bey der Epilepsie im Gehirne suchen, worin wir doch so selten etwas Unnatürliches finden, da wir mit Augen sehn, daß ein bloßer Reiz der Nerven in ganz entfernten Theilen eben dieselben Wirkungen hervorbringen kann. Ich kann also, mit Ueberzeugung, zum Voraus setzen, daß die Nervenkrankheiten, wenn auch gleich der Fehler der Nerven in ihnen selbst liegt, und keine Ursache außer ihnen hat, dennoch im ganzen Körper, ausserhalb dem Gehirne entspringen können, und nicht schlechterdings Arzneien für das Gehirn, sondern nur für gewisse Nerven erfordern.

Aber dieses ist noch nicht alles. Die wenigsten Nervenkrankheiten sind ursprüngliche, das ist solche, wo der Fehler nur allein in den Nerven entsprungen wäre, und darin verborgen läge. In den meisten Nervenkrankheiten bemerkt man einen ungewöhnlichen und unnatürlichen Reiz gewisser Nerven, der die grausamen Krämpfe, die sie begleiten, veranlaßt. Dieser Reiz ist meistens außer ihnen, und auf die Hinwegräumung desselben kommt alles an, um die Nerven zu befreien. Dies ist es, was ich von den meisten Nervenkrankheiten darzuthun gedenke, und ist besonders von der Epilepsie beweisen will. Denn diese Krankheit ist wahrscheinlicher Weise nichts anders, als die Folge eines starken Reizes der Nerven, die sich im Magen und Gedärmen vertheilen, der von verdorbenen Verdauungsäften, Blähungen, Würmern, und dergleichen Ursachen in den Gedärmen erregt wird, und diese gewaltigen Krämpfe des ganzen Körpers nach sich zieht, indem man weiß, daß der Reiz dieser Theile einen ganz offenbaren Zusammenhang mit den Nerven der Gliedmaßen und aller übrigen Theile des Körpers habe. Ich will im gegenwärtigen Blatte dieses nach Nothdurft beweisen.

Das, was man bey allen Fallsüchtigen bemerkt, die man genau beobachtet, ist eine Ueberhäufung des Magens und der obern Gedärme von sehr elastischen Dünsten und einem dicken

dicken Schleime, der mit dem Froschleiche eine Aehnlichkeit hat, und die gewöhnliche Wohnung, ja vielleicht gar ein Werk der Darmwürmer ist. Daher leitet der Herr D. Pietsch, welcher sich zuerst unterstanden, wider die Vorurtheile in dieser Sache zu streiten, und die fallende Sucht schlechterdings für eine Krankheit des Unterleibes zu erklären, das ganze Uebel ursprünglich von den Darmwürmern her. Ich weiß nicht, ob man Grund genug haben möchte, auf dieser einzigen entfernten Ursache der Epilepsie schlechterdings zu bestehen, und ob nicht eben dieselben elastischen Dünste, welche durch die Aengstigung des Magens die Anfälle der Epilepsie unmittelbar veranlassen, bey einer im Grunde verdorbenen Verdauung und langwierigen Fressucht, von einer andern Gährung zuweilen erzeugt werden, und die Nerven auf gleiche Weise reizen könnten, ohne daß die Würmer Theil daran haben. Wenigstens lehren einige Erfahrungen, die unten vorkommen werden, daß nicht bey allen Anfällen der Epilepsie wirklich Würmer in den Gedärmen vorhanden seyn müssen, ob es gleich dennoch möglich ist, daß sie den ersten Grund dazu in den Gedärmen gelegt haben. Der dicke Wurmschleim ist gewiß bey den allermeisten epileptischen Personen anzutreffen; und da man in physikalischen Wissenschaften die Theorien auf die übereinstimmigsten Beobachtungen bauen muß, so kann man, ohne große Gefahr, zu irren, die allgerneinste entfernte Ursache der Epilepsie gar wohl von den Darmwürmern herleiten. Nichtsdestoweniger will ich nicht darauf dringen, daß man die Würmer einzig und allein für die entfernte Ursache des Uebels halte; sondern es soll mir genug seyn, zu erweisen, daß eine höchstverdorbene Verdauung zu den epileptischen Zufällen den Grund zu legen pflege, es sey nun entweder Wurmschleim, oder Windsucht, oder eine verdorbene Galle, oder ein andrer starker Reiz der Nerven des Magens und der Gedärme bey empfindlichen Personen, u. s. w. Ich werde dieses auf keine bessere Weise bewerkstelligen können, als daß ich die Umstände erzähle, die man bey fallsüchtigen Leuten wahrnimmt.

Viele

Viele Fallsüchtige klagen kurz vor dem Anfalle, daß ihnen so zu Muth sey, als ob etwas mit Gewalt aus dem Magen in die Höhe steigen wollte, wobey sie einen Schlucken bekommen, der immer zunimmt, bis sich der Paroxysmus anfängt. Viele haben ein heftiges Drücken vorher in der Herzgrube, und eine schmerzhaftige Geschwulst vor dem Magen, die keine Berührung leidet. Viele stehn eine unerträgliche Ueblichkeit aus, und können doch nicht zum Erbrechen kommen. Sie klagen, daß ihnen das Herz gleichsam zusammengepreßt werde, und machen ein Angstgeschrey, wie Leute, die unter dem Erbrechen ersticken wollen. Wenn man bey solchen Kennzeichen den drohenden Anfall verhüten will, so geschieht es nicht mit Nervenarzneyen, sondern am gewissten dadurch, daß man den Blähungen aus dem Magen heraushilft. Der Herr D. Pietsch hat dieses auf zweyerley Weise bewerkstelligt. Erstlich hat er sogleich die Patienten in der Geschwindigkeit einige Maaß kaltes oder warmes Wasser hinter einander austrinken lassen, welches sie aber ungern thun, weil es sie anfangs mehr beängstigt, bald darauf aber einer Menge ungeheurer Blähungen Luft macht, wovon sogleich Erleichterung erfolgt. Das kalte Wasser verursacht einen Fieberfrost, der weiter von keinen Folgen ist. Hat man aber Zeit, das Wasser warm zu machen, so kann man dieses verhüten. Wenn auf dieses Wassertrinken ein Erbrechen erfolgt, so wird der Anfall desto gewisser verhütet. Wenn hingegen dieses Mittel nicht geschwind genug alle Blähungen austreiben kann, so folgt zuweilen statt des Anfalls nur eine Ohnmacht; und hieraus erhellt die Verwandtschaft der Ohnmachten mit den epileptischen Zufällen. Einige Schlücke Wasser, welche mehr Dünste ausjagen, vertreiben alsobald auch diese Ohnmachten. Das andre Mittel, dessen sich Herr Pietsch bedient hat, um die Anfälle zu verhüten, ist eine lange Feder, welche in den Schlund gesteckt wird, und den Blähungen, durch Bemühungen zum Erbrechen, Luft macht. Ich bediene mich bey den ersten Drohungen des Anfalls, ja auch, wenn er schon eingetreten ist, eines Brechmittels, gemeinlich aus Brechwein von der Ipecacuanne, mit Brechwein-

stein,

stein, und der Erfolg ist zum Erstaunen. Die Blähungen stürzen aus dem Halse hervor, und das Herz fängt wieder an, zu leben. Je mehr der Kranke bey dieser Arzney trinkt, desto schneller ist seine Befreyung.

Daß diese Befreyung des Magens mit Winden den Ausbruch der Epilepsie wirklich bewerkstellige, hat der D. Pietsch noch aus einer andern Probe erwiesen, die entscheidend ist. Man gebe einem Fallsüchtigen eine Arzney, welche Blähungen macht, und sie zugleich verschluckt. Das erste thut der Teufelsdreck, und das letzte Opium, oder dergleichen Arzney. Wenn man einen Fallsüchtigen diese Arzney gebrauchen läßt, so wird er bald über Blähungen und Magendrücken klagen, und binnen Tag und Nacht stellt sich sein Anfall ganz zuverlässig ein. Man kann solchergestalt zweyen Erfahrungsfälle zum Grunde der wahren Theorie von der fallenden Sucht legen: Alles, was den Magen schnell von seinen Blähungen befreiet, hindert die Ausbrüche der fallenden Sucht; und: Alles, was viele Blähungen verursacht, und sie im Magen versperrt, befördert ihre Anfälle.

Ich kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit eine kleine Stelle aus der Schrift des Herrn D. Pietsch abzuschreiben, weil er der einzige Schriftsteller ist, der mir in dieser Materie ganz brauchbar ist. »Wenn die Gespenster der Vorurtheile die Aerzte nicht immerdar mit einer ganz entgegengesetzten Theorie von der fallenden Sucht bezaubert hätten, so glaube ich, es wäre unmöglich gewesen, daß sie so viele Jahrhunderte hindurch über diese helle Wahrheit hätten hinwegstolpern können. Wenigstens hätten ihnen die nicht seltenen Zufälle der Vaporeusen den nächsten Grund dieser Krankheit verrathen müssen; denn sie werden zuweilen so heftig, daß Ohnmacht, Epilepsie, Wahnsinn und die erstaunlichsten Schmerzen einander immer ablösen. Die Blähungen steigen dabey fast unaufhörlich in die Höhe; und was kann uns wol die Ursachen dieser Plagen klarer zeigen, als eben diese bölkenden Blähungen?»

Man bemerkt, daß sich die fallende Sucht nicht leicht zu andern, als zu Krankheiten der Verdauungsgliedmaßen geselle.

selle. Sie ist gemein bey Ruhr und Gallenfiebern, verdorbenem Magen, Coliken, Verstopfungen, Darmgicht, nach Giften, bey Würmern und in faulenden Fiebern, wobey Erbrechen, Ausstoßen und Durchlauf sehr oft bemerkt werden, und ein Arzt weiß, daß sich bloß im Magen und in den Gedärmen zuerst die Gährung und Fäulniß entsponnen habe, die sich hernach durch alle Säfte ausbreitet. Jedoch dieses ist ein neuer Gegenstand von Betrachtungen, dem ich gern einen besondern Bogen gönnte, um meine Grillen davon recht zu erklären, wenn ich nicht fürchten müßte, mich allzu weit in einerley Sache einzulassen. Nur das muß ich meinen Lesern wieder ins Gedächtniß bringen, daß schon Hippocrates bemerkt habe, daß sich die Melancholie und Fallsucht gemeinlich zu einander gesellen. (S. das 151 Bl. S. 597.) Der unsterbliche Petrarch giebt hierin ein vornehmes Beyspiel. Sein beständiger Hang zur Einsamkeit, seine Melancholie in der Liebe, und besonders die Antwort, die er dem Boccac gab, als ihn die Florentiner in sein Vaterland zurückzukommen nöthigten: »Ich glaube lange genug gelebt zu haben, und es kommt mir immer vor, als ob ich die Worte hörte: Stirb, ehe sich die Traurigkeit deiner bemeistert!«, beweisen seinen schwermüthigen Character zur Genüge, und dieser berühmte Mann hatte zuletzt öftere Anfälle von der fallenden Sucht, woran er auch starb. Aus meinem 151 Bl. weiß man aber, daß die Schwermuth ihren gewöhnlichsten Grund in Fehlern der Verdauungskräfte habe.

Zu der Zeit, wenn die Fallsüchtigen von ihren Anfällen frey sind, findet man sie munter, lustig, stark und fett, auch wol verliebt, hauptsächlich aber freßsüchtig, auch wenn sie schon durch die öftern Anfälle ganz dumm geworden sind, und sie genießen, was ihnen vor die Faust kommt. Herr D. Pietsch hat ihnen entseßliche Mahlzeiten gegeben, um sie zum Fieber zu bringen; aber umsonst. Ihr Hunger bleibt immer außerordentlich, und sie verschlingen die Speisen ungekäuert, wie die neu entwöhnten Kinder, die oft die Epilepsie bekommen.

Die Fallsüchtigen sind entweder mit Verstopfungen des Leibes, oder mit Durchfällen beschwert. Wenn sie entweder zum Erbrechen oder zum Purgiren kommen, so entdeckt sich ein Schleim, als wenn eine Kette von großen Eyerdottern zusammengereicht wäre. Dieser dicke Wurmschleim ist es, der die Fallsüchtigen gegen die Arzneyen so vest macht, daß man ihnen die Purganzen unmenschlich stark, ja, in zehnfacher Dosi geben muß, wenn sie etwas wirken sollen, weil sie sich sogleich in diesen Schlamm verwickeln, und das Wenigste von ihnen die Häute der Gedärme berührt.

Dieser Umstand, dessen Entdeckung ich, und vielleicht Viele, lediglich dem Herrn D. Pietsch zu danken haben, hat wol das meiste zu der Unwissenheit beigetragen, worin die größten Aerzte wegen des wahren Sitzes der Epilepsie geblieben sind. Geseht, es argwohnten einige auf Winde, Schleim und Würmer, und verordneten dazu die tüchtigsten Arzneyen; so thaten dieselben doch nicht die mindeste Wirkung, und das Uebel gieng seinen Gang fort. Wer wollte sich unterstanden haben, einem Menschen zehn Portionen von einer Purganz, die einen Bauer ungeduldig machen sollte, auf einmal einzugeben? Gleichwol ist es ohne diesen Kunstgriff unmöglich, die Materie der Epilepsie aus dem Körper herauszujagen; und folglich sahe man nie den Erfolg, den man hoffte. Hierzu kam die vorgefaßte Meynung, daß der Grund des Uebels im Gehirne läge, welche machte, daß vieler verstorbnen fallsüchtiger Leute Bäuche entweder uneröffnet geblieben, oder das, was man darin bemerkt, für nichts gerechnet, und nur das Gehirn untersucht worden, worin man selten etwas gefunden, und meist von der vorausgesetzten Gewißheit, daß hier die Ursache seyn müsse, verleitet worden, Sachen darin zu sehn, die in der That nicht vorhanden gewesen sind. So liest man z. E. noch im 2ten Theile der Londonschen Bemerkungen vom Herrn Johnston, daß in einem Knaben, der an einem epileptischen Anfälle gestorben, die Blutadern und Bluthalter des Gehirns weit leerer als gewöhnlich, die linke Herzkammer aber und die große Pulsader, wie auch die kleinen Gefäße des Gehirns

desto

desto mehr angefüllt gewesen, woraus er schließt, daß das Aderlassen in der Epilepsie nachtheilig sey. Dieser Knabe klagte vor dem Anfalle über nichts, als Schmerzen im Unterleibe. Sein Magen und Gedärme waren von einer etwas hochröthern Farbe, als gewöhnlich, ebwol nicht entzündet und ohne Würmer. Diese Klagen des Knabens und die ungewöhnliche Beschaffenheit der Gedärme und des Magens schienen dem Herrn Johnston so wenig merkwürdig, daß er blos die vermuthlich erst im Tode entstandene Ueberhäufung der Pulsadern für die Ursache der Krankheit hielt, die es doch gewiß nicht war. Eine üble Beschaffenheit der Galle konnte durch heftige Reizung der Nerven viel wahrscheinlicher dieses Uebel veranlaßt haben.

„Eben diesem Fehler, sagt Herr D. Pietsch, hat sich der würdige Boerhaave, und mit ihm Viele in diesem Stücke ausgesetzt. Ich will zugeben, daß er selbst epileptisch gewesene Leichname eröffnet, so ist doch ohne Bedenken zu vermuthen, daß ihn ein Vorurtheil, welches fast durchgängig Glauben gefunden, vornehmlich und mit größter Sorgfalt in das Gehirn geführt hat. Ja, da dieses die Geburtsstätte des Nervensystems, und die vornehmste Quelle der Nerven selbst ist, und die Nerven bey dieser Krankheit dergestalt mit im Spiele sind, daß mehrentheils eine außerordentlich heftige Bewegung darin vorgeht, welche sogar alle Sinne betäubt; so läßt sich gar leicht, ohne richtigere Einsichten, eine Wahrscheinlichkeit argwohnen, ob wäre die Ursache der Epilepsie wirklich im Gehirne. Wer nun mit dieser vorgefaßten Meynung den Sitz der Krankheit im Kopfe sucht, den kann die geringste darin bemerkte Aenderung leicht verführen, zumal, da durch die Heftigkeit der Anfälle das Gehirn wirklich mit leidet, und einigermaßen beschädigt werden kann.“

Wenn wir indessen die Zergliederer, die die Epilepsie im Haupte suchen, um das befragen, was sie darin entdeckt haben; so müssen sie doch endlich wohl sagen, was für Seltsamkeiten dann im Gehirne der Fallsüchtigen sind? Laßt uns einen fragen, der wegen seiner Geschicklichkeit bekannt ist,

Der Arzt. VIII. Th. Berth. Ausg.

E c

und

und von dem man erweisen kann, daß er besonders die Köpfe der Menschen genau durchgesucht habe. Ein solcher ist unstreitig der Erfinder der Schleimhaut, die die Nase inwendig umkleidet, und die von ihm den Namen der schneiderischen Haut empfangen hat. Ein Mann, der in den Köpfen der Menschen so bewandert gewesen, als in den Schriften der Zergliederer, und der sich durch seine schöne Schrift von den Catarrhen verewigt hat, mit einem Worte, Schneider versichert uns ausdrücklich, „daß die fallende Sucht öfters Leute betreffe, die das allergefundeste Gehirn haben.“ Nimmernmehr wird man einen solchen Erfahrungsfaß vom Unterleibe machen können. Einzelnen Fällen, wo vielleicht im Unterleibe nicht einmal sorgfältig genug nachgesehen worden, kann ich andre einzelne Fälle entgegen setzen. Ich lese im Bonetus, daß man im Gehirne und in den Eingeweiden eines fallsüchtigen Mädchens nicht das geringste Unnatürliche habe entdecken können. Man liest dergleichen Beispiele mehr im Jacutus.

Wie deutlich sprechen nicht hingegen die Beobachtungen der Zergliederer für die wahre Theorie? Bonetus erzählt, daß in dem Leichname eines Fallsüchtigen der Magen, die Gedärme und alle übrige Theile des Unterleibes erstaunlich verdorben, und alles daselbst in Unordnung gefunden worden. Man hat dabei Würmer in den Gedärmen entdeckt. Blasius fand die Ursache der Fallsucht in einem Geschwüre in der großen Drüse unter dem Magen, und gedenkt keiner Spur von Würmern, die er gefunden hätte. Ein Kind von vier und zwanzig Wochen starb in der fallenden Sucht. Es hatte vor dem Tode heftige Leibschmerzen, mit einem Durchlaufe, so daß es Tag und Nacht weinte. Nach der Eröffnung des Körpers fand man die Gedärme sehr ausgedehnt und ledig, außer daß ein wenig flüssiger galliger Unrath darin hin und her floss, und der Magen mit einer schäumenden fettigen Materie, die etwa zweien Löffel voll betrug, angefüllt, und sehr aufgeblasen war. Man sieht hier Winde, elastische Dünste und gährenden Schleim ohne Würmer, wie sie die Ursache der fallenden Sucht gewesen. Vielleicht hatte

hatte indessen der Durchlauf die Würmer entführt. Allein, die Möglichkeit einer solchen Gährung, ohne alle Würmer, kann ich mir doch auch noch nicht widerlegen. In den Schriften der Kayserl. Akademie der Naturforscher liest man, daß die Ursache einer oftmaligen fallenden Sucht in einer hart versteinten Milz, und einer andern in einem Magen gefunden worden, welcher so dünn als das feinste Häutgen gewesen. Von einem Kinde von dreien Wochen, das im Anfälle gestorben, und den Brand in den Gedärmen hatte, erzählt Sarder die Geschichte. Eben derselbe und Bonetus geben mehr Beispiele von derselben Art. Ein neunjähriger Knabe starb an der fallenden Sucht, nachdem er sich stark erbrochen, und heftigen Durchlauf gehabt hatte. Seine Gedärme frosteten von Winden, und waren entzündet: der Magen aber war von zähem Schleim und Winden sehr ausgedehnt. Dieser Casus ist in den Schriften der kaiserlichen Akademisten beschrieben. Ein andrer Fallsüchtiger, den Bonetus beschreibt, hatte diese Krankheit außerordentlich oft gehabt, und war in dem wüthendsten Anfälle verstorben. Er war ein starker Fresser gewesen, und man fand die Leber, Milz und Gedärme von außerordentlicher Größe. Im Magen war übrigens nichts Ungewöhnliches; wie denn auch, weder in dieser, noch in allen vorhergehenden Beobachtungen, obgleich in allen der Unterleib untersucht worden, keiner Würmer in den Gedärmen gedacht wird. Eben dieses gilt von einem Knaben, der nach den Misc. A. N. C. sehr oft die fallende Sucht gehabt hatte. Man fand die Kammern des Gehirns zu enge, vielleicht, weil man durchaus im Gehirne etwas finden wollte. Es war in der Brust ein Löffel voll Blut; im Unterleibe aber war alles gut, außer daß die Milz ungewöhnlich groß war. Eben daselbst hat Volckhammer eine fallende Sucht beschrieben, die so heftig gewesen, daß sich der Kranke selbst die Schenkel und Schulterknochen zerbrochen. Die Eingeweide waren unbeschädigt, die Gedärme aber voller Galle; wie denn auch die Gallenblase sehr groß war. Es hat Leute gegeben, denen eine Entzündung des Magens von genommenen Giften die Epilepsie

lepsie verursacht hat, wovon Bonetus Beyspiele hat. Wenn ich alle die Beyspiele anführen sollte, wo Würmer in den Gedärmen der Fallsüchtigen gefunden worden sind, so könnte ich viele Hundert erzählen. Man findet ein großes Verzeichniß derselben beyh Schenk. Alle Aerzte haben erkannt, daß Würmer die Epilepsie verursachen können. Oft kommen sie den Fallsüchtigen zum Munde heraus, und ihre Gedärme hegen ganze Republiken derselben zu vielen Hunderten. Allein, niemand hat sich getrauet, zu schliessen, daß der Sitz dieses Uebels jederzeit in den Verdauungswegen sey. Gleichwol bemerkte man oft Sachen, mit Bewunderung, die es deutlich genug anzeigten. Galenus wußte schon, daß Fallsüchtige vor dem Anfalle sagten, es sey ihnen, als ob Dünste von den Füßen an in die Höhe zögen, welche, sobald sie bis in die Gegend der Herzgrube gekommen wären, ihnen die Gedanken benähmen, und den Anfang des Anfalls machten. Von dergleichen Beobachtungen ist Helmontius voll, und ein parisischer Arzt hat einen Fallsüchtigen gesehen, wo sich der Anfall jederzeit mit einem Schmerze im rechten Auge anfang, wo dann gleichsam Dünste von oben herab nach der Herzgrube stiegen, und, sobald sie daselbst anlangten, den Anfang des Anfalls verursachten. Wie deutlich waren nicht alle diese Zeichen? Allein, niemand getraute sich, zu schliessen. Barbette erkannte, daß es eine Epilepsie aus dem Magen gäbe, wobey im Magen Spannungen, Schmerzen und Brennen, Heißhunger, Ekel, Herzklopfen und Ohnmachten wären, und der Anfall nachliese, sobald die Kranken Galle oder Schleim hinwegbrächen, und gleichwol war der Salmiacblumengeist das beste Mittel, was er dawider zu rathen wußte. Allen führt mit zweydeutigem Beyfalle einen Rath an, der Fallsüchtigen nach vergeblichem Gebrauche aller Arzneyen geholfen haben soll, und der recht auf den Grund der Sache geht. Man soll öfters zu Schiffe reisen, damit man zum Erbrechen komme, und hernach starke Leibesübungen anstellen. Hingegen erzählt er, ohne einigen Zweifel spüren zu lassen, das ungereimteste Zeug, was die Aerzte für specifisch ausgeben: Pulver vom menschlichen

lichen Hirnschedel, Elendsklaue, Taubenfoth, Regenwürmer, u. d. gl. Gewiß ist das Reisen zur See für Epileptische eine eben so nachdrückliche Cur, als die ein Arzt mit den allerheftigsten Brechmitteln und Purganzen unternehmen kann. Sanway hat es erfahren, und sagt es in seinen Reisen, daß vielleicht keine Krankheit mehr angreife, als die Seekrankheit. Man würde sehr heroisch zu Werke gehn müssen, wenn man einen Kranken mit Brechmitteln so angreifen und ausleeren wollte, wie es die Seekrankheit thut. Ich habe einen jungen zärtlichen Menschen gekannt, der stets Anfälle von Würmern auszustehn hatte, und blaß, zärtlich und fränklich blieb, bis er zur See gieng. Er stund eine entfesselte Seekrankheit aus, und schrieb vom Vorgebirge der guten Hoffnung, daß er ihr der gesündeste und robusteste Kerl wäre, und sich nicht erinnerte, in seinem Leben eine so gute Gesundheit genossen zu haben, als nun.

Es wird in der Geschichte der Arzneykunst eine betrübte Erinnerung bleiben, wie lange sich die besten Genies unter den Aerzten wider die augenscheinlichsten Anzeigen geblendet haben, bloß weil sie an alten Vorurtheilen hingen, und was für Tausende von Menschen die Opfer dieser ihrer Unwissenheit gewesen sind. Sobald ein Arzt nur einmal den wahren Sitz der Epilepsie kennt, und seine Cur auf die Befreyung des Magens von Schleim, Blähungen und Würmern richtet, wird er mit Erstaunen sehn, wie diese so hartnäckig beschriebne Krankheit manchmal gleich auf den ersten Angriff weicht. Jedoch muß er nie vergessen, daß Würmer und Würmschleim der Grund davon seyn können, und daß in solchen Fällen, die gewiß am allergeeinsten sind, oft Arzneyen gebraucht werden müssen, die andre Menschen tödten könnten. Daher muß er sich nicht irre machen lassen, wenn seine ersten gelindern Versuche dann und wann fruchtlos ablaufen. Er bleibe nur der Wahrheit gewiß, und spotte aller übrigen Geheimnisse, womit die Unwissenheit pralt. Zuweilen wird der glückliche Erfolg desto weniger Mühe kosten. Ich habe oft Fallsüchtige, die sonst täglich

Ec 3
vie

die Anfälle gehabt, bloß durch den häufigen Gebrauch der Digestivsalze mit viel Wasser, gleichsam augenblicklich befreiet, da sie doch nur die Blähungen brechen, und den Schleim auflösen. Ich lasse mich hier nicht in die Beschreibung der Cur der hartnäckigern Fallsucht ein, um noch das Nöthigste in diesem Blatte zu sammeln, was zu meiner Hauptabsicht gehört. (S. das 248 und 249 Blatt.)

Was ich bisher von der fallenden Sucht überhaupt gesagt habe, das gilt auch von den besondern Arten derselben; z. E. dem Opisthotonus, wobey der Rücken hohl gekrümmt, und die Brust aufwärts gezogen wird; dem Emprosthotonus, wobey sich der Rücken erhebt, der Bauch aber einzieht; dem Alpe, der die Brust in die Höhe wirft; dem Tetanus, da der ganze Körper steif wird; der Catalepsis, oder der plötzlichen Erstarrung in einer gewissen Stellung; der innerlichen und äußerlichen Epilepsie, die nur dem Grade nach verschieden sind; ferner von einigen Arten besondrer Zuckungen gewisser Theile, von den Besitzungen böser Geister, von den Verzuckungen der Hypochondristen und Vapoureusen, und von den Ohnmachten. Ich kann unmöglich die besondern Beweise von allen diesen Krankheiten hier anführen; aber ich glaube auch, daß es nur überflüssig seyn würde. Man vergleiche die Beschreibungen dieser Krankheiten mit der Theorie der Epilepsie, die ich hier vorgetragen habe, und lese die fruchtlosen Curen derer, die sie mit Nervenarzneyen bestritten haben. Man versuche die Cur der Verdauungskräfte bey solchen Patienten, und die Ueberzeugung wird sich bald finden. Von einigen der istsgedachten Uebel habe ich auch schon hin und wieder meine Meynung gesagt: z. E. vom Alpe, von den hypochondristischen und hysterischen Zuckungen, von den Bessenen, u. s. w. Nur die Ohnmachten, diese so gemeinen Zufälle, scheinen eines Beweises zu bedürfen, welchen man aber leicht findet.

Der gesündeste Mensch, das munterste Frauenzimmer fällt in Ohnmacht, so bald der Unterleib stark zusammengepreßt, und den Blähungen der freye Ausgang verwehrt wird. Wie oft überfällt sie nicht Leute, die Würmer, Geschwüre

im

Unterleibe, verdorbenen Magen oder Leibschmerzen haben! Die Casusbücher sind voll von solchen Beobachtungen, die ich übergehn muß. Sylvius selbst mußte es wider seinen Willen gestehn. Er sahe den offenbaren Zusammenhang des Magens mit den Ohnmachten; und daher ersann er, um ja nicht auf der Spur zu bleiben, gewisse Dünste, die aus dem Magen durch den Schlund in die Höhe stiegen, und sich mit dem Blute vermischen sollten; denn er mußte sie ja nothwendig nach dem Gehirne bringen. Schon Galenus Beobachtungen hätten ihn warnen können. Dieser erzählt, daß jemand, wenn er gefastet hatte, so bald er sich wusch, in Ohnmacht fiel; imgleichen, daß jemand, gleichfalls unter dem Waschen, jederzeit eine Ohnmacht bekam, wenn er nicht vorher ein wenig Brod gegessen hatte. Er hätte ein Kind fragen können, das Würmer oder einen verdorbenen Magen hat, wie ihm zu Muthe werde, wenn es nüchtern ist? Dies würde ihm alles entdeckt haben. Ettmüller rechnete die Würmer auch mit unter die Ursachen der Ohnmachten. Das Waschen, ein Schreck, der Mondwechsel, und hundert andre Dinge, die eine Veränderung in der thierischen Oekonomie verursachen, können die Rückkunft der epileptischen Zufälle und Ohnmachten zuweilen periodisch machen. Allein, man suche ihre Ursache nicht darinnen! Einige Schlücke kalt Wasser, die die Blähungen abführen, werden diese Zufälle verhüten; und die bloße Reinigung des Magens wird machen, daß weder Waschen, noch Schreck, noch Mondwechsel, noch Aergerniß, noch zurückgetriebener Auswurf, und was man alles anführt, auch nur die mindeste Spur von ohnmächtigen oder epileptischen Zufällen veranlassen werden.

Von der Catalepsia sagt der Herr van Swieten, daß ihre Ursache nicht allezeit im Gehirne, sondern im Unterleibe oft ihren Grund habe. Er sahe ein Beispiel davon bey einer Frau, die im Anfalle der Catalepsis selbst zweyen lebendige Würmer ausbrach, und alsobald wieder in ihrer vorigen Arbeit fortfuhr, ohne es selbst zu wissen, daß ihr unterdessen ein widriger Zufall begegnet war. Sie hat hernach viele Jahr ohne dergleichen Zufälle völlig gesund gelebt.

Der Herr Leibmedicus Vogel sah eine seltne Art Convulsionen, die nur eine Seite des Körpers einnahmen, und allezeit Nachts im Schlafe sich einstellten. Das Uebel war bey den kräftigsten Mitteln über ein Jahr hartnäckig geblieben, bis endlich Blutschwären, ein Brustfieber mit einem stinkenden schwärzlichen Auswurfe, und ein heftiger Bauchfluß hinzu kamen, die es endigten. Es waren genug Merkmale vorhanden, die einen Wurmschleim, der theils im Unterleibe lag, theils in das Blut aufgenommen war, zur Ursache des Uebels machten. (Neue medic. Bibliothek 5 Th.) Der geschickte Beobachter, Herr D. Lentin, hat heftige periodische Zuckungen, die mit keinem Verluste der Sinnen vergesellschaftet waren, durch ein Brechmittel besiegt. Zwey Brüder waren einige Jahre mit den heftigsten Zuckungen geplagt, welche den Leib nebst der Brust aufwärts trieben, ohne das Bewußtseyn dabey zu verlieren. Diese Krankheit kam von Würmern, und hatte das Besondre, daß der Anfall sogleich vergieng, wenn man das Gesicht anblies. Diese Beobachtung hat Herr Wahlbom in Schweden gemacht. Den grausamen und oft tödtlichen Krampf des Unterkinnbackens bey Kindern, leitete der einsichtsvolle Brendel von einem Fehler der Verdauung her, und curirte denselben mit Brechmitteln und Blasenpflastern.

Ich wollte von den gewöhnlichen Ursachen dieser Krankheiten nicht so zuverlässig reden, wenn ich mich nicht auf eine Menge unleugbarer eigener Erfahrungen gründete, welche mir gegen alle Aerzte ein Mitleiden einflößen, die sich noch immer mit den elenden Specificis abgeben, und die gewiß nun bald, nach Ausbreitung der Wahrheit, von jedermann eben so mitleidig werden betrachtet werden. Das Unglück der Menschen ist zu groß, und hat zu lange gedauert, als daß man anders von dieser alten Leyer reden könnte, nach welcher die Aerzte seit den Zeiten des Hippocrates getanzet haben. Man ließt freylich noch immer Curen, die mit Nervenarzneyen und mit Specificis geschehn seyn sollen. Ich habe noch kürzlich eine vom Moschus französisch gelesen. Allein, es beweist weiter nichts, als daß zuweilen Krankheiten vertrieben werden,

den, ob sich gleich der Arzt alle ersinnliche Mühe giebt, sie nicht zu curiren. Jedoch um von diesem Einwurfe ein für allemal meine Gedanken zu sagen, so will ich einem jeden zu bedenken geben, daß die reizende Ursache im Magen und Gedärmen, welche durch die Nerven die epileptischen Krämpfe gewirkt hatte, in solchen Fällen, wo Nervenarzneyen das Uebel wirklich auf immer vertrieben, entweder durch die vorhergegangene ausführende Cur, oder durch blos natürliche Abführungen, als Durchläufe oder Erbrechen, Harn oder Schweiß, aus dem Unterleibe entweder seit kurzem oder von längst her vertrieben worden seyn könne, daß die davon ehemals gereizten Nerven und Muskeln dadurch die Empfindlichkeit und Reizbarkeit übrig behalten haben, daß jede unschuldige Sache im Magen, oder ein Schreck oder andre Erschütterung des Nervensystems sie wieder zu ihren vorigen Zuckungen gebracht, und daß in solchem Zustande eine Nervenarznei diese allzu große Empfindlichkeit der Nerven curirt haben könne. Will man sagen, es könne eine solche besondre Empfindlichkeit der Nerven auch die ursprüngliche Ursache der Epilepsie seyn, sie könne die Verdauungskräfte ruiniren und hierdurch zur Erzeugung des Wurmschleims, der Würmer und Blähungen u. den Grund legen: so antworte ich, erslich, daß auch in diesem Falle die Epilepsie noch nicht für eine Krankheit vom Gehirne gehalten werden dürfe, weil blos eine Verletzung der Sinnlichkeit der Nerven im Unterleibe bey epileptischen Leuten unstreitig erweislich ist; zum andern, daß die Fehler einzelner Nerven, die nicht vom Gehirne kommen, wol schwerlich von andern Ursachen, als die von aussen in sie wirken, ihren Ursprung nehmen; drittens, daß besonders die Nerven der Verdauungsgliedmaßen unzähligen solchen in sie wirkenden Reizen ausgesetzt sind, die nur sie allein, ohne das Gehirn betreffen; viertens, daß durch die schnelle Erzeugung des Wurmschleims bey der Epilepsie und durch die Freßsucht solcher Leute, ihre Verdauungswege alsobald vor allen Eindrücken der Arzneyen, die in ihre Nerven wirken, so verwahrt werden, daß man, ohne sie erst bis auf den Grund ausgelegt zu haben, nicht hoffen kann, den Fehler der Nerven

ven auch mit den besten Nervenarzneien zu heben, weil sie vor dem Schleime eben so wenig, wie die stärksten Purganzen, an die innere Fläche der Gedärme gelangen können; und fünftens, daß aus viel hundert Erfahrungen gewiß sey, daß die Epilepsie gründlich und auf immer, bloß durch die Austreibung des Wustes, der in den Verdauungswegen sitzt, vertrieben werden könne, ohne daß dazu Nervenarzneien nöthig wären. Es folgt hieraus von selbst, daß die Nervenarzneien, wenn sie hier etwas nützen sollen, erst nach vollbrachter Ausleerung der Gedärme verordnet werden müssen, und hiervider habe ich nichts zu sagen, als daß es selten nöthig sey, wie ich aus meiner Erfahrung weiß. Der scharfsinnige Herr Medicus hat, aus dieser gründlichen Einsicht, den Gebrauch der Fiebrerrinde, nach den Ausführungen, mit Glück, versucht. (Man vergleiche mit diesem Blatte das 248ste und 249ste Blatt.)

(*) Mein Herr,

Eine gewisse gesunde Dame von dreysig Jahren empfindet, so oft sie Erdbeeren gespeiset, alsobald ein sehr heftiges Stechen auf der Zunge und an den Lippen, wobei es ihr im Magen so schwer liegt, und so kalt ist, als ob sie ein Stück Eis verschlungen hätte, das im Magen liegen bliebe, ohne zu zerschmelzen, wie sie es selbst beschreibt. Aber dieses ist noch nicht alles. Ihre Lippen und Nase und Ohren schwellen in diesem Zustande gewaltig auf, und insbesondre werden die Ohren wenigstens zweymal so dick und groß, als sie sonst natürlicher Weise zu seyn pflegen. Die Nütschen haben ihr zuweilen eben dieselben Zufälle, doch nicht so regelmäßig, gemacht, wie die Erdbeeren thun. Ueberhaupt verdauet diese Frau alle Arten roher Früchte nur schlecht. Ich bin, &c.

Recolin, Wundarzt.

Anmerkung.

Es erhellt sowol aus dieser, als auch aus den im vorigen Blatte angeführten Beobachtungen von der Wirkung der Erdbeeren, daß sie eine von den Speisen sind, die den Magen auf eine ganz besondre Weise beschweren und in Unordnung bringen. Sie scheinen eine eigne, noch unbekannte Wirkung in das System der Nerven des Magens

Magens zu haben, da sie so oft Epilepsie, Ohnmachten, Schwindel, Magendrücken, u. d. gl. Zufälle hervorbringen. Ich habe im Sommer 1768 in wenig Tagen, seitdem die Erdbeeren ausgerufen worden, sechs Frauenzimmer besucht, die alle, nachdem sie ein Paar mal, nicht übermäßig, davon gespeiset, einen ganz betäubenden Schwindel, Verdunkelung der Augen, Magendrücken, und zum Theil schwere hysterische Ohnmachten anklagten. Durch den Gebrauch der Fiebrerrinde mit Rhabarber und der Pommeranzenblätter habe ich sie in wenig Tagen, bey gänzlicher Enthaltung von diesen Früchten, völlig hergestellt. Sollte wol ihr Moschusgeruch den empfindlichen Nerven hysterischer Damen zuwider seyn, zumal da die Nütschen, deren Herr Recolin gedent, einen etwas ähnlichen Dunst geben? Dem sey, wie ihm wolle, so kann sich ein Arzt hieraus die Regel machen, epileptischen, hysterischen und allen Leuten von empfindlichen Nerven, die zu Ohnmachten und convulsivischen Krankheiten geneigt sind, diese Früchte schlechterdings zu verbieten, zumal da sie an sich schwammig, unauslösbar, mithin dem Magen unverdaulich und zur Erhaltung desselben nur allzu vermögend sind.

Der Arzt.

Hundert acht und achtzigstes Stück.

von Haller.

Der Weise braucht umsonst, geführt von der Natur,
Das Bleymaaß in der Hand, und die Vernunft zur Schnur.
Im weiten Labyrinth von scheinbaren Begriffen
Kann auch der Klügste sich in fremde Bahn vertiefen.

Zu der Zeit, da der unvergleichliche Newton durch die neuen Entdeckungen seiner hohen Vernunft im größten Ansehn stand, frevelte der kühne Dechant Swift wider ihn, und prophezeigte in Gullivers dritter Reise nach Glubbdubdris, daß seine Lehre von der anziehenden Kraft dermaleinst eben so sehr in Verachtung kommen würde, als sie damals in Ehren gehalten wurde. Die neuern Zeiten ma-

chen

den einen ziemlichen Anfang, diese Prophezeiung zu erfüllen. Herr Alexander Gottlieb Baumgarten beklagte sich in der letzten Ausgabe seiner Metaphysik über den großen Verfall der Leibnizischen und Wolfischen Philosophie, und über den Wankelmuth der menschlichen Vernunft und Uebersetzungen. Diese neuern Beispiele von widrigen Schicksalen, welche die Lehren der größten Meister in der Gelehrsamkeit betroffen, sind nichts, als Wiederholungen eben derselben, die von allen Zeiten her den Gelehrten vom ersten Range fatal gewesen sind. Man wird schwerlich eine theoretische Wissenschaft, ausser der Messkunst, antreffen, die nicht seit ihrem Ursprunge dergleichen widrige Revolutionen hätte erfahren müssen, am allerwenigsten eine physikalische und metaphysische. Nichtsdestoweniger sind in keinen Wissenschaften die neuen Theorien zahlreicher, als in eben diesen beyden; und die Gelehrten lassen sich die traurigen Beispiele ihrer Vorfahren so wenig abschrecken, daß es sogar scheint, als könnten sie sich selbst nicht eher für große Leute halten, als bis sie ein neues System von ihrer Wissenschaft geschrieben haben. Sie arbeiten aufs eifrigste, und strengen ihre ganze Scharfsinnigkeit an, um die Lehrgebäude ihrer Vorfahren niederzureißen. Aus ihren Ruinen bauen sie auf eben denselben Stellen neue, die mehr nach der Mode sind, und die nach einiger Zeit von ihren Nachkommen wieder eingerissen werden. So ist das ganze Reich der Gelehrsamkeit einer uralten Stadt ähnlich, die nach viel tausend Jahren zwar noch in eben der Gegend liegt, und ihren alten Namen führt, worin doch aber kein einziges von den Gebäuden mehr steht, die zuerst diese Stadt ausmachten. Die Werke der berühmtesten Baumeister sind nach und nach ihnen selbst in den Untergang gefolgt, und von den dauerhaftesten findet man nur hin und wieder noch die Ruinen. Der erste Grund ist nur geblieben, und der ist in den physikalischen Wissenschaften die Erfahrung.

Nach die Arzneykunst insbesondre ist auf diesen ersten Grund gebaut. Die enidischen Sentenzen waren, wie Hippocrates berichtet, nichts anders, als Sammlungen von

von Erfahrungen, die man bloß so aufgeschrieben, wie man sie wahrgenommen hatte, ohne über ihren Grund und Zusammenhang weiter zu urtheilen. Inzwischen bewies doch eben dieser Stifter der Arzneykunst, daß die enidischen Sentenzen zur innern Bildung eines guten Arztes noch nicht alles Nöthige thun könnten. Um Maaßregeln seines Verhaltens festzusetzen, muß ein Arzt nicht nur Erfahrungen sehen und lesen, sondern er muß sie auch gegen einander halten, und aus dieser Vermählung der Erfahrungen entstehen Maximen. Daher war es die Sache der ersten Aerzte, Krankheiten zu beobachten und zu beschreiben, und ihrer Nachfolger, Maximen daraus zu schließen. Hippocrates hat uns Beschreibungen von Krankheiten hinterlassen, die bloß empirisch sind. Caelius Aurelianus nahm die Geschichte derselben aus den empirischen Schriftstellern, und Boerhaave selbst ist oft ihrer Methode gefolgt, wenn seine Theorie nicht alle Zufälle genau in sich faßte. Sydenham hielt solche Beschreibungen einzelner Fälle darum für nöthig, weil die fruchtbare Natur alle Tage etwas Neues schafft, das über unsre Einsicht geht; und in der That entdeckt man täglich so etwas Neues auch in den bekanntesten Sachen. Man muß also die empirischen Beobachtungen hoch halten, weil sie uns einzelne Begebenheiten erzählen, worin die allgemeinen Wahrheiten verborgen liegen, welche die Richtschnur des Arztes werden. Sie sind eben so schätzbar, als alle physikalische Beobachtungen, womit die akademischen Sammlungen angefüllt sind; und es wäre zu wünschen, daß uns alle, die die Kunst, zu beobachten, verstehen, dergleichen Aufätze ohne einige Beurtheilung mittheilen möchten. Sie würden hierdurch die in der Arzneykunst so nothwendige Richtigkeit erhalten, wovon sie der Betrug der Theorie in ihren Beobachtungen entfernt. Es giebt noch eine große Menge Krankheiten, deren Naturen dunkel sind, und sich den Gesetzen der Theorie nicht unterwerfen. Bey allen diesen ist die Systemsucht der Schriftsteller der guten Empirie zuvorgekommen, und wir haben in der Reihe der Gemüths- und Nervenkrankheiten, von deren Ursprunge aus Fehlern der Verdauung ich in einigen meiner Blätter

Blätter gehandelt habe, und noch handeln werde, gar manche Beyspiele, wie baufällig die Lehrgebäude derer gerathen sind, die, mit Hintansetzung der Beobachtungen, zu sehr geeilt haben, sie in die Formen vorausgesetzter Theorien zu drücken. Mit dergleichen noch unerforschten Krankheiten sollten die neuern Aerzte noch so verfahren, wie die ersten Aerzte mit allen thaten. Sie sollten sich mit der bloßen genauen Beobachtung derselben begnügen, und unsern Nachkommen nur die Materialien sammeln, womit sie dereinst der Theorie Palläste bauen könnten.

Nach den empirischen Beobachtungen, die nur das Chaos der Theorie sind, müssen erst die dogmatischen folgen, die eigentlich nur eine Auslese derjenigen Sachen sind, die in der allgemeinen verworrenen Masse zusammen gehören. Dies ist die erste Arbeit der Vernunft an den Erfahrungen, und vielleicht die einzige, wobey es der Menschlichkeit noch möglich ist, nicht zu irren. Der Beobachter vergleicht die einzelnen Erfahrungen mit einander, und leitet daraus nur die ersten unmittelbaren Folgerungen her, die sich auf nichts mehr, als auf gegen einander gehaltene Erfahrungen, gründen. Hierdurch entdeckte Hippocrates die ersten, einfachen und unveränderlichen Grundsätze der Arzneykunst, daß z. E. jede Cur in einer Veränderung bestehe, welche derjenigen Veränderung, die die Krankheit hervorbringt, entgegen gesetzt ist; daß in uns selbst Etwas sey, welches vermögend ist, die Krankheiten zu bestreiten, weil viele Krankheiten ohne Hilfe der Arzneykunst vertrieben werden; daß man also die Wirkungen der Natur selbst in Krankheiten beobachten und respectiren müsse, u. s. w. Diesem zufolge studirt der Beobachter, der sich auf den Empyrismus gründet, die Bewegungen und Perioden der Natur, und beschreibt und beweiset sie aus der Beobachtung. Hippocrates hat dieses so genau beobachtet, daß seine Werke kaum für die Frucht der Arbeiten eines einzigen Menschen gehalten werden können. Durch solche Beobachtungen hat er dasjenige entdeckt, was noch ist die Ehre der Arzneykunst und unsrer Weissagungen ausmacht. Seine schöne Theorie von den Coctionen lehrt

lehrt uns, den Besserungen der Kranken, die ohne Zubereitung oder Coction erfolgen, nicht zu trauen, und vor keinem von den Blendwerken zu erschrecken, die zuweilen mit der Coction verbunden, und doch ohne Gefahr sind. Auf diese Reflexion gründen sich alle seine unsterblichen Entdeckungen, und sie waren ihm hinlänglich, um sich den Ruhm eines großen und zuverlässigen Arztes zu erwerben.

Der Theorist macht aus den einfachsten und unleugbarsten Grundsätzen, die durch sich selbst bestehn, erwiesene Schlüsse. Eine Folgerung zeugt nothwendig die andre, und bringt endlich eine Lehre hervor. Allein, man muß sich vor dem Betrüge hüten, dessen Anfälle hier schon so mächtig werden, daß man die Hoffnung fahren lassen muß, unfehlbare Schritte zu thun. Unfre Kunst hat dieses, leider! nur allzu oft erfahren. Welches Unglück hat uns an diese Klippe geworfen, da uns doch unser Stifter gewarnt hat, uns davor zu hüten? „Die Arzneykunst, sagte er, muß ihre Grundsätze nirgends anders, als in der Natur selbst, suchen. Jeder Grund eines Beweises muß so einfach seyn, daß seine Wahrheit gleich in die Augen leuchtet. Die Erfahrungen müssen die Stufen und Progreßionen der Beweise, und die daraus hergeleiteten Folgerungen müssen sonnenklar seyn.“ So lehrte uns Hippocrates. Bald nach ihm behauptete man, der Körper sey entweder heiß oder kalt, feucht oder trocken, ohne zu bemerken, daß diese Qualitäten, deren Quellen niemand wußte, in ihren Gründen fehlerhaft wären, und es also auch in ihren Folgen seyn müßten. Die großen Leute, die diesen Betrug einsah, wurden zu ihrer Zeit für Empyricos gehalten, die nicht würdig wären, in das Heiligthum der Wissenschaften zu dringen. Und wie verächtlich sind sie nicht bey uns geworden, seitdem schon die Schüler und Studenten neue Lehrgebäude der Arzneykunst aus den Gründen der neuen Weltweisheit zu machen verstanden! Viele setzen noch den Sydenham in diese Klasse, weil er einer der größten Beobachter war, und können es auch dem Sanctorius nicht vergeben, daß er nach so vieljährigen mühsamen Ver-

suchen

suchen nichts mehr, als ein kleines Buch von verglichenen Beobachtungen, ans Licht gestellt hat.

Gleichwol möchten uns Himmels Namen alle unsre kleinen Systemschreiber ewig da liegen geblieben seyn,

Wo, in des Nichtes dunkeln Schooße,
Ung und Ascan begraben sind,

wenn wir statt ihrer nur viel solche Beobachter besäßen, als Sydenham und Sanctorius gewesen sind. Hätte der letzte die schlechte Theorie, die zu seiner Zeit herrschte, mit seinen Beobachtungen vermischt; so wäre sein Foliant nimmerehr das höchstnützliche Werk geworden, das ist sein kleines Buch ist. Hätte Sydenham gesucht, die Natur des Blatterngifts zu erforschen; so würde er uns davon nicht diejenige Lehre hinterlassen haben, die wir von ihm besitzen. Da er aber bloß als ein Beobachter bey seinen Kranken saß, so sahe er alles, was unter der Oberherrschaft der Natur stand, und was nicht von ihr herrührte. Ihm sind wirs schuldig, daß wir den Nutzen der Geschwulst der Hände und des Gesichts wissen, welche sich wechselsweise folgen, und den Speichelfluß begleiten. Diese überlegten Grundsätze leiten uns auf den Schluß, die Natur nicht zu beunruhigen, so lange sie unsrer Hülfe nicht bedarf. Ein verächtlicher Empiricus, der sich auf falsche Schlüsse gründet, läßt, ohne nothwendige Veranlassung, Blasenpflaster legen, und erstickt den Ausbruch durch übelangebrachtes Blutlassen oder Purgiren.

Alle vor Zeiten wenig bekannte Krankheiten, die man heut zu Tage besser kennt, haben diese neue Vollkommenheit bloß durch die Vergleichung der Menge wiederholter Beobachtungen erhalten, die sie uns dargeboten haben. Der Scharbock, die Lustseuche, der Unsin, sind davon deutliche Beispiele. Nichtsdestoweniger muß man gestehn, daß noch viel Beobachtungen angestellt werden müssen, und noch viel schwere Aufgaben übrig bleiben, so lange man sie mit Hypothesen bestreiten, und so lange die Beobachtung die Auflösung derselben nicht darbieten wird. Zum Unglücke sind öfters die

die Regeln der Cur mit unter diesen Aufgaben begriffen, und eben um deswillen ist es so wichtig in der Arzneykunst, die nützlichen Entdeckungen der Aerzte der Vergessenheit zu entreißen.

Wer uns zuerst gelehrt hat, daß die Fiebereinde die Wechselfieber curire, hat uns einen großen Dienst geleistet. Allein, man ist denen nicht weniger Verbindlichkeit schuldig, denen die Beobachtung alle die Vorsichtigkeiten entdeckt hat, die man bey ihrem Gebrauche beobachten muß. Wenn Herr Albertini Recht hat, da er in den Schriften der Bolognesischen Akademie aus seinen Beobachtungen gelehrt hat, daß dieses Mittel das Fieber nie vertreibe, ohne irgend eine merkliche oder unmerkliche Ausföhrung zu befördern; so wird die Kunst aus diesem Kennzeichen der Cur der Wechselfieber einen neuen Nutzen schöpfen.

Aus diesem allen erhellt, daß einer, der dergleichen nützliche Beobachtungen anstellen will, viele Qualitäten vereinigen müsse, die man in seinen Beobachtungen bemerken muß. Er muß den Gegenstand, worin er arbeitet, eben so, wie ein Steuermann alle Klippen im Meere, kennen, über welche er sein Schiff führen soll. Hierdurch vermeidet er den Ekkel, den die unnützen Wiederholungen verursachen. Hierdurch entdeckt er alle die Verhältnisse, die einem weniger Unterrichteten entwischen würden; und da er alle Wege kennt, so zeigt er die gefährlichsten an, und geht die vorbey, die ihn von der rechten Bahn ableiten könnten. Er muß richtig urtheilen. Er muß nur von einem einfachen und wohlerrwiesenen Grundsätze, oder von einer sichern Folge seine Beweise anfangen, und nicht bloß nach Meinungen urtheilen. Er geht immer nur Schritt vor Schritt, und fürchtet nicht, sich in dem Labyrinth der Begriffe und in den Irrwegen der Meinungen zu verlieren. Es ist aber nicht hinreichend zu guten Beobachtungen, eine richtige Vernunft zu besitzen; sie muß auch zugleich philosophisch seyn. Der Philosoph, der immer von seinem Gegenstande voll ist, verläßt ihn nicht eher wieder, als bis er alles untersucht, und die kleinsten Umstände an ihren rechten Ort gebracht hat. Nichts Frem-

des darf sich damit vereinigen. Die Hypothesen selbst, so gegründet sie auch seyn mögen, werden davon verbannt. Wer nur seine sichern Gründe zu seinem Leitfaden gebraucht, steht still, so bald er die Ueberzeugung verliert, und ersetzt sie nicht, statt der Realitäten, mit irrigen und schädlichen Begriffen.

Wenn alle medicinische Schriften dergestalt gemustert werden sollten, daß sie nur das, was deutlich, richtig und bewiesen ist, behielten; so würde man, wie schon der Kanzler Bacon angemerkt hat, die Büchersäle der Aerzte nicht täglich mit einer Menge unnützer Bücher überhäuft sehn. Die genauen und wiederholten Beobachtungen formiren eine Lehrart, worin alle Glieder wohl von einander verschieden sind, und wovon ein jedes ein Grundsatz einer neuen Lehre ist, welche nicht den Modemeynungen gefallen, sondern uns terichten soll.

Wenn wir die medicinischen Schriften nach der Reihe durchgehn, um zu sehn, worin alle Beobachtungen, die ihre wahren Schätze sind, übereinkommen; so lassen sie sich in zwei Klassen eintheilen.

In die erste Klasse muß man alle Aerzte setzen, die vor dem Hippocrates gelebt haben, und deren Werke die vornehmsten Materialien gewesen sind, womit er sein großes Gebäude aufgeführt hat. Hippocrates selbst gehört in diese Klasse, in so fern er ein Beobachter gewesen ist. Alle Werke der empirischen Aerzte sind verloren gegangen. Allein, Aretæus und Cælius Aurelianus haben ihnen durch ihre Beschreibungen das Leben wieder gegeben. Galen hat viel von der Arzneykunst geschrieben, und dieser Wissenschaft ein philosophisches Ansehn verliehn. Worauf gründet sich aber sein Verdienst, und aus welchem Grunde ist er so schätzbar? Er ist ein richtiger Ausleger des Hippocrates, und bestätigt dessen Beobachtungen durch neue Beweise, und besonders durch praktische Erfahrungen. Die Griechen, die dem Galen folgten, und eben solche Meynungen ergriffen, verdienen unsre Aufmerksamkeit nur in so fern, als sie uns die schönen Beobachtungen mitgetheilt haben, davon Freind einige ins beste Licht gesetzt hat. Die Araber selbst haben durch

durch dergleichen Bemühungen die Aufnahme der Arzneykunst befördert; und ob wir ihnen gleich weniger, als den Griechen, zu danken haben, so sind sie uns doch wegen einiger chirurgischer Beobachtungen schätzbar. Rhasis Beschreibung der Blattern kann mit der neuesten Aerzten ihren in einem Paare gehn. Sydenham hat eben dieselbe Krankheit aus dem Gesichtspunkte der Theorie betrachtet. Allein, durch seine mit aller empirischen Richtigkeit abgefaßte Beschreibung derselben hat er uns den Werth seiner Beobachtungen kennen gelehrt. Boerhaave hat angemerkt, man könne fast behaupten, daß, nach den beyden Beschreibungen dieser Aerzte, kaum noch etwas mehr übrig sey, was man von diesen Krankheiten zu wissen wünschen könnte.

Fast alle Aerzte des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts haben den Galen und ihre Vorgänger ausgeschrieben. Ob sie aber gleich an dem Ruhme derer keinen Theil haben können, die getreue Beschreibungen der Krankheiten geliefert haben: so ziehn wir doch einen besondern Nutzen aus ihren Werken, weil sie aus den Schriften der Beobachter die Zufälle der Krankheiten zusammengetragen; und was wir über sie zu klagen haben, besteht blos darin, daß sie zuweilen Zufälle mit einander verwechselten und verwirrten, welche zwar ähnliche, aber nicht eben dieselben Krankheiten charakterisirten. Sennert und Lommius sind in diesen Irrthum verfallen; ja, er ist dem Celsus selbst zuweilen widerfahren, so rein auch die Quellen waren, aus welchen er schöpfte. Dem Baillou und andern Aerzten, die ihre eignen Beobachtungen bekannt gemacht haben, kann man diesen Vorwurf nicht machen.

Ohne Zweifel würde der gute Geschmack mit der Kenntniß der griechischen Sprache und den neuen Uebersetzungen des Hippocrates wiederhergestellt worden seyn, wenn nicht die Chymisten durch den Glanz einer Menigkeit die Arzneykunst von neuem verwirrt hätten, indem sie glaubten, daß dieselbe bloß auf Meynungen gegründet wäre, und daß sie ihre eignen Kräfte noch nicht kannte. Die ist so erhabne Chymie war damals auch noch in ihrer Kindheit; und da sie

mit ihren Arzneymitteln alles ausrichten wollte, so vernachlässigte man die Naturforschung, welche sie noch dazu verächtlich machte. Endlich hat sie selbst das Joch der Hypothesen erdulden müssen, und erst seit der Einführung der Messkunst in die Weltweisheit, und seit dem Studio der Naturlehre nach den Grundsätzen des Newton hat man wieder an den Beobachtungen Geschmack gefunden. Diese Erneuerung der Naturlehre ist auch der Zeitpunkt der Wiederherstellung der Arzneykunst. In den Neuern findet man nur Muster der Beobachtungen in beyden Klassen, die der Nachahmung würdig sind.

Einige beobachten, und begnügen sich nur mit wenigen Folgerungen, die sie aus ihren Beobachtungen ziehn. Dieses sind fast alle diejenigen, die die Lehre des Hippocrates hauptsächlich annehmen, die Theorie aber behutsam gebrauchen, und die meiste Einsicht besitzen. Ihre Namen sind ihre Lobeserhebungen. Sie haben uns, ohne viele Beobachtungen zu sammeln, dennoch den Werth dieser Methode gezeigt. Hieher gehören in Frankreich Piso, Chesneau, und alle akademische Schriftsteller; in Italien, Bagliv, der die Gabe besaß, seine genauen Beobachtungen von der falschen Theorie abzusondern. Diese großen Männer sind darum nicht weniger nützlich, und ihre Namen von allen Ärzten nicht weniger geehrt, ob sie uns gleich die beobachteten Zufälle nicht erklärt haben. Ja, man schätzt ihn noch höher, als derer, die auf eine einzige Erfahrung neue Theorien, neue bezauberte Lustschlösser gebauet haben, die nach der Bezauberung wieder verschwunden sind.

Die letzte Klasse der medicinischen Schriften enthält unstreitig viel berühmte Namen, die der Arzneykunst viel Gutes gethan haben, indem sie die Erscheinungen unter ihre Hauptbegriffe gebracht, die Krankheiten richtig eingetheilt, und sie auf ihre Ursachen zurückgeführt haben. Hierunter gehören Freind, Mead, Surham, Pringle, die edinburghischen Ärzte; Boerhaave, Gorter, van Swieten, Hofmann, Haller, Ramazzini, Bianchi, Lancisi,

u. m.

u. m. Allein, wer könnte hier die Fehler der berühmtesten medicinischen Schriftsteller, und ihre unendlich vielen Bände voller Irthümer erzählen? Es ist ein angenehmer Betrug der menschlichen Vernunft, sich über ihre Grenzen zu schwingen. Allein, so groß der Begriff ist, den man hierdurch von der Größe des Genies erhält, so gewiß bleibt doch das, was Hippocrates sagt, daß es in den praktischen Künsten nicht angeht, daß dieses der Stein des Anstoßes der Ärzte, und das Verderben der Arzneykunst sey.

Unsre Feinde würden eine große Unwissenheit verrathen, wenn sie eben um deswillen die Arzneywissenschaft als eine empirische Kunst, für unzuverlässig und nichtswürdig ausgeben wollten. Es ist wahr, daß unsre besten Theorien, nachdem sie eine Zeitlang Mode gewesen, unter ihrer eignen Last versinken. Aber dieser Flecken der Arzneykunst ist ein Schatz, der von der allgemeinen Naturlehre her auf sie fällt, und sie verdunkelt. In dieser letztern Wissenschaft herrschen die Moden der Hypothesen und der Systemsucht immer wechselweise, und man duldet sie darin, weil sie nicht ohne allen Nutzen sind. Die Arzneykunst ist die Tochter der Naturlehre, und wird von ihrer Mutter nach der Mode gekleidet. Man sieht sie in diesen Gestalten am liebsten, und darum läßt man sie ihr, bis sie alt werden. Alsdann giebt man ihr neue. Es läßt sich nicht behaupten, daß dieser Modewechsel ohne allen Nutzen wäre. Die Arzneykunst wächst, wie die Kinder, in mancher Kleidung besser, gerader und proportionirlicher; in mancher verwächst und verkommt sie. Allein, die Person bleibt immer im Grunde von allen diesen Gaukeleyen unabhängig, und behält ihr Wesen und ihre Natur für sich. Ihr Leib ist eine Zusammensetzung von unzähligen Erfahrungen und Beobachtungen, und eine reine, uneingenommene, vorsichtige Vernunft, die dieses Ganze zur Wohlfahrt der Menschlichkeit dirigirt, ist ihre Seele. Die Systemschreiber sind ihre Schneider; sie sind ihr eben das, was die Dichter der nackenden Wahrheit sind. Sie geben ihr Kleidung, damit sie gefalle. Dieses Handwerk gelingt einem besser, als dem andern; und dem es am besten gelingt,

der wird der Modeschneider. Man hat noch nicht gehört, daß Weise ein Mißtrauen in die Wahrheit gesetzt hätten, ob sie sich ihnen gleich in dem verschiedensten Aufpuzze zeigt. Sie wird darum nicht weniger verehrungswürdig, weil sie mancher Dichter schlecht einkleidet. Sie wird dadurch nicht inwendig vollkommener, wenn sie ein Gellert, ein Sagedorn aufpuzt. Aber sie zieht mehr Augen auf sich; sie gewinnt mehr Liebhaber, und unter diesen ist immer einer, der sich ihrer Person mehr annimmt, als ihrer Kleider, daß sie dabei gewinnt. So ist es auch mit den Moden in der Arzneykunst. Ihr verschiedner Aufpuz verändert ihre Person nicht wesentlich. Sie bleibt auch in dem schlechten Kleide, das ihr Doldius gab, noch verehrungswürdig. Sie hat vortrefliche Modeschneider gehabt, die sich selbst ihrer Person angenommen, und durch die sie unendlich gewonnen hat. Durch ihren Aufpuz haben sie ihr Liebhaber verschafft, die sie auf den Gipfel ihres Ruhms gesetzt haben. Ihre Namen sind der Ruhm unsrer Zeiten, und die Bewunderung der Nachwelt.

Mein Herr,

Nachdem Sie in Ihrem 166sten Blatte die hypochondrischen und hysterischen Phantasien in einerley Klasse gesetzt, und vermuthet haben, daß die Capricen und seltsamen Phantasien der Vaporen ihren Ursprung nicht sowol aus demjenigen Eingeweide, das Männer nicht haben, als vielmehr aus einer im Grunde verdorbenen Verdauung des Magens und der Gedärme nehmen, oder daß vielmehr der wahre Sammelplatz und Mittelpunkt aller ihrer Beschwerden in den Verdauungswegen zu suchen sey; so habe ich mich eines merkwürdigen Beyspiels von einer jungen Frauensperson erinnert, die diese Ihre Vermuthung auf alle Weise bestärkt, obgleich damals alle Aerzte der Meynung waren, daß diese ganze Krankheit ein wahrhaftiger hysterischer Zufall sey.

Diese Person war die Frau eines Dorfküsters, eines Mannes, der sich die Ehre nimmt, sich mit zur Geistlichkeit zu rechnen, und dessen Frau sich also einbildete, daß sie vom Teufel besessen seyn müsse. Sie hatte nach ihrer letzten Entbindung im Wochenbette, und Jahr und Tag nachher keinen Tropfen Blut verlohren; und dieses war vermuthlich der Grund, worauf das ganze Verderben ihrer Ver-

daunungskräfte beruhete. Von dieser Zeit an hat sie eine Menge seltsamer Zufälle gehabt, davon ich die, für deren Richtigkeit ich stehen kann, hier erzählen will. Sie fing vor einiger Zeit an, sich zu brechen. Wissen Sie, was sie wegbrach? Wallrath. Geschmack, Geruch, Farbe, Consistenz, alles kam so sehr damit überein, daß ich glaube, es würden es alle Apotheker dafür gehalten haben. Eine Zertasse voll von dieser geronnenen Festigkeit ward einige Wochen lang aufgehalten; und nachdem die wässerigen Dünste davon gegangen waren, so blieb ein weißer Talg zurück, der sich mit einem Spatel in kleine Krümchen zerstoßen ließ, aber von dem gelindesten Anhauchen, oder der Berührung mit dem Finger zerschmolz, und eine stinkende Festigkeit an dem Finger zurückließ. In diesem Talge fand ich beim Umrühren eine unbeschreibliche Menge kleiner brauner Haare, davon einige einen Zoll lang waren, und unten eine kleine Wurzel hatten. Eben dergleichen Haare wurden häufig in dem frischen Wallrath gefunden, den sie denselben Tag erst weggebrochen hatte. Man konnte sie nicht leichter, als andre Haare, zerreißen, und sie krümmten sich auch auf eben die Art an den abgerissenen Enden. Wenn sie verbrannt wurden, roch es natürlich, wie verbranntes Haar. Den Wallrath leitete die Kranke vom Leviathan, den sie mit einigen Criticks für den Teufel, und die Haare von einer alten Frau her, die sie für seine Vertraute hielt. Denn, Sie müssen wissen, daß diese Frau in einer halben Verrückung war, die Paroxysmusweise wieder kam, und worinn sie in einer Stunde mehr redete, als zehn Klätcherinnen in einem Tage. Wenn diese Stunden kamen, so schwachte sie mit der größten Geschwindigkeit unaufhörlich, es mochte jemand bey ihr seyn, oder nicht. Hierauf hatte sie wieder Stunden, worinn ihr kein Mensch ein Wort abzwingen konnte; Stunden, worinn sie für todt lag; andre, worinn sie gieng und stund, und ihre Geschäfte abwartete, wie sichs gehörte; noch andre, worinn sie Posturen machte; worin sie wüthete; worinn sie ihrem Herrn Geistlichen Ohrfeigen gab; worinn sie betete; aber manchmal in einigen Wochen keine Stunde, worinn sie schlief.

Bald nach dem oberwähnten Erbrechen von Wallrath und Haaren verwandelte sich die Materie in eine trocknere Masse, welche den Sägespänen glich. Das Erbrechen ward ihr sehr beschwerlich, weil diese Materie ganz trocken heraus kam, und schon im Munde, wie Sägespäne aus einander fiel. Sie war nicht fett anzufühlen, zerkrünte sich zwischen den Fingern in ein Pulver, gab einen sauren Geruch, und spragelte im Lichte. Eben solche seltsame Sachen giengen zuweilen durch die Sedes von ihr. Einstmals waren es lange Röhren von einer halben und ganzen Elle, die ziemlich zähe, und braun von Farbe, inwendig aber glatt, wie polirte, waren. Man hat sie, wie ein Fell, mit der Scheere der Länge nach aufgeschnit-

ten, und sie haben auf der inwendigen Fläche nicht anders gegläntzt, als ob sie mit einem Firnisse überzogen wären. Zu einer andern Zeit war die Materie dem Schaafkothe so ähnlich, daß sie einen Hirten betrogen haben würde, u. s. w.

Weil diese Frau keinem Arzte getreu war, und solches selbst gesund, konnte man keine Cur mit ihr versuchen, und sie ist nach einiger Zeit in den elendesten Umständen gestorben. Sie ist ein deutliches Beyspiel von einer Verrückung, die sich lediglich im Unterleibe entsponnen hatte; und wenn wir bedenken, daß es viel hundert unsinnige Mannspersonen giebt, die eben so seltsame Zufälle haben, so kann man wol schwerlich behaupten, daß diese Krankheiten in beyderley Geschlechtern von wesentlich verschiedener Natur wären. Es erhellet aber so viel daraus, daß unordentliche Blutbewegungen im Unterleibe allein den Grund zum gänzlichen Verderben der Verdauungskräfte legen, und dadurch einen Unsinn erzeugen können, der doch allemal mit Gehirnstärfenden Arzneyen ungründlich bestritten werden würde. Ich bin, u.

L. A.



Hundert neun und achtzigstes Stück.



Gleim.

— — — — Die Gicht,
Mit lahmen Füßen, krummen Händen,
Und kupfrigem Gesicht.

Als der alte Serapion überredet worden war, seinen Gözendienst zu verlassen, und einen einzigen unsichtbaren Gott zu glauben, weinte er, als er sein Gebet thun wollte, und klagte: Man hat meinen Gott von mir genommen! Eben so wird es den gichtischen Leuten ergehen, die ich heute durch meine Gründe bekehren werde. Sie werden bald merken, welche Götzen ich ihnen entreißen will. Auf die Götzen des Bauchs wird es angesehen seyn, und der

Anblick

Anblick der Mahlzeiten, die ich ihnen vorsehe, wird ihr Fischgebet in Serapions Seufzer verwandeln.

Ich erinnere mich wol, daß ich schon in meinem 93sten Blatte, nach Anleitung des Herrn D. Satté, von den gichtischen Krankheiten gehandelt habe, und bescheide mich gern, daß dieser Aufsatz für meine Leser hinreichend seyn könne. Allein ausserdem, daß daselbst nur der Gebrauch der *Mora* hauptsächlich zur Cur dieser Krankheiten angepriesen worden, und die Absicht nicht war, die Verhütung derselben ausführlich zu lehren, wozu ich heut Anleitung zu geben gedenke, muß ich auch gleich vorläufig sagen, daß ich jetzt die Gicht aus einem ganz besondern Gesichtspunkte betrachten werde, woraus ich meinen Lesern bisher schon viel andre Krankheiten gezeigt habe. Es ist die Verhältniß der Gicht gegen die Fehler der Verdauung. Denn, sie gehört in die Reihe der Nervenkrankheiten, deren Zusammenhang mit den Verrichtungen des Magens ich meinen Lesern in einigen besondern Abhandlungen zu zeigen versprochen habe.

So weit hergeholt es anfangs Vielen scheinen möchte, das Reißen der Glieder für eine Krankheit auszugeben, die ihren Ursprung aus dem Magen nähme; so gewiß glaube ich doch davon überführt zu seyn, ohne diese Ueberzeugung bloß einer Bemühung, nur das, was ich finden wollte, zu finden, zu danken zu haben. Der Magen scheint einer Spinne ähnlich zu seyn, die in der Mitte ihres Gewebes über alle Fäden gebietet, die bis zu den äußersten Enden desselben hinlaufen.

Wer sind doch die Candidaten der Gicht? Wenn ich, ohne für meine Meynung eingenommen zu seyn, die Antwort aus dem Munde aller praktischen Aerzte und Beobachter nehme; so sagen sie einstimmig, daß es überhaupt Leute sind, die in der guten Lebensordnung fehlen, und insbesondere solche, die ihre Verdauungskräfte ruiniren. Nicht die mageren, arbeitsamen, sehnigten, harten Bauern, Soldaten, Matrosen, sondern die Zärtlinge, die weichen Bollüstlinge, die bequemen Reichen, die Schwelger, die Süßen, die ganz Gefühl, die Massen, die ganz Durst, die Empfindlichen, die ganz Leidenschaft sind, die sind in beyden Geschlechtern die wahren

D d 5

Can-

Candidaten der Gicht. Wenn man diese Leute mit einander vergleicht, um Etwas zu finden, das sie alle gemein haben, und das solche Folgen nach sich ziehen kann; so ist es unstreitig eine verdorbene Verdauung. Der Bacchusbruder, der sie vertrinkt, der müßige Bequeme, der sie verlißt, der Empfindliche, der sie verzürnt, der Greßer, der sie verschmaußt, der Wollüstling der sie entkräftet, und der gezogene Zärtling, der sie nie gut beseßen hat; alle diese Leute haben verdorbene Magen, und gleich im Anfange ihrer unordentlichen Lebensart begleitet sie schon die Hypochondrie, wie ein Schatten. Der Fortgang ihrer Diät und deren Folgen macht sie gichtisch; und diese Beobachtung ist so beständig und augenscheinlich, daß viele der angesehensten Beobachter den ganzen Kram der gichtischen Krankheiten für nichts anders, als den zweiten Grad der Hypochondrie, erkannt haben. Wenn ich nun dieses in andres Deutsch übersetzen soll, so heißt es eben so viel, als daß die Gicht die Folge einer langwierigen übeln Verdauung sey. Gewiß, dieses einzige Argument, womit ich hier nur den Anfang mache, ist schon eine vollständige Demonstration, daß die Gicht aus dem Magen geböhren werde. Inzwischen will ich aus ganz andern Beobachtungen eben dasselbe bestätigen. Die Geschichte der Gicht und ihrer Cur ist ein an einander hangender Beweis dieser Wahrheit.

Die Gegend des Magens leidet bey allen Gichtischen schon, ehe der Ausbruch ihrer Zufälle erfolgt. *Selmontius* sagt, daß die Podagrigen ihre Paroxysmen aus einer gewissen Bewegung in dieser Gegend voraus merken können, und ist Zeuge, daß sie oft so empfindlich gewesen, daß die Kranken keine Hand darauf haben leiden können. Ich lese anderwärts, daß ein gewisser junger Mensch, der an der rechten Hand einen mit Geschwulst und Röthe vergesellschafteten gichtischen Fluß hatte, drey Tage nach dem Anfange dieser Krankheit eine schnelle und sonderbare Bewegung in der Herzgrube empfunden, die er so beschrieben, als wenn auf einmal viel gespannte Saiten abgespannt würden, und daß darauf im Augenblicke Schmerz, Geschwulst, Röthe und alles verschwunden sey. Wenn in der Gegend des Magens, z. E. im Zwerchfelle eine

eine Entzündung vorhanden ist, und diese Entzündung nach und nach zertheilt wird; so stürmt zuweilen die Materie der Krankheit, nach *Junkers* Beobachtung, in die Glieder hinaus, und macht in denselben gichtisches Reißen und Entzündungen. *Ettmüller* hat angemerkt, daß die Gichtischen kurz vor ihren Anfällen zu Verstopfungen des Leibes geneigt sind, und zugleich in der Herzgrube eine Beschwerlichkeit empfinden, die sie nicht beschreiben können. *Sydenham*, der uns eine so vollkommene Beschreibung der Gicht hinterlassen hat, als man sie von einem so fleißigen Beobachter, der selbst ihr Märtyrer war, erwarten konnte, versichert uns, daß man von ihren Schmerzen überfallen werde, ohne irgend eine andre vorhergehende Empfindung davon zu haben, als daß einige Wochen zuvor der Magen mit Cruditäten und Unverdaulichkeit beschwert sey, und daß sich kurz vor dem Ausbruche ein ganz unnatürlicher Appetit zum Essen einfinde, der einer Fressucht gleich käme.

Herr *Bergius*, welcher die Ursache der Gicht in einer sehr feinen und flüchtigen Schärfe findet, bemerkt, daß einige Zeit vor dem Anfalle die Ausdünstung so scharf sey, daß das Silber, das man am Leibe trägt, wie Schwefel davon anlaufe. Darauf äußern sich Fehler in der Verdauung, geschwächter Appetit, Blähungen, saures und faulendes Aufstoßen, u. d. gl. zum deutlichen Beweise, daß diese Schärfe die Verdauung unmittelbar vorher verderbe, ehe sie die Glieder angreift. Herr *Odelius* hat die Uebermäßigkeit im Essen und Trinken ebenfalls für die wahre Ursache der Gicht erkannt, und Herr *Liger*, der sie so schön mit Champagner- und Burgunderweine zu curiren weiß, leitet dieselbe von einem überflüssigen Schleime her, der sich aus den Nahrungsmitteln erzeugt, und die Säfte verdickt.

Wenn der Paroxysmus wirklich eingetreten ist, und zunimmt, so bemerkt *Ettmüller*, daß die Kranken über eine gewisse Hitze um die Gegend des Magens klagen, die ihnen Durst macht, und den Appetit verdirbt. *Sydenham* bemerkte, daß in den ersten vierzehn Tagen der Leib verstopft sey, und der Appetit gänzlich mangle. *Pye* hat bey einem

podagrifchen Manne gefehn, daß der Schmerz bisweilen plötzlich immer weiter hinauf bis in den Magen gestiegen, worauf der Kranke eine Menge grünes und sehr scharfes Wasser ausgebrochen, und so gleich seinen Anfall verlohren hat, mit welchem auch der sonst damit verknüpfte stinkende gelbfärbende Schweiß, der üble Geruch des Mundes, und der feurige Urin aufhörte. Alles dieses sind Beweise eines offenbaren Zusammenhanges der gichtischen Zufälle mit der Verdauung, die sich aber noch deutlicher beym Zurücktreten der gichtischen Materie offenbaren, indem sie gemeinlich wieder an den Ort zurückkehrt, von welchem sie ausgegangen war.

Mead hat diesen sonderbaren Zusammenhang mit vieler Aufmerksamkeit beobachtet. „Es ist hierbey etwas zu merken, sagt er, was ich sonst eben nicht bey andern Krankheiten gefehn habe, daß die Gicht, wenn sie auf den Magen schlägt, denselben auf eine wunderbare Weise gleichsam starr und unempfindlich, und der Empfindung nach so kalt mache, daß er Wein, wie Wasser, und die hitzigsten Spiritus am besten und leichtesten vertragen kann. Diesen Umstand muß der Arzt in Betrachtung ziehn, und den Kranken nicht nur häufig guten Wein, sondern sogar Brantweine zum Getränk reichen, die mit Schlangenzwurzel, Ingwer und Knoblauch stärker und feuriger gemacht sind. Ja, wenn dieses noch nicht genug wäre, so muß man gar die Pulver von Schlangenzwurzel, Ingwer und langem Pfeffer, mit der Confectione cardiaca vermischt, eingeben.“ So will ein gichtischer Magen gewärmt seyn! Sydenham hat von eben dieser Sache fast gleichlautende Beobachtungen. „Das Zeichen der zurückgetretenen Gicht, sagt er, ist ein Magenschmerz, mit Erbrechen und großer Beschwerlichkeit verbunden. In diesem Falle trinke ich Biermollen, (Posset) oder dergleichen; und wenn ich dieselben ganz wieder weggebrochen habe, trinke ich einen Schluck canarischen Sekt mit achtzehn Tropfen Laudanum, worauf ich mich zur Ruhe lege.“ Weder der rothe französische Wein, noch der Theriak, noch alle Herzkstärkungen scheinen diesem erfahrenen Manne wider die Schwachheit und schlechte Verdauung des Magens
in

in der Gicht so viel Kraft zu besitzen, als dieser Sekt, wovon er dann und wann etwas zu sich nahm, wenn er sich besonders schwach und krank befand. Er wußte mit allen Beobachtern, daß ein hartnäckiger Durchlauf zuweilen die gichtische Materie aus den Gliedern zurückziehe, und es ist eben so merkwürdig, daß sich die zurücktretende gichtische Materie nach den Gedärmen wende, als daß sie wieder mit großem Ungestüm in die Glieder hineingehe, so bald man einen nachdrücklichen Schweiß erregt; wohingegen das Laudanum oft unvermögend ist, einen solchen Durchlauf zu stillen.

Aus dieser einzigen Beobachtung läßt sich abnehmen, wie schnell die gichtische Materie aus den Gedärmen in die Gelenke, und wieder zurück den Weg finde. Es erhellet, warum sich vor den Anfällen der Gicht eine Zeitlang der Leib verschließt, weil der Durchlauf ihren Ausgang in die Gelenke hindert. Wir werden den Nutzen hiervon bey der Cur oder Verhütung der Gicht sehen. Zugleich ist offenbar, wie schnell die gichtische Materie, so bald die Aussüßung der Glieder unterbrochen wird, ihren Weg wieder aus den Gelenken in die Gedärme findet, und mit welcher Gewalt sie in dieselben zurückgeht, so bald der Leib verschlossen, und die Aussüßung wiederhergestellt wird. („Quod si fiat ad biduum triduumve per duas tresve horas continuas, sagt Sydenham, sistetur ut plurimum diarrhoea, & morbi fomes magna vi in artus detonabit.“) Hieraus können sich die Theoristen ihr Herz erleichtern, wenn es ihnen nicht möglich scheinen sollte, zu erklären, wie die gichtische Materie in den Verdauungswegen erzeugt und gesammelt, und von da, durch eine so schnelle Versetzung, in die Gelenke der Glieder getrieben werden sollte, so bald die tägliche Leibesöffnung in Stecken geräth. Die Erfahrung beweist die Möglichkeit der Sache, und man überläßt es billig den Theoristen, sie zu erklären. Wenn Sydenhams Zeugniß allein nicht hinlänglich ist, so überlege man noch die folgenden Beobachtungen des Musgrave. Man wird darinn etwas finden, das mit jener übereinkommt. „Bey der Gichtcolik,“ sagt er, muß, nach einer hierzu ausgesuchten Purganz, Arzney gegeben werden, die das Podagra wieder heraus-
jagt.

»jagt. Hierbey ist aber eine Sache von der äußersten Wichtigkeit sehr wohl zu überlegen, nämlich, daß alle Hoffnung, »eine regelmäßige Gicht in den Gliedern hervorzubringen, »seitel und vergebens sey, so lange die Gedärme unrein, und »mit groben Materien beschwert sind.« (»Sed, quod maxi- »mi est momenti, probe animadvertendum est & recor- »dandum, quod vana & frustra arthritidis regularis »in artubus excitandæ sit spes omnis, quam diu in- »testina fuerint immunda, facibusque onerata.«) Auf welchem andern Grunde kann diese Sache wol beruhen, als weil die gichtische Materie nicht eher in ihrer ganzen Masse nach den Gelenken gehn kann, als bis die in den Gedärmen fortgeschafft, und die stete neue Erzeugung derselben in den Verdauungswegen verhütet wird? Dieses geschieht aber durch die Reinigung der Gedärme von ihren groben Unreinigkeiten, und dann erst wird die Gicht in den Gliedern regulair. Zeigt uns nicht **Nusgrave** gleichsam mit dem Finger die Werkstatte der gichtischen Materie in den Gedärmen? Nachdem die Colik, die vor dem Durchlaufe vorhergeht, durch eine Abführung gezähmt worden, stillte er den gichtischen Durchlauf und die Ruhr mit dem Laudano, und dann trieb er den Feind mit aller Gemächlichkeit in die Aussenwerke. Diese Methode, die gewiß nachgeahmt zu werden verdient, würde meiner Meynung zum Besten ersonnen zu seyn scheinen, wenn ich sie selbst vorgeschlagen hätte. Allein, die Erfahrung hat sie den **Nusgrave** gelehrt, ohne daß er sich vorgesezt hatte, den Ursprung der gichtischen Krankheiten aus dem Magen herzuleiten.

Inzwischen haben doch fast alle gute Beobachter diese Herleitung gewissermaßen bejahet, da sie die Ursachen der Gicht hauptsächlich in solchen Ausschweifungen gefunden, die die Verdauung verderben, und ihre Maximen nach dieser Einsicht bestimmt haben. Ich würde den Raum verschwenden müssen, wenn ich nur die Namen von allen hiehersezen wollte, die dieses gethan haben. Die meisten sagen das, was **Bagliv** sagt: Der Wein, Venus, die Ruhe und der Rausch hindern auf immer die Cur der Gicht, und Viele nehmen den

Zorn

Zorn noch mit in die Reihe. Die Schmausereien und bacchantischen Ausschweifungen gehen unmittelbar auf den Magen, den sie ruiniren. Die müßige Bequemlichkeit hat die schlechte Verdauung zur nächsten Folge, weil sie hypochondrisch macht. Der Zorn reizt durch die Ergießung der Galle die nervigten Theile der Verdauungswege, und die ergossene Galle verdirbt den Brey der Speisen. Die venenrischen Ausschweifungen schwächen das ganze System der Nerven, und dadurch fast zuerst die Verdauung; wie denn die Hypochondrie eine ihrer ersten Folgen zu seyn pflegt. Die Liebhaber derselben sind gemeiniglich auch Freunde des Schmausens und des Bacchus; und dieß macht sie zu würdigen Candidaten der Gicht.

Ich will mir aus allen Beobachtern nur einige wenige herausnehmen, die uns das Geheimniß gelehrt haben, die Gicht zu verhüten, damit man sehe, worauf es ankommt. **Lister** empfiehlt hiezu die goldene Regel von der Enthaltbarkeit, und sezt das über alles: Wenig zu speisen. (»Unica illa aurea regula de abstinentia mihi certe »maxime arridet; nempe ut iis, quibus aut integra sanitas, »aut longiora valetudinis bonæ intervalla cordi sunt, par- »va cibatio summæ curæ sit; atque hoc omnibus, quocun- »que statu & conditione sint, cum ipsius quoque exercitii »loco esse potest, etiam pedibus ex toto captis.«) Selbst das Geheimniß der **Stahlianer** wider die Gicht, selbst die Leibesbewegung, die sonst in der That ein großes Hülfsmittel ist, kann durch die strenge Enthaltbarkeit ersetzt werden. Andre Schriftsteller versichern, daß nichts die Gicht, die schon curirt worden ist, geschwinder wiederbringe, als der Rückfall in der Diät, und daß zur Verhütung derselben eben dieselbe Diät bis ans Ende des Lebens beybehalten werden müsse, die in der Cur derselben vorgeschrieben wird; und, ach! wie mager ist die nicht! Brunnenwasser, Zwieback, Haverschleim, Butterbrodt, Graupen, Hirse, Spinat, junge Gartenfrüchte, getrocknetes Obst, Milch und Brodt, und, welches hier noch das beste ist, von allem nur wenig! Geringe Kost, und kaum satt! Dieß ist das Geheimniß.

Wenn

Wenn zur Verhütung der Gicht Arzneien gebraucht werden sollen, so haben schon vorlängst die Londonischen Aerzte ein Pulver dazu vorgeschlagen, das alle Monate mit weißem Wein genommen werden soll, und welches nichts anders thut, als daß es die Gedärme reinigt. Es bestand aus gleichen Theilen von Turbithwurzel, von Hermodactel- und Jalappenwurzel, und vitriolischem Weinstein, und die Dosis war von jedem 15 Gran. Dieser und allen andern Arzneien zieht aber dennoch Allen beym nahe bevorstehenden Podagra ein Brechmittel vor. („*Ast omnium Vomitus est prophylacticum praestantissimum, qui potest provocari emeticorum ope in insigni humorum collevie, ubi junctura admodum laxa, & morbus praeforibus est. Atqui Podagricus est vir sui arbitrii, praeceptis medicis non auscultat, sed genio in valetudinis incommodum plerumque indulget.*“) Dieses letzte übersehe ich nicht, damit die Gichtischen, die es nicht verstehen, es nicht lernen.

Nach diesen Vorbereitungen wird man errathen können, ob die Beobachter unter den Practicis den Grund der Cur der Gicht bey den Gelenken oder im Magen gefunden haben. Es ist wahr, man liest überall Vorschläge, wie die schmerzhaften Glieder durch ihnen beygebrachte Arzneien gepflegt und beruhigt werden können. Bey einer so schwerzhaften Krankheit ist keine Linderung zu verschmähen. Die Kranken lieben sie über alles; der Arzt giebt sie mit billiger Willfährigkeit. Aber diese Linderung ist nicht die Cur; und selbst die Wirkung der *Nora* kann die Cur eines Paroxysmi der Gicht, aber keine gründliche Cur der Gicht seyn.

Sydenham lehrt die gründliche Cur durch Arzneien. „Die Digestive, sagt er, die den Magen stärken, und die Verdauung befördern, erreichen den Zweck. Sie müssen in den Zwischenzeiten der gichtischen Anfälle, und, wenn sie recht nützlich seyn sollen, so lange vor ihnen als möglich, gebraucht werden.“ Er ist es, der um des schwachen Magens willen den Canariensect anpries, und andre machten ihn mit Zitwerwurzel noch stärker, um den bey dieser Krankheit gewöhnlichen Ekel damit zu vertreiben. Ettmüller

machte

machte den Anfang der Cur des Podagra mit einem Brechmittel oder einer Purganz, die er aber im Fortgange des Uebels widerrieth, wovon sich der Grund aus dem begreifen läßt, was oben vom Zurücktreten der Gicht gesagt worden ist. Piccarn, der die Purganzen verwirft, preiset dagegen die Brechmittel zur Cur; und wenn wir die Schriften andrer Aerzte durchgehen, so finden wir zwar, daß sie, dem Namen nach, andre Arzneien verordnen, die sich zu ihren vorausgesetzten Theorien schicken, daß sie temperirende, die Schärfe dämpfende, oder beruhigende Arzneien geben, und nichts von der Verdauung erwähnen. Allein, wenn wir ihre antispastischen, versüßenden, beruhigenden Pulver mit unparthenischen Augen betrachten; so sehen wir doch, daß alle Kraft, die sie besitzen mögen, den Digestiven zuzuschreiben sey, welche darinn die Oberhand haben.

Sennert lehrt uns die gründliche Cur der Gicht ohne Arzneien. Ich will zu dem, was er sagt, kein Wort hinzufügen. „Als ich einstmals Gliederreißen hatte, und darüber verschiedene Schriftsteller zu Rathe zog, fand ich sie alle darinn übereinstimmig, daß bey der Cur der Gicht auf die gute Diät mehr Hoffnung zu setzen sey, als auf die Arzneien.“

Wie vereinigt sich nicht alles, um uns den wahren Ursprung der Gicht in der verdorbenen Verdauung zu zeigen! Dieser Beweis würde noch deutlicher seyn, wenn ich die besondern Arten der Gicht durchgehen könnte. Allein, ich will, da ich ihn schließen muß, nur von einigen einzelnen Beobachtungen anführen.

Wie oft sind nicht die Kopfschmerzen überhaupt, vor allen aber die gichtischen einseitigen, (*Migraine*) nur offenbare Folgen der übeln Verdauung! Es giebt Leute, deren öftere Kopfschmerzen nie anders, als nach einem Erbrechen, oder nach dem Gebrauche von Digestiven, Purganzen und Magenstärkungen aufhören, und die ihnen auch durch eben dieselben Mittel vorbeugen müssen. Die hypochondrischen und hysterischen Kopfschmerzen sind fast ohne Ausnahme Folgen der schlechten Verdauung, und selbst die, so von andern Ursachen, von Kohlendampfe

Der Arzt VIII. Th. Berth. Aug.

E e

und

und andern Dünsten erregt werden, greifen den Magen an, und verursachen Erbrechen. Willisius wußte Beispiele, wo die Gefäßigkeit und ein verdorbener Magen Kopfschmerz gemacht hatten, dessen Cur ein Durchlauf oder Erbrechen war. Wepfer fand, daß die Galle, wenn sie die Gallenblase zu weit ausdehnt, Kopfschmerzen verursachte. Im Bonetus finde ich, daß ein Magengeschwür langwierige und unaushörliche Kopfschmerzen erregt habe. Ettmüller wußte, daß unter allen Kopfschmerzen, die ausserhalb dem Haupte ihren Grund haben, die vom Magen die allergemeinsten wären; und sogar Celsus urtheilte schon, daß bey ungewöhnlich heftigen Kopfschmerzen das Blutlassen nicht so nöthig wäre, als das Fasten und die Abführungen. Die gichtischen Kopfschmerzen haben sehr oft ihren Ursprung aus dem Unterleibe. Junker bemerkt, daß dabey der Leib gemeinlich verstopft sey; und weil er fand, daß fast allezeit Cruditäten in den Verdauungswegen vorhanden wären: so rieth er zur Cur derselben Brechmittel, mit einer Purganz verbunden, und Clystiere, und wußte Beispiele, wo die niederschlagenden Arzneien keine Wirkung gethan, hingegen das Erbrechen die Schmerzen alsobald vertrieben hatte. Er schrieb um deswillen solchen Kranken eine leichte Diät und den Gebrauch der besten Digestive vor. Ein Umstand bewog ihn, den Zusammenhang der Migraine mit den hypochondrischen und hysterischen Zufällen zu erkennen. („Quod hemierania sinistrum plerumque latus afficiat, meditationem suppeditat de conspiratione hujus adfectus cum pathematibus hypochondriaco-hystericeis, quæ etiam in sinistro plurimum latere observantur.“) Selbst die benachbarten Theile des Magens dürfen nur leiden, wenn zuweilen die Migraine entstehen soll. Dieses beweist die Beobachtung des Thomas Bartholins, daß die, so mit dem Nierensteine behaftet sind, auf derjenigen Seite die Migraine bekommen, auf welcher sich in der Niere der Stein dem Abflusse des Urins widerseht. Von diesem einzigen Zusammenhange der Kopfschmerzen mit der Verdauung würde man leicht ein Buch von einigen tausend Beobachtungen sammeln können.

Die

Die Hüftgicht macht unter den übrigen Arten der Gicht keine Ausnahme. Alle innerliche Arzneien, die Mead dawider verordnete, waren Purganzen; und Lister wußte für diese Gicht insbesondere nicht bessers zu rathen, als Colloquinten in den Clystiren.

Eine besondere Art der Brustgicht, oder falschen Pleuresie, ist allezeit ein Kind der Winde und der schlechten Verdauung. Sie überfällt die Windfüchtigen, so bald sich bey ihnen die Blähungen in einer Krümmung der Gedärme so lange verweilen, bis ein Krampf dahinter kommt, der sie fest hält, und ihnen den Ausgang verschließt. Diese grausamen Stiche in den Seiten erfordern vom Arzte, nach Junkers Rathe, vor allen gelinde Purganzen, oder wenn sie auf Zorn folgen, alsobald Brechmittel. Ich übertreibe nichts, wenn ich sage, daß ich von diesen Zufällen wol tausendfältige Erfahrung habe. In unsern Gegenden, wo man vielleicht besser ist und trinkt, als sonst irgendwo in Deutschland, sind die Krankheiten der schlechten Verdauung zu Hause, und hier kann man den Ursprung der Gemüths- und Nervenkrankheiten, der Gicht, und insbesondere dieser falschen Pleuresie kennen lernen. Das freywillige Erbrechen, das bey diesen Seitenstichen so viel Erleichterung schafft, die fast untrügliche Wirkung des andern oder dritten Clysters, der deutliche Eintritt der Winde in eine Bucht der Gedärme im Anfange, und ihr Austritt beym Beschlusse der Schmerzen, ja endlich auch die Verhütung dieser sonst sehr oft wiederkehrenden Stiche, durch den einigen Gebrauch der Digestive, und zwanzig andre Umstände mehr, machen es unwidersprechlich gewiß, daß diese Krankheit einen Fehler der Verdauung zum Grunde habe.

Wenn sich ein Arzt bey allen diesen Krankheiten von vorgefaßten Meinungen blenden läßt, und nur wider die nähern Ursachen derselben streitet; wenn er die Nerven beruhigen, die Gelenke stärken, die Masse des Blutes reinigen, und ich weiß nicht, was noch sonst für gelehrte Meisterstücke machen will: so wünsche ich nicht, sein Patient zu seyn. Es kann sich zutragen, daß er den Kranken Erleichterung verschaffe;

Es 2

ja,

ja, es ist sogar möglich, daß er sie curire, indem er zum Glücke Arzneyen erwählt, von welchen er glaubt, daß sie in ganz andern Theilen ihre Wirkung thun, und die doch nur dem Fehler der Verdauung abhelfen, aber, wie gesagt, auch um eben dieser Ursachen willen möchte ich nicht sein Patient seyn. Ein Arzt, der uns wider seinen Willen curirt, würde uns mit seinem guten Willen auch verderben; und wer unsre Krankheiten nur lindert, ohne ihren ersten Grund aus dem Wege zu räumen, der ist ein Lüncher einer losen Wand. Wenn man die Wicht aus ihrem wahren Gesichtspunkte betrachtet, so ist es eine zuverlässige Sache, einen jeden auf immer davon zu befreien, der nur gehorchen will, und dem es ein Ernst ist, sie zu verhüten. Es muß also an einem von beyden liegen; entweder daß die Aerzte den wahren Weg, sie zu verhüten, nicht anzugeben wissen, oder daß ihn die Patienten nicht einschlagen wollen. Ich will indessen nichts einwenden, wenn man behaupten wollte, daß zuweilen alles beydes zugleich die Schuld habe.

Mein Herr,

Sie werden wissen, wie gemein es sey, daß Leuten die Nägel an den Zähnen ins Fleisch wachsen, und daß sie hiervon unsagliche Schmerzen auszustehn haben. Die hierdurch verursachten Geschwüre gerathen zuweilen so übel, daß der Verlaß der Zähne unvermeidlich ist; und in diesem Betrachte ist das Uebel groß genug, um es einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Man hat mancherley Erfindungen gemacht, um diesen beschwerlichen Zufall zu verhüten; und ich selbst habe sie alle versucht, weil meine Füße viele Jahr lang damit geplagt gewesen sind. Ich habe zwischen das Fleisch und den Nagel der Zähne an den Seiten Carpen oder Leinwandfaden gestopft; ich habe mit erweichenden Dingen den Nagel weich erhalten, daß ihn der Schuh nicht ins Fleisch drücken möchte; ich habe wol alle vierzehn Tage die Seitenspitzen der Nagel mit der Nagelzange auslösen lassen; ich habe den Nagel dünn geschabt, und über das alles habe ich mir Schuhe zugelegt, die ich zuletzt den Antiquariis verkaufe, welche sie hin und wieder in die Naturaliencabinette versenden, um daraus zu beweisen, daß es ehemals diesen gegeben habe. Einen einzigen Rath habe ich noch unvollführt gelassen, weil er allzu grausam ist. Ich sollte die Nägel ungehindert fortwachsen lassen, bis sie sich endlich durch das

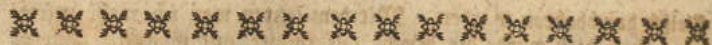
Fleisch

Fleisch durchbohren würden. Mit dem letzten war ich wohl zufrieden; denn dieß würde die Sache auf immer gut machen. Allein, das erste thut abscheulich weh, und die Cur dauert etwas lange. Zuletzt habe ich einen bessern Trost gefunden, der mich errettet hat. Diesen will ich bekannt machen.

Der Nagel der Zähne steht wie ein Gewölbe auf ihrem Fleische. Nicht nur die Schuhe, die auf den Nagel drücken, sondern das Fleisch der Zähne selbst, welche die Last des Körpers trägt, drängen die Nägel der Zähne in die Zähne hinein. Dieses geschieht aber, wie die Erfahrung lehrt, nie hinten bey dem Grunde des Nagels, auch nicht so weit er mit der Zähne selbst fest verwachsen ist, sondern am vordersten Rande, wo er sich von der Haut ablöst, so daß man unter ihm hinschauen kann. Ein beständiger Druck des ganzen übrigen Nagels wird die beyden Seiten desselben nie ins Fleisch drücken; allein am vordersten Rande, so weit der Nagel beschnitten werden kann, leidet er den Druck nicht, ohne zu beyden Seiten ins Fleisch zu dringen. Um dieses zu verhüten, wären etwa zweyen Anschläge möglich. Erstlich müßte man die Spitzen des äußersten Randes oft abschneiden, damit sie nicht ins Fleisch dringen könnten; allein, desto stärker wachsen sie wieder zu, und desto leichter erzeugen sich kleine Splitter, die das Uebel nur vermehren. Also muß man den andern Rath erwählen, welcher darinn besteht, daß man den Nagel, so weit er hervorragt, nur am vordersten Rande, und zwar so ausschneidet, daß die Spitzen an beyden Seiten unbeschnitten bleiben. Man pflegt gemeinlich bey dem Abschneiden der Nägel einen Bogen von einem Winkel zum andern zu schneiden, so daß der Mittelpunkt dieses Bogens auf der Fläche des Nagels zu suchen wäre. Statt dessen muß man gerade das Gegentheil thun, und den Nagel in einem solchen Bogen abschneiden, dessen Mittelpunkt vorwärts außerhalb der Zähne wäre. Solchergestalt würde der Nagel in der Mitte oben auf der Zähne am tiefsten ausgeschnitten seyn, und daselbst keine Wölbung formiren, die nicht mit der Haut zusammen gewachsen wäre. Drückt man nun gleich auf die obere Rundung des Nagels, so kann doch dieses die Spitzen an den Seiten nicht ins Fleisch drücken, weil diese weiter vorausstehen, und keinen Druck von obenher leiden können. Das von unten herauf drängende Fleisch aber bieget diese Spitzen, welche, weil sie obenher nicht zusammenstoßen, nachdem der Nagel oben ausgeschnitten worden, keinen Widerstand thun können, von sich ab in die Höhe; und auf solche Weise werden sie nimmermehr einwachsen. Dieser kleine Kunstgriff ist untrüglich, und die Erfahrung wirds lehren.

C. D.

Hundert



Hundert und neunzigstes Stück.



von Haller.

Dies hat der, der uns schuf, vor uns verbergen wollen.

Vor kurzem besuchte mich ein auswärtiger Freund, welcher begierig war, die hiesigen Merkwürdigkeiten kennen zu lernen. Unter der Menge derselben konnte ich, als ein Arzt, unmöglich der großen Krankenpflege auf unserm sogenannten Pesthose vergessen, die keine von den geringsten Wohlthaten ist, deren sich unglückliche Mitbürger unsrer Republik zu erfreuen haben. Die Menge der Elenden, die in diesem großen Hospitale versammelt sind, und darin Unterhalt, Wartung und Pflege, Rath und Arznei empfangen, macht in den Gemüthern der Zuschauer einen so rührenden Eindruck, daß auch die flüchtigste Seele mit einigen traurigen Empfindungen eine Zeitlang in sich selbst geht, um sich mit einer zärtlichen Schwermuth zu unterhalten, die nicht ganz unangenehm ist. Meine Aufmerksamkeit heftete sich vornehmlich an den Anblick so vieler Unseligen, die hier in ihren elenden Behältnissen gleichsam außerhalb der Welt wohnten, und diesen Theil des Hospitals in Miltons Chaos verwandelten. Es muß einen jeden, der nur einigermaßen zu reflectiren weiß, nothwendig in Erstaunen setzen, eine ganze Versammlung von lauter solchen Leuten beisammen zu sehn, die schlechterdings keinen von den ersten Grundsätzen der menschlichen Erkenntniß respectiren; die nach utopischen Gründen denken, und, mit eben denselben Werkzeugen der Sinnlichkeit, alle Dinge in der Welt anders empfinden, denken und beurtheilen, als andre, ja, als sie selbst, im Zustande ihrer Gesundheit. Dieses Erstaunen vermehrt sich, wenn man den Ursachen nachforscht, die eine menschliche Seele

Seele dergestalt zerrütten können, daß sie um ihrer Art zu denken willen aus aller menschlichen Gesellschaft verstoßen, und für vernichtet geachtet werden muß. Diese Ursachen sind außerhalb der Seele in der Maschine. *Qua ratio mali?* sagt der Herr von Haller. *Corporea certe, vincitur enim saepe purgationibus validissimis.* Ein Stein, eine Verhärtung im Gehirne, eine Ueberhäufung seiner Gefäße mit Blut, ein Fehler des Magens und Zwerchfells kann unsre denkende Kraft wider ihre eignen Grundsätze aufwiegen, unsre ganze Vernunft in den Grund der Seele versenken, und unsre Menschheit endigen, ohne doch die Maschine zu entseelen, deren Triebfeder die Seele ist. Wie eitel ist doch der Stolz der Menschen auf ihren Verstand, auf ihre Einsichten und Gelehrsamkeit, wenn uns so geringe Ursachen, wovon viel weder in unsrer Macht stehn, noch verhütet werden können, in kurzer Zeit unter die Bestien zu erniedrigen, und uns sogar das Andenken, daß wir jemals vernünftige Menschen gewesen, zu rauben vermögend sind.

Mit dergleichen Betrachtungen war mein Gemüth noch erfüllt, als ich im Begriff stand, meinen Lesern eine vor meinen wöchentlichen Betrachtungen zu schreiben. Da ich so viel wunderbare Dinge an den unsinnigen Personen bemerkt hatte, die niemand begreift, und die man um desto mehr wissen sollte, je unbegreiflicher sie uns wol immer sehn werden; so entschloß ich mich, bey diesen Betrachtungen zu bleiben, und meinen Lesern davon Theil zu geben.

Die Seele eines Unseligen geräth in ein Feuer, das bey der Einbildungskraft anfängt, und von hier aus das ganze Gebiet der Erkenntniß verwüstet. Die Vernunft, das Bewußtseyn, der Wiß, das Gedächtniß, ja, die Sinne selbst, leiden nur mit, weil die Einbildungskraft in Flammen steht; aber die Kraft des Nebels ist nicht in ihnen. Ich habe in meinem 69sten Blatte bewiesen, daß die Vorstellungen der Einbildungskraft eben so lebhaft werden, als die Empfindungen, ja, daß sie dieselben an Lebhaftigkeit übertreffen können. Wenn eine solche Hitze der Einbildungskraft zur Gewohnheit und zur Natur wird, so gerathen wir in diesen unglücklichen

Zustand, wo wir nicht einmal das, was wir empfinden, von dem, was wir uns einbilden, noch viel weniger von den viel schwächeren Vorstellungen der Vernunft, des Gedächtnisses und aller übrigen Seelenkräfte unterscheiden können; und dieß ist der Zustand der Verrückung. Alles, was die Einbildungskraft erhist, herrscht über die ganze Seele und über den völligen Charakter der Menschlichkeit. Ein *Newton*, ein *Leibniz*, der einen dichten Rausch hat, glaubt den Satz des zureichenden Grundes eben so wenig, als *Lange*. Er sieht am Himmel eben solche Chimären, als *Kindermann*, und in den Monaden alle die Urdinge, in die sie der Herr von *Justi* verwandelt hat. Gleichwol thut der Rausch an der Seele nichts anders, als daß er die Einbildungskraft erhist. Kaum ist dieses geschehn, so schmiegen sich die Vermögen der Seele, nach Maaßgebung ihrer natürlichen Schwäche, nach und nach unter ihr Joch. Die Vernunft wankt; das Gedächtniß stößt an; die Beurtheilungskraft irrt; der Geschmack sinkt, und verliert den Leitfaden des Wises, der ihm entläuft, und bey der Einbildungskraft Muthwillen treibt. Endlich kommen auch die Sinne selbst an die Reihe. Das Herz glaubt nicht mehr, was die Augen sehn, sondern die Augen fangen an, zu sehn, was das Herz glaubt; und wenn die Phantasie will, so müssen alle Sinne trügen, und gar verschwinden, wie bey *Damocles Hippocraticus*, der sichs im Unsinn von niemanden ausreden ließ, daß er nicht stockblind wäre. Solche Gewalt hat die Einbildungskraft sogar über die Empfindungen, daß sie auch eine Oculistin vorstellt, die sehende Leute blind macht.

Da nun die Phantasie so genau in die Sinnlichkeit eingewebt ist, daß sie die äußerlichen Gegenstände fast eben so nahe berühren können, als die Sinne; so ist es nothwendig, daß die menschliche Vernunft von so viel geringen Dingen abhängt, und sich, wie ein Thermometer, nach allem richtet, was in die Nerven, die Werkzeuge der Sinnlichkeit, wirkt. Die Gährung flüchtiger Säfte der Trauben macht die Vernunft des Philosophen so stumm, daß sie nicht einmal mehr sagen

sagen kann: Ich denke, darum bin ich. Eine verächtliche Pflanze, ein kleines Saamenkorn hat etwas in sich, das jedem Menschen, der es genießt, die Vernunft raubt. Ein wenig Kampfer kann ihm die verlorne Vernunft wieder geben. Ein Wurm im Unterleibe nimmt sie ihm nochmals, und auf ein Brechmittel kommt sie zurück. Ich weiß nicht, ob in der ganzen Natur etwas so Wunderbares und Erstaunliches ist, das diesem gleich käme.

Inzwischen giebt es Verrückungen der Einbildungskraft, die zuweilen ihrer Nachbarn schonen. In meinem 166sten Blatte habe ich Beyspiele von Phantasten erzählt, die den Gebrauch aller übrigen Seelenkräfte behalten haben. Die kühlen Vernunftschlüsse werden nicht immer von den Flammen der Einbildungskraft verfehrt; und ihr heller Glanz schwächt zuweilen nicht einmal die dünnen Schatten unsrer Vorhersehungen und Ahnungen. Ein gewisser Verrückter, welcher in vielen Jahren keinen Kalender mehr gesehen hatte, wußte den Tag, an welchem er lebte, allezeit ohne Irrthum anzugeben. Entweder war dieses ein Rest von Vernunft, oder vom Gedächtnisse, welche beyde nur schwache Arten von Vorstellungen erzeugen, die sich sonst mit unter den ersten befinden, die vor der wilden Wuth der Phantasie fliehn. Die Vorhersehungen sind noch schwächer, und erheben sich oft bey Unsinnigen dennoch so, daß sie über die Sinne hinwegragen. *Junker* erzählt hiervon ein merkwürdiges Beyspiel. Ein junger Mensch, der acht Tage über Trägheit klagte, gleichwol aber aß, und trank, und schlief, und bey dem sich am neunten Tage der weiße Friesel zeigte, aß am eilften, durch einen Zufall, eine doppelte Portion Speise, worauf er sich eine Streu bringen ließ, und sagte, daß er darauf sterben wollte, welches er auch alsobald bewerkstelligte. Welcher Arzt hätte diesen Erfolg vorher sagen können, wenn er ihn auch gleich selbst betroffen hätte, ohne, wie dieser Mensch, im Delirio zu sehn? Wie oft verkündigen nicht die Unsinnigen, besonders in hitzigen Krankheiten, bald in dürren Worten, bald in den deutlichsten Allegorien, den Ausgang ihrer Krankheiten, ihr Leben, ihren Tod, ohne

sich jemals zu irren, wenn auch gleich ihre Aerzte andrer Meinung sind. Vielmehr pflegen die Vorherseherungen der Kranken, besonders in hitzigen Phantasien, den Aerzten viel Licht zu geben, und ihren prophetischen Geist zu stimmen, weil man sehr oft bemerkt, daß sie am zuverlässigsten sind. So lange ein solcher Kranker bey Verstande bleibt, kann man sich auf seine Vermuthungen nie mehr, und oft noch weniger, als auf des Arztes seine, verlassen. So bald er aber in den Unsinn verfällt, so entscheidet er den Ausgang viel zuverlässiger, als der geschickteste Arzt. Ich gestehe gern, daß ich dieses alles nicht begreife, und daher kann ich auch weiter nichts daraus schließen, als daß wir die verrückte Seele noch weniger kennen, als die vernünftige.

Nichts beweist dieses unstreitiger, als die erstaunliche und allen Glauben übersteigende Unempfindlichkeit verrückter Leute, wovon ich einige Beobachtungen erzählen will, um meinen nachdenklichen Lesern Stoff zu Meditationen zu geben.

Eine mehr als sechzigjährige Frau war, ich weiß nicht warum? närrisch geworden, und hatte schon einige Jahr in einer stillern Manie hingebracht, bis sie endlich toll wurde, und heftig tobte. In diesem Zustande that man alles an ihr, was ein solcher Zustand erfordert. Es ward ihr binnen wenig Tagen einigemal die Ader geöffnet; man gab ihr starke Purganzen und Brechmittel, und ich weiß nicht, was sonst noch, ein: aber sie blieb immer in einerley elenden Umständen. Sie ward nie wiederhergestellt; und ich führe ihre Krankheit hier nur um deswillen an, weil sie darin Proben von einer Unempfindlichkeit gezeigt hat, die außerordentlich sind. Man hat ihr Purganzen eingegeben, als ob sie ein Pferd wäre, und das alte unsinnige Weib hat nicht allein fast gar keine Wirkung davon gehabt, sondern auch nicht einmal merken lassen, daß sie die geringsten Leibscherzen davon empfände. Man giebt sonst einem starken gesunden Menschen sieben bis acht Gran vom Jalappenharze, welche schon ziemlich starke Wirkung zu thun pflegen. Dieser Frau hat man davon acht und zwanzig Gran auf einmal gegeben, worauf sich der Leib, ohne alle geklagte Schmerzen, nur zweymal

eröffnet

eröffnet hat. Eben so hat Garnier einem tollen Menschen, der Mauerfalk gefressen hatte, und 14 Tage verstopft gewesen war, vierzig Gran Coloquinten-Küchlein beybringen müssen, um ihm Desnung zu schaffen. Vielleicht giebt es jemand, der dieses leicht erklären zu können glaubt. Das alte Weib wird so vielen zähen Schleim im Magen und in den Gedärmen gehabt haben, daß die Arznei darinn sitzen geblieben, und die empfindlichen Häute der Gedärme nicht hat berühren können. Es mag so seyn; ich will aus dieser Sache kein Wunder machen: aber wie wird sich diese Erklärung auf die folgende Erfahrung passen?

Weil man schon Proben hatte, daß bey dieser Person alle menschliche Empfindlichkeit beynahe verloschen wäre; so bereitete man ihr eine Cur zu, die diesem Zustande gemäß war. Man wollte ihr ein paar Pflaster von spanischen Fliegen an die Waden legen. Zu dem Ende rieb man ihr erst die Waden mit wollenen Tüchern, und hernach mit steifen Bürsten von ganz kurzen Borsten, so heftig, daß die Haut meistens herunter gieng. Diese Stellen wusch man nicht gelinde mit dem schärfsten Eßige. Man nahm stark gesalznen Sauerteig mit Weinessig vermischt, und legte ihr davon alle zwei Stunden einen neuen Umschlag auf. Es wurden noch andre starkziehende Mittel von allen Arten aufgelegt; und als dieses alles zur Vorbereitung geschehen war, wurden die Waden nochmals wohl gebürstet, eingesalzen, wieder mit scharfem Weinessig ausgewaschen, und endlich mit den Pflastern, worauf das Pulver der spanischen Fliegen reichlich aufgestreut war, dergestalt belegt, daß sie den größten Theil des Fußes bedeckten. Alle acht Stunden wurde das Aufstreuen des Pulvers der spanischen Fliegen erneuert, und so drey Tage fortgefahren. Was erfolgte aber auf alle diese Anstalten? Es wäre noch der Mühe werth gewesen, wenn sich nur die kleinste Blase gezeigt hätte. Allein, beyde Waden waren so gesund, so weiß und unbeschädigt, als wenn sie mit seidenen Strümpfen bekleidet gewesen wären. Hier konnte nun die Arznei unmittelbar in die empfindlichen Theile wirken, und jedermann weiß, wie zuverlässig die spanischen

nischen Fliegen ihre Wirkung zu thun pflegen. Es konnte an der Zubereitung der Pflaster der Fehler nicht liegen. Denn, man legte dieselben dreien andern nicht unsinnigen Personen, ohne alle die vielen Vorbereitungen an, und sie thaten ihre Wirkung aufs beste.

Weil es immer Leute giebt, die die allerschwersten Fragen am leichtesten beantworten; so ist kein Zweifel, daß sich nicht einige finden sollten, die diese Unempfindlichkeit daraus werden begreiflich machen wollen, daß irgend ein Fehler des Gehirns bey dieser Frau die Werkstatte der Empfindungen zerstücket, und ihre Eindrücke in die Seele gehindert habe. Allein, wenn dem also ist, warum empfinden es eben diese so fühllosen Nerven, wenn man sie nur mit dem Finger berührt? Man mache den Versuch, und ergreife eine solche unsinnige Person bey'm Fuße, ohne daß sie sich dessen versieht; so wird sie erschrecken und auffahren. Man lege an diese Stelle, die das sanfte Berühren der Hand so lebhaft empfand, das Pflaster von spanischen Fliegen; und es wird nichts ziehn. Wie ist hier bey so vieler Empfindlichkeit so viel Unempfindlichkeit möglich? und geht nicht diese Erscheinung im Triumphe über allen Wiß unsrer Theorien hinweg?

Ich weiß, daß rasende Leute eine grimmige Kälte aushalten können, ohne daß sie sie beschweren sollte. In den allerkältesten Tagen des Winters vom Jahre 1740 hat eine gewisse vornehme Person, die rasend war, nicht allein in einem ungeheizten Zimmer fast nackend, weil sie alle Kleider zerriß, gefessen; sondern sie setzte sich auch noch dazu ins offene Fenster, und steckte die nackenden Füße zwischen den eisernen Gittern hindurch, daß es lustig darauf schnevete. Sie nahm mit bloßen Händen den Schnee, der sich vor dem Fenster gesammelt hatte, legte ihn auf das unbedeckte Haupt, und trug ihn statt einer Mütze; woben sie sich so wohl besand, daß sie vor Freuden jauchzte. Wenn man bedenkt, in wie kurzer Zeit damals das kochend heiße Wasser gefror; so läßt man sich kaum einfallen, was doch gewiß und wahrhaftig geschehn ist, daß diese Person nicht einmal eine Zähe erfroren, noch viel weniger sonst den geringsten Schaden bekom-

men

men haben sollte. Es ist freylich wol wahr, daß die außerordentliche Hitze des Bluts dieses verhindert haben müsse. Allein, eben diese Hitze übersteigt die Natur, und eben das ist zu bewundern, wie eine lebhafteste Einbildungskraft zugleich die Nerven tödten, und das Geblüt wider die gewaltigsten Anfälle des Frostes beschützen kann.

Ein Rasender kann sich schneiden, stoßen, schinden, ohne ein Merkmal menschlicher Empfindlichkeit an sich spüren zu lassen. Gleichwol behält er in demselben Zustande eine gewisse andre Art von Empfindlichkeit, die sehr subtil ist, und von der man nicht begreift, wie sie sich mit jener Unempfindlichkeit in einerley Person und einerley Nerven vereinbaren könne. Welcher Eindruck ist wol feiner und unmerklicher, als den die bevorstehenden Witterungen in den menschlichen Körper haben? Gleichwol ist es eine gemeine Erfahrung, daß rasende Leute diesen Einfluß sehr lebhaft empfinden, weil sich ihre Zobsucht in ihren Ausbrüchen genau darnach richtet.

Man wird sich leicht erinnern, daß eben eine solche Unempfindlichkeit auch bey Personen angetroffen werde, die vom Schläge gerührt sind. Kein Feuer, keine Marter kann einen Eindruck in ihr Gemüth machen. („Quando dux uncia aqua in ventriculos cerebri effunduntur, sagt Boerhaave, „homo nihil quidquam sentit, neque fragorem, „maximi tormenti, neque lucem vividissimam, neque „penetrantissimum ab unctione dolorem.“) Allein, hier findet nicht zugleich die besondre Empfindlichkeit in eben denselben Nerven Statt, die man bey Rasenden wahrnimmt. Ein vom Schläge Gerührter ist gleichsam in seiner Seele vernichtet; sein Körper, der sonst das Werkzeug war, womit sie die Welt fühlte, scheidet sie ist schlechterdings von derselben, und sie verbirgt sich in ihm, als in einem dunkeln Gefängnisse. Alle Empfindungen, alle Phantasien, alle Kräfte der Seele verlöschen, wie ein Licht, und eine allgemeine Finsterniß begräbt sie. Ein Rasender hingegen empfindet zuweilen so fein, als er in gesundem Zustande nicht würde thun können; er hat die lebhaftesten Einbildungen;

er

er zeigt einen ausschweifenden Witz, eine recht speculativische Scharfsinnigkeit und Verschlagenheit, eine sehr geschäftige obgleich unrichtige Beurtheilungskraft, eine gewaltige Stärke der Triebe und Leidenschaften, und bey dem allem diesen Zustand des Todes, diese Unempfindlichkeit gegen das Heftigste in der Natur, was die Sinne beleidigen kann, gegen Feuer, gegen den Schnitt, gegen die brennenden Schmerzen der fressenden Arzneyen, worin ihm nur die Leichname und die vom Schlage gerührten Personen beykommen.

Der Doctor Mead hat die erstaunliche Gleichgültigkeit der Unsinnigen gegen die allerärgsten Schmerzen mit vieler Bewunderung beobachtet. Sie thun sich selbst das größte Leid an, ohne nur im geringsten darauf zu achten. »Wenn sie gleich schon fast verhungert sind, so verabscheuen sie doch zuweilen alle Speisen, als ob sie Gifte wären. Sie halten ganze Tage und länger mit der äußersten Marter den Urin zurück. In dergleichen Fällen scheint das Gemüth gewissermaßen von den Sinnen abgezogen zu werden, ob sie gleich unterdessen den Schmerz nothwendig empfinden müssen. Solche Leute achten auf das nicht, was in ihren Körper vorgeht, und stehen vernunthlich in der Einbildung, daß sie noch viel ärgre Martern auszustehn haben würden, wenn sie sich von denen befreien wollten, die sie vorseßlich dulden.« Diese Muthmaßung des gelehrten Mannes könnte bey den freywilligen Martern, welche die Rasenden leiden, zur Erklärung dienen. Sie erklärt uns aber nicht die Unempfindlichkeit der Nerven gegen alles, was vernünftigen Leuten sonst unausstehlich seyn würde. Der Herr van Swieten ist übrigens eben derselben Meynung. »Die Ideen der Einbildungskraft, sagt er, beschäftigen das Gemüth solcher Leute einzig und so lebhaft, daß selbst die Empfindungen dagegen nicht aufkommen können; daher sie einen Hunger und Durst, und eine Kälte ausstehn können, die allen Glauben übersteigt. Ich habe einen Unsinnigen gesehen, fährt er fort, der im allerheftigsten Winter viele Wochen lang ganz nackend auf der Streu über Steinpflaster lag; zuweilen hat er in acht Tagen nichts gegessen, und

hiers

»nächst wieder alles, was ihm gereicht worden, ja, statt der besten Speisen, seine eignen Excremente verschlungen. Er schlief ganze Wochen lang keinen Augenblick, und erfüllte die Nachbarschaft mit seinem Geschrey, und dennoch lebte er viel Jahre nachher, zwar nicht mehr wüthend, aber stets albern.«

Ich muß meine Leser bloß in der Bewunderung dieser Dinge zurücklassen: denn ich bin am wenigsten im Stande, sie ihnen zu erklären, und die besten Vorurtheile, die ich von ihrer Vernunft hege, können mich nicht überreden, daß sie, oder irgend ein Gelehrter hierzu viel besser im Stande seyn sollten. Inzwischen können wir mit ziemlicher Gewißheit einige Folgerungen daraus herleiten. Es ist wol unstreitig, daß bey verrückten Leuten gewisse Verrichtungen des Gehirns nicht gehörig von Statten gehen müssen. Gleichwol erhellt aus ihrem Beispiele, daß nicht jeder solcher Fehler des Gehirns die ganze Vorstellungskraft verderbe. Einige Sinnen bleiben bey ihnen ganz unversehrt, ja sie sind schärfer als im gefunden Zustande, z. E. das Gehör, das Gesicht. Ihr Witz erhält sich zuweilen vollkommen gut, ihre Einbildungskraft ist zwar sehr lebhaft, aber oft richtig. Zuweilen ist ihr Gedächtnis außerordentlich scharf und genau. Selbst die Unordnung ihrer Sinnen ist nicht allgemein, wie ich gezeigt habe. Einige ihrer Nerven empfinden aufs genaueste, andre scheinen erstorben zu seyn. Sollten wol bey solchen Personen gewisse Nerven, die an dem Fehler des Gehirns den nächsten Antheil nehmen, in so fern ihre Empfindlichkeit verlieren, daß die in sie gemachten Eindrücke keine Empfindung in der Seele hervorbringen? Ein Fehler im Gehirne kann hierzu hinlänglich seyn, denn ob gleich das ganze System der Nerven unverdorben bleibt, so wird doch ein Eindruck in sie keine Empfindung in der Seele hervorbringen können, wenn das Gehirn in seinen Verrichtungen gehindert ist. Dieser Fehler des Gehirns kann gleichwol von einer Ursache außer ihm hervorgebracht werden: denn wir sehen an der Wirkung der Galle und der Gifte in die Nerven des Magens, daß davon eine völlige Verrückung des Verstandes

des

des und die grausamste Wuth entstehen kann, ohne daß davon etwas ins Gehirn kommt. Dennoch aber scheint es, als ob manche Nerven in dieser Krankheit auch ihre übrige Sinnlichkeit verlieren, und gar keinen sinnlichen Eindruck annehmen: dahingegen einige ihre Sinnlichkeit behalten, ob sie gleich der Seele keine Empfindung mehr geben. Dieses letztere scheint von den Nerven des Magens und der Gedärme zu gelten: denn obgleich die stärksten Purganzen ihnen keine Empfindung von Schmerzen in der Seele verursachen, so thun sie doch ihre Wirkung wie gewöhnlich, und ihr Reiz vermehrt die peristaltische Bewegung. Hingegen sind in einigen Nerven der Haut, die stärksten sinnlichen Eindrücke nicht vermögend, weder in der Seele eine Empfindung zu erregen, noch auch nur diejenigen Bewegungen hervorzubringen, die sonst der bloße sinnliche Eindruck auch sogar bey enthaupteten Thieren wirkt. So machten in einem obigen Beyspiele die stärksten Reizungen der Haut und die Pflaster von spanischen Fliegen, nicht einmal die Haut roth, und Eisen und Feuer thun oft eben so wenig Wirkung. Diese Nerven scheinen allerdings ihrer ganzen Sinnlichkeit beraubt zu seyn. Jedoch wer mag sein Forschen wol in diese Tiefen lenken? Zum Beschlusse muß ich noch anmerken, daß mir kein Wort nachdrücklicher zu seyn scheint, um den ganzen Zustand des Gemüths dieser Leute auszudrücken, als wenn man von ihnen sagt, daß sie außer sich selbst sind. Das, was diese Redensart wirklich sagt, ist, jedem Worte nach, wahr. Wir sind gezwungen, sie noch für eben dieselben Personen zu halten, wie sie vorher waren. Sie selbst aber sind diese Personen nicht mehr; sie verwandeln sich, in was sie wollen, und finden sich, wo sie belieben, nur nicht in sich selbst. Sie glauben von sich, daß sie Hunde, Hähne, Katzen, Wölfe, todte Leichname, Holz, Stein und Metall sind, und handeln dieser unsinnigen Einbildung in allen Stücken so gemäß, als wenn sie von je her nichts anders gewesen wären. Da alle Christen der Aerzte von solchen Beyspielen voll sind, so kann ich ihnen die Glaubwürdigkeit um desto weniger absprechen,

chen, da ich selbst öfters dergleichen gesehen habe. Unter andern fällt mir ein gewisser Hecticus ein, der eine Zeitlang, so oft ich ihn sprach, den besten Verstand blicken ließ. Eines Tages aber, als ich zu ihm kam, empfing er mich auf eine ganz neue Art. Er hatte in der Nacht angefangen zu deliriren, indem er aus einem leichten Schlummer erwacht war, und zu den Umstehenden gesagt, daß Gott ihn nunmehr aufgeloßt hätte, und er schon im Himmel angelangt wäre. Als ich kam, dankte er mir für meine Mühe, und sagte, daß seine Frau wol Richtigkeit mit mir machen würde, weil er selbst nicht mehr vorhanden, sondern bey Gott wäre. Ich antwortete ihm nicht, weil ich schon Bescheid wußte. Als ich seine Hand ergriff, um den Puls zu fühlen, lächelte er, und sagte: Ich weiß wol, was Sie irre macht. Sie können nur immer den Puls an dieser Hand fühlen; allein, Sie betrügen sich, wenn Sie glauben, daß der arme kranke Bettler, welchen man nach mir in dieses Bette gelegt hat, noch der Mann sey, den Sie bisher hier besucht haben. Es soll noch heute Anstalt gemacht werden, daß er ins Lazareth kommt, und morgen werden sie ihn nicht mehr finden. Als ich den folgenden Tag wieder kam, sahe er verdrießlich aus, und sagte: Es thäte ihm leid, daß ich wieder kommen müßte; denn er hätte diesen Lumpenkerl noch nicht wegschaffen lassen können. Diese Reden führte er drey Wochen, bis er starb, und alles, was er in dieser langen Zeit sprach, kam vollkommen mit dem System überein, das er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte. Man betrachte dieses Gemisch von Bewußtseyn und Thorheit; einen Menschen, der von sich selbst redet, als ob er todt wäre, der sich für eine fremde Person zugleich hält, und alles dieses widersprechende Zeug so leicht mit einander vereinigt, daß er drey Wochen lang keinen Augenblick daran denkt, wie ungereimt es sey. Er hätte sich in dieser Zeit, niemals zu sagen, daß er etwas bedürfe, sondern forderte alles in der dritten Person: Er will essen; er muß auf den Stuhl; Gott wird ihn erlösen; nur Geduld, du wirst bald bey mir seyn, u. s. w. Wo sinken doch bey solchen Menschen die ersten Gründe der menschlichen Erkenntnis

niz hin? Wo bleibt der Satz des Widerspruchs, der Identität, des zureichenden Grundes? wo die Kraft der Persönlichkeit? Kann eine allzu lebhaft e Einbildungskraft dies alles in uns vernichten? Das ist erstaunlich! Kann eine Stöckung im Gehirne, ein Schleim in den Gedärmen, ein Körnchen Gift im Magen die Einbildungskraft dergestalt in Flammen setzen? Das ist unbegreiflich! Gleichwol ist nichts gewisser, als alles beides. Es hat Philosophen gegeben, die ein gewisser Schwung des Verstandes zur Ueberzeugung gebracht hat, daß alles, was sie empfanden, nichts sey. Ein paar Saamenkörner vom Bilsentkraute geben der Einbildungskraft einen Schwung, und sie überzeugt uns alsdann, daß wir selbst nichts sind. Ein wenig Philosophie und ein wenig Berrückung können machen,

daß von dem ganzen All nichts bleibet, als die Stelle.

Mein Herr Arzt,

Ihr 186tes Blatt hat mich nach den schönen tothen gujennischen Weinen so begierig gemacht, Ihre Gründe überzeugen mich so sehr von ihren Vorzügen zu Tisch- und Magenweinen, und die eigne Erfahrung, aus welcher Sie ihr Lob bestätigen, scheint mir so überwiegend zu seyn, daß ich von nun an alle Hoffnung aufgebe, bey irgend einer andern Sorte von Tischweinen mein Glück zu machen, als bey dieser. Allein, ich muß Ihnen zu meinem Leidwesen sagen, daß Sie nur die Kunst bewiesen haben, mich durstig zu machen, ohne dafür zu sorgen, wie ich getränkt werden könne. Sie bilden sich doch wol nimmermehr ein, daß man an andern Orten alle die Sorten von Weinen bekommen könne, die in Ihren Gegenden im Ueberflusse vorhanden sind? Unsre hiesigen Weinhändler sperren Mund und Nase auf, wenn ich gujennische Weine von ihnen fordere. Endlich haben sie mir eine Sorte sogenannten Medocwein gebracht, wormit ich alle Eingeweide an einander heken wollte; ein herbes, saures, elendes Weinchen, mit einem dicken Bodensatz, womit man Gift und Gram verschlingt. Unmöglich ist dies der edle Wein, welchen Sie unter diesem Namen rühmen. Daher muß ich mich gerade an Sie wenden, um zu fragen, ob Sie mir nicht Anweisung geben können, eine solche Sorte von Tischweinen zu erhalten, wie Sie im 186sten Blatte beschrieben haben, damit ich für eine der nöthigsten

Pflicht

Pflichten der Lebensordnung sorgen könne, meinen Magen bey der Mahlzeit wohlthätig zu stärken, und mein Gemüth, ohne Gefahr der Gesundheit, zu ermuntern. Hierdurch werden Sie sich sehr verbinden

Ihre

ergebensten Diener

Sch = nn.

Antwort.

Ich erkenne vollkommen, daß der Dienst, welchen ich diesem Freunde leisten soll, für ihn von keiner geringen Wichtigkeit sey. Selbst hier in unsern Gegenden, wo der Ueberfluß an andern Weinen so groß ist, sind die guten gujennischen, mit den Eigenschaften, die ich im 186sten Blatte davon gerühmt, selten zu finden. Nachdem ich sie bey einem Freunde entdeckt hatte, der, ohne ein Weinhändler zu seyn, alle Einsichten und den feinsten Geschmack eines Weinkunstrichters besaß, und sie unmittelbar aus Bourdeaux selbst für sein Haus verschrieb, ruhete ich nicht, bis er mich dieser Wohlthat theilhaftig machte; und seitdem habe ich sie meinen Freunden und Kranken angepriesen. Hierdurch sind sie bald auf den Tiseln vieler der angesehensten Personen bekannt, gemein und beliebt worden. Auf die Erfahrungen, die ich aus so viel überzeugenden Beispielen erhalten, habe ich zum Theil die Lobeserhebungen gegründet, die ich diesen Weinen beygelegt habe. Ihr Ruhm hat sich mit ihnen selbst schon bis in die entlegensten Gegenden von Deutschland ausgebreitet, und ich hoffe, daß er noch dereinst viel allgemeiner werden werde. Wenn mir mein Herr Correspondent seinen Namen und Aufenthalt melden will, so bin ich bereit, ihm in dieser Sache, als einer Gesundheitsangelegenheit, in so fern zu dienen, daß ich ihm anzeige, an wen er sich hier zu wenden hat, um dasjenige in vollkommener Güte und auf die leichtlichsten Bedingungen zu erhalten, was er so sehnlich wünscht. Eben auf diese Weise erbiete ich mich andern meiner Leser, weil ich kein andres Mittel übrig habe, ihnen hierin zu dienen. Denn, derjenige rechtchaffene und liebenswürdige Mann, welcher bisher mich und meine Freunde und Patienten, aus bloßer Gefälligkeit, damit versehen hat, ist weit davon entfernt, es mir zu erlauben, daß ich seinen Namen, bey einer solchen Veranlassung, öffentlich auspreisen, und ihm eine Handlung zuziehen sollte, auf die er nie Rechnung gemacht hat, und auch nie machen wird. Seine Uneigennützigkeit, sein redlicher, menschenfreundlicher Charakter, und seine Bekanntschaft im Lande selbst, wovon die Rede ist, versichern mich im Voraus von der völligen Zufriedenheit aller derer, die von seiner Dienstfertigkeit den Genuß haben werden, gleichwie

§ f 2

mich

mich eine Menge respectabler Zeugnisse von der Zufriedenheit derer schon versichert haben, die sie bisher genossen. Darf ich bey dieser Gelegenheit, und da der Herr Sch. in seinen Brief nicht befreyet hat, wohl erinnern, daß es billig sey, dieses zu thun, wenn man in eignen Angelegenheiten die Dienste andrer fordert?

Der Arzt.



Hundert ein und neunzigstes Stück.



von Haller.

Die Würze der Natur, der Länder reichster Segen,
Beut selbst dem Volk sich an, und strömet uns entgegen.

Das Gewürz der Armen und Reichen, das weder der König, noch Bettler ganz entbehren kann, das **gemeine Salz**, ist eine besondre Wohlthat der Natur, die wir zu wenig erkennen, und wovon ein Arzt Vieles sagen kann. Man könnte es das specifische Gewürz für die Menschen nennen. Denn, so unentbehrlich es uns bey unsern Speisen ist, so entbehrlich ist es dagegen den meisten Thieren, die sich desselben entweder nie, oder wider ihre Neigung, oder nur sehr selten zur Arzney bedienen. Ich weiß nicht, ob man den Geschmack am Salze für einen besondern Instinkt der Menschen halten dürfte. Allein, so viel ist wol gewiß, daß der erste Gebrauch desselben bey den Speisen keine vorläufigen Ueberlegungen, sondern bloß den Geschmack der Zunge zum Grunde gehabt hat. Man kann auch nicht sagen, daß es der menschlichen Natur schlechterdings unentbehrlich wäre. So, wie viele Thiere ohne dasselbe gedeihn, so hat es auch immer Menschen gegeben, die ohne dasselbe leben können. Unter den wilden Nationen behilft sich gar mancher ohne Salz; und in America haben sich einstmal's Leute,

Leute, aus Noth, mit faulendem Ochsenfleische, das an der Luft gelegen, und mit der Brühe davon, ohne alles Salz, fett gemästet, und es hat dessen ein jeder, nachdem der erste Ekel überwunden gewesen, täglich zehn Pfund bey gutem Wohlsfeyn genossen. Nichtsdestoweniger aber ist doch der Gebrauch des Salzes zu allen Zeiten so allgemein gewesen, und den Menschen durch die unter ihnen eingeführte Erziehung so natürlich geworden; und überdem hat es für den Geschmack so viel Reiz, und für die Verdauung so vortrefliche Eigenschaften, daß man es wenigstens den gesitteten Völkern für eins der unentbehrlichsten Gewürze halten kann.

Die Natur bereichert uns mit dieser Wohlthat auf mancherley Wegen. An den Seeküsten empfangen sie die Einwohner aus dem Oceane. In Guyenne z. E. macht man an dem Ufer des Meeres Graben, welche mit Thon ausgefüllt werden. Diese Graben erfüllt das Meer, wann es tobt; und nachdem das Wasser durch die Hitze der Sonne verdunstet ist, so findet man am Grunde derselben das Salz in Menge. In der Normandie führt man am Ufer der See Sandhaufen auf, die oft mit Seewasser befeuchtet werden. Wenn nun die Feuchtigkeith an der Sonnenwärme verfliehet, so bleibt das Salz allein unter dem Sande; und wenn dieser eine große Menge Salz in sich hat, so kochen sie es in süßem Wasser, seigern dieses gemachte Salzwasser durch, und sieden es bey einem mäßigen Feuer in bleyernen Kesseln, bis auf einen gewissen Grad der Verdickung, ein. Endlich lassen sie das Feuer ausgehn, und das Salz crystallisiren, welches weißlichte Crystallen macht.

Anderswärts giebt die Natur Wasserquellen, aus welchen man Salz macht, indem man das Wasser bey'm Feuer abrauchen läßt. Dergleichen Salz ist gemeinlich von schärferm Geschmacke, und schießt nicht so regulair würflicht an, als die vorhergehenden Sorten, welches beydes von der Beymischung theils eines mineralischen laugenhaften, theils anderer verschiedener Arten von Salzen herrührt. Die bey der Sonnenwärme angeschossenen Salzcrystallen des Sees

wassers sind salzreicher, oder haben mehr Geschmack; die durch Feuerhitze erzwungenen hingegen sind bitter. Inzwischen können sie überhaupt zu gleichen Endzwecken gebraucht werden.

An noch andern Orten wächst das Salz in den Bergen, weshalb besonders die catalonischen und die pohlischen Salzgruben berühmt sind. Die letztern sind schon um das Jahr 1251 in Bochnia, und hernach auch in Wieliczka entdeckt worden, und geben nach so viel hundert Jahren aus ihrem unerschöpflichen Schätze noch immer die überflüssigste Ausbeute. Sie gehn unter der ganzen Stadt, und auf jeder Seite noch einmal so weit hin, als die Stadt groß ist, und sind gewiß die beträchtlichsten in ganz Europa. Die Derter, wo das Salz ausgehauen worden, welches daselbst in Gestalt ungeheurer Crystallfelsen wächst, sind zum Theil so groß, daß garfüglich eine große Kirche darin stehn könnte; gleichwie manche solche Kammern, wenn sie aufgeräumt würden, wol tausend in Ordnung gestellte Menschen sollten fassen können. Die Kammern, welche zur gegenwärtigen Arbeit am besten gelegen sind, dienen zu Magazinen; und wer in diese Gruben kommt, sie zu beseln, der kann daselbst, wie in einem unterirdischen Flecken, ungefähr siebenhundert Menschen und vierzig Paar Pferde mitten im Salze hausiren sehn. Das Salz ist so hart, als ein Stein, und Gabriel Rzaczynski versichert, daß es zum Bauen und Bildhauen gebraucht werden könnte. Es wird in großen Stücken ausgehauen, hernach zertrümmert, und auf der Mühle klein gemahlen. Die Gewölbe der Kammern stützen sich auf hohe Salzpfeiler und Holzpfähle, die das Salz unvergänglich macht. Einige Kammern stehn noch ist voll Wasser, von dessen Dünsten das Salz an den Wänden, am Holze und Berge häufig anschießt. Wo die Luft durchzieht, und das Wasser lange ruhig gestanden hat, ist das Salz am Rande der Oberfläche so stark und dick angeschossen, daß es, wie von den Salzseen in Rußland vorgegeben wird, zugefroren zu seyn scheint. Auch in andern Kammern, wo vormals dergleichen Wasser eine Zeitlang gestanden, und sich hernach entwe-

entweder verloren hat, oder abgeleitet worden, sind die Wände und der Fußboden mit viel tausend Salzcrystallen, die manchmal über ein halbes Pfund wiegen, völlig bekleidet, und geben, wenn Licht an solche Derter gebracht wird, einen vortreflichen Anblick.

Dieses Meisterstück der Natur und Kunst, das Pohlen durch die Zölle mehr bereichert, als manches andre Land seine Gold- und Silbergruben, ist das Magazin des Steinsalzes für den größten Theil von Europa, wiewol auch Rußland, Ober- und Siebenbürgen dergleichen unterirdische Schätze besitzen. Mehrertheils ist dieses Salz wegen der ihm beigemischten irdischen Theilchen von gröberer Art, als das Kochsalz. Nichtsdestoweniger können alle diese verschiedenen Arten von gemeinem Salze in ihren Haupteigenschaften dergestalt überein, daß ich zu meiner Absicht, die bloß auf den diätetischen Gebrauch des Küchensalzes zielt, nicht nöthig haben werde, von jeder Sorte insbesondre zu handeln.

Das reine Küchensalz giebt Kennzeichen einer ihm eignen Säure von sich, die aber mit einer gewissen laugenhaften Erde verbunden ist. Diese Erde entdeckt sich deutlich in den Graderhäusern, wo die Ruthen, durch welche das Salzwasser hindurch läuft, mit der Zeit davon überzogen werden, und man die Spuren der Säure nicht mehr darin findet. Wenn das gemeine Salz an feuchter Luft oft aufgelöst worden, und zerflossen ist, verwandelt es sich endlich in ein süßes Wasser und eine fast unschmackhafte Erde. Dieses mineralische laugenhafte Wesen umfaßt im Salze den sauren Theil so vollkommen, daß dieser kaum seine Wirkung aussern kann, und bringt solchergestalt ein Mittelsalz hervor, das sich selbst durch die Kunst darstellen läßt, wenn man nämlich den freßend sauren Salzgeist mit dem laugenhaften Weinsalze sättigt. Denn, es entsteht aus dieser Vereinigung ein Mittelsalz, welches eben so würflicht anschießt, und eben so schmeckt, als das Seesalz.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß das gemeine Salz, wenn es im Magen und den Gedärmen aufgelöst worden, die Eigenschaft

genschaft habe, den Brei der Speisen aufzulösen, zugleich aber doch die allzu große Gährung und Fäulniß desselben zu hindern, indem es die Chymisten zur Maceration der Pflanzen gebrauchen, damit sie nicht faulen. Daher bedient man sich desselben innerlich, wenn die Verdauung schwer vonstatten geht, beym Mangel des Appetits und bey Verstopfungen des Leibes. Es löset nicht allein den Schleim im Magen auf, der oft den Appetit hindert, und die Verdauung verdirbt; sondern es reizt auch den Magen durch die Empfindungen, die es in seinen Nerven erregt, zu stärkerm Zusammenziehen, und dient ihm gleichsam zum Sporne bey der Verdauung der Speisen. Hierdurch zieht es zugleich mehrere Säfte nach den Gedärmen, die nicht allein den Milchbrei verdünnen, sondern auch die Eröffnung des Leibes erleichtern. Alles dieses sind Tugenden eines schönen Verdauungsmittels, dessen Wirkungen gleichwol so gelinde sind, daß man es kaum eine Arznei nennt, weil es nur in großer Menge starke Veränderungen macht, und keine furchtsame Einschränkung, weder der Dose, noch des Gebrauchs überhaupt, bey verschiedenen Arten der Speisen und Getränke erfordert. Ein solches Digestiv für die Küche ist in der ganzen Natur nicht mehr zu finden. Denn, alle übrige Digestivsalze wirken entweder zu lebhaft, oder verderben den guten Geschmack zu sehr, als daß man sie mit jeder Speise vermischt genießen könnte.

Alles dieses bewegt mich, den Gebrauch des Salzes bey allen Speisen, wo es angebracht werden kann, besonders aber bey solchen, die im Magen leicht faulen möchten, aufs beste zu empfehlen. Von der letztern Art sind alle thierische Speisen, ausser der Milch; insbesondre aber Fleisch, Fische, Krebse, Eyer, und deren Brühen. Alle diese Speisen werden bey uns gemeinlich viel zu wenig gesalzen, und dies ist eine von den Ursachen der allgemeinen übeln Verdauung unsrer hiesigen Schmauser. Bey der Menge von Speisen und Getränken, die ein solcher Märtyrer von Magen täglich für seinen Herrn auszuarbeiten hat, und wovon die meisten sich schon zur Fäulniß neigen, ehe er noch seine Arbeit

Arbeit an ihnen vollenden kann, wäre es billig, ihn mit einem so unschädlichen und gelinden Digestive zu unterstützen, welches dem Verderben der Speisen, so lange sie sich in seiner warmen Werkstatt aufhalten müssen, zugleich sicher vorbeugt. Allein, man thut nichts weniger, als dieses. Man speist die Fische und Krebse, die das meiste Salz bedürften, an den meisten Tischen so unschmackhaft, aus Mangel desselben, daß es kaum möglich ist, drey Tage an solchen Tischen zu schmausen, ohne die Kennzeichen der verdorbenen Verdauung und Fäulniß im Magen, den Ekel, die Ueblichkeit, das faule Aufstossen, u. s. w. an sich zu spüren. Wie vielen und oft wie gefährlichen Krankheiten würde man nicht vorbeugen, wenn man sich dieses Gewürzes reichlicher bediente, um die Verdauung zu schützen und zu befördern, um den so nützlichen Durst bey und nach dem Speisen gehörig zu unterhalten, um den Brei der Speisen durch dünnes Getränk desto besser aufzulösen, und um selbst den Forderungen des guten Geschmacks und den Befehlen der Aerzte ein Genüge zu thun! Denn, alle Aerzte erkennen das Salz für ein gutes und preiswürdiges Digestiv. Geoffroy empfiehlt es bey schwerer Verdauung und bey Verstopfungen des Leibes. Junfer leitet aus seinen Wirkungen seine allgemeine Nützlichkeit in der Diät her; (*Virtus eorum existit resolvens, abstergens, colliquans & moderate diuretica, unde amplissimum sui usum in diæta præcipue comprobant.*) Krüger preist es insbesondre denen an, die vom Schleime und Verstopfungen gequält sind; und alle Aerzte reden beynahe aus diesem Tone.

Die andern Leute haben aber eine große Furcht vor dem Salze, weil sie glauben, daß es Hitze mache, den Scorbüt erzeuge, die Fäserchen zu sehr steife, den Husten erzeuge, und durch seine Urintreibende Kraft den Nierenstein verursache.

Was läßt sich nicht alles sagen, wenn man sich einmal vorgesezt hat, eine Sache zu übertreiben! Ich verlange nicht, daß man vom Salze leben, und daß man es mißbrauchen soll. Ich werde nie rathen, versalzne Speisen

zu genießen; sondern alles, was ich table, ist, daß man die Speisen zu wenig salzt. Diesem Fehler kann abgeholfen werden, ohne daß man von allen den obigen Uebeln das geringste befürchten darf, so lange man noch nicht wirklich krank ist: denn ich rede hier nicht von der Diät der Kranken.

Es ist wahr, daß das Salz, vermöge seines Reizes in den Nerven, der ihr Zusammenziehen, und folglich in den Canälen den Umlauf vermehrt, einige Wallung und Hitze hervorbringen könne. Allein, eine Mahlzeit, die wohl verdauet werden soll, erfordert von Natur eine lebhaftere Arbeit der Fäserchen und des Pulses. Das viele Getränk, welches der Durst bey wohlgesalzenen Speisen fordert, und das freylich nicht auch Hitze machen muß, ersäuft das Salz schon in den Verdauungswegen größtentheils wieder, und breitet es so in dem verdünneten Milchsaft aus, daß es im Blute keine unmaßige Wirkungen mehr thun kann, und endlich würde diese Hitze, welche das Salz macht, noch immer ein kleineres Uebel seyn, als daß der Magen täglich einen rohen oder verdorbenen Nahrungsfaß ausarbeitete, der endlich die ganze Masse unsrer Säfte verderben müßte.

Wenn man sagt, daß das Salz den Scorbut mache; so habe ich schon in meinen Abhandlungen vom Scharbock (im 177sten und 178sten Stücke) dieses Vorurtheil ziemlich eingeschränkt, und werde ist noch verschiednes hinzufügen. Man weiß nicht, daß auf der Insel Cypren der Scorbut gemeiner seyn sollte, als anderwärts; gleichwol versichert **Drummond**, daß auf dieser Insel nicht nur alle Brunnen salzig sind, sondern auch die Luft so voller Salz schwimme, daß sie das Gesicht mit einer Salzrinde überzieht. Der Scorbut besteht, obwohl nur in seinem äußersten Grade, in einer Fäulniß der Säfte, worin unstreitig die laugenhafte Schärfe das Uebergewicht hat. Nun ist es zwar gewiß, daß diese Schärfe in einem Blute wohne, das allzu sehr aufgelöst, und zu flüßig ist, und daß das Salz das Blut noch flüßiger mache. Allein, es ist auch nicht weniger gewiß, daß

daß man diese Wirkung im Blute vom Salze nicht zu befürchten habe, wenn man die Speisen nur nach ihrer Bedürfnis salzt, damit sie nicht schon in den Verdauungswegen von einer Fäulniß angesteckt werden, welche den ganzen Nahrungsfaß zu einem Zunder der Fäulniß des Bluts machen würde. Dieses kann aber das Salz unstreitig verhüten; folglich ist die Gefahr von faulenden Krankheiten stets größer, wenn man zur Fäulniß geneigte Speisen in Menge mit zu wenig Salz, als wenn man sie wohlgesalzen genießt. Zudem ist aber auch noch ein besondrer Unterschied unter dem neuen Salze an frischen Speisen, und unter der Salzlaake an eingepöckelten zu machen, den **Geoffroy** mit vielem Grunde bestimmt hat. „Denn, sagt er, wenn das gemeine Salz mit dem rohen Saft des Fleisches vermischt wird, so fault es gewissermaßen nach einer langen Zeit. Es theilt sich, und verdünnt sich, und nimmt die Natur eines flüchtigen Salzes an; daher es Wirkungen hervorbringt, welche von denen, so es zuerst hervorbrachte, ganz verschieden sind.“

Geoffroy führt dieses bey der Gelegenheit an, da er vom Salze die Beschuldigung ablehnen will, daß es den Nierenstein mache. **Van Helmont** hatte dessen öftern Gebrauch angepriesen, um den Nierenstein zu verhüten. Allein, viel andre Aerzte stritten dawider, und meyneten gar, daß es denselben erzeuge. Die meisten sind darinnen einig, daß das eingepöckelte Fleisch der Landthiere und Fische die Materie des Steins darreiche, und daß sich Kranke von dieser Art bey dessen Gebrauche schlimmer befinden. In dieser Absicht erwähnt Herr **Geoffroy** den obigen Unterschied der eingepöckelten Speisen von dem frischen Salze. „Denn, sagt er, weil der Nieren- und Blasenstein aus einem flüchtigen laugenhaften Salze, mit Schwefel und Erde vermischt, zu bestehen scheint; so muß alles, was die Entzückung oder die Erzeugung dieser flüchtigen Schärfe im Blute verhindern kann, auch die Erzeugung des Steins hindern. Dieses thut aber das Salz. Die Salzlaake hingegen nähert sich mehr der Natur der flüchtigen laugenhaften

„haften Salze, und vernichtet also nicht nur diese Ursache des Steins nicht, sondern vermehrt sie auch je mehr und mehr. Man kann also die Schädlichkeit der Salzlaake beym Nierensteine nicht mit Recht auch den frischgesalznen Speisen zur Last legen; ja, wenn man es bey den letztern mäßig gebraucht, so wird es geschickt seyn, die so sehr entwickelten Salze des Bluts zu vereinigen, und zu machen, daß sie durch die Urinwege fortgehn.“ Zu diesem vernünftigen Urtheile kann man noch, wegen des Nierensteins, dieses hinzufügen, daß in dieser Krankheit Perioden sind, wo alles, was den Urin treibt, heftige Verschlimmerungen, und andre, wo dieses alles große Erleichterung macht. Da nun das Salz die Nieren wirklich ein wenig reizt, und den Urin treibt, so kann in verschiednen Perioden der Krankheit der Erfolg von salzigen Speisen bey diesen Kranken ganz entgegengesetzt gewesen seyn; und dieses hat Aerzte nothwendig zu Widersprüchen verleiten müssen, die ihre einzelnen Beobachtungen zu voreilig in allgemeine Maximen zu verwandeln pflegen. Was die Gesunden betrifft, denen ich den Gebrauch des Salzes bey ihren frischen Speisen empfehle, so getraue ich mich ihr Bürge zu seyn, daß sie von dieser Ursache nie einen Nierenstein zu befürchten haben werden; und wenn sie noch furchtsam sind, so mögen sie die Salzsieder fragen, die dieses Gewürz verschwenden, wie viel Leute mit Nierensteinen sich unter ihnen befinden. Man sieht die Kinder dieser Leute oft ganze Hände voll Salz kauen, und aus diesen werden die gesunden starken Kerls, die den Elementen Troß bieten.

Auch vom Scorbut wissen sie nichts; und nach dem, was ich vom Unterschiede der frischen Salzspeisen und der Salzlaake angeführt habe, kann ich, wie ich glaube, ganz dreist Krügers Worte nachschreiben, der es für lächerlich hält, jemanden deswegen den Genuß salziger Sachen zu untersagen, weil das Geblüt davon scorbutisch würde. Denn, sagte er, dieses geht so geschwinde nicht zu, und überdies ist der Scorbut eine Krankheit, welche auf dem Lande eben so selten, als auf der See gewöhnlich ist. Ja, da saure Spei-

Speisen, und insonderheit der Citronensaft, das sicherste Mittel gegen den Scorbut sind; so dürfte man nur beydes mit einander verbinden, wenn man nicht Herzhaftigkeit genug besäße, einer so eiteln Furcht zu widerstehen. Ueberhaupt läßt sich diese Krankheit von keinem Gewürze sehr befürchten, das den Milchsaft und das Blut verdünnt, die Verstopfung der Drüsen hindert, und die Fäserchen zu einem lebhaftern Zusammenziehen reizt. Denn, auf diese drey Stücke kommt es an, wenn alle Absonderungen und Ausführungen gut befördert werden sollen. So lange aber diese ununterbrochen fort dauern, und die Verdauung im Stande bleibt, hat es mit der Fäulniß unsrer Säfte so leicht keine Noth. Das Salz thut alle diese Wirkungen unstreitig, und befördert sowol die Leibesöffnung, als den Urin. Das letztere thun auch die Säuren, und man kann also öfters das Saure und das Salz zu gleichem Zwecke mit einander verbinden. So war Krügers Meinung auch. „Der reizende Geschmack, sagt er, welcher daraus entsteht, hat die Röche gelehrt, Sardellen-Sallat zu bereiten, welcher den Appetit reizt, den Leib offen erhält, und den Abgang des Urins befördert. Er ist die Zuflucht derer, welche sich den vorigen Tag mit hitzigen Getränken überladen haben, und er ist ihnen heilsam, wenn nicht ohnedem schon zu viel Säure im Magen ist: denn in diesem Falle würden ihnen Sardellen oder Heringe ohne Säure dienlicher seyn.“

Ob ich nun gleich den frischen Salzspeisen weit weniger, als den gepekten, Schuld geben kann, daß sie Scorbut machen; so will ich doch nicht behaupten, daß sie Kranken dienlich wären, in deren Säften schon eine salzige Schärfe die Oberhand hat. Ich rede stets von Gesunden, und von nur hinlänglich gesalznen frischen Speisen, und da wird mich meine Abhandlung vom Scorbut (im 177sten und 178sten Blatte,) völlig rechtfertigen.

Dieses hat man auch nun nicht zu vergessen, da ich versichern will, daß niemand, der seine Speisen wohlgesalzen ist, den Husten oder die Schwindsucht davon zu befürchten haben

haben werde. Es ist wahr, ein Schwindlichtiger würde bey salzigen Speisen schlecht zurecht kommen, und alle, die Husten haben, und heiser sind, werden ihr Uebel dadurch vermehren. Allein, ich finde nicht, daß gesunde Leute selbst von der Salzlaake Brustkrankheiten bekämen, und darum können sich Leute von schwacher Brust darauf probieren, ob sie wohlgeschaltne Speisen, ohne zu husten, vertragen können. Dies wird sie lehren, wie viel sie etwa ihrer Brust trauen dürfen, und hiernach müssen sie ihre Diät einrichten.

Wenn man dieses alles zusammennimmt, und erwägt, daß die meisten Krankheiten der Menschen von Fehlern der Verdauung ihren Ursprung nehmen; daß die meisten ihrer Speisen zu einer schnellen Fäulniß geneigt sind; daß das Salz ein gelindes und sichres Verdauungsmittel, und ein Gewürz sey, welches die schnelle Fäulniß verhütet; daß die Nebenwirkungen desselben im Blute und in den festen Theilen bey gesunden Leuten von keinen bedenklichen Folgen sind, und daß die Schädlichkeit der Salzlaake keinesweges auf die Rechnung des neuen Salzes an frischen Speisen gesetzt werden könne: so wird man von diesem Gewürze vortheilhafter zu denken anfangen, als bisher größtentheils geschehen ist, und so wird man nicht länger ungewiß bleiben, den wahren Werth wohlgeschaltner Speisen zu erkennen.

Wer hieraus schließen wollte, daß man täglich starkgeschaltne Speisen genießen müsse, der würde mir mehr zuschreiben, als ich behaupten will. Man kann das Salz auf zweyerley Weise übermäßig gebrauchen, und beydes ist wider die Gesetze der Diätetik: entweder in allzu großer Menge auf einmal, und dann ist es eine Arznei, eine Purganz, ein Brechmittel; oder reichlich, lange anhaltend, und täglich, oder wenigstens bey den meisten Speisen, und dann bringt es schlimme Wirkungen hervor. Es reizt die Fäserchen zu heftig, und macht sie steif; hiervon entstehen anfangs hitzige Wallungen, und zuletzt Hindernisse der natürlichen Verrichtungen. Wenn die Menge des Salzes die Säfte des Körpers scharf macht, so stockt diese Schärfe in den Schweißdrüsen, die sie verschließt, und hieraus entsteht ein Jucken und

und mancherley Ausschlag der Haut. Unfre Frauenzimmer haben sich hiernach zu achten. Beccher schrieb den Ausschlag, welcher im Churfürstenthum Bayern so gemein ist, bloß dem unmäßigen Gebrauche des eingesalzenen Fleisches zu. Hieraus folgt aber, daß dieser Ausschlag in Hamburg wenigstens eben so arg seyn muß, als im Churfürstenthum Bayern.

Ich erwähnte im 185ten Blatte, daß bloß von einem Fehler des Magens eine Lähmung der Zunge und Stummheit entstehen könne. Von dergleichen Zufällen kann ich jetzt zwey Beispiele erzählen, die ich selbst gesehen und curirt habe.

Ich ward des Abends um acht Uhr zu einer Frau gerufen, die denselben Nachmittag um vier Uhr, da sie sich gesund und wohl an den Theetisch gesetzt hatte, beym Thee trinken plötzlich stumm geworden war. Sie zeigte auf ihre Brust, und schien sehr unruhig und beängstigt zu seyn. Die Augen stunden starr, und das ganze Gesicht war roth und aufgetrieben. Sie konnte die Zunge aus dem Munde herausstecken, wenn man es verlangte, und es war sonst nichts Unnatürliches daran zu sehn, als daß sie ein wenig geschwollen zu seyn schien. Als ich mich nach allen Umständen erkundigte, vernahm ich, daß sie denselben Mittag eine starke Mahlzeit von Mehlküthen gethan hatte, und daher entschloß ich mich, ihr alsobald ein Brechmittel zu verordnen. Als diese Arznei ihre Wirkung that, so gab sie durchs Erbrechen einen Mehlküthen von sich, der einer guten Faust dick, und so trocken war, daß sie fast erstickt wäre, als sie ihn herausarbeitete. Nichtsdestoweniger kam er endlich glücklich heraus, und in derselben halben Stunde war die Sprache und völlige Gesundheit wiederhergestellt.

Der andre Casus ist wegen seiner Nebenumstände noch merkwürdiger. Eine hysterische Frau, welche seit vierzehn Tagen mit Blähungen im Magen mehr, als gewöhnlich, beswart, und bey stetem Magendruck ganz betrübt und schwer-

schweremüthig geworden war, setzte sich gegen Abend auf einen Stuhl, um ein wenig zu schlummern. Ihr Mann war seit einigen Tagen verreist, und sie konnte ihn erst nach vierzehn Tagen wieder erwarten. Kaum war sie ein wenig eingeschlummert, so träumt ihr, daß sie ein Geräusch auf der Straße höre, als ob ein Wagen schnell gefahren käme. Sie bildet sich ein, diesem Lärm entgegen zu eilen, und fragt die Umstehenden auf der Straße, was da zu thun sey? Die Gesichter der Leute und ihre Antworten kommen ihr räthselhaft vor; und weil sie hieraus Argwohn schöpft, so nähert sie sich im Traume dem Wagen, welcher vor einem Hause eines ihrer Anverwandten in der Nachbarschaft stille hält. Hier sieht sie einen Sarg abladen, und ihren Mann darin liegen. Der Schreck überwältigt sie, und sie erwacht mit einem Angstgeschrey, springt vom Stuhle auf, läuft aus ihrem Hause nach demjenigen Hause, wo, ihrer Einbildung nach, der Sarg abgeladen worden. Als sie dahin kommt, und reden will, ist sie stumm. Man sendet noch denselben Abend zu einem Wundarzte, der ihr eine Ader am Arme öffnet. Nichtsdestoweniger blieb sie die ganze Nacht und den folgenden Vormittag stumm. Am Mittage ward ich gerufen. Ich fand den Puls klein, die Respiration kurz und bebend, Bemühungen zum Aufstoßen und zum Erbrechen, die Zunge unversehrt, aber zitternd, so daß sie sich vergeblich bemühte, sie hervorstechen, und, wenn es ihr befohlen wurde, mit den Fingern in den Mund griff, um sie fest zu halten und hervorzuziehen. Ich verordnete ihr, nachdem ich alle Umstände zusammengehalten, eine Unze Brechwein von Specacuanne, mit anderthalb Gran Brechweinstein und etwas Pfirschenblüthsirup. Diese Arznei that eine erstaunliche Wirkung. Sie erbrach sich davon siebenmal aufs heftigste, und purgirte dreizehnmal. Auf beyden Wegen gieng eine große Menge dunkelbrauner gallichter Schleim von ihr; worauf sie die Nacht gut schlief, und am Morgen vergnügt erwachte. Sie redete wieder ohne allen Anstoß, und sagte, daß ihr seit langer Zeit so wohl nicht zu Muth gewesen wäre, als nun, da sich das Band, welches

ihr, der Empfindung nach, stets die Brust zusammengeknüpft, mit dem Erbrechen völlig gelöst hätte, so daß sie nun ganz frey respiriren konnte. Ihre vorigen Zufälle sind seit dieser Zeit gänzlich verschwunden.

* * *

Mein Herr,

Haben Sie auch in diesen Tagen den berühmten Hermaphroditen, oder Zwitter, gesehen, der sich schon in ganz Europa hat betrachten und bewundern lassen? Ich habe ihn gesehen, und bin ganz zweifelhaft, was ich nun thun, ob ich meinen Augen, oder den Beweisen verschiedener Aerzte trauen soll, daß keine Zwitter möglich wären.

Ich bin, ic.

Quidnunc.

Antwort.

Mein Herr,

Ja, ich habe ihn gesehen; ich habe ihn auch bewundert. Allein, ich zweifle, daß sein Beispiel diejenigen widerlegen werde, die wider die wahren Hermaphroditen streiten. Sie werden an diesem nichts anders, als ein wahres Frauenzimmer finden, dessen dünner Bart und völlige Mannsbrust ihn eben so wenig, als die Mannskleider, worin er erscheint, zu einem so wahrhaften Manne machen, als er ein wahres Frauenzimmer ist. Das übrige, was ihn den Männern ähnlich macht, ist ein erstaunliches Spiel der Natur, und verdient alle Bewunderung. Allein, wenn Sie ihn gesehen haben, so werden Sie mir eingestehn, daß es ihn zu keinem wahren Manne macht. Diejenigen Aerzte, welche die Zwitter leugnen, verstehen darunter Personen, die beyde wahre Geschlechter zugleich sind, und beyder Functiones verrichten könnten. Nach dieser Voraussetzung ist die männliche Dame, die wir gesehen haben, kein Zwitter.

Der Arzt.

N. S. Wie ich vernehme, so hat der Herr Hofrath Delius in Erlangen wider dies Obige behauptet, daß der besagte Hermaphrodit vielmehr eine wahre Mannsperson sey. Ich muß gestehn, daß ich das nicht geglaubt hätte: inzwischen will ich meine Leser mit Erläuterungen versehen, zumal, da ich die meisten Umstände wieder vergessen habe, die mich damals überredeten, das Obige zu urtheilen.

Der Arzt VIII. Th. Berth. Aug.

G g

Hun:



Hundert zwey und neunzigstes Stück.



von Haller.

Vernunft kann, wie der Mond, ein Trost der dunkeln Zeiten,
Uns durch die braune Nacht mit halbem Schimmer leiten.

* * *

Quale per incertam lunam sub luce maligna
Est iter in sylvis.

Virgil.

Als einstmals in Griechenland und Italien ein allgemeines Viehsterben war, so beklagten sich Menschen und Thiere beym Jupiter; und da dieses noch nichts helfen wollte, so spotteten sie seiner im Zorne, und sagten: Er schuf die Thiere, um nur etwas zu vernichten zu haben. Diese Reden verdrossen ihn, und der Mächtige griff nach seinen Donnern. Jedoch, er erwog bald, daß es ihm nicht darauf ankäme, mehr Thiere zu tödten, sondern die übrigen durch die Abwendung ihr es Untergangs auf bessere Gedanken zu bringen. Man muß sich einen alten heidnischen Gott vorstellen, der Doctor werden soll, ohne studirt zu haben. Denn, Jupiter hatte zwar die Thiere erschaffen; aber dies thaten die damaligen Götter durch eben eine solche bloß mechanische Kunst, wie Thiere andre Thiere hervorbringen, ohne die geringste Einsicht von ihrem Mechanismo zu haben. Niemand wußte weniger, woran die Thiere starben, und niemand hatte sich weniger darum bekümmert, als Jupiter. Gleichwol war das Wehklagen nicht länger auszustehn, und daher sahe er sich gezwungen, seine Zuflucht zu dem Rathe eines Weibes zu nehmen, weil er wohl wußte, daß die Weiber von Natur die Arzneykunst verstünden. Er fragte demnach

nach seine Gemahlinn; und kaum hatte er ausgerebet, so hörte er schon, worauf alles ankäme. Ist es wol Wunder, daß die Thiere sterben, antwortete Juno! Hast du ihnen wol die geringste Einsicht zu ihrer Wohlfahrt und Erhaltung gegeben? Warum entzogst du ihnen in einer so wichtigen Sache die Vernunft und das Nachdenken? Du hattest es ja wol recht darauf angefangen, sie zu vernichten? Wie sollen die arme Thiere ihren Untergang verhüten, da sie weder wissen, was ihnen schade, oder nütze, noch wie es anzufangen sey, um ihren Fehler wieder gut zu machen? Gib ihnen also nur den Gebrauch des Verstandes, so werden sie bald selbst die Mittel erfinden, sich von ihrem Untergange zu erretten.

Was war leichter, als dieses! und wer war vergnügter, als Jupiter, da er sahe, daß es nur auf diese Kleinigkeit ankam! Zwar, sagte er, kommt es mir ein wenig unwahrscheinlich vor, daß nichts mehr, als dieses zur Cur so gefährlicher Uebel erfordert werden sollte. Allein, es ist auch wahr, daß oft die geringsten Mittel am besten helfen. Zum wenigsten wird es des Versuchs wol werth seyn. Alsobald schnob Jupiter einen gelinden Wind aus seinen Nasenlöchern unter die Thiere, und so war es geschehen. Die Vernunft wandelte ihnen an, wie ein kleines Fieber. Sie hielten sich gar nicht dabey auf, daß sie vernünftig dächten; noch weniger bewunderten sie es. Denn es war noch kein Philosoph unter ihnen, der ihnen entdeckt hätte, daß dieser Zufall, den sie für einen Anstoß ihrer Krankheit hielten, eine deutliche Einsicht in den Zusammenhang der Wahrheiten wäre. Die Thiere urtheilten, schlossen, und grubelten nach, ehe sie es selbst merkten, und als sie es bemerkten, bildeten sie sich ein, daß sie dieses von je her gethan hätten. Aber unvermerkt blieben sie igt an mancherley Gegenständen haften, die ihnen in die Sinne fielen. Sie fingen an, sich mit ihren Empfindungen zu beschäftigen, welches sie bisher nicht gethan hatten. Sie reflectirten darüber, sie verglichen sie unter einander; sie urtheilten; sie schlossen, und nachdem sie dieses eine Zeitlang also getrieben hatten, entdeckten einige, daß sie vorhanden wären, und

G g 2
sagten:

sagten: Ich bin, und ich denke. Diese breiteten es weiter aus, und da merkten es nach und nach die Thiere alle, daß sie wären, und dächten. Unterdessen waren die ersten schon weiter gegangen, und unterstundnen sich zu sagen: Wir sind, darum denken wir. Einigen unter diesen fiel es ein, daß sie sich irren könnten, und nach guter Ueberlegung brachten sie die Wahrheit anders heraus, und sagten einmüthig: Wir denken, darum sind wir. Dieser Unterschied in den Meynungen erregte Partheyen, und das Thierreich ward uneinig. Die Klügsten unter ihnen ließen diesen Streit fahren, und begnügten sich mit dem Vergnügen an neuern Entdeckungen. Eins unter ihnen fand, daß man auch sagen könnte: Du bist; und nachdem diese Bahn erst gebrochen war, so erfand man bald, daß eine ganze Welt wäre. Kaum war diese Entdeckung gemacht, so ward sie schon wieder von andern in Zweifel gezogen, weil sie argwohnten, daß das, was sie ausser sich wahrnahmen, nur bloß in ihrer Einbildung bestehn könnte. Es kam gar so weit, daß diese Thiere anfangen, an ihrem eignen Körper zu zweifeln; dahingegen die andern von ihrer Vernunft durch die ganze Schöpfung fortgerissen wurden, und weder mehr schlafen, noch essen wollten, ehe sie nicht herausgebracht hätten, ob die hellen Punkte am Himmel mit Häusern und Stal- lung für Menschen und Vieh versehen wären?

Als Jupiter dieses sahe, erstaunte er, daß sich die Thiere so wenig um dasjenige bekümmerten, was eigentlich ihre Angelegenheit war, nämlich auf ihre Erhaltung und Wohlfahrt zu denken. Noch mehr aber verdroß es ihn, daß nichtsdestoweniger alle die vorigen Klagen nicht aufhörten. Ja, dabey blieb es nun nicht einmal mehr. Man beklagte sich nicht bloß über das häufige Sterben, sondern auch wegen des Todes überhaupt. Wir hätten lieber nicht geschaffen werden sollen, sagte das Vieh, wenn wir nicht stets fortdauern sollten. Zudem, warum müssen wir so oft krank seyn? Der diese Einrichtung gemacht hat, der hat die Sache schlecht verstanden. Dies lästerten die Bestien, ohne nur daran zu denken

denken, ob sie auch selbst etwas dazu beytragen könnten und müßten, um glücklicher zu seyn.

Als sich Jupiter hierüber bey der Juno beschwerte, sagte sie ihm, daß er ein wenig Geduld haben müßte. »Die Thiere spielen nur mit der Vernunft, so lange sie ihnen etwas Neues ist, und die Menschen selbst lassen von diesen Gaukeleyen nicht eher ab, als bis sie im reifern Alter derselben satt werden, und, statt zu sagen: Ich denke, darum bin ich, anfangen zu denken: warum bin ich? welches der Zeitpunkt ist, da sie sich und der Welt erst nützlich werden. Diese Zeit wird mit den Thieren auch kommen, und ihre Empfindungen werden sie zeitig genug an sich selbst erinnern.«

Die Göttinn hatte hierinn recht gemuthmaßet. Die Zeit kam endlich, da die Thiere an sich selbst gedachten. Sie fühlten ihre Plagen, und wurden sinnreich, um ihnen abzuhelfen. Jedes Geschlecht sorgte für seine Nothdurft, und dachte auf seine Erhaltung. Sie stellten Zusammenkünfte an, um über die zu ergreifenden Maaßregeln zu rathschlagen; und die Sache ward sehr ernsthaft getrieben.

Das Rindvieh, unter welchem die Seuche am heftigsten graßirte, kam am ersten zum Schlusse. Wie ist es möglich, sagte der Sprecher in der Versammlung, daß wir gesund bleiben können, da wir das rohe Gras fressen, wie es aus der Erde hervorstach, und sogar unter freyem Himmel schlafen? Wie können solche Cruditäten dem Magen wohl bekommen, und wie kann man sich in den Bitterungen vor Erkältungen hüten? Seht ihr nicht, daß den Schnecken ihr Haus angebohren ist, in das sie sich vor den Ungewittern verkriechen? Seht ihr nicht an unsern Kälsbern, daß wir zu Milchspeisen geschaffen sind, und nicht zum Grase? Laßt uns demnach den Himmel ersuchen, daß er uns Gerechtigkeit wiederfahren lasse, daß unsre Jungen mit Kälberhäusern gebohren werden, und unsre Kühe stets Milch geben.

Das Geschlecht der Esel fand an sich andre Unvollkommenheiten. Die Natur, sagte der Sprecher, hat uns die Neigung zur Ruhe eingepflanzt, vermuthlich, weil sie das wahre

Mittel zu unsrer Erhaltung ist. Gleichwol sind wir so elend in der Welt eingerichtet, daß wir entweder unsre Kräfte verschwenden, um nach Futter auszugehen, oder doch um es wenigstens zu käuen, wobey wir das schwere Fell tragen müssen, welches unsern Leib an der gehörigen Ausdünstung hindert; nicht zu gedenken der Lasten, die wir unsern Tyrannen, den Menschen von einem Orte zum andern schleppen müssen. Man muß also den Jupiter bitten, daß er uns im Schlasen fättige, und unsern Leib mit einem zarten Häutchen umgebe.

Die reisenden Thiere leiteten ihre Krankheiten von dem rohen Fleische her, das sie genießen mußten. Der Mensch, sagten sie, hat das Geheimniß erfunden, das Fleisch zu kochen, und wir müssen nicht eher ruhen, als bis wir vom Zeus die Entdeckung dieses Kunststücks erhalten haben.

Die Schooßhunde, die beyden Menschen diese Wohlthat überflüssig genossen, und mit ihnen hypochondrisch waren, fanden das Gras und Stroh, dessen sie sich nach ihren Ueberladungen bedienten, weder kräftig noch hinreichend genug, um sich damit zu helfen. Daher beschloßen sie, den Jupiter um ein neues Brechmittel zu ersuchen, wobey sie sich überfressen könnten, so oft sie wollten.

Unter den Raubvögeln trat der Adler auf, und sagte: Man hat sehr schlecht für unsre Erhaltung gesorgt. Die kleinern Vögel wurden für uns zur Speise erschaffen, und wir würden alle Ursache haben, mit dieser Einrichtung zufrieden zu seyn, wenn sie uns Stand hielten, so daß wir ihrer habhaft werden könnten, so oft uns hungert. Allein, man hat dieselben mit so viel List und Geschicklichkeit ausgerüstet, um unsern Nachstellungen zu entrinne, daß wir oft Tage lang fasten müssen, ehe wir einen von ihnen erfassen können. Diese unordentliche Diät ruiniert uns. Warum mußten diese Thiere Flügel haben, um uns zu entrinne? Warum ward ihnen unser Anblick so fürchterlich gemacht, daß sie uns fliehen? Hat uns nicht Jupiter mit einer Hand dasjenige gegeben, was er uns mit der andern wieder nimmt? Ein eins von beyden wollen wir ihn bitten; entweder daß er uns

uns eine andre Nahrung anweise, oder daß er die uns bestimmten Thiere zwingt, sich gutwillig in unsre Klauen zu liefern.

Auf solche Weise breitete sich ein allgemeiner Unmuth im ganzen Thierreiche aus. Die Raupen gestunden zwar, daß die Einrichtung von Jupiter sehr wohl gemacht sey, in so fern er den Kohl eben zu der Zeit wachsen ließe, da sie desselben bedürftig wären. Allein, sie beschwerten sich doch bitterlich über den Mehlthau, der ihnen viel Blätter desselben verdürbe; über die Sperlinge, die mit ihnen nicht anders umgiengen, als ob die Raupen für sie geschaffen wären, und über den Regen, der ihnen allzu beschwerlich fiel, und das Sterben unter sie brachte. Daher ward ihren Abgeordneten aufgegeben, beym Jupiter auf die Ausrottung der Sperlinge und des Mehlthaues, und auf lauter trockne Bitterung zu dringen, so lange die Raupenzeit währte. Die lustigen Sperlinge erkannten ihr Glück noch am besten. Wie hat nicht der Himmel weislich für uns gesorgt, sagte ihr Sprecher. In der Hitze läßt er uns Kirschen und Erbsen wachsen; nachher giebt er uns Raupen in Menge; gegen den Winter bestellt er die Bauern, die uns das Korn ausdreschen, und auf den Schnee wird uns Pferdemeist gelegt, damit wir darinn unser Futter finden. Nur müssen wir den kleinen Fehler ändern lassen, daß uns die Liebe die fallende Sucht macht. Unter den Fischen waren einige, die sich über das reine Wasser beschwerten, und wollten, daß die Flüsse sumpfiger wären. Andre verlangten, daß alle sumpfige Flußbetten mit Kieselsteinen gepflastert würden. Die Fische und Läufe führten Klage, daß der Mensch, von dessen Säften sie lebten, zu wenig Blutreinigung gebrauchte, und daß sie oft ungesund würden, wenn sie seine verdorbenen Säfte saugen mußten. Die Viehen hatten wegen ihrer vielen Krankheiten große Sorge. Wir, die wir gebohrne Apotheker sind, sagten sie, müssen künftig unsre Zellen nicht durchgängig mit einerley Waaren anfüllen; sondern die Species, die wir eintragen, sorgfältig von einander absondern, damit wir durch verschiedne Arzneymittel unsern verschiedenen Krankheiten abhelfen können. Sie hörten auf Honig zu machen, und machten ihre

Speise zu Arzneyen, wobey sie sich aber so übel befanden, daß sie in tausend Schwärmen einen Aufstand erregen wollten, wenn ihnen Jupiter nicht bald Hülfe sendete. Die Seidenwürmer wollten durchaus ihre Verwandlungen abgeschafft haben. Denn, sagten sie, da dieses so manchen von uns den Untergang bringt, warum könnte es nicht so eingerichtet werden, daß unsre Haut mit unsern übrigen Theilen wachse, wie bey so viel andern Thieren? Kurz, es war kein Geschlecht von Thieren auf Erden, das nicht Ursache gefunden haben sollte, sich über Jupiters Einrichtung zu beschweren.

Als alle diese Klagen vor seinen Thron gebracht worden waren, redete er die Juno unwillig an, und sagte: Nun haben wir unsre Sache vortreflich gemacht! Vorher, als die Thiere noch keine Vernunft hatten, gieng alles so gut, wie es der Plan meiner Schöpfung leiden wollte. Ist, da sie selbst mit urtheilen, werde ich gezwungen seyn, das ganze Werk umzukehren. Anstatt, daß sie sich der Vernunft bedienen sollten, um die übeln Zufälle zu verhüten, die sie sich durch ihre eigne Schuld zuziehen; so höre ich, daß sich kein einziges einfallen läßt, an diese Fehler zu denken, sondern daß sie nur ihre Scharfsinnigkeit anwenden, um meine Fehler bey ihrer Schöpfung zu finden, und mich darum anzuklagen, daß die ganze Welt und ihre Naturen so sind, wie sie sind. Ich merke, daß sie die Vernunft so stolz macht, sich einzubilden, als ob ein jedes von ihnen der Zweck meiner Schöpfung wäre, und daß ein jeder Wurm anfangs, zu glauben, ich hätte alles Uebrige nur für ihn gemacht. Es ist unstreitig, daß sich kein Thier der Vernunft zu seiner Erhaltung besser bedienen wird, als der Mensch. Allwissend kann ich sie nicht machen, und so halb klug, wie ich sie machen kann, sind sie sich immer schädlicher, als wenn sie bey ihren eingepflanzten Trieben, die sie maschinenmäßig regieren, ganz dumm bleiben. Diese Triebe verbrudeln sie mir mit ihren dämnrigen Einsichten, wie wir das Beyspiel schon längst an den Menschen gesehen haben. Dieses Geschlecht hat mir von je her den meisten Werdruß gemacht. Ihr Lob beleidigt mich zuweilen mehr, als ihr Tadel. Ihre Bitten sind mir

gemeinig-

gemeinlich unerhörbar. Ihre Klugheit reicht, wie sie meinen, herauf bis an meinen Thron, und sie reicht nicht hinab bis in ihr eignes Herz. Die meisten Künsteleyen an ihrer Gesundheit sind verkehrte Anschläge, die sich nicht ausführen lassen. Bald soll ich die Witterungen, bald soll ich die Speisen, bald soll ich ihre ganze Natur verändern. Sie aber wollen leben, wie sie wollen, und was sie verderben, das soll mein Fehler seyn. Da ich dieser Ungereimtheiten überdrüssig bin, so will ich allen Thieren ohne Unterschied die Vernunft wieder entziehen, und selbst der Mensch soll davon nicht ausgeschlossen seyn. So lange ich das Thierreich durch die ihnen von mir eingepflanzten Triebe regiere, so leben sie nach meinem Plane der Schöpfung; und ob dies gleich nicht nach ihrer Vernunft und Einsicht geschieht, so geschieht es doch nach der meinigen.

Juno getraute sich nicht, ihren mißlungenen Anschlag gegen einen aufgebrachten Gott zu vertheidigen, welcher ohnedem ihr Gemahl war. Hingegen unterstund sich Minerva, die Tochter desselben, ein Wort für die Menschen zu sprechen. Es sey darum, sagte sie, daß du den Thieren die Vernunft wieder entziehst, und sie an einem kürzern Faden leitest. Aber wie! soll die ganze Natur vor dir schweigen? Soll alles blind seyn, und nichts dich sehen? alles taub ohne dich zu hören? alles fühllos, und dich nicht empfinden? alles stumm, ohne deinen Namen zu nennen, welcher allein dein würdiges Lob ist? Nein, Vater! dein Zorn ermache nicht über dies ganze geliebte Geschlecht, in dem der Gedanke von dir lebt. Es ist wahr, du hast unter deinen Menschen auch Thiere, die durch den Mißbrauch ihrer Vernunft Unsinn begehn, dessen die Bestie nicht fähig ist. Aber erkenne nun auch in deinem Unmuth den edlern Theil deines Geschlechts nicht. Es giebt Weise, die dich vernünftig und würdig verehren, und in allen deinen Werken dich erkennen. Es giebt deren, die sich selbst und ihr Geschlecht studiren, und dasselbe die Gesetze der Tugend und der Natur lehren. So gewiß es scheint, daß den Thieren die Vernunft zu ihrer Wohlfahrt völlig entbehrlich sey, so sehr muß ich zweifeln, ob der

Mensch ohne dieselbe bestehen würde, wenn du ihn seinen Trieben allein überlassen wolltest. Gleichwie die Vernunft mit zu seiner ersten Anlage gehört, so ersetzt sie auch bey ihm den Mangel der starken sinnlichen Triebe, wodurch du die Thiere regierst; und wenn sie sich derselben nicht immer zu ihrem wahren Besten bedienen, so ist dasselbe mit den Trieben nicht anders beschaffen. Dieser wesentliche Mangel ist jedem Geschöpfe eigen, und läßt sich von dem Guten nicht trennen, um dessentwillen du sie liebest.

Nun wohl! erwiederte Jupiter, ich will deine Fürbitte gelten lassen, und um der wenigen Weisen willen will ich das ganze Geschlecht der Menschen bey seiner Würde erhalten. Aber gehe du hin, ich sende dich unter sie, damit sie von dir den wahren Gebrauch der Vernunft lernen. Unterrichte du sie in den Gründen der Weisheit, und lehre sie ihr wahres Wohl auf mich und auf die Beobachtungen meiner Gesetze bauen. Schlage du ihnen das grosse Buch der Natur auf, und lehre sie es auslegen und verstehen. Hier werden sie die Geheimnisse der ganzen Wohlfahrt des Lebens finden. Mache dich auf, und wirb dir viel Schüler!

Minerva machte sich alsobald auf, und gelangte nach Griechenland, wo sie die Schulen der Weisheit eröffnete. Dies war die Zeit, da die Griechen das neue Licht der Wahrheit empfangen, wodurch sie die Lehrmeister der Nationen und der Nachwelt wurden. Von da her rechnen wir den Anfang der Wissenschaften, und insbesondere der Kunst unsrer Erhaltung. Aus dem Buche der Natur lernte Hippocrates unter der Anführung dieser Gottheit die Grundsätze der Gesundheit, und ward ihr Prediger für alle Generationen der Menschen. Nach seinen Lehren leben die Weisen, und genießen die Wohlfahrt, deren unsre Natur in ihrem ganzen Umfange fähig ist. Die übrigen, welche sich selbst unglücklich machen, ihr Leben verkürzen, ihre Gesundheit verderben, ihren Wollüsten dienen, und dem Himmel Vorwürfe machen, werden im Buche des Schicksals seit dieser Begebenheit unter die Rubrik derjenigen Geschöpfe geschrieben, welche die Tochter

Tochter Jupiters die Thiere unter den Menschen nannte.

Mein Herr,

Ich habe neulich von ungefähr in den gesellschaftlichen Erzählungen eine Beobachtung von Herrn Strodmann gelesen, welche allen Aeltern bekannt zu seyn verdiente. Ich will sie, mit Ihrer Erlaubniß, Ihren Lesern mittheilen:

„Ich will eine neue Krankheit anführen, die ich darum für unbekannt halte, weil mir selbst einer der erfahrensten Aerzte, der zugleich in der Zergliederungs- und Wundarzneykunst, sowol durch Schriften, als mündlichen Vortrag ein Lehrer anderer ist, geschrieben, daß ihm diese Art von Krankheiten in seiner vieljährigen Praxi nie vorgekommen wäre. Wir hatten in Osnabrück eine Hebamme, die, wie man hernach erfahren, ein Lungengeschwür hatte, woran sie auch starb. Etwa ein halbes Jahr vor dem Tode derselben, bekamen einige zwanzig Kinder, von denen sie die Mütter entbunden, alle nach einander einerley Krankheit, und giengen darauf; dahin: gegen solches andern Kindern, wobey eine andre Hebamme gebraucht worden, weder zu solcher Zeit, noch sonst, jemals begegnet ist. Die Kinder bekamen in den Weichen zu beyden Seiten Fingerdicke Wülste, die etwa zween Zoll lang, und knorplicht hart anzufühlen waren. Endlich aber, nachdem ich mich auswärts bey den geschicktesten Männern vergebens nach der Art der Heilung dieser Krankheit erkundigt hatte, mußte ich beyde Wülste von einem Wundarzte mit der Lanzette eröffnen lassen, weil die Materie darin faulend wurde. Es floß fast drey Wochen ein gelblicher Eiter heraus, wobey sich das Kind wohl befand; aber endlich schlug der kalte Brand hinzu. Die andern Kinder starben, ohne daß der Brand hinzugeschlagen wäre. Ein vernünftiger Vater hatte sein Kind eröffnen lassen, und, so viel ich mich noch erinnere, war die Leber desselben außerordentlich groß und voller Blasen gewesen. Ein Kind, das vom kalten Brande innerlich schwarz war, nach dem Tode eröffnen zu lassen, konnte mir nichts helfen, weil man in diesem Falle die Ursache der Krankheit wol schwerlich würde entdeckt haben. Einige Aerzte wollten daraus bald einen Darmbruch, bald einen Fetzbruch machen. Aber die Kennzeichen der Brüche stimmten damit ganz und gar nicht überein, und es waren auch wirklich nicht Brüche. Fast alle Kinder, die besagte Hebamme in der Zeit, die kurz vor ihrem Tode vorhergieng, unter Händen gehabt hatte, erreichten achtzehn bis zwanzig Wochen. Sie haben alle Geschwülste und Wülste in den Seiten gehabt, ob

aber auf einerley Art, weiß ich nicht. Ein Umstand macht es sehr wahrscheinlich, was die Ursache solcher Krankheiten sey. Wenn die-
se Hebammen die Nabelschnur abband, brauchte sie anstatt des Wassers
ihren Speichel. Da sie nun ein Lungengeschwür hatte, so mag diese
fressende Materie den Schaden der Kinder befördert haben. Die
Nabelgefäße sind bey Kindern hohl, und wachsen erst bey Erwachsenen
zu festen Bändern zusammen. Es kann also wol seyn, daß durch
die hohlen Nabelgefäße der Kinder die fressende Materie eingedrungen
ist, die hernach weiter um sich gefressen hat. Ob der Umstand
etwas dazu beigetragen habe, daß dieses Weib die Nabelschnur noch
dazu zu kurz soll abgebunden haben, mögen die Aerzte beurtheilen.
Wenigstens wollte der Nabel bey meinem Kinde gar nicht heilen.
Es kann diese Anmerkung dazu dienen, daß den Hebammen besser
auf die Finger gesehen wird. Der Casus ist wahr, und man hat
nach dem Tode des Weibes solchen allhier nicht wieder erlebt.

L. S.

Mein Herr,

Der Herr Professor Krüger hat in seiner Geschichte der Erde,
worinn man es am wenigsten suchen sollte, ein Geheimniß zu
erklären gesucht, das viel Menschen bewerkstelligen, ohne es zu ver-
stehn, nämlich ihren Todestag vorherzuverkündigen. Weil diese
Erklärung unter allen, die ich je gelesen, die wahrscheinlichste, und
übrigens die ganze Sache für jedermann interessant ist, so will ich
Sie ersuchen, einen ledigen Raum Ihrer Bogen damit anzufüllen:

„Personen, die an der Schwindsucht sterben, pflegen fast allemal
die Stunde ihres Todes ganz genau zum Voraus zu sagen. Wenn man
die Aerzte um die Ursache befragt, so schreiben sie solche entweder einem
bloßen blinden Zufalle zu. Aber diese haben gar zu viel Exempel wi-
der sich; oder sie sind so offenerzig, daß sie gestehn, es sey dieses
ein Geheimniß, welches die Grenzen ihrer Vernunft überschreitet;
oder sie halten den in der Seele verborgenen Kräften mit einer ent-
zückten und geheimnißvollen Miene die Lobredo. Alles dreyes kann
die Sache nicht begreiflich machen. Ich habe daher darauf gedacht,
und bilde mir ein, die Ursache gefunden zu haben. Es kann seyn,
daß ich geirrt habe. Wäre es aber wol zu verwundern, wenn man
bey der größten Finsterniß einen Fehltritt gethan hätte?

Vor allen Dingen muß man sich nicht einkilden, daß die mensch-
liche Seele nichts thun könne, dessen sie sich nicht bewußt ist. Nein,
die Seele mißt, rechnet und vergleicht, ohne daß wir das geringste
davon wissen. Ich habe nur nöthig, mich auf das Gehör zu berufen,
um

um dieses erweislich zu machen. Nimmermehr können die Töne an-
ders, als durch die Anzahl der zitternden Bewegungen von einan-
der unterschieden werden; welches der große Leibniz wol eingesehen
hat: denn sonst würde er die Musik nicht eine unvermerkte Ausübung
der Rechenkunst genannt haben, wobey die Seele selbst nicht wüßte,
daß sie zählte. Bey dem Gesichte beweisen die Regeln der Symme-
trie ein Gleiches. Warum wollte man nun von dem Gefühle nicht
eben dasselbe einräumen? Mehr aber brauche ich nicht, um zu zei-
gen, daß es möglich sey, daß ein sterbender Schwindsüchtiger die
Stunde seines Todes vorherzusagen könne. Denn, gegen das Ende
dieser Krankheit nehmen die Kräfte ganz langsam ab, und der völlige
Mangel derselben ist der Tod. Das allmähliche Abnehmen der Kräfte
geschieht unfehlbar nach einer gewissen Progreßion. Die Seele be-
kommt durch das Gefühl von der Art dieser Progreßion einen Be-
griff, und kann durch eben die Fähigkeit, mit welcher sie die Töne
in der Musik beurtheilt, das Ende dieser Progreßion eben so genau
finden, als ein Rechenmeister die letzte Zahl einer niedersteigenden
Progreßion bestimmen kann, wenn ihm die ersten Glieder derselben
gegeben worden sind. Weiß sie aber, wann alle zum Leben nöthige
Kräfte aufhören werden, so weiß sie auch das Ende des Lebens;
und da die Vorstellung davon wegen der Furcht vor dem Tode sehr
lebhaft wird, so erlangt sie einen so großen Grad der Deutlichkeit,
daß sie die Patienten andeuten können. Daß aber dieses in vielen
andern Krankheiten nicht angehe, kommt daher, daß entweder eine
Naserey dabey ist, oder weil die zum Untergange des Körpers abzie-
lenden Veränderungen so unordentlich auf einander folgen, daß entwe-
der gar keine ordentliche Progreßion dabey Statt findet, oder doch
nur eine solche, die so verworren ist, daß die Regel, nach welcher
sie beurtheilt werden muß, sehr schwer zu entdecken ist.

A. G.

Antwort.

Mir deucht, diese Auflösung habe eben so viel Schwierigkeiten,
als die Aufgabe. Die wenigsten Schwindsüchtigen wissen ih-
ren Todestag. Ihr Tod ist selten die völlige Erschöpfung ihrer Kräfte.
Sie sterben oft unter dem Essen, ja, beym Spazierengehen; oft von
ungefährten Zufällen an einer Binsfürzung, an einer Erstickung,
an einem heißen Tage. Folglich findet auch die angenommene Pro-
greßion in der Abnahme ihrer Kräfte bey den wenigsten Statt,
und kann wenigstens das Ende derselben nicht vorher empfunden oder
gemuthmaßt werden. Zudem könnte auch in andern Krankheiten der
Unfinn diese Vorhersehung nicht hindern. Die Unfinnigen weißagen
den Ablauf ihrer Krankheiten oft am besten. In vielen Krankhei-
ten,

ten, wo die Abnahme der Kräfte in deutlichen Verhältnissen, als bey der Schwindsucht, ist, haben die Kranken keine Vorhersehung ihres Todes. Die hundertjährigen Greise, die bloß an der Ermattung sterben, wissen ihren Tod am wenigsten, u. s. w. Indessen ist der Einfall sinnreich genug, um aufbehalten zu werden.

Der Arzt.

Hundert drey und neunzigstes Stück.

von Haller.

Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern.

Epiktet hat den Aeltern eine Erinnerung gegeben, die ich vor dieses Blatt setzen muß, ob ich gleich darin Anleitung geben will, die Kinder wider die ersten gefährlichen Zufälle ihres Lebens zu beschützen. So oft du dein geliebtes Kind küssest, so bedenke, daß du einen sterblichen Menschen hersest. In der ersten Kindheit und im hohen Alter ist das Gebiete des Todes, und nirgends ist die Hülfe der Aerzte mißlicher, als hier, wo sich ihr tausend Schwierigkeiten in den Weg legen. Darum sollten die Aeltern billig nicht gleich von der Geburt anfangen, ihre Kinder als ein Eigenthum zu betrachten, von dessen Besitze sie gewiß wären: denn es ist allzu wahrscheinlich, daß sie sie nicht behalten.

Grausamer! wird eine zärtliche Mutter antworten, wie kannst du verlangen, daß ich durch diese schreckliche Ahndung das süße Vergnügen vergiften soll, das doch in meinem Herzen die reine Natur ist?

Es ist wahr, der Auftrag ist sehr unangenehm; und ich empfinde die tiefe Wunde selbst, die ich dadurch würdigen Aeltern ins Herz drücke. Allein, Vernunft und Klugheit erfordern, daß wir uns zeitig gegen allzu wahrscheinliche Unglücks-

glücksfälle waffnen, damit uns ihr Ueberfall in unserm Harnische finde. Man mag für das Scheinglück und für die beglückenden Irthümer mit noch so günstigen Vorurtheilen eingenommen seyn, so muß man ihnen doch nie so viel Blöße geben, daß uns der Zufall, der sie uns raubt, zur Verzweiflung bringen könnte. Dieses geschieht aber unfehlbar bey einer allzu sichern Zärtlichkeit gegen ein Kind, das uns der Tod, an den wir uns vorher nie zu denken getraueten, mit barbarischer Faust aus dem Inwendigen des Herzens herausreißt. Man hat Aeltern gesehn, die bey solchen nie vermutheten Anfällen plötzlich ihren Verstand, ja wol gar ihr eignes Leben verloren haben. Solche betrübte Folgen fließen aus einer übertriebenen Zärtlichkeit und undvorsichtigen Liebe, die dadurch aufhört, eine Tugend zu seyn; ja, die nicht einmal mehr entschuldigt werden kann, sondern ein wahres Verbrechen gegen sich selbst und gegen den Staat ist. Man ist nicht nur verbunden, getren, sondern auch klug zu lieben.

Die treue Liebe sieht auf nichts, als das Geliebte:
Die kluge hätte mit auf die Gefahr gesehn.

Es ist unumgänglich nöthig, daß wir uns unsern Trieben ein wenig widersetzen, weil sie nie unterlassen, uns unglücklich zu machen, und ganz zu ruiniren, wenn ihnen einmal die unumschränkte Herrschaft eingeräumt worden ist. Um deswillen muß ich auf Epiktets Rathe bestehn, ob ich gleich das unbeschreibliche Vergnügen in der Brust zärtlicher Aeltern nicht tadeln kann, das ihnen die Natur im Publike ihrer geliebten Kinder selbst zubereitet hat:

Nur unterbrech ihre Freuden ein heimlicher Schauer,
Und der Gedanke der Sterblichkeit bliz' in die Lust!

Wenn dieses zum öftern geschieht, so wird nicht allein die Ahndung des Verlusts nach und nach erträglicher, sondern das Gemüth gewöhnt sich sogar an diese Würze des Vergnügens; und dann erkennt man erst, daß sie uns unentbehrlich seyn.

Ich will aufhören, von dieser betrübten Sache zu reden, wiewol ich wünsche, daß das, was ich jetzt gesagt habe, in den Gemüthern zärtlicher Aeltern einen bleibenden Eindruck machen möchte. Da es aber auch Aeltern giebt, die über alle diese Schwierigkeiten hinweg sind, weil sie an ihren Kindern kein solches Kleinod finden, dessen Verlust sie sehr ängstigen sollte; so muß ich diesen sagen, wenn sie die vorhergehenden Ermahnungen nicht nöthig haben, daß die folgenden desto mehr für sie seyn werden, weil die natürliche Liebe bey ihnen nicht stark genug ist, um sie zur gehörigen Pflege und Abwartung dieser armen hülfbedürftigen Geschöpfe aufzumuntern. Ich werde sowol die Lebensordnung neugeborner Kinder, als auch die Cur ihrer eigenthümlichen Krankheiten, in so fern sie der Vernunft und den Händen der Aeltern, Ammen und Pflegerinnen allein anvertrauet werden kann, aufs deutlichste lehren, und wünsche, daß man diese Regeln bey der Erziehung junger Kinder zu allgemeinen Maximen machen möchte, weil nichts gewisser ist, als daß die meisten Kinder aus Verwahrlosung umkommen müssen. Der Reichthum der Materie wird mich nöthigen, den Vortrag ins Enge zu ziehn, um nicht das Nothwendige und Nützliche den Zierrathen des Styls aufzuopfern.

So wie der Mensch in die Welt tritt, hat er schon einer Reinigung vornöthig, und hernach ist unendlich viel an ihm zu bessern. Galenus wollte gar, daß man die Kinder mit Salz bestreuen sollte, theils, um sie von dem Schleime auf der Haut zu reinigen, den sie mit auf die Welt bringen, theils auch, um ihre Nerven zeitig zu härten. Der Vorschlag ist nicht so schlimm, daß er nicht ausgeführt werden könnte. Denn ehemals tauchten die alten Deutschen ihre neugeborenen Kinder alsobald in kaltes Wasser, welches die nordlichen wilden Völker noch jetzt thun; und dies ist unstreitig eine viel härtere Probe, als ein frisches Kind ein wenig einzuspuckeln. Gleichwol ist im Ernst beydes ganz unsinnig; und man sieht schon hieraus, was die Vernunft für Sachen beginnt, wenn sie ohne das äußerste Mißtrauen auf ihre eignen Schlüsse zu Werke geht. Die Thiere verrichten diese

Reinigt

Reinigung ihrer Jungen durch den Speichel; und wenn dieser viehische Trieb auf menschliche Weise nachgeahmt werden soll, so ist ja wol unstreitig ein Bad von lauem oder kühlem Wasser, welches bey schwachen Kindern durch einige Vermischung mit Wein gestärkt werden kann, das vernünftigste. Es ist keine Bedenklichkeit dabey, auch kaltes Wasser hierzu zu nehmen, indem die Kinder solches nicht allein wohl vertragen können, sondern auch, nach **Floyers** Meinung, vor vielen Krankheiten und besonders der englischen verwahrt werden, vornehmlich wenn solches, wie es in Italien gebräuchlich ist, bis in den neunten Monat fortgesetzt wird.

Bey dieser ersten Gelegenheit müssen die Bademütter angehalten werden, den Zustand des Körpers des Kindes zu untersuchen, damit sie das, was auf der beschwerlichen Reise aus der kleinen Welt in die große etw. verdrückt oder verzerrt worden seyn möchte, sogleich entdecken, und wiederherstellen können. Verschiedne wilde Nationen nehmen diese Augenblicke in Acht, um den Kindern die Köpfe in diejenige Form zu drücken, die sie für die schönste halten. Der Ritter **Darvieux** sagt von den Drusen, einem Volke, welches die Berge des Antilibanons bewohnt, daß sie alle längere Köpfe, wie sonst gewöhnlich, haben, und daran kenntlich sind, und daß sie ihnen nach der Geburt so gedrückt werden. Dieses Volk ist durchgängig so robust, arbeitsam und dumm, wie die Büffel. Weil sie sehr mäßig leben, so erreichen sie ein hohes Alter. Man kann also eben nicht sagen, daß das Drücken des Kopfs schlechterdings der Gesundheit schade, aber dem Verstande ist es, den meisten Beyspielen zufolge, nachtheilig. Der Grund dieses unsinnigen Gebrauchs ist unstreitig wol die Beobachtung gewesen, daß einige Kinder, besonders nach schweren Geburten, mit verschobenen Köpfen zur Welt gekommen sind; und da sich dieses nicht selten zuträgt, und ein solcher Fehler nicht nur die Schönheit der Gestalt, sondern auch den Gebrauch der Seelenkräfte im zunehmenden Alter verdirbt: so muß es den Bademüttern erlaubt seyn, den Kopf des Kindes durch ein gelindes Drücken und Streichen in die gehörige Form zu bringen. Eben

Der Arzt. VIII. Th. Berth. Ausg.

H h

dieses

dieses kann mit Nutzen an den übrigen Gliedern des Leibes, und selbst am Bauche, vorgenommen werden, um durch solche Handgriffe die Natur zur baldigern Entledigung des Leibes zu reizen.

Nachdem alles dieses geschehn ist, wird das Kind eingewickelt; und hier fängt sich die große Materie von den Windelschnüren an. Wir packen unsre Kinder so sorgfältig ein, als ob sie hundert Meilen verschickt werden sollten; und wenn man wissen wollte, was dieses für eine Marter sey, so müßte man es nur einmal zwölf Stunden an sich selbst versuchen lassen. Die beste Lage des Leibes und der Glieder wird beschwerlich, wenn man sie nicht umwechseln kann; und diese Beschwerlichkeit macht die Kinder unruhig, und zwingt sie zu vielen Windungen, wovon sie ungerade wachsen, die Brust verwahrlosen, und Brüche bekommen. Gleichwol würde es eine unendliche Aufmerksamkeit erfordern, wenn man die Kinder ungewickelt liegen lassen wollte. Sie würden sich leicht verdrehen und erkälten; und darum muß man hier ein Mittel treffen, welches darin besteht, daß ihnen wenigstens die Arme frey gelassen, und die übrigen Glieder nicht zu fest zusammengeschnürt werden. Dabey ist aber dennoch nöthig, sie oft zu entwickeln, um sie zu reinigen, und ihnen eine kleine Ausdehnung zu gestatten. Man wird alle Vorsicht vergebens anwenden, die Kinder ruhig zu erhalten, wenn man sie nicht oft reinigt und trocken legt. Der Urin reizt sie wund, und macht ihnen rohe Stellen und fressenden Ausschlag. Wenn solches geschehn ist, muß man die gereinigten Stellen mit Wurmmehl, Erdmoosblumenstaub und Tutia, auch wol mit etwas Bleiweißpulver pudern, woben zu beobachten ist, daß der Staub nicht bloß obenhin, sondern am meisten in die Lücken des Fleisches eingestreuet werde. Allein, die sorgfältige Reinigung und das öftre Waschen der Glieder mit kühlem Wasser ist eine viel nützlichere Mühe, indem sie den Kindern diese Beschwerden verhütet. Wenn die Kinderwärterinnen keinen gefunden Mund haben, oder denselben nicht reinlich halten, muß man es ihnen nicht gestatten, das Wasser, womit sie

die Kinder abwaschen, in ihrem Munde lau zu machen. Man vergleiche hier das Schreiben von Herrn Strodtmann, im 192 Blatte.

Die äußerliche Reinlichkeit ist indessen noch nicht die Hauptsache, sondern man hat bey neugebohrnen Kindern am meisten darauf zu sehn, daß ihre Magen und ihre Gedärme von den zähen und gefährlichen Unreinigkeiten, gesäubert werden, welche sie mit auf die Welt bringen. Hierzu dient eine Purganz, aber eine solche, die nach den Fähigkeiten des Kindes eingerichtet ist. Die schwedischen Weiber bedienen sich dazu des Penidiensuckers, in süßem Mandelöle aufgelöst; die französischen und holländischen nehmen rothen Wein, der stark mit Zucker versüßt ist, und die Juden geben ihren Kindern Honig mit Butter vermischt. Weil auf dieser ersten Reinigung der Gedärme die ganze Wohlfahrt des Kindes, ja, Leben und Tod beruhet, indem ohne dieselbe die Kinder an den grausamsten Schmerzen und Convulsionen zu sterben pflegen, so hat die Natur den Neugebohrnen selbst in einer so wichtigen Angelegenheit beystehn wollen. Daher ist die erste Milch der Mutter nichts anders, als eine Art purgirender Molken, eine ganz dünne und wäßrige Milch, die alle künstliche Purganzen überflüssig macht, wenn die Mütter, nach der Bestimmung der Natur, ihre Kinder selbst säugen. Siebt man ihnen hingegen Ammen, bey welchen sie dieser Wohlthat entbehren müssen; so ist es nothwendig, sie entweder mit den obigen Hülfsmitteln, oder mit andern zu reinigen. Hierzu kann besonders eine Art künstlicher süßer Molken gebraucht werden, die man verfertigt, indem man frische wohlgequirlte Eyer mit frisch gemolkener Milch vermischt, und sie zusammen aufs Feuer setzt, und kochen läßt; da sich dann bald die Milch scheidet, und die durchgeseigten Molken, mit etwas Zucker oder Honig, oder einem abführenden Saft versetzt, nützlich gegeben werden können. Man kann auch die im 154 Blatte beschriebnen Molken, auf die im 128 Blatte S. 313 angezeigte Manier versüßen, oder mit dünnen Wellgen von Perlgrauen und Milchsucker, die ebendasselbst beschriebnen süßen Molken zubereiten. Ich über-

gehe andre Arten von Parganzen für Kinder, die gelehrter, und darum nicht besser sind.

Ich will hier die streitigen Fragen, ob Mütter ihre Kinder selbst stillen sollen? (wovon im 13ten und 21sten Stücke) was für Eigenschaften eine gute Amme besitzen soll? (S. das 13te und 154ste Stück) und ob die Kinder nicht ohne Muttermilch ernährt werden könnten? (S. das 13te und 21ste Stück) gar nicht berühren. Man wird aber wohl thun, wenn man die ist angeführten Stellen meiner Blätter nachsieht, wofür man in diesen Sachen Entscheidungen machen will. Anstatt diese Untersuchungen hier zu wiederholen, will ich vielmehr wegen der Art und Weise, die Kinder zu ernähren, nur einige allgemeine Warnungen geben.

Die meisten Kinder sind freßsüchtig, und überladen sich zuverläßig, wenn man ihnen auf einmal so viel giebt, als sie verlangen. Um sie nun nicht auf solche Weise zu verwahrlosen, muß man die erste Sorge daran wenden, daß man sie an eine gewisse Ordnung im Essen gewöhne, wozu nichts besser hilft, als daß man sie schon an der Brust hierzu vorbereite. Nach einer Mühe von wenigen Wochen sind sie bereits so weit gebracht, daß sie um die gesetzten Stunden aufwachen, und ihre Nahrung fordern. Wenn die Kinder anfangen, andre Speise mitzugenießen; so reicht man sie ihnen ebenfalls zu gesetzten Stunden, und giebt ihnen, nach dem Rathe des *Varandäus*, nie vor Verlauf wenigstens einer Stunde, weder vor, noch nach dem Essen, die Brust, damit diese Speisen erst größtentheils verdauet werden. Gleich nach der Entwöhnung muß die beste Ordnung im Essen eingeführt werden; und dieses wird leicht seyn, wenn man die Kinder oft speisen läßt, und in den Zwischenzeiten unerbittlich ist. Sie können alle zwei Stunden eine mäßige Mahlzeit thun, die ihnen weniger schaden wird, als wenn sie feltner, und mit Heißhunger, oder auch viel kleinere Portionen, aber in allzu kurzen Zwischenzeiten, genießen. Sie müssen eine Mahlzeit thun, die sie sättigt. So bald diese verdauet ist, hungern sie wieder, und dann giebt man ihnen

ihnen die andre, die ihnen ebenfalls hinlänglich seyn muß, und so fortan. Dies giebt eine ordentliche Verdauung, und so werden sich Kinder nicht leicht überladen; ja, man kann ihnen, je älter sie werden, die Zwischenzeiten verlängern, ohne daß sie selbst darum anfordern sollten. Speisen sie hingegen zu oft auch die kleinsten Portionen, so vermischen sich in ihren Magen stets halb verdauete Speisen mit ganz neuen, und so erzeugen sich Cruditäten, welche die Freßsucht begleitet. Genießen sie aber allzu selten große Mahlzeiten, so verderben sie die Verdauungskräfte durch die Ueberladung des Magens, und es erfolgt eben dasselbe Elend. Ein Kind, das einmal bis zur Freßsucht verwahrlost ist, ist gemeinlich für verloren zu achten; aber Ordnung und Gewohnheit kann sie gewiß verhüten. Ich darf wol nicht erinnern, daß man die strenge Beobachtung dieser Gesetze nicht von dem Hausgesinde erwarten müsse, welche die Kinder nur allzu gern füttern, damit sie nicht weinen. Ich darf aber wol noch weniger von den Aeltern verlangen, daß sie sich diese Mühe mit ihren Kindern selbst machen sollen. Die Aeltern werden aber hinwiederum von den Aerzten nicht fordern, daß sie für die Erhaltung ihrer Kinder stehen sollen.

Die Wahl der Speisen für Kinder erfordert ebenfalls große Behutsamkeit. Was die Säuglinge betrifft, so empfangen sie dieselbe bloß aus den Brüsten ihrer Säugerinnen; und daher ist die Gesundheit der letztern ein wahres Eigenthum der ersten. Eine ungesunde Säugamme ist das gewisse Verderben der Kinder, und man kann nicht sorgfältig genug seyn, die erste zu schonen. Diese Schonung besteht aber nicht darin, daß man sie maste und vollblütig mache; sondern daß man sie in der Gewohnheit der Lebensordnung erhalte, woben sie sich bis daher wohl befunden hat. Eine Amme kann bey starker Kost, die sie gewohnt ist, vortrefliche Milch haben, wenn ihr nur die Arbeit zugleich auferlegt wird, die sie zuvor fähig machte, diese Kost zu vertragen. Aber eins ohne das andre kann nicht bestehn. Eben so ist es in allen übrigen diätetischen Verhältnissen.

Wenn die Kinder anfangen, andre Kost mitzuspeisen, so hält man dafür, daß ihnen Milch- und Mehlspeisen am dienlichsten wären, und die sind wirklich der Meisten Verderben. Dolaus neimte sie einen Buchbinderkleister, und in der That sind sie nichts anders. Sie legen den Grund zu dem zähen und gährenden Schleime in den Gedärmen, welcher die Milchröhren verstopft, und den Würmern zur Wohnung dient; und Dürresucht, Colikschmerzen und Epilepsie sind ihre gemeinsten Folgen. Man verbanne von den Tischen der Kinder alles ungegohrne Mehl und die daraus bereiteten Speisen, wohin die Psammkuchen, die Klüten, die Cartusfeln, Erdäpfel, trockne Erbsen und Bohnen, steife Grütze, ja selbst die unausgebackne Semmel, dergleichen Brodt, und überhaupt allzu viel trockne Mehlspeisen und Zwieback selbst gehören. Dagegen hat man nicht Ursache, die Zugemüse von jungen Früchten, Gartenkräutern, die Fleischbrühen, ja selbst das junge Fleisch und zarte Fische zu fürchten. Hundertfältige Erfahrungen lehren, daß diese Furcht ungegründet sey, und daß Kinder alle leichte Kost der Erwachsenen gern mitessen, und wohl vertragen, wenn sie nur hinlängliche Abwechslung der Speisen, und Freiheit, sich zu bewegen, haben. Der vortreffliche Herr D. Zimmermann verwirft ebenfalls den Brey, womit man die Kinder nährt, und rath anstatt dessen Gersten- oder Habermellgen mit ein wenig frischer Butter, und zuweilen, der Säure wegen, ein wenig Fleischbrühe, auch Milch mit geriebnem Brodte, an. Er will auch nicht, daß man die Kinder zu sehr vom Fleische enthalte, weil die vegetabilischen Speisen so leicht Blähungen erzeugen. Ich sage nochmals, der stete Wechsel von allerley Kost, bey übrigem guten Verhalten ist die sicherste Diät für Kinder. Nie müssen es reinliche Aeltern erlauben, daß das Gesinde den Kindern die Speisen läue; nie, daß sie ihnen, besonders des Nachts, kalte Getränke reichen, wovon sie viel Ungelegenheiten auszustehn haben. So bald die Kinder anfangen, die Speisen der Erwachsenen zu genießen, ist es besser, ihnen auch das Getränk der Aeltern, wenn es in seiner Art gut ist, als Milch oder gekünstelte

stelte Tränke, zu geben. Nach dem vierten Jahre ist den Kindern täglich ein Glas Wein dienlich, welches den Leib stärkt, die Erzeugung des Schleims hindert und den Würmern widersteht. Besonders ist es nöthig, wenn sie oft gesalzes oder geräuchertes Fleisch genießen, um die Neigung der Säfte zum Scorbute zu verhüten. Mit lauter weichen Speisen und Suppen wird der Magen der Kinder geschwächt, und der Zucker ist ihnen unschädlich, hingegen das Confect desto nachtheiliger.

Schon in meinem vierten Blatte habe ich gezeigt, wie ungereimt es sey, die Kinder in ihren Zimmern zu enge eingeschlossen zu halten, und ihnen den Genuß der reinen freien Luft zu entziehen. Dieser Fehler ist bey der hiesigen Kinderzucht fast allgemein, und man möchte oft die Nase zuhalten, wenn man in ein Zimmer geführt wird, wo die Herrschaft das Liebste, was sie auf Erden besitzet, gleichsam in einem versperrten Cloake erziehn läßt. Wenn man in dem angeführten Blatte liest, wie nothwendig eine reine Luft zur Gesundheit sey: so wird man über seine eigne Unvorsichtigkeit erschrecken; und gleichwol ist der Sache kaum abzuhelfen. Man kann wider die Gewohnheit der Weiber mit keiner Redekunst etwas ausrichten. Der Kohlendampf von den Wärmförben und Theegeschirren, der Wust der verunreinigten Windeln, die Dünste der Speisen, der Lichter, der Amme, der Kinder, alles muß in der Kinderstube seyn! Es ist nicht zu ändern! Ich will es zugeben; aber muß es auch darin bleiben? Kann man die Zimmer nicht täglich öffnen, so oft man will, wenn das Kind entweder in ein andres Zimmer gebracht worden ist, oder in der bedeckten Wiege schläft? Kann man nicht Esig sprengen, nicht mit Schießpulver räuchern, nicht wenigstens viel schädliche Dünste hinweglassen? Ja gewiß! man könnte es, und gewiß! man thut es nicht.

So wenig man die unreine Luft für verdächtig hält, so wenig fürchtet man auch die Hitze; da man hingegen sinnreich ist, alles, was Kindern Böses widerfährt, von einer Erkältung herzuleiten. Wenn man die dicken Windeltücher,

die hohen Betten, worin die Kinder stecken, die Vorhänge vor allen Thüren und Fenstern zieht, und die dunstige Hitze der Luft in den Zimmern riecht; so sollte man nicht glauben, daß es Jemanden einfiel, daß hier Gefahren von Erkältungen wären. Indessen können sie wirklich vorhanden seyn, und zwar eben darum, weil die Kinder allzu warm gehalten werden. Wenn sie in Schweiß fast zerfließen, so kann man sie freylich kaum aus der Wiege nehmen, an ein Fenster bringen, oder entkleiden, daß nicht ihr Schweiß kalt würde; und wenn auch dieses nicht geschähe, so macht sie doch die Hitze gewiß ungesund. Man muß aber daran zweifeln, diese süßle Gewohnheit in hiesigen Gegenden abzuschaffen. Das System von Erkältungen ist hier die Pathologie der Weiber, und die Maaßregeln, sie zu verhüten, sind so unsinnig genommen, und auf das Herkommen so fest gegründet, daß weder Ernst noch Vernunft etwas dagegen vermag.

Keine Kinder lassen sich bequemer warten, als die stets schlafen. Daher kennen die Ammen sehr genau die Tugenden der Lilien in den Kinderstuben, des himmlischen Theriacs, der Requies Nicolai, der Lachen-Knoblauch-Latzwerge, der weißen Mohnsaat und des Opiums, ja, wenn sonst nichts zu haben ist, doch wenigstens des Wiegens und Summens, welches ein ganzes Register von heillosen Künsten ist, deren viele den Kindern die gefährlichsten Anfälle verursachen. Das Wiegen, welches noch das unschuldigste ist, kann, wenn es zu heftig getrieben wird, doch Schwindel, Zittern und Erbrechen erregen. Hingegen sind die Schlafmachenden Arzneyen in den Händen der Ammen wahre Gifte, und man kann es nicht strenge genug verbieten, daß sich die Kinderwärterinnen derselben enthalten.

Bei der Bewegung und Ruhe der Kinder sind verschiedne Behutsamkeiten in Acht zu nehmen. Sie müssen nicht stets auf einem Arme getragen werden, weil sie davon leicht schief wachsen; und da es gemeinlich den Wärterinnen am bequemsten ist, sie auf dem linken Arme zu tragen, da dann die Kinder ihren rechten Arm um den Hals schlagen: so ge-
wöhnen

wöhnen sie sich dadurch an die linke Hand, und verrichten damit alles, was sie mit der rechten verrichten sollten. Durch das öftre Tanzen, da man den Kindern die eine Hand vor die Brust setzt, kann ihnen leicht das Brustbein verdrückt werden, welches bey Manchen Blutspeyen und die Schwindsucht verursacht. Wenn sie anfangen, zu gehn, muß man ihnen den Kopf mit Fallhüten verwahren. Die Gängelbänder sind für sie eine unglückliche Erfindung. Denn, außerdem, daß sie sich beständig mit der Brust, die doch vor allen Theilen des Leibes eine ganz freye Bewegung haben sollte, darauf stützen, so verrücken sie sich auch leicht die Gelenke, woraus in Zukunft ein merklicher Auswuchs entsteht. Man sollte die Kinder nicht eher laufen lassen, als bis man sie erst gewöhnt hat, recht fest zu stehn. Keins von beidem darf aber geschwind erzwungen werden. Die Wärterinnen müssen sie anfangs oft, aber nur wenig Minuten zwischen den Händen stehn lassen, bis ihre Gelenke stark genug geworden sind. Alsdann kann man sie in einen Gängelwagen stellen, davon der Ring um die Brust weich ausgefüllt seyn muß. Damit aber die weichen Gelenke, welche die Last des Körpers tragen, nicht zu sehr beschwert werden; so muß man die Kinder nie allzu lange in diesen Verhältnissen stehn lassen. Wenn sie liegen, so muß man verhüten, daß ihnen kein allzu helles Licht in die Augen strahle, weil sich davon bald die Augen verwöhnen, daß sie schielen lernen.

In Absicht der Gemüthsbewegungen ist zu beobachten, daß man es dem Gesinde nie erlaube, die Kinder durch mancherley Gaukeleyen, oder Mordgeschichte und Gespenstermärchen zu erschrecken, oder in Furcht zu setzen. Eindrücke von dieser Art können viel unangenehme Zufälle veranlassen, und bleiben lebenslang in den Gemüthern fest sitzen. Aus eben dem Grunde sind die Züchtigungen der Kinder behutsam zu mäßigen, damit ihnen dadurch kein größrer Schaden verursacht werde, als den ihre Vergehungen verdienen.

Außer allem diesen sind noch verschiedene Kleinigkeiten in der Lebensordnung der Kinder nicht zu vergessen. Man kann
H h 5
nie

nie genug darüber halten, daß die Ausführungen ihres Leibes, besonders die Entledigung der Gedärme, täglich in Ordnung bleiben. Man muß hier die Mittel gebrauchen, die im folgenden Blatte wider die Verstopfung gerathen werden. In ihrer Kleiderordnung sind die allzu engen und steifen Schnürleiber und die knappen Schuhe zu tadeln, die ihnen auf mancherley Weise nachtheilig seyn können. Man muß ihnen nicht erlauben, im bloßen Kopfe oder mit nackten Füßen herumzulaufen; nichts desto weniger aber muß man die übertriebene Sorgfalt vermeiden, sie an diesen Theilen allzu warm zu halten. (*) Je mehr ein Kind schon erwachsen ist, ja so bald ihm die Natur selbst hinlängliche Haare zur Bedeckung des Haupts hat wachsen lassen, muß man hierin desto weniger sorgsam seyn, und sie lieber bey Zeiten gewöhnen, in Zimmern gar keine künstliche Bedeckung zu gebrauchen. So bald sie laufen können, muß man sie oft in die freye Luft gehn lassen, um sie zu härten. Aber davon wird ja die Haut gelb, wie bey den Tartarn? Das ist eben so gewiß nicht, daß die Lust und Wärme an der Farbe der Haut die meiste Schuld hätten. Die Mohren werden nicht weiß, sondern braun gefärbt, geböhren, und es giebt unter Himmelsstrichen, die eben so heiß sind, wie die Wüsteneyen der Mohren, weiße Völker. In Peru, wo die Hitze so groß ist, haben die Eingebornen, wie Ulloa versichert, keine so schwarzbraune Farbe, wie die übrigen Landsleute, und die daselbst geböhrenen Kinder der Spanier sind schöner, als die Spanier selbst. Das Frauenzimmer auf der Insel Ochio hat die schönsten weißesten Gesichter, und dennoch ist ihr Busen sehr von der Sonne verbrannt, ob sie gleich die Gesichter nicht mehr vor der Sonne und Luft bedecken, als die Busen. Es sind demnach viel andre Umstände bey der Schönheit der Haut in Betrachtung zu ziehn, und man darf um deswillen die Kinder nicht von dem Elemente ausschließen, worin sie leben sollen. Zudem kann man sie ja vor der Sonne hinlänglich bedecken. Die überflüssige Sorgfalt in

(*) Man vergleiche hierüber das 206te Blatt.

der Pflege und Wartung der Kinder, welche im 184ten Stücke getadelt worden, betrifft bloß die Verzärtelung und Ueberhäufung derselben mit Arzneyen, wenn sie gesund, und wenn sie krank sind. Das öftere Kämmen und Waschen derselben hat seinen bekannten Nutzen, und das Baden in kühlem Wasser könnte bey erwachsenern monatlich zu ihrem mannichfaltigen Vortheile wiederholt werden.

Wenn ich von den Krankheiten der Kinder handle, werden sich gelegentlich noch mancherley nützliche Maximen zu ihrer Lebensordnung an die Hand bieten, die ich um deswillen hier übergehe.

Mein Herr,

Ich mag sie betrachten, wie ich will, Sie mögen gelehrt, meiner wegen auch sinnreich, ein nützlicher Mann, ein guter Schriftsteller und ein geübter Arzt heißen; lauter Titel, die Sie, wenn Sie bescheiden seyn wollen, von sich ablehnen müssen, so lange Sie leben; so sehe ich doch eine Zeit vorher, wo Sie ein Spott aller Ihrer Leser seyn werden, und dies wird geschehn, so bald Sie sterben. Wie? Haben Sie daran gar nicht gedacht, als Sie den Vorsatz faßten, eine medicinische Wochenschrift zu schreiben, worin Sie die Leute lehren wollten, wie sie ein hohes Alter erreichen, und einer dauerhaften Gesundheit gienessen könnten? Mit dem zuversichtlichen Tone, wie Sie uns diese Lebensregeln vortragen, muß man nothwendig glauben, daß Sie diese Geheimnisse vollkommen verstehen; daß Sie Ihre Regeln für thunlich halten, und daß Sie alle, die sie wissen, und nicht beobachten, als nachlässige Verwahrloser ihres Lebens ansehen. Nun bitte ich Sie aber: was wird geschehn müssen, wann Sie sterben? Wosern Sie nicht wenigstens hundert Jahr alt werden, so wird jedermann schließen, entweder daß Sie die Regeln zur Gesundheit und zum hohen Alter nicht recht verstanden haben; und dann hätten Sie sie nicht so viel tausend Menschen so zuverlässig lehren müssen: oder daß alles, was die Aerzte von diesen Maximen wissen, nicht hinlänglich sey, Krankheiten und den frühen Tod zu verhüten; und dann haben Sie uns in vier Jahren alle Woche in einem ganzen Bogen nichts gesagt: oder daß Sie diese Lebensregeln selbst nicht haben beobachten können; und dann wird man sagen, ein kluger Mann müsse sich so einrichten, daß er alles thun könne, was er thun soll: oder daß sie dieselben nicht haben beobachten wollen; und dann wird man Sie einen Pharisäer nennen,

nen, der andern Leuten Lasten auflegt, die er doch selbst mit keinem Finger berührt. Sie mögen es also anfangen, wie Sie wollen, so werden Sie doch nie anders mit Ehren aus diesem Handel kommen, als daß Sie sich entschließen, wenigstens hundert Jahr alt zu werden. Dies ist aber wahrhaftig bey einem Arzte eine sehr mißliche Sache. Wir andern, die wir nicht einmal von der Profession sind, können uns kein solches Alter versprechen; wie viel weniger kann dieses ein Mann thun, der zwischen den Seuchen und dem Tode sein Amt führt, und der mit gleicher Gefahr sich diese beyde Unholden zu Freunden oder zu Feinden macht? Ich sehe nichts anders, als Ihren nahen Tod vor Augen; und dann will ich einmal die Urtheile und den Spott der Leute über Sie hören! — Wissen Sie was? Der Arzt ist todt. — Ist er todt? Das thut mir leid, um seiner Ehre willen. — Habe ichs nicht gesagt, daß alle seine Versprechungen Charlatanerey und Prahlereyen wären? Hätte er so viel für den Tod gewußt, als er uns für ihn gelehrt hat, so müßte er nothwendig noch leben. — Woran mag er gestorben seyn? An der Diät, oder an der Therapie? — Ey! er hat noch kürzlich von der Krankheit geschrieben, an der er gestorben ist! Er hat sie gut zu curiren verstanden. Hätte ers vorher gewußt, so hätte er ohne Zweifel den Titel gemacht: *Abhandlung von meinem Tode, und der besten Methode, ihn zu curiren.* — In den Zeitungen wird stehn: „Wir bedauern den frühen Tod dieses gelehrten Mannes, welcher sich gewiß um das menschliche Geschlecht höchst verdient gemacht hat, da er es gelehrt, mit der größten Bequemlichkeit ein „Alter von anderthalb hundert Jahren zu erreichen!“ —

Ach, mein Herr! es wird ein greuliches Lachen werden, wann Sie sterben! Weil ich aber sehr begierig bin, gegen diese Zeit mein Glück zu machen; so ersuche ich Sie aufs allergehorsamste, mir kurz vor Ihrem Ende nur einen einzigen Bogen noch zu schreiben, welchen ich unter dem Titel: *Letzte Worte des Arztes*, drucken lassen, und damit Geld verdienen will. Vielleicht kann mir dasselbe Glück begegnen, wie dem Verleger in London von den letzten Worten des Herrn Baxters. Diese gingen so vorzüglich ab, und der Vortheil war so angenehm, daß in kurzer Zeit eine neue Sammlung unter dem Titel heraus kam: *Mehr letzte Worte des Herrn Baxters.* Wollte der Himmel, es glückte mir so! Sterben Sie mir bald, und hinterlassen Sie zu Ihren letzten Worten einige Lebensregeln zum Tode. Ich will sie schon verkaufen. Denn man wird Ihre letzten Worte vielleicht begieriger lesen, als Ihre ersten, &c.

Ich bin, &c.

Hundert vier und neunzigstes Stück.

Gellert.

— — Kann man nicht durch Thaten,
So muß man durch Verstand und durch Erfahrung rathen.

Wenn jemals die Weiber ein Recht haben, zu practiciren, so ist es bey kleinen Kindern. Denn dies ist wirklich eine Praxis, wie unter den Thieren auf dem Felde, aus deren Empfindungen die Hirten ungefähr schließen, woran es ihnen fehle, und ihnen dann überhaupt etwas eingeben, das ihnen nicht schädlich seyn kann. Da die Kinder ihr Elend nicht beschreiben können, so sind sie auf dem Schauplatze der Aerzte die Pantomimen, die man nicht immer deutlich versteht. Die Weiber, die sich mit der Pflege der Kinder abgeben, verstehen die Zeichen ihrer Empfindungen gemeiniglich besser, und errathen geschwinder, als der Arzt, was sie beschwere. Die gelehrtern Zeichen der Krankheiten, denen die Aerzte nachspüren, sind bey den Kindern ganz mißlich. Harris hat mit Grunde behauptet, daß man aus dem Pulschlage der Kinder selten etwas Zuverlässiges schließen könne, weil er bey ihnen von den geringsten Veranlassungen verändert wird. Eben so wenig kann man aus ihrem Urine schließen, weil der von den gesundesten ganz dick und trübe ist. Wenn man hierzu noch rechnet, daß mit Kindern höchst selten eine ordentliche methodische Cur angestellt werden könne, weil sie bald die beste Zeit zum Mediciniren verschlafen, bald die Arzneyen nicht einnehmen wollen, und zu dem gehörigen Verhalten in der Diät nicht gezwungen werden können; so kann bey ihnen ein gelehrter Arzt selten mehr Ehre einlegen, als ein Weib, die aus dem Herkommen und aus der

der Erfahrung weiß, was den Kindern gegeben zu werden pflegt, wenn ihnen gewisse Empfindungen beschwerlich fallen. Da nun diese Art Leute ohnedem ein- für allemal im Besitze der Praxis bey den Säuglingen sind, und die Aeltern selbst gemeinlich nur bey den desperatesten Zufällen einen Arzt rufen lassen; so ist es von Seiten der Facultät billig, daß sie hierin etwas nachgebe, und diesen Pfücherfram, mit Hint-ansehung alles Eigennuzes, auf eine solche Weise unterstütze, daß daraus für die Menschlichkeit nur der kleinste mögliche Schade erwachse. Kurz, wir müssen die Weiber in der Kinder-Praxis so gelehrt machen, als es nur irgend möglich ist; das heißt, wir müssen das, was wir zum Heile der Kinder zu raten wissen, ihnen getreulich mittheilen, und müssen thun, als ob wir es von ihnen selbst gelernt hätten. Nach dieser Maxime werde ich die gewöhnlichsten Kinderkrankheiten, nach den besten Beobachtungen der Aerzte, kurz und faßlich abhandeln, damit diese Blätter ein kleines Handbuch in den Familien seyn mögen, wohnach sich die Aeltern und weiblichen Aerzte bey den Zufällen der Kinder sicher richten können. Vielleicht stifte ich, indem ich solches thue, ein nützlicheres Werk, als wenn ich in diesen Blättern eine sehr gelehrte Abhandlung mittheilte. Ich werde in dieser keine besondere Ordnung beobachten; und da ich die Namen der abgehandelten Krankheiten unterscheidend drucken lasse, so wird es leicht seyn, dieses Register zu übersehn, um das, was man sucht, zu finden.

Wenn ich für Aerzte schriebe, so würde ich mich dieser Aufsätze zu schämen Ursache haben. Ich traue mirs zu, daß ich sie mit einiger Gelehrsamkeit würde haben bereichern können, wenn es nicht meine Absicht, die bloß auf einen wahren praktischen Nutzen zielt, erfordert hätte, die Kunst in denjenigen niedrigen Horizont zu setzen, den die Leute, die bey Kinderkrankheiten am meisten zu Rathe gezogen werden, allein übersehn können. Eben um deswillen habe ich keine gelehrte Zusammensetzungen von Arzneyen vorgeschlagen, ob ich gleich glaube, daß viele weit bessere Wirkungen thun würden, als die gemeinen Hausarzneyen, deren ich erwähnt habe.

habe. Es ist nöthig, daß Leute, die keiner höhern Einsichten fähig sind, auch in solchen kleinen Vortheilen wohl unterrichtet werden, die sie oft anzubringen Gelegenheit haben, und durch deren verkehrte Anwendung sie großen Schaden thun würden, da sie hingegen durch ihren rechten Gebrauch doch öftermals Nutzen stiften können. Billig sollte in allen Familien die schöne Schrift von den Kinderkrankheiten bekannt seyn, die der vortrefliche Herr Ritter **Roseen von Rosenstein** ans Licht gestellt hat, und wovon wir zwei brauchbare Uebersetzungen in deutscher Sprache besitzen.

Wenn sich ein Kind nicht recht wohl befindet, so ist das erste, daß man seine Empfindungen zu erforschen suche. Man muß Acht geben, ob es Ekel habe, und sich erbreche? ob es geronnene Milch oder Speise von sich gebe? ob es Leibschmerzen habe? welches daraus erkannt wird, wenn die Kinder schnell auffahren und heftig schreyen, zugleich die Füße nach dem Leibe ziehen, und sich winden, stets unruhig sind, und wenig schlafen. Man muß ferner beobachten, ob sie Aufstoßen und den Schlucken haben? ob das, was sie aufstoßen, sauer rieche? ob sie husten? ob sie zu viel oder zu wenig Eröffnung des Leibes haben? ob die Materien weiß, grün oder gelb von Galle sind? ob sie Durst und Hitze ausstehen? ob Schwämme im Munde sind? ob sie die fallende Sucht haben? ob die Zahnarbeit im Werke sey? ob der Bauch hart und angelaufen, oder die Haut gelb unterlaufen, oder entzündet sey? u. s. w.

Wenn man auf diese und dergleichen Umstände bey Kindern fleißig achtet, so wird dieses die Entdeckung des Grundes der Krankheiten sehr erleichtern. Die meisten Krankheiten der Kinder entstehen entweder von Erkältung, oder von der Ammenmilch und den Speisen. Der letztern Krankheiten sind die meisten; zum Glück aber sind dieses auch diejenigen, welche man mit den Arzneyen am besten erreichen kann. Inzwischen ist jede Cur bey Kindern mißlich, und die gute Natur verrichtet dabey das meiste. Was aber die Kunst dawider vermöge, wollen wir nunmehr aus dem folgenden Verzeichnisse sehn.

Schwach-

Schwachheit der neugebohrnen Kinder.

Wenn neugebohrne Kinder schwach und wie todt sind, so erweckt man sie dadurch zum Leben, daß man noch etwas Blut aus dem Nabel laufen läßt; den Finger in den Hals steckt, die Nase mit einer Feder kitzelt, und ihnen kleine Portionen warmes Getränk einflößt. Zuweilen können sie, während der Geburt, im Wasser ersticken, oder ertrinken. Alsdann röcheln sie, und haben den Mund voller Schleim. Zuweilen ist ihnen die Zunge an den Gaumen, wie angeleimt. In solchen Fällen muß man gleich den Finger in den Mund bringen, und damit den zähen Schleim aus dem obern Schlunde heraus holen, und die Zunge los machen. Wenn die Kinder gleich nach der Geburt in einer Erstarrung liegen, muß man ihnen zerschnittene Zwiebeln unter die Nase halten, sie mit Weine besprühen, Clystiere appliciren, in den Mund und mit einer Clystierspritze in die Gedärme Luft einblasen, ihnen die Brüste saugen, den Leib und die Fußsohlen reiben, und sie mit gekäuetem Zimmt und Nelken anhauchen.

Unruhe und Schlaflosigkeit.

Dieses sind niemals ursprüngliche Krankheiten der Kinder, sondern sie haben ihren Grund in gewissen unangenehmen Empfindungen, die von einer großen Menge verschiedener Ursachen erregt werden können. Wenn diese Ursache in einzelnen Fällen entdeckt werden kann, so erfordert sie diejenige Cur, wodurch derselben insbesondre abgeholfen wird. Sehr oft aber, und besonders im Anfange, läßt sie sich nicht entdecken; und dann urtheilt man, nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit, daß sie von der allgemeinsten Ursache der meisten Kinderkrankheiten erregt werde. Die meisten Practici erkennen eine Schärfe und Säure im Magen und in den Gedärmen der Kinder für eine solche allgemeinste Ursache; und wenn man bedenkt, daß alle Nahrungsmittel der Kinder Milch, und folglich zur Säure geneigt sind, und daß die aus ihrem Magen aufstoßenden Blähungen gemeinlich, und eben so oft ihre Excremente, einen offenbar sauren Geruch haben:

haben: so kann man nicht zweifeln, daß die Säure oft ihre Unruhen und Schmerzen verursache. Wider dieses Uebel dienen Arzneyen, welche die Säure in sich saugen, und ihr Erfolg ist gemeinlich gut. Harris sagte, wenn seine Theorie von den Kinderkrankheiten, die er ursprünglich von einer überwiegenden Säure herleitete, auch gleich ungegründet seyn sollte; so würde er doch zufrieden seyn, wenn nur der Gebrauch der Arzneyen wider die Säure die Cur der Kinderkrankheiten kräftiger und zuverlässiger machte, welches die Erfahrung bald lehren würde. Hiermit stimmen Friedrich Hofmanns Beobachtungen völlig überein, welcher die Unruhe und Schlaflosigkeit der Kinder von Schmerzen und Unruhen in den Gedärmen herleitete, welche mit scharfer Galle, Säure, Schleim und Blähungen angefüllt wären. Daher rieth er wider diese Zufälle den Gebrauch seines allgemeinen Kinderpulvers, nachdem er mit Rhabarbersaft die Gedärme von den größten Unreinigkeiten gesäubert hatte. Dieses allgemeine Kinderpulver, wovon er alle drey Stunden eine Messerspitze voll in beliebigem Getränke verordnete, ist wol werth, daß ich es hier bekannter mache, und empfehle. Es besteht aus gleich viel rothen zubereiteten Corallen, Hirschhorn, Krebsaugen und Bergcrystall. Nachdem dieses ein paar Tage gebraucht worden, kann man nochmals eine Purganz von Rhabarbersafte dazwischen geben, ehe man dessen Gebrauch fortsetzt. Man wird mit dieser guten Arzney oft im Stande seyn, die Unruhe der Kinder zu vertreiben.

Die anhaltende Hitze.

Unter diesem Namen kennen die Weiber die hitzigen Fieber der Kinder. Sie fangen sich gemeinlich an mit Erbrechen, Brennen der Stirn, Durst, Unruhe, Angst, Zittern und geschwindem Pulse, wozu sich nicht selten Ohnmachten und fallende Sucht gesellen. Wenn bey diesen Umständen die Hitze über einen Tag und Nacht anhält, an welchem man etwa das allgemeine Kinderpulver gegeben haben kann; so muß man den Kindern Herzstärkungen und Erquickungen, die nicht hitzig sind, reichen, sie nicht zu heiß halten, und ihnen

nen weder Wein, noch hitzige Hausmittel, noch starke Purganzen geben, damit man nicht etwa einen vorsehenden Ausschlag von Blattern, Masern, Friesel, u. d. gl. welcher sich mit Ende des dritten Tages äußert, entweder zu hitzig austreibe, oder zurückhalte. Bis dahin, daß sich dieser Ausschlag zeigt, giebt man den Kindern bey großer Hitze und Unruhe alle zwey Stunden, oder noch öfter, ein paar Kinderlöffel voll von Hofmanns labendem Tränklein, welches aus Flieder- Linden- Kirschen- Citronen- und Scabiosenwasser, von jedem zwey Loth, mit zwey Loth wildem Mohnsaamen-syrup und zweyen Quentlein süßem Salpeterspiritus vermischt, besteht. Wenn endlich wirklich ein Ausschlag zum Vorschein kommt, so sind Krebsaugen, mit Citronensaft gesättigt, hinlänglich, um ihn auf der Haut zu erhalten, und es kann davon ein wenig in dem obigen Tränklein gereicht werden. Bey diesen Krankheiten ist es stets besser, einen Arzt zu Hülfe zu nehmen, weil die verschiedenen Zeiten und Zwischenfälle derselben, wenn man es nicht bey der ihr beschriebenen allgemeinen Methode und guten Wartung und Pflege allein bewenden lassen will, mehr Einsicht erfordern, als man den Kinderwärterinnen geben kann.

Die kalten Fieber.

Am guten Tage, oder wenigstens in den Stunden, da der vorhergehende Fieberanfall vorüber, und keine unnatürliche Hitze mehr zu spüren ist, giebt man den Kindern ein bis zwey Loth vom Brechwein aus Ipecacuanne, oder einen bis zweyen Gran Brechweinstein, in einem Löffel voll Cardobenedictenwasser, oder in Theewasser aufgelöst und versüßt, und läßt sie zwischen den Wirkungen oft etwas Warmes trinken. In der folgenden guten Zwischenzeit kann ihnen ein Pulver aus drey, vier bis fünf Gran Spießglaschwefel von der gelindesten Art (*tertia præcipitationis*) mit einer Messerspiße voll Bermuthsalz in Theewasser gereicht werden. Dieses ist in den folgenden dreyen Zwischenzeiten noch dreyimal zu wiederholen; und wenn dann das Fieber noch wiederkommt, so kocht man zwey Loth Pulver von Chinarinde in einem halben Pfunde

Pfunde Bier, seigert es durch, und läßt es in der folgenden guten Zwischenzeit dem Kinde als ein Elystier setzen. Dieses kann allenfalls die folgenden guten Tage wiederholt werden, bis das Fieber aussen bleibt. Wenn es hartnäckig ist, und nach dieser Cur fortwährt, so muß entweder die Amme die Fiebrinde gebrauchen, als ob sie selbst das Fieber hätte; oder man muß sie dem Kinde selbst, wo möglich, beybringen, wozu Herr Roseen einige bequeme Formeln vorgeschlagen hat. Auch kann man es versuchen, den Kindern doppelte durchgenähte Tücher mit Chinapulver angefüllt, um den Leib zu schlagen, und sie Tag und Nacht darin eingewickelt zu halten, wovon das 310te Blatt nähere Nachricht giebt. (im zweyten Aufsatze.)

Die üble Diät der Kinder im Essen ist die gemeinste Ursache ihrer kalten Fieber. Ich habe im vorhergehenden Blatte beschrieben, wie dieselbe eingerichtet werden müsse; und wenn diese nicht streng gehalten wird, besonders nach dem Fieber, so kommt dasselbe bald wieder, und erfordert dann jedesmal von neuem die ganze vorhin beschriebene Cur. Wenn die Kinder nicht gezwungen werden können, gute Diät zu halten; so muß man ihnen keine Ueberladung hingehen lassen, ohne ihre Gesundheit mit Digestiven, gelinden Brechmitteln oder Purganzen, zu verwahren.

Würmer und fallende Sucht.

Mein 187stes Blatt wird es erklären, warum ich diese Krankheiten zusammen setze. Die Ueberladungen der Kinder verderben ihre Verdauung. Dieses macht ihnen Schleim, Säure, Schärfe, Blähungen, u. s. w. In Gedärmen voll solchen Unraths nisten die Würmer, nie aber in reinen Gedärmen; und diese Umstände zusammen genommen, verursachen die fallende Sucht. Die Zeichen, daß die Kinder Würmer haben, sind sehr mannichfaltig, aber immer unsicher, so lange keine von ihnen gehn. Manche stecken voll davon, und sind dabey ganz wohl: andre leiden von Wenigen viele Plagen. Herr Tissot hat die Zeichen der Würmer ziemlich vollständig gesammelt; leichte Colickschmerzen,

wäſſriger Mund; übler Aſhem; Jucken der Naſe; Freßſucht oder Ekel, Magenbrücken; Erbrechen; Verſtopfung oder Durchlauf; dicker Bauch und magere Glieder; ſteter Durſt; abwechſelnde Schwachheit; Traurigkeit; oft veränderte Geſichtsfarbe; erſtorbene, blau umlaufene Augen, die im Schlafe halb offen ſtehn; ſchreckhafte Träume; ſtete Zuckungen; Knirſchen mit den Zähnen; Unruhe; miſchigter Urin; Herzklopfen; Ohnmachten; Convulſionen; tiefer und langer Schlaf; plöbliche kalte Schweiße; böſartige Fieber; Blindheit; Stummheit; Lähmungen der Glieder; zerſreſſenes Zahnfleisch; öfterer Schlucken; kleiner und unordentlicher Puls; Phantaſeyen, und beſonders ein kleiner trockner Huſten; der Abgang von dickem Wurmschleime, Geſchwüre am Bauche, aus welchen Würmer kommen, u. ſ. w. Herr Tiſſot hat auch wohl eingesehen, daß die Diſpoſition des Körpers zu Würmern allezeit eine unvollkommene Verdauung beweise, und daß die Convulſionen gemeinlich von Cruditäten und Ueberladungen des Magens entſtehn. Die gute Diät, der öftere Gebrauch der Digestive, ja, zuweilen der Brechmittel und Purganzen, wird beyde Krankheiten am ſicherſten verhüten. Man halte ſich hierbey nicht mit Nebenſachen und abergläubischen Mitteln auf, wenn ſie auch gleich ein Arzt ſelbſt rathen ſollte, ſondern ſuche den Feind aus den Gedärmen zu treiben, ſo bald es möglich iſt. Ettmüller preiſet den gelindeſten Spießglasſchwefel, mit Donnergolde vermiſcht. Man kann vom erſtern drey bis ſechs Gran, mit einem bis dreyen Granen des letztern vermiſcht, in Fenchulwaſſer geben, und dieſes wöchentlich einigemal wiederholen. Wenn ſich die Angſt ſchon regt, kann man den dritten Theil eines Quentchens Rhabarberpulver, mit einem paar Theelöffeln voll Pfirſchenblüthſirup vermiſcht, verordnen, welches dem Schleime bald durchs Erbrechen den Weg öffnet. Beym erſten Anfange des Anfalls iſt ein Brechmittel von einem oder anderthalben Grane Brechweinstein, in Theewaſſer aufgelöſt, und wenn es angebracht werden kann, ein Clyſtier von lauer Milch mit etwas Salz, oder ein andres, aus dünnen Haberwellgen, worin ein wenig Fenchul

und

und Chamillenblumen gekocht, und dann etwas Zucker und Seiſe aufgelöſt worden, beſonders dienlich. Brouzet, der von der Erziehung und den Krankheiten der Kinder ein eignes Werk geſchrieben, ſagt darin, daß gegen die Convulſionen kein kräftigeres Mittel wäre, als das Erbrechen, und daß man daſſelbe im Anſalle ſelbſt unternehmen könne. Den Brechweinstein hält er dazu fürs beſte, erinnert aber, daß ſelten ein halber oder ganzer Gran dazu hinlänglich ſey, ſondern daß man ihn in der ſtärkſten Doſi geben müſſe. Ob er gleich die Purganzen nicht verachtet, ſo hat er doch ihre Wirkung viel träger gefunden, und warnt beſonders mit Recht, vor den Sirupen und öligten Mitteln, weil ſie den Schleim der Gedärme, den er für die vornehmſte Urſache dieſes Uebels erkennt, nur mehr ernähren, und ihn nicht austreiben. Verſüßtes Queckſilber hingegen, und Rhabarber und Scammoneum, zuweilen auch die dazu geſellten erdigten Mittel, preiſet er als wirkſame Arzneyen. Eben dieſer Schriftſteller hat auch im Wurmfieber, ja ſogar wider den Bandwurm, die Brechmittel wirksam befunden. Uebrigens hat der Herr Archiater Roſeen von Roſenſtein wäh- rend des Anfalls der Kinder ungemein nützlich gefunden, ein mit warmen Rheinweine benetztes gewärmtes Tuch um ſie herum zu ſchlagen. Das Anſprühen oder Begießen mit kaltem Waſſer ermuntert ſie gemeinlich bald. Nach dem Anſalle muß die Diät und Cur wider die Urſache des Uebels gerichtet werden. Schlechtes Waſſer in Menge, oder mit Hirschhorn und Fenchul gekocht, Theewaſſer, Fleiſchbrühen, Graupenſchleim, Waſſerſuppen, Zwieback, oder Semmel mit Butter und Zucker, wenig Fleiſch, keine rohe Mehlspeiſen, keine Eyer, noch Fiſche, noch Käſe; hingegen dann und wann, nur nicht zu lange, öligte Speiſen; Salkat; weißes Baumöl oder Mandelöl in Suppen; Honig; Milch mit Zittwerſaat gekocht; eben dergleichen Bier; geriebene gelbe Rüben mit Zucker, oder ein Löffel voll Citronſaft, mit eben ſo viel Baumöl und etwas geriebenem Zucker vermiſcht, des Morgens nüchtern: dies ſey die Diät. Die Cur beſtehe in täglichen Digestiven und oft wiederholten Purganzen und

Si 3

Brech-

Brechmitteln, wechselsweise. Zum Purgiren schlägt Herr Tissot ein bequemes Mittel vor, das die Kinder gern einnehmen. Man reibt zweyen Gran Jalappenharz lange mit zwölf bis funfzehn Gran Zucker, und hernach noch mit drey bis vier Mandelkernen, da dann nach und nach ein paar Löffel voll Wasser dazu gegossen werden. Dieses drückt man durch feine Leinwand, und thut einen Theelöffel voll Sirup de Capillaire, oder dergleichen, hinzu. Kinder von zweyen Jahren bekommen diese Portion auf einmal. Für ältere nimmt man ein paar Gran Jalappenharz mehr; Kindern unter zwey Jahren hingegen giebt man lieber Manna oder Eichorienzucerpulver. Zuweilen aber müssen die Portionen weit größer seyn, wenn die Würmer weichen sollen. Der Wurmsaame, überzuckert auf Butterbrodt gegessen; die Fiebertinde; eingemachte Nüsse; Schwefelblumen; Kressensaft; Säuren; Honigwasser; Quecksilber in Wasser gekocht, und Morgens nüchtern, auch sonst statt des gewöhnlichen Getränks getrunken; einige Tropfen Quecksilber in Milch gegeben, nach Chesneaus Rathe, welcher gewiß sicher und bewährt ist; das versüßte Quecksilber, mit Purganzen vermischt, zum Purgiren; Honig, mit viel Zittwersaat oder Rheinsarn vermischt, auf dem Brodte; stark gesalzene Speisen; oft salzige Purganzen, und dergleichen, sind gute Mittel wider die Würmer, und verhüten den Anfall. Man kann auch den Kindern täglich ein Paar mal einen Theelöffel voll Pulver von zerriebenen Pommeranzenblättern, oder Zucker mit Pommeranzenschalen abgerieben, in Wasser reichen. Doch ist es besser, diese Arbeit einem Arzte von Einsicht zu übergeben. Wenn aber dieser Arzt Pulver vom menschlichen Hirnschedel, Taubenkoth, Regenwürmer, Nachgeburten und Elendsklauen bringt, so ist es nicht besser, und kann die Wirthin selbst zu Werke gehn. Von diesen Krankheiten verdient besonders des Herrn Rosen Abhandlung von den Kinderkrankheiten gelesen zu werden.

Die

Die Zahnarbeit.

Die erste Zahnarbeit ist gemeiniglich um die zwanzigste Woche zu erwarten. Die Kinder sind dabey schreckhaft, haben Hitze, Erbrechen, Durchlauf, oder Verstopfungen, welche letztern nie so gut sind, als erstere, weil bey verschlossenen Leibe leicht Convulsionen und andre schlimme Umstände hinzukommen. Zu dieser Zeit sind den Kindern Ptsanen, die einen zarten Schleim geben, z. E. Wasser mit Perlgrauen, oder Hirschhorn, oder arabischem Gummi gekocht, doch nicht zu dick, und Brühen, worin Gelee aufgelöst ist, dienlich; wie auch eben dergleichen Elystiere. Um den Leib offen zu erhalten, wenn kein freywilliger Durchlauf vorhanden ist, giebt man laxirende Säfte und Elystiere von Habergrüßwergen mit Zucker. Wider die Schärfe dient das allgemeine Kinderpulver zwischen den besagten Getränken. Für das Zahnfleisch werden mancherley Sachen verordnet. Man läßt die Kinder auf Violonwurzel oder auf einen Wolfszahn beißen. Man reibt das Zahnfleisch mit Speck und Honig, oder zu Drey gestoßenen Feigen. Hofmann läßt es mit Wein bestreichen. Der französische Zahnarzt, Herr Bourdet, tadelt alle erweichende Sachen am Zahnfleisch, weil es davon nur immer mehr nachgiebt, und desto langsamer durchbricht. Hingegen empfiehlt er den Citronensaft, um das Zahnfleisch damit spröder zu machen, daß es desto leichter breche. In der That wird man finden, daß dieser Rath den Vorzug verdiene. Sydenham hat bey den Beschwerden der Zahnarbeit nichts besser befunden, als drey bis vier Tropfen Hirschhornspiritus in schwarz Kirschenwasser zu geben, und Boerhaave versichert, daß die dabey vorfallenden Convulsionen von einer Dosi des Hirschhornspiritus alsobald nachlassen.

Zuweilen wächst eine doppelte Reihe von Zähnen, und da ist ein Wundarzt nöthig, welcher die überflüssigen ausbricht. Die Anzahl der Backenzähne ist nicht in jedem Alter einerley bestimmt; wol aber der übrigen. Daher wäre es was sehr Wunderbares, wenn auf Neuholland allen Leuten beyderley

Geschlechts die zween obern Vorderzähne von Natur fehlen sollten. Dampier, der dies bezeugt, läßt es unentschieden, ob es ein natürlicher oder gemachter Fehler sey. Doch ist merkwürdig, daß die dasigen Männer auch keine Bärte haben.

Die englische Krankheit und Dürrsucht.

Bei dieser Krankheit schwinden die Kinder am ganzen Leibe, obgleich ihr Bauch hoch aufgetrieben, und hart ist. Sie sehen blaß aus; haben unordentliche Hitze und Durst; werden am Rücken und Gliedern schwach; die Gelenke setzen harte Beulen, und die Glieder selbst werden krumm gebogen. Der Grund und Anfang des Uebels ist im Unterleibe, wenn die Verdauung der Kinder durch Ueberladung mit zähen und schleimigten und allzu viel trocknen Speisen verdorben wird. Die rohen Mehlspeisen und die allzu zähe Milch haben den meisten Verdacht auf sich. Oft findet man die Drüsen des Unterleibes verstopft, wodurch der Speisefast ins Blut zu gehn verhindert wird; daher solche Kinder bey aller ihrer Freßsucht doch nicht gedeihen. Man purgirt dergleichen Kinder wenigstens alle Woche einmal mit vier, sechs bis acht Gran verflüchtigtem Quecksilber. In den Zwischentagen giebt man andre dienliche Arzneien, deren Einrichtung und Gebrauch aber den Aerzten überlassen werden muß, zumal, da eine solche Cur lange dauert. Ofters entsteht dieses Uebel von Würmern und Schleim. Eine leichte und flüssige Diät, nahrhafte dünne Suppen, Mandelmilch, Gelee, Bäder von warmem Wasser, die über den Bauch gehen; oder nach englischer Manier Kalte und Tropfenbäder; Rörsuppen; statt des Confects täglich eine von Kunkels schwarzen Morsellen auf drey- bis viermal in einem Tage einzutheilen; Salbungen der Gelenke und des Rückgrads mit stärkenden Balsamen, u. s. w. dies sind Maaßregeln, die Weiber noch wol ausführen können. Hofmann lehrt einen solchen Balsam zubereiten, um damit den Rückgrad, die Glieder und den Magen warm zu reiben. Er besteht aus vier Loth starkem Spiritus, einem Lothe Leinöl und zweyen Quentlein Spicköl, wohl durch einander gemischt.

Ro.

Roseen verbietet alle warme wässrige Getränke und Mehlsbreye, alles Fett, und alle saure und leicht sauerwerdende Speisen. Das Getränk soll in Wasser mit Weine, der nicht säuerlich ist, oder in schwachem Bier, das viel Hopfen enthält, bestehen. Magere Fleischsuppen, Biersuppen mit Eiern, weiche Eyer, leichte Braten, Hachee, Gelee, allerley gebratene Lebern, alles mit Zimmet, Moschatnus und Moschatblumen gewürzt, sollten die gewöhnlichen Speisen seyn. Die Cur mit Arzneien, welche doch schwerlich ohne Arzt bewerkstelligt werden kann, ist in des Herrn Archiaters schöner Schrift selbst nachzusehn. Boerhaave empfiehlt leichte, verdauliche, nicht zu fette, gewürzte, aber nicht hitzige Speisen, oft, aber mäßig, und tägliche gelinde Übung und Reiben der Glieder; dann und wann Brechmittel, und dann wieder stärkende Sachen. Man könnte hierzu, nebst andern Stärkungen, nach Hofmanns Vorschlage, täglich drey- bis zwey Löffel voll Zimmetwasser ohne Wein, und Pommeranzenblüthwasser einzunehmen wählen. Ein Getränk aus geröstetem Habermehle mit Milch und etwas Chocolate, welches Herr D. Zimmermann dürresüchtigen Kindern vorschreibt, schickt sich vortreflich, nach gehobener Ursache der Krankheit, um das abgezehrte Kind bald wieder zu nähren und zu stärken. Doch ist die Hülfe des Arztes bey solchen Krankheiten fast unentbehrlich.

Brustkrankheiten.

Das Köcheln und die Heiserkeit, welche gemeinlich von Erkältungen herrühren, werden durch warme Tücher auf der Brust, durch Thee mit Zuckercandi, Wallrath mit Süßholzpulver vermischt, Mandelöl mit Zuckercandi, Honig mit Ingber, Violenzwurzelpulver in Pfirsichblüthsirup, und durch Purganzen von einem Quentlein bis zwey Loth Manna, oder Rhabarber- und Meerzwiebelssaft, mit ein wenig Pulver von Jalappenwurzel versetzt, bald vertrieben. Eben so ist der gemeine feuchte Brusthusten von Erkältung und Schärfe zu curiren.

Beym Steckflusse, welcher eine Erstickung von dem Schleime ist, der die Lunge überhäuft, sind Brechmittel und Clystiere geschwind nöthig. Der Pfirschenblüthsirup mit ein wenig Rhabarberpulver, oder der gelindeste Spießglaschwefel mit Donnergold, von jedem zween Gran, vermischt, sind ungemein wirksam. Will das Kind nichts schlucken, so macht man mit einer in Del getauchten Feder, die man ihm in den Schlund steckt, ein Erbrechen. Die Brust wird mit warmen Tüchern gerieben, und zu den Clystieren kann man Majoran, Krausemünze und Eberraute, etwas Seife und ein wenig Honig und Fenchel in dünnem Biere kochen, und etwas Salz hinzuthun. Man muß aber mit dem ersten und andermmale noch nicht ermüden, bis alle Gefahr vorbei ist. Geht aber bey dem Steckflusse eine Menge weißer Schleim von selbst durch den Stuhlgang, so ist der Zufall, nach Hofmanns Versicherung, tödlich.

Der wilde convulsivische Husten der Kinder, worinn sie, nach langer Quaal, wie todt liegen, und endlich ein wenig Schleim ausbrechen, ist eine Krankheit von übler Verdaunung, oder ein wahrer Magen Husten. Waldschmidt behauptete gar, daß fast aller und jeder Kinderhusten aus dem Magen käme. Doläus erkannte, daß Säure und Schleim im Magen fast allezeit den wilden Kinderhusten verursachte. Daher muß auch die Cur eigentlich auf den Magen gerichtet werden, wenn die Kinder auch gleich trocken und röchelnd und so entsetzlich husten, daß ihnen das Blut zum Munde herausspritzt. Ohne Brechmittel ist von der Cur wenig zu hoffen; aber die thun es. Rübensuppe, Suppe mit Wallrath sind gute Hausmittel. Meerzwiebelast mit Rhabarber, Bier mit Baumöl, warmes Wasser mit Bitter machen ein gelindes Erbrechen. Sydenham erhebt hierbey das Blut lassen über alle Brustarzneyen bey Kindern, und verordnet nachher milde Purganzen. Cheyne rühmt den Schabensirup, löffelweise gegeben, als ein untrügliches Hülfsmittel. Man wirft Schaben (Millepedes) in weißen Wein, drückt ihren Saft aus, vermischt ihn mit genugsamem Zucker, und macht einen Sirup daraus. Man kann auch

das

das obige Clystier, scharf gesalzen, und an den Fußsohlen einen Brei von Sänsefett und einer gebratnen Zwiebel anbringen. Alle diese Arzneyen sind lange fortzusetzen, und mit Digestiven zu verbinden, bis der Magen gereinigt ist. Herr Rosen verdient über den Reichhusten besonders gelesen zu werden.

Verstopfung des Leibes und Durchlauf.

Die Verstopfung des Leibes entsteht mehrentheils von einem Fehler der Milch oder des Breyes, welchen man ändern muß. Ettmüller curirte die Verstopfungen bey gar zarten Kindern durch Reiben des Bauchs mit Butter vor dem Feuer, und daß er täglich die Schenkel und das Gefäß mit kaltem Wasser abwaschen ließ. Man muß Kindern, die nicht täglich ein- oder zweymal Defnung haben, mehr warmes Getränk reichen, und auch die Amme mehr trinken lassen. Eben dieselbe kann, wiewol nur selten und bey vollen Brüsten, eine Purganz einnehmen, welcher durch die Milch auch das Kind theilhaftig gemacht wird. Ausserdem dienen zur Abführung der Kinder überhaupt, und insbesondre des zähen Unraths, den sie in den Gedärmen mit zur Welt bringen, einige Theelöffel voll süßes Mandelöl mit Zuckercandi; Rhabarbersaft mit Manna; Meerzwiebelast; Molken; Senesblättersirup; Violensaft mit Jalappenwurzelpulver, u. s. w. Ausserdem kann man zarten Kindern, die 24 Stunden verstopft sind, alle drey Stunden einen Theelöffel voll Mannaalutwerge (Electuarium de Manna) eingeben, oder die Dosis bey ältern verdoppeln, und damit so lange fortfahren, bis ihr Leib unruhig wird, alsdann aber ihnen ein Stück Nachtlicht in Oehl getaucht, von unten beibringen, wenn die Defnung nicht bald erfolgen will. Wenn die Milch der Amme alt ist, so muß man eine andre nehmen, die nur etwas über sechs Wochen entbunden ist. Wenn die Kinder zu fest geschnürt werden, so bekommen sie nicht eher Defnung, als bis sie aufgewindelt sind. Den schon entwöhnten hartleibigen Kindern giebt man alle Morgen eine Brodsuppe mit Rohn, und läßt sie ein wenig herumlaufen, alsdann aber

sich

sich bemühen, zum Zwecke zu gelangen. Wenn dieses alle Tage fortgesetzt wird, so kommt die Natur endlich in Ordnung.

Wenn Kinder, die mit Verstopfungen geplagt sind, den Mastdarm herauspressen, so bähst man denselben, wenn er nicht sogleich ohne Mühe zurückgedrückt werden kann, mit Wein und Thymian, Rosmarin und römischen Chamillen; sodann kann man auch eine Handvoll Eichenlaub mit wenig Wasser stark kochen, und dieses mit einem Lächlein aufschlagen, wie auch, nachdem der Darm mit Leindöl bestrichen worden, einen warmen Habergrüßbrey darauf legen. Wenn man die Kinder dergestalt auf den Nachstuhl setzt, daß sie die Füße nicht aufsetzen können, so wird dadurch das Austreten des Mastdarms gemeinlich verhütet.

Der Durchlauf der Kinder erfordert den wechselsweisen Gebrauch des Rhabarbersafsts und der Arzneyen, die die Schärfe dämpfen; z. E. eine Messerspiße voll von zubereiteten Krebsaugen und rothen Corallen, welche man zween Tage hinter einander täglich drey mal, und jeden dritten Tag den Rhabarbersaft geben kann. Es kann auch, nach **Sofmanns** Rathe, innerlich ein wenig weiße Stärke (amidon) mit Rosenwasser und Zucker, ungleichen ganz zartes Pulver von Reis, wie auch ein Clystier von Haberwellgen, arabischen Gummi und Zucker, zur Dämpfung der Schärfe gebraucht werden. Zur Stillung des Durchlaufs, die aber nicht ohne vorhergegangene hinlängliche Reinigung der Gedärme mit den obigen Mitteln unternommen werden muß, kann es dienlich seyn, ein Paar Quentlein fein geschnittnes Wachs in etwas Milch zu kochen, und sie warm zu trinken, oder ein Paar Aepfel, worin Wachs steckt, wohl zu braten, daß sich das Wachs recht hineinziehe, und sie zu essen.

Das Erbrechen.

Wenn dieses nicht unmäßig ist, so kann man es dulden, weil es viele Kinder vor der Ueberhäufung und Verschleimung des Magens behütet. Wird es aber zu arg, so kann man es, wie den Durchlauf, mit Rhabarbersaft und den obigen Arzneyen und Clystieren wider die Schärfe mäßigen.

In

In dieser Krankheit und beym Durchlaufe kann man auch diejenigen äußerlichen Sachen in der Gegend der Herzgrube gebrauchen, die beym Herzgespann angepriesen worden. Es ist aber nothwendig, daß man sich um die Ursache, wovon das Erbrechen herrührt, bekümmere, und ihr abhelfe. Oft kommt es von einem eingeklemmten Bruche, von Verstopfung, von Ueberladung des Magens, und vom Kohlendampfe.

Mein Herr,

Ich bin auch ein Arzt; und wenn Sie erlauben, so wünsche ich, daß Sie es nimmermehr geworden wären. Nie ist ein Mann seiner eignen Kunst schädlicher gewesen, als Sie; und wenn Sie nicht bald aufhören, den Leuten die Erhaltung ihrer Gesundheit so leicht zu machen, so werde ich wahrhaftig aufhören müssen, von ihrem Elende zu leben. Ich will nicht sagen, daß Sie den Menschen unsre Geheimnisse offenbarten. Denn, leider! wir sind wie die Freymäurer, von welchen man sagt, daß sie keine haben. Allein, Sie machen den Leuten das Leben zu leicht, indem Sie sie an die Regeln erinnern, die ihnen die Natur und gesunde Vernunft predigt, und die sie nie übertreten, ohne uns Brüche dafür zu bezahlen. Unter allen Ihren Plaudereyen aber hat mir doch keine größern Schaden gethan, als die verwünschten Ermahnungen zur Mäßigkeit im Essen und Trinken, und daß man fasten soll, wenn man sich überladen hat. Glauben Sie mir, daß eine einzige solche Regel der Ruin der ganzen Facultät seyn könnte, wenn nicht der gütige Himmel für unsre Erhaltung gesorgt hätte, indem er die Ohren der Menschen vor solchen Zurufungen verstopft, so daß die Aerzte bisher wahre **Melanchtrons** gewesen sind, die den Töpsen predigten. Allein, Sie, mein Herr, haben eine unerträgliche Gabe, Ihren Lehren Aufmerksamkeit zu verschaffen. Sie stellen einerley Sache aus so viel verschiedenen Gesichtspunkten vor, daß sie nothwendig nach und nach allen in die Augen fallen muß; und wenn Sie einmal auf etwas dringen, so hören Sie nicht eher wieder davon auf, als bis man Ihnen entweder folgt, oder sich doch darüber beunruhigt, daß man es nicht thut. Was haben Sie davon, daß Sie so erpicht darauf sind, Jedermann in den Stand zu setzen, daß er in unzähligen Fällen unsre Hülfe entbehren könne? Wenn es wirklich wahr ist, daß Sie selbst practiciren, wie man mich versichern will, Herr, wo bekommen Sie die Patienten her, wenn Sie allen Leuten mündlich, eben so dringend, als schriftlich, die Maximen der Mäßigkeit und Enthaltensamkeit empfehlen? Ich wollte gegen Jedermann behaupten, daß mehr als die

die

die Hälfte aller möglichen Krankheiten der Menschen von ihrer Unmäßigkeit und Unenthaltbarkeit herrühren. Wenn Sie die Leute überreden, daß sie nie im Essen und Trinken Ausschweifungen begehn, und daß sie, wenn allenfalls dergleichen geschehn ist, alsobald fasten, bis sie wieder hungrig werden, liebster Herr Amtsbruder, wenn Ihnen dieser Zweck gelingt, das doch der Himmel nie gebe! so müssen Sie ja selbst von Almosen leben. Ich habe seit zweyen Jahren, da dieser Arzt bey uns bekannt worden ist, den ich, mit Ihrer Erlaubniß, vermaledeye, wol ein Duzend sehr gute Familien, die mir braach liegen, und dieses fast einzig und allein durch die Abschaffung der Schmäuse, und durch das schmählige Fasten, dessen sich in kurzem selbst Leute von Distinction nicht mehr schämen werden. Wo will aber dieses zuletzt hinaus? Ich will nicht fragen, was aus den Kranken werden soll; aber was soll aus den Aerzten werden? Schreiben Sie denn bloß einen Arzt, um den Aerzten allen ersinnlichen Schaden zuzufügen? Erinnern Sie sich nicht mehr des Jacob des Paris aus Ihrem ersten Stücke? und fürchten Sie nicht, daß die Aerzte eben so giftig werden können, als die Vaders in Paris?

Ich bitte Sie, mäßigen Sie Ihren unüberlegten Eifer für die Gesundheit der Menschen, und bedenken Sie, daß ein Arzt nicht von ihrer Gesundheit, sondern von ihren Krankheiten lebe. Lassen Sie diesen Brief nicht drucken, weil ich befürchte, daß er zu unserm Nachtheile gereichen möchte. Ich muß Ihnen noch sagen, daß Sie der Aerzte zu viel spotten. Uebersehen Sie unsre Fehler in Liebe: denn sie betreffen ja endlich doch nichts mehr, als die Gesundheit der Menschen. Ich bin, &c.

D. Raps.

Hundert fünf und neunzigstes Stück.

von Haller.

Dies lernet, dieses thut; das andre liegt verborgen.
Der Himmel wird für sie mehr, als wir alle, sorgen.

Ich habe heute noch einige Kinderkrankheiten in Betrachtung zu ziehn, wozu mir im vorhergehenden Blatte der

der Raum fehlte. Von solchen, die ausführliche Abhandlungen erfordern, als Blattern, Masern, Krätze, u. a. wird man in den folgenden Theilen dieser Schrift Unterricht finden.

Das Herzgespann. Blähungen.

Die Weiber und Aerzte sind in der Theorie dieser Krankheit ganz uneinig. Einige halten sie für eine wirkliche Verdrehung, andre für eine Verwachsung, man nennt sie auch das Verbrechen, das Weberthun und das Angerödt syn. Ueber alles dieses muß man hinschauen: denn es ist hier keine pathologische Gelehrsamkeit nöthig. Genug, es giebt eine Krankheit, welche in einer Ausdehnung der Seiten und der Herzgrube besteht, wozu sich mancherley Spannungen um die Brust gesellen, die Herzensangst, Beklemmung, Unruhe, Hitze und Schlaflosigkeit verursachen. Diese Krankheit hat einen von den obangeführten Namen, und widerfährt den Kindern nach Erkältung, nach heftigem Schreien, und wenn sie sich balgen, überwerfen, oder im Bette herumwälzen. Es sind mehrentheils Blähungen im Magen, die ein Krampf begleitet. Das Abstreichen ist die gemeine Cur der Weiber wider dieses Uebel; und manche unter ihnen sind darinn so geübt, daß sie immer etwas abstreichen können, wo auch nichts ist. Wenn dieses Manoeuvre sauberlich gemacht wird, so ist es gar nicht zum Schaden der Kinder, und sie bessern sich davon oft zusehends. Die in den Apotheken bekannte rothe Butter wird von Hofmann nicht gemißbilligt, zumal, wenn sie mit Citronen- Pommeranzen- Fenchul- oder Aniesöl vermischt ist. Man streicht damit die Kinder täglich von der Herzgrube an nach der linken Seite hin, und im Rücken; aber warm. Einige Tropfen von einem solchen Oele, mit geriebenem Zucker abgerieben, sind zugleich auch ein innerliches Mittel wider diese Krankheit, welches zu einer Messerspiße voll gegeben werden kann. Aber oft ist ein Brechmittel oder eine Purganz nöthig; und da wird ein wenig Jalappenwurzel oder Rhabarberpulver in Pfirschenblüthsast, oder auch Meerzwiebelstast hinlänglich seyn. Wenn man

man dem Kinde Manna mit ein wenig Jalappenpulver und einem Tropfen Aniesöl reicht, Clystiere mit einigen Tropfen Aniesöl, und äußerlich die obigen, oder auch Chamillen-, Wacholder-, Moschatnusöl, oder warme geröstete Brodtrinden, mit mancherley Gewürzeingerieben, und etwas Kinderbalsam befeuchtet, in der Gegend des Magens applicirt, und zugleich die Amme anhält, daß sie täglich Jenschul- und Anieskörner kauen; so hat man die angerögten Kinder recht nach der Kunst tractirt. Inzwischen ist noch immer dabey das allgemeine Kinderpulver zu empfehlen, weil Harris versichert, daß die meisten Unruhen im Magen und Bauche der Kinder vor den Mitteln wider die Schärfe am allergewissesten stehen.

Die Ausschläge der Haut.

Die meisten Ausschläge der Haut bey Kindern, welche nicht, wie die Blattern, Masern, Friesel, u. s. w. mit hitzigen Fiebern verbunden sind, rühren von scharfen Säften her, und werden nie ohne die größte Gefahr von Steckflüssen, Taubheit, Stummheit, Blindheit, Albernheit u. d. gl. zurückgetrieben, um deswillen auch vermuthlich Sildanus gewarnt hat, daß man diese Krankheiten nicht so blind zu curiren, sondern sie der Natur eine Zeitlang überlassen müsse. Die innerliche Cur bey allen solchen Ausschlägen besteht in Blutreinigungen, welche die Amme, und in Purganzen und Arzneyen wider die Schärfe, welche das Kind selbst gebrauchen muß. Zu den letztern gehört das allgemeine Kinderpulver, oder das schweißtreibende Spießglas, wovon man nach Hofmanns Rathe, den Kindern Morgens und Abends eine Messerspitze voll geben muß. Die Blutreinigungen der Amme können in Spießglasinfectur, wovon in den Frühstunden 70 Tropfen mit Wasser zu nehmen, in einer Art Wellgen oder Ptisane, statt des gewöhnlichen Getränks, aus Sassa-parillwurzel, süßem Holz, geraspelttem Hirschhorn und Jenschulsaamen, und nach Mittage in zubereiteten Krebsaugen, Muscheln, oder Corallen, mit oder ohne Citronsaft, bestehen, von welchen letztern Pulver täglich zweymal ein Quentchen zu nehmen, und gute Diät zu halten. Diese

Diese innerliche Cur für den Ausschlag sehe ich bey allen besondern Arten desselben, wovon nun gehandelt werden soll, zum Voraus.

Wider die rohe Haut,

da die Kinder öfters über den ganzen Leib wund sind, dient, ausser der innerlichen Cur für den Ausschlag, ein zarter Löpferthon, womit man sie pudert, um sie zu trocknen. Bleiweiß ist zurücktreibend, und nicht ohn alle Gefahr. Das Herelmehl (semen Lycopodii) auch Bohnen- und Weizenmehl, Tutia, Gallmey und dergleichen sind zum Trocknen gar wohl zu gebrauchen. Öfters rührt diese rohe Haut an den Schenkeln, Füßen und Lenden der Kinder bloß von der Nachlässigkeit der Ammen her, wenn sie dieselben nicht oft genug reinigen und waschen, und sie zu lange naß liegen lassen.

Der ausgeschlagene Kopf.

Diese Krankheit erfordert, ihrer Hartnäckigkeit wegen, die allgemeine innerliche Cur wider den Ausschlag, auch bey der Amme, und in die Pulver wider die Schärfe muß, um jeden fünften Tag, des Morgens eine Dosis von 3, 4 bis 6 Gran versüßtes Quecksilber gemischt werden, damit es ein wenig abführe. Außerlich dient das Fett aus den Rindsfüßen, das man zerfließen, und mit ein wenig Nelsen-Citronen- oder Aniesöl vermischen, und den alten Ausschlag damit bestreichen muß, daß er herabgehe, da sich dann zugleich von den letztgedachten Oelen das Ungeziefer also bald verlieren wird. So bald die harte Rinde herunter ist, streicht man die rohen Stellen mit Eyeröl, und legt ein Stück Leinwand darüber, worauf eine Salbe aus dem Fette der Rindsfüße, welches mit ein wenig weißem Wachs und Eyeröl durchgeschmolzen worden, gestrichen ist. Diese Pflege der rohen Stellen muß täglich ein- oder zwey- ja mehrmalen wiederholt werden, woben die innerliche Cur nicht zu vergessen. Eins der nothwendigsten Stücke bey dieser Krankheit ist dieses, daß die Haare vom Kopfe dicht abgeschnitten, oder bey m argen Grunde wol gar mit Pechpflastern ausgezogen werden,

wie auch, daß man dem Ungeziefer steure. Ohne diese beyden Vortheile ist wenig Fortgang in der Cur zu hoffen. Einige wenige Tropfen starkriechender Oele, oder das Pulver von den sogenannten indischen Cocculis, entweder nur auf den Kopf gestreuet, oder mit Schweinsfett, gebratenem Apfel, und dergleichen, als eine Salbe applicirt, vertreibt das Ungeziefer alsobald und untrüglich. (S. das 88 Blatt, gleich im Anfange.)

Die üble Diät der Kinder im Essen und Trinken und in der Reinlichkeit ist der wahre gemeinste Grund dieses Verderbens der Säfte, und ohne die Abstellung derselben ist von keiner Cur etwas Dauerhaftes zu hoffen.

Ausschlag des Mundes und der Nase.

Dieser Ausschlag rührt oft vom verdorbenen Magen, oft auch vom Schnupfen her, dessen scharfe Feuchtigkeit die Nase und Lippen zerbeizet. Destere Purganzen mit Jalappwurzel und Blutreinigungen sind zur innerlichen Cur hinlänglich. Außerlich bestreicht man täglich diesen Ort einigemal mit Majoranwasser, in welchem ein klein wenig cyprischer Vitriol aufgelöst worden.

Die Gelbsucht.

Diese Krankheit der Haut ist neugeborenen Kindern gemein, und wird oft vernachlässigt. Mannalacwerge mit Rhabarber, Rhabarbersaft zum Lapiren, und täglich ein paarmal ein Pulver von einem Gran mineralischen Bezoar, und eben so viel Saffran, in Ammenmilch gegeben, macht die ganze Cur aus. Wenn man entdecken kann, ob diese Krankheit von Schreck oder Aergerniß, zähen Speisen, Colic-schmerzen, Würmern u. s. w. herrühre, so kann man durch die Cur dieser Krankheiten diese ihre Folge bessern.

Die Feuermäler

sind nicht leicht zu vertreiben. Man bestreicht sie öfters mit Eyweiß, welches kühlt und zusammenzieht, oder mit warmen Taubenblute, und dergleichen.

Die

Die Miteffer.

Diese in den Schweißlöchern der Haut geronnene zähe Feuchtigkeit, welche Viele für Würmer halten, wird durch Bäder in warmen Wasser, durch Waschen des Rückens mit Milch, oder Bestreichung desselben mit Honig oder Speck erst aus der Haut herausgebracht, und alsdann entweder mit einem Scheermesser, oder auch nur mit einem rauhen Tuche abgenommen.

Geschwüre der Brustwarzen.

Die Hebammen pflegen den Kindern gemeinlich die Milch auszudrücken, die sie in ihren Brüsten mit zur Welt bringen. Dieser Druck, zuweilen aber auch bloß die Stocung der Milch in den Drüsen, macht die Brustwarzen oft schwülrig. Das sogenannte Malacticum-Pflaster zertheilt diese Stocung. Sollte es aber schon zu spät kommen, so kocht man einen Brey von Milch, Gerstenmehl, gestoßener Leinsaat, Feigen, und ein wenig Saffran, legt diesen Brey laulich auf, und erweicht es bis zur Deffnung; alsdann wird ein Pflaster von Wachs, Hirschtalg und ein wenig Terpent in aufgelegt, um die Heilung zu befördern. Innerlich können die Kinder dabey einigemal purgirt werden.

Die Schwämme. (Boß.)

Diese sind zuweilen von guter Art, zuweilen auch tödtlich. Zuweilen ist die Milch der Amme, zuweilen das starke Saugen der Kinder, oft ein verdorbener Magen, manchmal eine hitzige Krankheit der Grund dieses Uebels; und wenn man davon gründlich handeln wollte, so ließe sich viel Nützliches davon sagen. Allein, bey Kindern ist es genug, das allgemeine Kinderpulver wider die Schärfe und Hitze, und zuweilen ein wenig Rhabarbersaft zum Purgiren zu geben. Das Wasser von abgekochten Rüben, mit ein wenig Salpeter vermischt, ist eins von den besten Getränken, nach Ettmüllers Rath. Er, Döläus und andre widerrathen das öftere Purgiren bey dieser Krankheit; hingegen rathe-

die Meisten Rhabarbersäfte, und diese sind gewiß sicher. Mit andern Purganzen und mit dem freywilligen Durchlaufe bey den Schwämmen ist es nicht so gut.

Die äußerlichen Mittel im Munde sind mancherley. Wenn man Salbeyblätter in warmen Weine weicht, ein wenig Honig darunter mischt, und mit einem hineingetauchten Stück Leinwand den Mund und die Zunge abwischt, oder mit einem etwas rauhen Tuche die Schwämme losstreicht, ob es gleich ein wenig blutet, nachher aber den Kindern mit Sirup von Maulbersaft oder Rosenhonig, oder saurem Kirschen-safte in Salbeywasser verdünnt, den rohen Mund heilt; zuletzt aber ihnen, nach Boerhaavens Rath, eine Vermischung von vier Loth Rosenwasser mit eben so viel weißem Mohnsirup und zweyen Eydottern, zu einem Theelöffel voll, öfters in den Mund flößt: so hat man alles gethan, was sich bey jungen Kindern in solchen Fällen thun läßt. Doch kann ich noch ein vortreffliches Mittel wider den innerlichen und äußerlichen Ross, nach Herrn Allens Empfehlung mittheilen. Man kocht drey Quentlein Japanische Erde in 24 Loth Kalkwasser, so lange bis der dritte Theil des Wassers verrauchet ist, seigert es durch, und thut alsdann einen Skrupel Bleyzucker und vier Loth Rosenhonig hinzu. Von dieser Mirtur wird alle Stunden ein Löffel voll gegeben, und nachdem sie ein wenig im Munde gehalten worden, wird sie langsam niedergeschluckt. Ich habe dieses Mittel in meiner eignen Erfahrung von ganz ausnehmender Wirkung gefunden.

Der Frosch unter der Zunge.

Ganz zarte Kinder sind öfters mit diesen aufgeschwollenen Drüsen unter der Zunge behaftet, welche viel übelriechenden Geißer von sich geben, den Mund erhizen und entzünden, und das Schlucken beschwerlich machen. Mehrentheils liegt der Fehler an der Ammenmilch, welche verändert werden muß. Salbeywasser, mit ein wenig Rosenhonig vermischt, reinigt die schadhafte Stellen, und junger Rohm mit ein wenig Safran, womit die Zunge und der Mund bestrichen wird, dämpft die Hitze und Schärfe. Zuweilen dient eine

Purganz

Purganz von Rhabarbersafte, mit ein wenig Jalappenwurzel vermischt.

Die Ohrendrüsen und andre Beulen.

Bei der Geschwulst und Verhärtung aller Drüsen, besonders hinter den Ohren, am Halse und Kopfe, ist es nöthig, die Kinder oft mit Rhabarbersafte und Jalappenwurzel, zuweilen auch mit einigen Granen versüßten Quecksilber zu purgieren. Die ungesunden Speisen, schlechte Milch, zurückgetriebener Ausschlag der Haut und Erkältung verursachen diese Uebel am meisten. Man muß im Anfange stets suchen diese Geschwulste zu zertheilen, daß sie nicht zur Reizung und zum Aufbrechen kommen. Hierzu dienen warm aufgelegte Kräuterbeutel von Chamillen und Fliederblumen, klein geriebenem Betonienkraute und Gerstenmehl, oder von Blauschwertelwurzel, Isopkraut, Fenchelsaat, Bohnenmehl, Chamillenblumen und etwas Kampfer. Will dieses nicht vonstatten gehn, so übergebe man die Sache einem Wundarzte. Wenn andre kleine Beulen am Kopfe auf obgedachte Weise nicht zertheilt werden können, so kocht man aus ein wenig gestoßenem Leinsamen, zart gestoßenen Feigen, Gerstenmehl und ein wenig Safran einen dicken Brei mit Milch, und legt denselben so lange warm auf, bis die Eiterung erfolgt, da es dann bald zum Aufbruche kommt. Wenn dieses geschehen ist, legt man Betonienpflaster auf, und purgirt die Kinder zum öftern. Auf diese Weise muß man alle Geschwüre und Beulen handhaben.

Fließende Ohren und Augen und Nasen.

Diese Flüsse müssen nicht mit Gewalt gestopft, oder mit Bleyweiß zurückgetrieben werden. Ein zarter Töpferthon ist zum Einstreuen sicher und hinlänglich, wenn die Ohren äußerlich fließen. Um die innerliche Schärfe zu dämpfen, läßt man öfters ein wenig warme Milch in die Ohren laufen, und befeuchtet Baumwolle mit Wein, worinn eine gestoßene Gewürznelke gekocht ist, um sie in die Ohren zu stopfen. An die fließenden Augen kann Quittenschleim, oder Rosenwasser,

R f 3

worinn

worin ein oft angebranntes Stück Weltrauch ausgelöscht worden, nachdem man es durchgeseigert, und mit eben so viel Frauenmilch vermischt hat, applicirt werden. In die Nase dient beym fließenden Schnupfen Majoranwasser und Majoranbutter oder Pulver, oder daß man die Nase mit Eyeröle oft bestreiche. Bey allen diesen Krankheiten sind innerlich Purganzen nöthig, worunter das versüßte Quecksilber zu 4 bis 6 Gran, mit etwas Pulver wider die Schärfe vermischt, den Vorzug verdient. Die gewöhnliche Verstopfung der Nase bey Kindern von zähen Feuchtigkeiten wird durch Majoranbutter, oder durch den ausgeprägten Saft von rothen Rüben (Beta) vertrieben, welchen man mit ein wenig darinn aufgelöstem Zucker den Kindern in die Nasenlöcher applicirt. Das starke Nasenbluten, ja alles starke Bluten ganz junger Kinder ist ein Zeichen ihrer schwachen Natur, und verkündigt kein langes Leben. Man muß ihnen alle hitzige und zu nahrhafte Speisen und Getränke, ja selbst den Milchbrey entziehen. An Wasserbrey und verdünnenden Nahrungsmitteln müssen sie sich begnügen lassen.

Das Schielen und andre Augenkrankheiten.

Wenn dieses verhütet werden soll, so muß man zu den Kindern keine schielende Ammen nehmen. Man muß ihnen weder das Licht, noch andre glänzende Sachen seitwärts setzen, damit sie es in gerader Linie sehen. Man muß sie nicht immer an eine Brust legen. Man giebt ihnen alles von der Seite, die der entgegen gesetzt ist, wohin sich das Auge schon gewöhnt hat. Man verhütet, daß sie ihre Hauben, oder sonst etwas, nicht über sich sehn können. Dabey streicht man ihnen die Schläfe Morgens und Abends mit stärkendem Balsam und legt ihnen ein Pflaster von peruvianischem Balsam und gelben Wachse dahin. Wenn man den schielenden Kindern das gute Auge einige Monat verbundem hält, so wird das schielende dadurch genötigt, sich recht zu kehren. Wosern irgend ein Ausschlag vorher zurückgetrieben worden, so wird das Kind purgirt, und die zurückgetretene Unreinigkeit durch spanische Fliegenpflaster an den Waden und auf den Armen wieder zur Haut gelockt.

Von

Von den übrigen Zufällen der Augen sagt Hofmann, daß man sie am sichersten durch öfteres Bestreichen mit Wein curire, welches das beste Augenmittel sey; doch aber müsse eine Zeitlang damit fortgefahren werden. Die Augenfelle werden zuverlässig vertrieben, wenn man recht zart zubereitete Muschelschaalen etlichemal in die Augen bläst.

Die Erstarrung.

Dieser Zufall widerfährt den Kindern oft unmittelbar nach der Geburt, und rührt von der heftigen Pressung des Haupts und der Nerven her. Man ermuntert sie aufs eiligste durch Reiben mit warmen Tüchern oder durch Bürsten an den Fußsohlen; durch Einblasen der Luft in die Lunge, und in die Gedärme mittelst einer Clystieröhre; durch Safrandampf in die Nase, und den Hauch von gekäueten Nelken und Zimmet in den Mund; durch Ansprengen mit Wasser, Wein oder Eßig; durch zerschnittene Zwiebeln, unter die Nase gehalten; durch das Saugen ihrer Brüste; durch baldige Einrichtung der Hauptknochen in ihre gehörige Lage, wosern sie unter der Geburt verdrückt sind; durch Waschen des Kopfs mit Wein, u. s. w.

Das Zungenband

muß, wenn es die Kinder am Saugen hindert, von einem Wundarzte einigemal gelöst werden.

Die Zurückhaltung des Urins.

Man giebt den Kindern Petersilgenwasser, oder den ausgedruckten Saft von gelben Rüben, und kocht Milch mit Chamillen- und Glibderblumen, welche man in eine Blase füllt, und sie den Kindern zwischen die Schenkel legt. Man gebraucht auch gebratene Zwiebeln, einer Handbreit tief unter den Nabel gelegt.

Die Brüche

erfordern zweyerley, nämlich, daß man sie zeitig durch einen geschickten Handgriff zurückdrücke, und daß man die Stelle

R f 4

mit

mit einer Compresse verwahre, damit der Bruch nicht wieder austreten könne. Bey Nabelbrüchen kann eine Wärterinn alles allein verrichten, wie Hofmann es vorschreibt. Man treibt den Bruch mit dem Finger behutsam zurück; so dann legt man ein wohl klebendes Pflaster wie einen spitzigen Knäuel, oder in Form eines kurzen Kegels zusammen, schlägt zusammengelegte Tücher darüber, und bindet es mit einer Binde um den Leib. Dieses Band muß 8 bis 14 Tage liegen bleiben. Die übrigen Brüche erfordern geschicktere Hände. Die Nachlässigkeit ist bey diesen Krankheiten der Kinder sehr allgemein; und doch sind ihre Folgen so gefährlich. Man sollte die Nabelbinde nicht zu zeitig abnehmen; die Kinder nicht zu heftig schreyen lassen; verhüten, daß sie nicht auf den Armen überschlagen, oder im Gängelbände mit den Füßen ausgleiten. Man sollte die Verstopfungen und die Blähungen des Bauchs nicht zu lange dulden. So bald sich ein Bruch zeigt, sollte man ihn zurückdrücken, und unverzüglich für ein Bruchband sorgen; und wenn sich der Bruch verhärtet hat, alsobald durch solche Milchblasen, die bey der vorhergehenden Krankheit gerathen worden, ihn zu erweichen suchen, um ihn zurück zu bringen, oder besser gleich Hülfe suchen. Zuweilen ereignet sich bey Knaben zwischen den Schenkeln eine wässerige harte Geschwulst, die einem Bruche ähnlich, auch zuweilen damit verbunden ist. Dieser Zufall entsteht von Erkältung, besonders wenn man den Kindern des Nachts kalte Getränke reicht. Ein Pulver von Bergcrystall, schweißtreibendem Spießglase und Perlmutter, täglich einigemal zu einer Messerspitze voll gegeben, und wiederholte Absührungen helfen dem Uebel wieder ab, zumal, wenn man die Kinder warm hält, und ihnen Kräuterbeutel von Bohnenmehl, Chamillen- und Fliederblumen, Violetturzel und ein wenig Campher oft warm zwischen die Schenkel legt.

Die Muttermäler.

Hier wissen die Weiber viel Rath, und viel Aerzte wissen selbst nichts anders, als Weiberrath. Der Manthau soll gut seyn, und Menschenblut und die Sympathie. Die Ältern eines gewissen Kindes, das ein großes Maal mit zur Welt

Welt gebracht hatte, welches den größten Theil der Stirn einnahm, haben mich versichert, daß sie nichts anders dagegen gebraucht haben, als ein Stück frisches Kalbfleisch, welches sie daran gebunden, bis es warm geworden war, worauf sie das Maal damit gerieben, und das Stück Fleisch vergraben hätten. Das Maal war wirklich nach und nach verschwunden; aber dieß geschieht oft mit der Zeit von selbst. Wenn diese Künste fruchtlos ablaufen, so muß ein geschickter Wundarzt das bewährte Mittel anwenden, welches der Herr D. Vogel in Lübeck bekannt gemacht hat, und das ich nur den Wundärzten, nicht aber den Weibern zum Gebrauche empfehle. Man bestreicht ein Stück Leinwand mit einem gut klebenden Pflaster nach der Größe des Maals, und schneidet in die Mitte ein Loch, wodurch das Maal völlig entblößt zu sehen ist. Nachdem dieses Pflaster angelegt ist, schabt man ein Loth venetianischer Seife, und reibt nach und nach ein Loth zart pulverisirten ungelöschten Kalk hinein. Diesen Teig bindet man mit Heftpflastern auf das ganze Maal, so verwandelt es sich nach zwölf Stunden in einen Schurf, welcher leicht abgeheilt werden kann. Bey großen Mälern muß der Teig mehrmalen aufgelegt werden; und wenn es nicht wieder wachsen soll, so muß kein Uederchen vom Maale übrig bleiben.

Die Lustseuche.

Dieses Elend wird den Kindern durch ihre Ältern und Ammen bengebracht; und da sie so unschuldig dazu gelangen, so haben sie auch ein Privilegium in der Cur. Denn Sarsaparilla versichert, daß solche durch die Ammen angesteckte Kinder leicht curirt werden, ob sie gleich schon voller Flecken, Blasen und Geschwüre sind, und die heftigsten nächtlichen Schmerzen haben. Er hat dieses durch eine ganz simple Methode glücklich bewerkstelligt, die für Kinder vollkommen ausgesucht ist. Das Mehl der Sarsaparilla hat entweder gar keinen, oder doch einen nicht unangenehmen Geschmack. Man kann es unter den Brey der Kinder mischen, und dem Magen zum Besten etwas vom Pulver des gelben Sandel-

holzes hinzuthun. Wenn man hiervon den Kindern hinlänglich giebt, und sie dazwischen gehörig purgirt, wozu hier das versüßte Quecksilber am besten paßt, so kann man die selben aufs vollkommenste wieder herstellen.

Aus diesem langen Verzeichnisse von Kinderkrankheiten rechtfertige ich dasjenige, was ich heute vor vierzehn Tagen gleich beim Anfange dieser Abhandlung sagte. Des Elendes ist zu viel, und der Mittel, die hier angebracht werden können, sind zu wenig, als daß man sich auf die Erhaltung auch nur der Hälfte aller Kinder gegründete Hoffnung machen könnte. Die Natur ist gewohnt, so zu handeln. Die meisten Früchte fallen ab, ehe sie reif werden; die meisten Thiere verderben in ihrer Jugend schon wieder, und die wenigsten Menschen überleben ihre Kindheit. Was wider dieses letzte Uebel die Kunst vermöge, in so fern sie sich in die Vernunft der Kinderwärterinnen schmiegen läßt, das habe ich heute vor acht Tagen gezeigt. Die Kunst eines Arztes vermag unstreitig viel mehr. Allein, sie thut wirklich weniger, weil sie bei Kindern gar selten verlangt wird. Darum habe ich diese Blätter so geschrieben, wie sie sind; und meine Leser werden es mir ohne Zweifel vergeben, daß ich in diesen dreihen Wochen nur allein für Kinder und ihre Wärterinnen geschrieben habe, weil ich überzeugt bin, daß hierdurch für die Menschlichkeit ein wahrer Nutzen gestiftet werden werde. Ich sehe aus meiner Correspondenz, daß diese Blätter Vielen zu statten kommen, die an solchen Orten leben, wo sie der Hülfe geschickter Aerzte entbehren müssen. Ich sehe, daß unter ihnen viele Väter und Vorficher von Familien sind, die eines solchen Unterrichts, wie der in diesen dreihen letzten Bogen ist, höchstens bedürfen; die sich meiner Blätter als eines Handbuchs in den Angelegenheiten ihrer Gesundheit bedienen, und die mich zu ihrem Arzte und Rathgeber gebrauchen, ohne daß ich es weiß. Wenn ich dieses erwege, so regt sich natürlicher Weise in meinem Herzen derjenige Trieb der Menschlichkeit, den ich für mein wahres Kleinod halte, und

und mit dem ich mich selbst umgebe und schütze, wenn manchmal die strenge Kritik in mir erwacht, mit der ich meine Arbeiten selbst richte. Sie läßt mich nur allzu oft empfinden, wie wenig ich mit mir selbst zufrieden seyn darf, wenn ich versucht habe, gelehrt, erfinderisch, sinnreich und scherzhaft zu schreiben. Ich complimentire nicht, da ich dieses sage; vielmehr glaube ich immer, daß ich mir doch noch zu gut gefalle. Allein, wenn ich zuweilen ein wenig strenge mit mir umgehe, so richtet mich stets der Gedanke von so manchem wahren und wesentlichen Nutzen wieder auf, den ich durch verschiedene meiner praktischen Blätter gestiftet habe, und wovon ich weiß, daß er von großem Umfange sey. Dieser Gedanke hat mich zu diesen meinen letzten Abhandlungen vermocht, von welchen ich mir viel Gutes verspreche, ob sie gleich weder schön, noch sinnreich, noch gelehrt geschrieben sind. Ich gebe ihnen vor allen solchen den Vorzug, wenn sie auch noch so gut gerathen wären; denn

— Auch nur eine That rechtschaffner Menschenhuld
Ist noch einmal so schön, als was Homer geschrieben.

Herr Arzt,

Ich käne sehr viel an meinen Fingernägeln und an den Häserchen der Lippen. Ist dieses weiter nichts, als ein bloßer Uebelstand, so sparen Sie Ihre Moralen; denn dieß weiß ich ohnedem. Kann es mir aber schädlich seyn, so beantworten Sie mir zweyerley. Erstlich, was habe ich davon zu fürchten? Zum andern, warum kann ich dieses Nagen nicht lassen? Eine heimliche Gewalt zwingt mich dazu wider meinen Willen, so bald ich nicht daran gedenke, daß ich es unterlassen will. Ich bin, u.

C. Mordax.

Herr Mordax,

Wenn Sie so an sich selbst nagen, so greifen Sie Ihre Schlafmuskeln heftig an, und überhäufen die Blutgefäße im Kopfe mit allzu viel Blute. Darum werden Sie Schwindel, Hitze am Kopfe

Kopfe, Drücken im Gehirne, Säusen vor den Ohren, und Funken vor den Augen bemerken, wenn Sie zu lange genagt haben. Die Sache ist keine solche Kleinigkeit, als Sie zu glauben scheinen. Daß Sie nicht davon ablassen können, rührt davon her, daß Sie nicht an alles denken, was Sie thun, und dieses kommt von der langen Gewohnheit. Sie werden finden, daß Sie desto mehr nagen, je beschäftigt Ihr Gemüth ist. Daher ist dieß der Fehler der Gelehrten, der Schriftsteller, der melancholischen Leute und der Zerstreuten. Es ist keine andre Cur dafür möglich, als daß Sie sich gewöhnen, an das zu denken, was Sie thun. Wenn Ihnen aber dieses alzu mühsam seyn sollte, so denken Sie meinerwegen nichts, und thun Sie was Sie wollen.

Der Arzt.

Hundert sechs und neunzigstes Stück.

von Haller.

Es klinget herrlich in den Ohren.

Eine von den wichtigsten Handlungen der Menschen ist die, daß sie den Dingen Namen geben. Es war die erste Handlung, die Adam verrichtete: „Denn, als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerley Thiere auf dem Felde, und allerley Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nemte. Denn wie der Mensch allerley lebendige Thiere nennen würde, so sollten sie heißen; und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel, und Thiere auf dem Felde seinen Namen.“ Nach ihm haben sich bis auf den heutigen Tag die Könige und Fürsten dieses Recht vorbehalten. Denn indem sie ihren Unterthanen Titel beylegen, ahmen sie bloß dem ersten Herrn der Schöpfung nach, als er seinen Thieren Namen gab, und wie sie dieselben nennen wollen, so müssen sie heißen. Man streitet noch ist darüber, ob

ob die Namen, die Adam den Thieren gegeben, ihren natürlichen Charakter ausgedrückt haben? Doch die wenigsten glauben dieses, und seine Nachfolger haben auch nicht darauf gehalten. Es ist aber eine andre Frage, ob dieses nicht hätte so seyn sollen? und es ließe sich ein schönes Buch hierüber schreiben. Wenigstens hielt es Socrates für eine wichtige Pflicht der Ältern, ihren Kindern bequeme Namen zu geben; und ich will nichts dawider einwenden, weil ich den Namen der Dinge für einen ihrer wesentlichen Theile halte, weshalb er ihnen auch jederzeit mit gewissen Feyerlichkeiten gegeben wird. Die alten Philosophen behaupteten, daß die drey wesentlichen Theile der Menschen, Leib, Seele und Geist wären. Allein wir Neuern haben keinen Geist mehr, sondern der Name vertritt seine Stelle. Er ist es, der dem Leibe und der Seele den Rang und Werth giebt, und aus ihnen beyden ein Ganzes macht. Er unterscheidet die Thiere von den Menschen, und die Menschen selbst von einander. Der Bürger und Adel würden in ein Chaos vermischt seyn, wenn sie der Name einander nicht subordinirte. Kein Vorzug, keine Gabe, kein Verdienst wird anders erkannt, als aus dem Namen, und alles, was nach dem Tode von uns noch übrig bleibt, ist Name und Seele. Aus solchen Bewegungsgründen muß es geschehn seyn, daß alle Nationen auf Erden einige Feyerlichkeiten beobachten, wenn sie ihren Kindern, Helden und andern Personen, die sie unterscheiden wollen, gewisse Namen geben. Wie dieses bey den europäischen Nationen geschehe, ist Jedermann bekannt. Allein, die wildesten Völker, welche von unsern Gebräuchen nichts wissen, haben nicht weniger Feyerlichkeiten bey dieser Verrichtung, als wir. Woodes Rogers führt in seiner Reisebeschreibung um die Welt, aus einer alten hieroglyphischen mexicanischen Schrift, einige Anekdoten aus der Geschichte der Mexicaner im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderte an, worin erzählt wird, daß die dortigen Bademütter, nachdem sie ein neugeböhrenes Kind gewaschen, drey junge Mannspersonen zu dem Feste bitten, um dem Kinde nach Belieben einen Namen zu geben. Solchergehalt war das

das Namengeben in America schon eine festliche Handlung, wie in Europa, ehe noch beyde Welttheile einander entdeckt hatten. Diese seltsame Sympathie muß demnach ihren Grund in der Natur der Sache selbst haben; und in der That läßt sich von einem Menschen in der Welt fast eher nichts denken, als bis er einen Namen führt. Was wäre Alexander der Große mit seinem Aristoteles, und was wären alle große Geister des Alterthums, wenn nicht ihr Name noch ist in unsern Ohren ein Geräusch machte? Die Namen großer Feldherren schlagen Armeen. Die Namen großer Schriftsteller machen ihre schlechtesten Werke unsterblich. Die Namen witziger Köpfe machen, daß man ihre frostigsten Einfälle bewundert. Sie machen die Fehler der Künstler zu Gesetzen des guten Geschmacks. Sie beschützen erbärmliche Bücher in Zueignungsschriften, und machen auf dem Titel einer Inauguraldisputation, daß ein Student, der fast kein Wort davon versteht, ihr Autor ist. Ein offener Irrthum wird der Prüfung werth gehalten, so bald man den Namen eines Gelehrten anführen kann, der ihn behauptet. Der ganze Zweck des Ehrgeizes zielt auf sonst nichts, als sich einen Namen zu machen; und es ist falsch, wenn einige behaupten wollen, daß dieses nur vom ehrlichen Namen zu verstehen sey: Denn alle Namen ohne Unterschied machen Menschen groß. Der ganze Trost im Tode, selbst eines Offroy de la Mettrie, ist, daß sein Name lebe. Alle Autorität der Gesetze beruht darauf, in wessen Namen sie gegeben werden. Kurz, je mehr man über diese Sache nachdenken wird, desto mehr wird man finden, daß in der Welt alles durch seinen Namen bestehe; daß durch ihn der eine groß, der andre klein, glücklich oder unglücklich, Etwas oder nichts werde. Um deswillen habe ich mir vorgesezt, mein heutiges Blatt an die Untersuchung vom Einflusse der Namen in die gesammte Arzneykunst und in die medicinische Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts zu wenden.

Es ist in der Arzneykunst, so wie in allen andern Dingen: Denn auch in ihr besteht alles durch Namen. Wenn Hippocrates und Aesculapius selbst kämen, um unter uns

zu

zu practiciren, so würden wir sie als Pfascher verfolgen, wosern sie nicht Doctor oder Licentiat hießen. Denn ehe sie diese Ehrennamen nicht führten, könnten sie unmöglich etwas Gründliches von der Kunst verstehen, und alle ihre Curen wären verboten und taugten nicht. Hingegen seze man den Fall, daß irgend ein Einwohner in einem Flecken schlecht würde, und seinen Ruin abzuwenden hoffte, wenn er die Arzneykunst treiben dürfte und verstünde. Er schreibt an einen Mann, der den Ärzten Namen geben darf, oder er reiset gar zu ihm, damit er beweisen könne, daß er studirt habe. Dieser Mann gebietet ihm, einige Monate in einer Studentenstube zu leben, und nennt ihn mit einigen Feyerlichkeiten, wobey er seinen Namen schreibt: Studiosus. Der Studiosus lernt in dieser Zeit die Biere des Landes, die Schönheiten der Stadt, die Angesichter der Lehrer und die Häuser der Straßen kennen. Hierauf giebt er zu verstehen, daß er nunmehr wohl gelehrt seyn, und in den Examinibus rühmlich bestehn können möchte, um die Arzneykunst frey auszuüben. So bald der Namengeber seinen ernstlichen Vorfaß sieht, nennt er den Studiosum Candidat und Doctorandus. Er führt ihn an einen öffentlichen Ort, und vertheidigt über seinem Kopfe eine Streitschrift wider die Einwürfe seiner Schüler oder guten Freunde. Hierauf ruft er mit einigen Ceremonien aus, daß dieser Mann Doctor heiße; und dann ist er ein Arzt, und versteht seine Kunst so gut, daß ihm ein jeder Kranker sein Leben und seine Gesundheit sicher anvertrauen darf. Man betrachte diesen ganzen Proceß. Wodurch wird dieser ruinirte Bürger zum Arzte? Wodurch lernt er Krankheiten kennen und curiren? Was macht ihn auf einmal zu einem so wichtigen Amte tüchtig? Bloß die Veränderung seines Namens hat das ganze Wunder bewerkstelligt.

Ich weiß wol, daß auch Leute von Verdiensten diesen Nahmen führen; aber dieser Einwurf ist nicht wider mich. Führten sie ihn nicht, so würden ihnen alle ihre Verdienste weder die Freyheit, noch den Rang, noch den Namen der Ärzte erwerben können. Ausserdem ist es gewiß genug, daß

daß man diese gesammten Vorzüge, ohne Verdienste, bloß durch den Namen erhalten kann. Man sehe sich in jeder Stadt um, wo Aerzte leben. Wenigstens wird man einen, wo nicht die Meisten finden, die bloß durch den ist beschriebenen Weg des Namens zu ihren Freyheiten gekommen sind.

Aber dieses ist noch lange nicht alles. Die Arzneykunst selbst besteht größtentheils durch lauter Namen. Es giebt Wissenschaften darin, die bloße Wörterbücher sind, und Aerzte, die sonst nichts, als die Namen von einigen tausend Kräutern und Mineralien, wissen. Die Kunst, die Struktur des menschlichen Körpers zu kennen, wird von den Meisten nicht anders gelehrt, noch gelernt, als daß man von allen seinen Theilen seinen Namen wisse. Um den Zusammenhang, um die Struktur und Mechanik dieser Theile ist man so wenig bekümmert, daß uns ein Mann, der alle Namen der Zergliederungskunst auszusprechen weiß, mit sehr verächtlichen Augen ansehen würde, wenn wir ihm den Namen eines Kenners der Struktur des menschlichen Körpers, eines Zergliederers, eines Arztes, ja wol gar eines Nachseifers des Ruysch, Hallers und Meckels verweigern wollten.

Wenn wir weiter in das Heiligthum der Kunst bringen, und uns den ganzen Mechanismus der wundervollen Maschine erklären lassen; so werden wir finden, daß unendlich viel Erklärungen, Entdeckungen und Systemata nichts anders als Namen sind. Man erklärt uns, warum sich ein belebtes Fäserchen nach besondern Gesetzen zusammenzieht und bewegt, durch lauter Namen, durch den Ton, durch die Empfindlichkeit, durch den Reiz, durch die Lebenskraft. Man sagt uns, daß das Blut seine Wärme von einem Namen erhalte, der die angebohrne Wärme heißt. Wenn sich unser Arm nach unsern Entschlüssen bewegt, und man soll sagen, wie dieses zugehe; so hält man es für erklärt, wenn man den Namen der Lebensgeister nennt. Soll man begreiflich machen, wie ein Schmerz auf der Haut eine Entzündung mache, so leitet man dieses von einem Namen her, den einige der Seele gegeben haben, und sagt, daß es die Natur thue. Will man wissen, warum wir uns selbst erhalten

und

und fortpflanzen; so wird kein gelehrter Mann sagen, er wisse es nicht; sondern er bedient sich eines Namens, und nennt es einen Trieb. Wenn der eine Körper das nicht vertragen kann, was ein andrer verträgt; so erklärt man dieses mit der Idiosyncrasie, die ein bloßer Name ist. Frägt man nach der Ursache, warum wir dasjenige denken, was unsre Nerven berührt; so giebt man dem Geheimnisse einen Namen, und nennt es die vim sensitivam. Kurz, die wichtigsten Aufgaben in der ganzen Lehre vom Mechanismo des menschlichen Körpers werden durch Namen erklärt; und wer hierin neue Entdeckungen gemacht hat, der hat nur neue Namen erfunden.

Ich bin weit davon entfernt, zu glauben, daß die Aerzte dieses alles von Rechts wegen besser zu erklären wissen müßten; vielmehr bin ich der Meynung, daß wir es nicht verstehn sollen, und daß kein Mensch es jemals erklären werde. Alles, was ich damit sagen will, ist dieses, daß man es von je her mit lauter Namen zu erklären gesucht hat. Denn, warum wären sonst wol über diese Namen so große Streitigkeiten geführt, so viel Bücher geschrieben, so viel Gelehrte herunter und lächerlich gemacht, und so viel neue Schulen und Secten in der Arzneykunst gestiftet worden, wenn man sich dieser Namen bloß dazu bedient hätte, um die Wirklichkeit gewisser Erscheinungen damit anzuzeigen, die nicht weiter erklärt werden können? Hierzu wäre ein jeder erster Name gut genug gewesen, ohne daß man neue Schulen gemacht haben müßte, die sich statt seiner eines andern bedienen, und sich darüber unter einander aufs ärgste verheßen. Man sieht wohl, daß die Namen die Sache seyn müssen, worauf es ankommt, wenn wir etwas erklären wollen, das wir nicht verstehen.

In der Theorie von den Krankheiten sind die Namen eben so allmächtig, als in der Theorie der Gesundheit. Wie oft haben sich nicht die Aerzte über den Namen einer Krankheit aufs bitterste gezanzt? Duncan, der Vater des Cerisantes, ein berühmter Arzt in Frankreich, hatte einen Diener, dessen zwölfjähriger Sohn seine Zunge ausreusperte,

Der Arzt. VIII. Th. Berth. Aug.

11

und

und dem ungeachtet noch so deutlich sprach, als zuvor; nur daß er den Buchstaben R nicht deutlich aussprechen konnte. Ein Wundarzt zu Saumur schrieb hierüber einen Tractat, welchem Herr Duncan den Titel gab: Aglossostomographia. Ein andrer Arzt zu Saumur, Namens Benedictus, und ein Feind des Herrn Duncan, ließ hierüber eine Abhandlung drucken, worin er bewies, daß diese Krankheit Aglossomatographia hätte genannt werden müssen, und setzte einige Verse vor seine Schrift, die Herr Gottsched in der Uebersetzung von Baylens Dictionnaire folgendermaßen verdeutschet hat:

Du wirst dich wundern, Leser mein,
Daß ohne Zung ein Knäbelein
So leicht und fertig reden kann.
Allein, wie steht dir das wol an,
Daß ein Barbier, der nicht kann les'n
Das Griechische, doch so kühn gewes'n,
Dasselbige zu schreiben gar? u. s. w.

Man glaube nicht, daß Fäukereyen von dieser Wichtigkeit in der Arzneykunst rar wären! Es sind auch noch bis diesen Tag Namen von Krankheiten vorhanden, die vielleicht gar nicht in der Natur sind. Wir nennen die Würmer, die in der Haut der Kinder nisten sollen, Miteffer, und noch niemand hat dargethan, daß es dergleichen Würmer gebe. Die Namen der Behexungen und Besetzungen, des Alpes, des Herzspams, des Larantismus sind nichts anders, als Gespenster von Krankheiten; das ist, sie bedeuten entweder nichts, oder stellen etwas ganz anders vor, als was sie in der That sind. Dennoch muß man unsern Zeiten so viel einräumen, daß sie die Theorie der Krankheiten, die ehemals nur bloß aus Namen von Krankheiten bestand, mit vielen Sachen angefüllt, und nur so viel Namen beybehalten haben, als unentbehrlich waren, um unsre Unwissenheit damit zu bedecken. Dieses verrichtet ein Name besser, als irgend etwas sonst in der ganzen Welt; und wenn es einst einem Decano einfiele, einen Haubensstock zum Doctor zu ernennen so würde ihn jedermann eine Stelle unter den Gelehrten einräumen.

räumen. Ich sage noch mehr: Die Leute würden kommen, um sich von ihm curiren zu lassen.

Ja! in der Praxi der Arzneykunst ist das Regiment der Namen ganz unumschränkt; und hier beweisen sie recht ihre Macht über das menschliche Geschlecht, und daß sie wirklich eine Art von selbstständigen Wesen seyn müssen. Der elendeste Kranke findet einen Trost darin, welcher bisweilen größer ist, als die Cur selbst seyn würde, wenn nur sein Arzt so barmherzig ist, ihm den Namen seiner Krankheit zu sagen. Ich erinnere mich eines gewissen Charlatans auf der Bude, der wider alle Gewohnheit keinen Beyfall finden konnte, und dessen Fehler bloß darin bestand, daß er wider die Namen verschiedener Krankheiten stritte. „Wenn ihr des Morgens übel und aufgetrieben seyd, sagte er: wenn ihr ohnmächtig werdet; wenn eure Kinder die fallende Sucht haben, u. s. w. so werden euch die Doctors sagen: „Es sind Vapours; es ist Echarse; es ist Milzsucht; es sind hysterische Zufälle; es sind Gebrechen des Haupts, u. s. w. Glaubt ihnen nicht, lieben Leute! Es sind Würmer!“ Dieser Mann konnte vollkommen Recht haben. Aber da er den Leuten so viele Namen von Krankheiten auf einmal entziehen wollte, so glaubte man ihm so wenig, als dem besten Arzte. Hingegen kann oft ein Kranker bey nahe genesen, wenn er nur den Namen der Krankheit erfährt, woran er sterben soll. Er nimmt die ungereimtesten Dinge mit dem größten Vertrauen ein, ob er gleich selbst aufs deutlichste begreift, daß sie nicht helfen können, wenn man ihm nur einen Namen, nur das Wort Sympathie nennt, wodurch sie wirken sollen. Das Merkwürdigste hierbey ist, daß dieses Wort wirklich Vielen hilft; und dieses ist so wahrhaftig, daß viele der angesehensten Aerzte noch bis diesen Tag in ihren Schriften die sympathetischen Curen glauben und anpreisen. Man kann also unstreitig mit Namen Krankheiten curiren; folglich müssen sie handelnde Wesen, das ist, Substanzen seyn, die durch ihre Kraft in der Welt etwas vorstellen, mithin sich etwas in der Welt vorstellen, und folglich eine Vorstellungskraft haben; wie Leibnitz eben

denſelben Beweis von den ſchlafenden Monaden, woraus die Körper beſtehn, geführt hat. Iſt es demnach wol Wunder, daß in unſrer Praxi die Namen bisweilen die Stelle der Ärzte vertreten, und daß die meiſten Ärzte ſelbſt nichts, als Namen, ſind, und nichts, als Namen, wiſſen?

Nunmehr wird man begreifen, warum einige Ärzte ihren Arzneien die prächtigſten Namen beylegen. Die Erfinder dieſer Namen, des Arcanum duplicatum, der Quinteſſenz, der Panaceen, des Emplaſtrum Miraculoſum, der Lebenswaſſer, der Lebensbalsame, der Wundertropfen, der Univerſalarzneien, der äthiopischen, ägyptiſchen und arabiſchen Wunderelixire, ſind wirklich keine Charlatans und keine Narren geweſen, ſondern ſie verſtanden nur die Kräfte der Namen; und daher halte ich es nicht für übertrieben, als einſtmals ein gewiſſer ſolcher Mann den Pöbel verſicherte, daß ſeine prächtige Arznei alle Kranke curiren würde, wenn ſie auch gleich ſchon halb verweſet wären. Wie könnte dies wol unmöglich ſeyn? Da ein Lebensbalsam, welcher doch nur ein Körper iſt, alle vom kalten Brande verdorbene Theile durchdringt und wieder belebt; ſo muß ein Name, ein bloß geiſtiges Weſen, noch viel tiefer eindringen, und ſich ſelbſt in die Elemente der Körper einſchleichen. Man mache den Verſuch mit einer elenden Arznei, ſo wie ich ihn einen berühmten Doctor habe machen ſehn, der eine ſolche verordnete, ohne daß ſie die geringſte Wirkung thun wollte. Sie war einer ſchwindſüchtigen Perſon vorgeschrieben; und weil der Arzt merkte, daß er damit nicht alles curiren würde, was dieſe Perſon klagte; ſo ſchritt er zu dem Mittel, wozu ein Leichtſinniger, der Geld verdienen will, auch wol ſchreitet, und ſchrieb an dieſelbe ſchon dreimal ohne Erfolg gegebene Arznei mit eigener Hand: „Güldene und Herzerquickende, Magen- und Leberſtärkende Kraft- Macht- und Lebenspanacee, wovon täglich ſechsmaal, nicht mehr als 23 Tropfen, in hundertjährigem Rheinweine, aus einem ſilbernen, aber inwendig vergoldeten Löſſel zu nehmen, und bis zur Stunde des Todes zu continuiren.“ Wer es auf dieſe Weiſe verſuchen will, der wird ſehn, was Namen vermögen! Man mußte

mußte gewiß leibhaftig vom Satan beſeſſen, oder der Satan ſelbſt ſeyn, wofern ein ſolcher Titel ſeinen Zweck verfehlen ſollte.

Alles dieſes habe ich einigen meiner Amtsbrüder, die auf keine Weiſe fortkommen können, zum heilsamen Unterrichte ſchreiben wollen, damit ſie merken, woran ihr Fehler liege, und daß ſie mit Namen curiren müſſen, weil man mit Namen curirt ſeyn will. Wenn ſich hierüber irgend einer von den unbemittelten Leuten aufhalten ſollte, die man rechtſchaffne Männer nennt; ſo muß ich einen ſolchen erſuchen, mich zu unterrichten, wie man es anfangen müſſe, wenn gute Arzneien ihre Dienſte thun ſollen, ohne einen kräftigen Namen zu führen? Die Arzneien der Charlatans, die alle unter prächtigen Namen ausgeboten werden, thun die beſten Dienſte, und werden von Jedermann gekauft. Thäten die Mittel rechtſchaffner Ärzte eben daſſelbe, ſo würden ſie nimmermehr den Apothekern zum Schaden liegen bleiben.

Mein Herr,

Ich kenne Sorten von Narren, die doch ihren Fehler nicht im Unterleibe haben, Sie mögen auch ſagen, was Sie wollen. Das ſind die äſtheriſchen Phantaſten, die in den ſchönen Wiſſenſchaften raſen; eine neue Sorte von Thoren, die erſt ſeit wenig Jahren gemein geworden, und ſo mannichfaltig ſind, wie die Schmetterlinge. Dieſe Leute haben gewiß den Fehler im Kopfe. Denn ſie eſſen und verdauen gut; hingegen denken ſie nicht. Sie ſtehn in der Einbildung, weil die dichterische Art zu denken ſchön iſt, daß man, um gut zu denken, poetiſch denken müſſe; und in dieſem Wahne ſuchen ſie in allen Geſellſchaften ihren Wiß und Geſchmack dadurch zu beweifen, daß ſie in lauter dichterischen Ausdrücken reden. Dieſes kommt mir nicht anders vor, als wenn man die Geſpräche in Geſellſchaften abſingen wollte, weil ein muſikaliſcher Vortrag ſchön iſt. Um ſich hiervon einen Begriff zu machen, kann man ſich denjenigen Knaben vorſtellen, der ſo ſehr ſtammelte, daß er kein Wort vorbringen konnte, wenn er reden wollte, hingegen alles ohne Anſtoß ſagte; wann er ſang. Er kam einſtmals mit großer Angst zu ſeinem Vater gelaufen, und wollte ihm eine Neuigkeit melden, die Eil hatte. Weil er aber kein Wort heraus brachte, ſo ſagte der Vater:

Vater: Junge! sing! und da sang er sehr anmuthig: Vater! unser Stall brennt. Was ich diesem Jungen gern vergebe, das vergebe ich unsern schönen Geistern ganz und gar nicht, weil sie die Schönheiten der Dichtkunst in einen Vortrag mischen, der sie nicht besitzen muß, wenn er nicht ungereimt werden soll. In gemeinen Gesprächen ist der poetische Vortrag ein wahrer Unsinn; und ich kann mir nichts Thörichter vorstellen, als wenn ein Mensch, der lauter gemeine Gedanken redet, alle diese Gedanken scandirt, und sie mit poetischen Blumen ausschmückt. Ich bemerke diese Thorheit bey vielen jungen Leuten, die auf die Ehre schöner Geister Anspruch machen, und dieselbe auf keine andre Weise darzutun wissen, als daß sie alle Augenblicke die Redensarten unser besten Dichter entheiligen, um ihre Belesenheit und ihren Geschmack an ihren Werken zu zeigen. In einer Gesellschaft, wo ich neulich war, hat ein gewisser junger Kaufmann diesen Unsinn so weit getrieben, daß wir alle einig wurden, er müsse nicht richtig im Kopfe seyn. Er trat mit einem netten Vas ins Zimmer, bückte sich kurz, und sagte: Heil Ihnen! meine Herren! worauf er sich schnell nach einem Winkel wandte, hinhüpfte, und seinen Stock hineinstellte. Man fragte, warum er Madame nicht mitgebracht hätte? Sie ist auf dem Garten, erwiderte er;

Ein weiter Raum trennt Lalagen von mir.

Hierbey rieb er sich die Hände, und observirte mit schlaunen Augen, wie uns dieser Einfall bekäme? Einer seiner Freunde nöthigte ihn zum Lombretische, und sagte, daß er ihm für die zehn Thaler, die er ihm gestern abgewonnen, heute Genugthuung geben müsse. Alsobald ergriff er mit einer Hand die Karten, klopfte mit der andern seinen Freund auf die Schultern, und sagte:

Komm, komm, mein Engel! komm, mein Leben!
Ich will dir alles wiedergeben.

Als er die Karten austheilte, die ein wenig dick waren, sagte er: Das sind Karten zum Tollwerden! Der Wirth antwortete, daß er ihm zwey Spiele von den feinsten französischen Karten geben wollte. Gleich warf er das Spiel auf den Tisch, und sagte mit Gellerts Hunde:

Liebst du mich, und bist du treu,
O so hole sie herbey.

Als er die neuen Karten aus einander nahm, lächelte er zum Wirth, und sprach: Wahrhaftig! nun haben Sie gleich Gleims Lysander aus mir gemacht!

Ist miß ich schon die Karten viel geschwinder.

Unser

Unser Wirth war so fein, ihm zu antworten:

Der Herr Lysander war kein armer Sünder.

Die Gesellschaft lachte hierüber laut; und dieser Geck lachte mit, als wenn es nicht ihm, sondern unserm Wirth geölte, wobey er zurufte:

Ein höhnisch Gelächter

Verjage ihn gleich!

Ich muß gestehn, daß ich nie einen erbärmlicheren schönen Geist gesehen habe, als diesen Phantasten, dem die Verse zuströmten; der auf alles mit einer poetischen Stelle Bescheid gab, und von dem man auf keine Weise in Prosa heraus bringen konnte, daß er ein Narr wäre. Zuweilen glückte ihm ein Satz, den er gut anbrachte. Allein er gewann darum nichts dabey, weil er dies selbst nicht merkte, sondern alles, was er redete, für gleich gut hielt. Man erzählte bey Tische, daß ein gewisser Comödiant gestorben wäre, den er gekannt hätte. Hierbey schlug er die Hände zusammen, und wiederholte Brockses Zeilen auf den Tod seines Assen:

Nun, Hans! so hat, nach kurzer Zeit,

Dich, unsern Zeitvertreib, die Zeit dann auch vertrieben!

Eben dies wiederfuhr ihm, als die Glocke zwölf schlug. Er stand auf, und empfahl sich mit den Worten von Horazens Feldmaus:

Ich scheide; fahret wohl! dies Leben dient mir nicht.

Wir wünschten diesem neuen Herrn von Nasuren, daß er an einen Ort gehn möchte, wo man mit einem solchen Menschen Mitleiden haben kann. Swift würde ihn bald untergebracht haben — Nun bitte ich Sie, Herr Arzt, wenn Sie ein solches Exemplar von Thoren auf unserm Pethofe fänden: würden Sie den wol auf den Unterleib curiren? Ich bin, &c.

Hundert sieben und neunzigstes Stück.

von Haller.

Der schwindelnde Verstand, zum Irren abgerichtet,
Sieht oft die Wahrheit ein, und wählt sie dennoch nicht;
Und bleibt stets ein Kind, das meistens unrecht wählet,
Die Fehler bald erkennt, und gleich drauf wieder fehlet.

Nachdem ich schon von der ganzen Menge der giftischen
(im 189sten Stücke) und der krampfhafsten und epileptischen

leptischen Krankheiten (im 187sten Stücke) nach ihrer Verhältniß gegen die Fehler der Verdauungskräfte gehandelt habe; so werde ich heute, um diesen Betrachtungen ein Ende zu machen, noch von zweyerley Arten der Nervenkrankheiten, nämlich von den Schlag- und Lähmflüssen, und von den asthmatischen Zufällen, eben dieselbe Verhältniß nur kürzlich in Betrachtung ziehen.

Man würde mir überhaupt etwas zuschreiben, was ich nie selbst geglaubt, noch gesagt habe, wenn man meynete, ich wollte alle einzelne Gemüths- und Nervenkrankheiten einzig und allein von Fehlern der Verdauung herleiten. Ich bin viel zu wenig für diese Sorten von allgemeinen Theorien eingenommen, als daß mir dergleichen jemals hätte einfallen können. Denn, die Natur bindet sich nirgends an einerley entfernte Ursachen, um einerley Wirkungen hervorzubringen, und am allerwenigsten in der thierischen Oekonomie. Man muß demnach alle diese meine Betrachtungen nur in derjenigen Absicht beurtheilen, in welcher ich sie geschrieben habe. Es ist nämlich allzu gemein worden, die Maximen der Curen der Krankheiten aus ihren nächsten und unmittelbaren Ursachen herzuleiten. Gleichwie ich nun dieses überhaupt in sehr wenigen Fällen für thunlich und nützlich halte, so tadle ich es bey den Gemüths- und Nervenkrankheiten um so mehr, je weniger wir von diesen die unmittelbaren Ursachen im Gehirne und in den Nerven entdecken oder nur muthmaßen, je weniger wir daraus brauchbare Maximen in der Praxi herleiten, und je weniger wir solche Mittel in allen Reichen der Natur finden können, die diesen Maximen gemäß wirken. Um deswillen, habe ich von diesen beyden Gattungen der Krankheiten zeigen wollen, daß wir nicht allein in den wenigsten Fällen vermögend sind, ihre nächsten Ursachen im Gehirne und in den Nerven zu finden, und, wenn wir sie fänden, dennoch oft ohne allen Nutzen dawider streiten würden, theils, weil uns der Mechanismus dieser thierischen Maschinen, theils auch, weil uns die Mittel, die dessen Fehler verbessern sollen, entweder ganzlich unbekant, oder zur Cur unbrauchbar sind, sondern auch,

auch, daß wir in den allermeisten Fällen gar nicht nöthig haben, diesen mißlichen Weg zu betreten, sondern daß wir, wie überhaupt, also auch hier, nur die entfernte, erste, ursprüngliche Quelle dieser Uebel suchen sollten, daß wir dieselbe in vielen tausend, ja in den allermeisten Fällen in offenkundigen Fehlern der Verdauung entdecken, wider welche die Mittel vorhanden, und in ihrer Wirkung viel zuverlässiger sind, als jene; daß, wenn zuweilen auch die Fehler der Verdauung in diesen Krankheiten nur eine Folge anderer Ursachen, und, gegen das Hauptübel betrachtet, bloß symptomatisch sind, dennoch die Cur derselben noch immer den Vorzug vor andern verdiene, die viel weniger leisten, und oft nur in der Theorie, aber nicht in der Ausführung angebracht werden können, und, daß solchergestalt, da uns die Methoden, welche gerade auf die nächsten Ursachen gehn, gemeinlich verlassen, bey allen Gemüths- und Nervenkrankheiten die größte Hoffnung der Wiederherstellung auf die Verbesserung der Verdauung zu setzen, folglich die vornehmste Bemühung eines praktischen Arztes hierauf zu wenden sey.

Wenn man die Sache aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, so wird man mich gewiß bey allen diesen Abhandlungen keiner Neuerungssucht und keiner falschen Subtilitäten beschuldigen können; vielmehr hoffe ich, daß gar mancher aufmerksamer Leser, selbst unter den Aerzten, dadurch bewogen werden werde, in der Cur dieser Krankheiten, nach neuen Ueberlegungen, ganz andern Maximen zu folgen, als die uns, selbst in vielen neuen Schriften solcher Aerzte, anbefohlen werden, die mit großer Gelehrsamkeit in der Praxi zu subtilisirt, und nicht stets die bisher unüberwindliche Unwissenheit in der Ausübung selbst, und die Unmöglichkeit, solche Maximen auszuführen, dabey in Ueberlegung gezogen haben.

Dieses werde ich heute bey den beyden letzten Gattungen von Nervenkrankheiten, welche ich in ihrer Verhältniß gegen die Verdauung betrachten will, nochmals zeigen, ob ich gleich nichts weniger zu behaupten gedenke, als daß die

Schlag- und Lähmflüsse und die asthmatischen Zufälle nie eine andre entfernte Ursache, als eine verdorbne Verdauung haben könnten. Ich bin selbst vom Gegentheile aufs lebhafteste überzeugt; nichtsdestoweniger aber weiß ich eben so gewiß, daß diese Krankheiten in unzähligen einzelnen Fällen keinen andern als diesen Ursprung haben, und daß gleichwol die meisten praktischen Lehrer dieser Ursachen nur allzu flüchtig gedenken, und in den Maximen zur Cur zu genau an den nächsten Ursachen hängen bleiben, und die entfernten ohne genügsamen Nachdruck zu suchen und zu bestreiten lehren. Ich will mit den Schlag- und Lähmflüssen den Anfang machen.

Es haben viele praktische Aerzte eine gewisse Verwandtschaft wahrgenommen, die es sehr wahrscheinlich macht, daß die Schlag- und Lähmflüsse mit andern Nervenkrankheiten oft aus eingewurzelten Fehlern der Verdauung entspringen. Ettmüller lehrte, daß ein lang anhaltender heftiger Schwindel bey Alten gemeiniglich Schlagflüsse, bey Jungen hingegen die Epilepsie nach sich zöge. Von den ältesten Aerzten haben noch die neuesten den Grundsatz als eine bewährte Beobachtung behalten, daß alte Leute von eben den Ursachen Schlagflüsse zu fürchten haben, welche junge Leute epileptisch machen. Willis beobachtete, daß ein starker Schwindel im Hinterkopfe zuweilen Schlagflüsse, zuweilen auch convulsivische Krankheiten verursache. Celsus Aurelianus erzählte schon die vorhergehenden Kennzeichen des Schlagflusses als solche, die auch bey Leuten gefunden wurden, welchen die Epilepsie oder der Unsinn bevorsteht. Nach Kopfschmerzen, sagt Hippocrates, nach Ohrensausen ohne Fieber, nach heftigem Schwindel, Hemmung der Sprache und Unempfindlichkeit der Hände ist entweder ein Schlagfluß, oder die Epilepsie, oder Verlust des Gedächtnisses zu fürchten. Alle Arten der Schlassucht werden von den meisten Aerzten für nichts anders, als leichtere Grade der Schlagflüsse gehalten, wofür sie auch Mead noch ausdrücklich erklärt. Wenn diese Schlassucht und eine kleine Verrückung des Verstandes vor der Epilepsie vorhergeht, so behauptet Morgagni, daß

in

in solchen Fällen die Epilepsie am wahrscheinlichsten von einer ergossnen Feuchtigkeit im Gehirne herzuleiten sey; dahingegen der Herr van Swieten das Zittern der Lippen vor dem Anfälle für ein Zeichen hält, daß sie aus dem Magen entstehe. Vom Alpe sagte schon Aetius, daß er kein böser Geist, sondern ein Vorspiel der Epilepsie, des Unsinns oder des Schlagflusses sey. Der Herr van Swieten und Boerhaave zählen ihn auch unter die Ursachen der Schlagflüsse. Der erstere schreibt in seinen Commentariis gleich anfangs, wo er von den Schlagflüssen handelt, man müsse diese Krankheiten vor den Lähmflüssen, der Epilepsie, der Starrsucht und der Schlassucht abhandeln, weil diese Krankheiten oft auf den Schlagfluß folgten, zuweilen vorher giengen, und oft von ganz ähnlichen Ursachen hervorgebracht würden. Wenn man nun bedenkt, was ich von den gemeinsten Ursachen aller dieser Krankheiten, vom Schwindel, von der Epilepsie, vom Unsinne, vom Alpe, von der Starrsucht, der Unempfindlichkeit, von der Schlassucht, vom Kopfschmerz und andern solchen Krankheiten, die mit den Schlagflüssen verwandt sind, erwiesen habe, daß sie nämlich in den meisten einzelnen Fällen, Fehler der Verdauung zu seyn pflegen; so giebt dieses der Vermuthung ein großes Gewicht, daß auch die Schlag- und Lähmflüsse selbst oft keinen andern als diesen Ursprung haben müssen. Ich nehme die Lähmflüsse nicht umsonst mit in die Reihe. Ettmüller sagt, daß die allgemeinen Lähmungen aller Theile entweder auf Epilepsie, Convulsionen und Schwindel, (wie die Paraplegia) oder nach der Hypochondrie, dem Scorbute und der Colik folgen, (wie die Paralysis.) Willis beobachtet, daß die Lähmflüsse (Paralysis) auf die Schlassucht, den Scorbute, auf Convulsionen, Colik und Gicht zu folgen pflegen; lauter Krankheiten, die mehrentheils in Fehlern der Verdauung bestehn. Der vortrefliche Herr van Swieten ist überzeugt, daß diejenige Lähmung der Glieder, welche nach der Bleicolik zu erfolgen pflegt, ihren Ursprung, es sey nun durch die Versetzung der Materie, oder durch den wunderbaren Zusammenhang der Nerven, bloß aus dem Unterleibe habe,

und

und hat viel solche Lähmungen bloß dadurch curirt, daß er den Bauch gerieben, mit gewürzhaften Salben und Pflastern belegt, und innerliche Arzneyen eingegeben, ohne an den gelähmten Gliedern selbst das mindeste zu gebrauchen. Der Herr von Saen hat ähnliche Beobachtungen. Der gelehrte Bergliederer Herr **Camper** hat eine Unbeweglichkeit des Gelenks der Hand, welche sich unter dem Schreiben bey einem Kaufmann geäußert, bloß durch Arzneyen, welche die Gedärme gereinigt, curirt, nachdem die äußerlich gebrauchten Salben und Pflaster bey dieser Lähmung ohne alle Wirkung gewesen waren. Die mehrentheils tödtliche Lähmung des Unterkinnbackens, da derselbe durch einen Krampf unbeweglich gemacht wird, hat der berühmte **Brendel** aus dem Unterleibe, und zwar vornemlich von einer verdorbenen Galle und Leber hergeleitet, weil sie mit einem aufgetriebnen Leibe, faulenden Excrementen, und einer unnäßigen Röthe der Zungenspitze, u. s. w. verbunden ist, welche Zufälle auch den bössartigen Fiebern gemein sind, und weil Brechmittel und Blasenpflaster noch die kräftigste Wirkung dagegen thun. **Cummes** hat von einem zitternden Schmerze im Gefröße angemerkt, daß sich derselbe endlich mit einer Lähmung der Hände geendigt hat. Auch diejenigen Lähmungen, Schlagflüsse, gichtische Zufälle, Krämpfe und Fehler am Gehör, Gesichte und den Seelenkräften, welche auf verschiedne Krankheiten, als Metastasen auf die Nerven, folgen, leitet Herr **Henrici** in einer gelehrten Dill. de Abscessibus per materiam et ad nervos, mehrentheils von verdorbenen Eingeweiden des Unterleibes her. **Winslow** hat die Lähmungen, die so oft von der Colik entstehen, ebenfalls vom Zusammenhange der Nerven hergeleitet, und dabey ist, in Absicht auf die Lehre von der Sinnlichkeit zu merken, daß dieser Zusammenhang keinesweges durch das Gehirn vermittelt werde, sondern bloß zwischen den Nerven des Unterleibes und der Glieder verbleibe, ohne daß das Gehirn in seinen Verrichtungen gehindert wird.

Gleichwie nun dieses alles, wenn ich die Richtigkeit meiner vorhergehenden Abhandlungen von den Gemüths- und Nervenkrank-

heiten voraussetzen darf, schon förmliche Beweise meiner Meynung sind; so kann ich auch deren mehrere unmittelbar aus Beobachtungen liefern, welche den Ursprung der Schlag- und Lähmflüsse aus Fehlern der Verdauung beweisen. Die besten Aerzte haben dieses erkannt, und der Herr **van Swieten** erzählt selbst ein beweisendes Beispiel, das ich zuerst anführen will.

„Ich habe erwiesen, schreibt er, daß zuweilen die Ursache des Schlagflusses im Magen liege; daher ist es möglich, daß sie zuweilen sowol durch Erbrechen, als durch einen Durchlauf, ausgeführt werde. Mir ist ein solches Beispiel von einem berühmten Manne bekannt, der in Gesellschaft seiner Freunde die Augen verdrehte, stumm und vom Schläge gerührt wurde. Die besten gegenwärtigen Aerzte hielten ihn für verloren, und verordneten ihm daher nichts, außer daß er Blut lassen mußte. Nach einer Viertelstunde erbrach er sich, wodurch nicht allein die genossenen Speisen, sondern auch eine so unglaubliche Menge Schleim von ihm giengen, daß es unbegreiflich schien, wie sie der Magen haben fassen können. Im Augenblicke kam Empfindung und Bewegung wieder, und nach einem sanften Schläfe war er am folgenden Tage vollkommen wieder hergestellt, und verlachte seine herbeygerufenen künftigen Erben. Es erhellt hieraus, daß ein solcher Schleim, der die Verdauungswege belästigt, einen Schlagfluß hervorbringen könne, welcher aber leicht heilbar ist, wenn diese Materie durch Erbrechen oder einen Durchlauf fortgeschafft wird. **Selmontius** hat diese wunderbare Wirkung eines beschwerten Magens ins Gehirn bemerkt, wenn er sagt: Sin autem suboriatur mucilago putida, ad amarorem prona, vertiginem, & fortius insurgens Apoplexiam suscitatur.“ **Junker** nennt unter den veranlassenden Ursachen des Schlagflusses zuerst den verdorbenen Magen, weil er viel zum Schwindel und zu dem darauf folgenden Schlagflusse beitrage. Hiernächst rechnet er auch die Lebensart der Trunkenbolde hierher. Er bemerkt zugleich, daß die Schlagflüssigen mehrentheils in Convulsionen am Haupte sterben; wie denn auch **Ersmüller** sagt,

sagt, daß ihnen zuletzt ein Schaum vor den Mund komme, welcher fast allezeit den Tod verkündige. Man bemerkt hier die genaue Verwandtschaft der Schlagflüsse mit den epileptischen Zufällen. Der erstere warnt die Greise, besonders die vollblütig sind, daß sie ihre arbeitsame Lebensart nicht in eine ruhige, am wenigsten aber in Wohlleben, verwandeln. Man weiß aber nur allzu wohl, wie bey einer üppigen Diät die Verdauung leidet.

Wenn man mit diesen Beobachtungen, die ich nicht überhäufen will, so leicht es auch könnte, die wirksamsten innerlichen Arzneyen bey Schlag- und Lähmflüssen vergleicht; so wird man noch mehr in der Muthmaßung bestärkt, daß entweder der erste Grund des Uebels oft im Magen liege, oder daß wenigstens die Arzneyen, welche ihre Wirkung durch den Zusammenhang des Magens mit dem Gehirne verrichten, gewiß viel kräftiger sind, als alle eigentlich sogenannte Hirn- und Nervenstärkende Arzneyen, wider welche letztern, weil sie gemeinlich sehr hitzig sind, der Herr van Swieten mit Sydenham, Tissot, und verschiedenen andern Ärzten lebhaft eifert, und alle vorsichtige Leute wohlmeinend warnt. Er hat die schon alte Beobachtung wahr befunden, daß oft ein freywilliger Durchlauf und solches Erbrechen den Schlagfluß vertreibe. Mead, welcher die Purganzen und scharfen Clystiere allein innerlich anpreist, und für unentbehrlich hält, verlangt, daß sie stark reizen sollen, weil in dieser Krankheit die Nerven fast alle ihre Empfindlichkeit verloren haben. Döläus behauptete, wider alles, was Sylvius dagegen gesagt hatte, daß die Brechmittel hier eine recht göttliche Wirkung thäten. „Es giebt in allen betäubenden Krankheiten (affectibus soporosis) keine mächtigere Arznei, als den Brechwein, sowol von oben, als im Clystiere; und wenn die letztern zu lange verhalten werden, so applicirt man ein Stück venetianischer Seife, um sie auszuziehn.“ Sydenham ließ ein Brechmittel das erste in seiner Cur des Schlagflusses seyn. Boerhaave pries ebenfalls die stärksten Brechmittel, Purganzen und scharfe Clystiere, wiewol mit der gehörigen Behutsamkeit, die hierher ist nicht gehört, und

und mit einem Worte, darin besteht, daß man die Blutschlagflüsse und andre Arten, von denen die aus dem Magen entstehen, wohl unterscheide, weil diese, wie ich in den folgenden Theilen zeigen werde, eine andre Cur erfordern, woben die Brechmittel schädlich seyn würden. Er verordnete auch, daß bey diesen Schlagflüssen, welche aus dem Magen entspringen, der Durchlauf auf alle mögliche Weise unterhalten werden müsse. Ettmüller gab im Schlagflusse vom Schleime (serosa oder pituitosa) ein Brechmittel vom Spießglase und scharfe Clystiere, und zur Verhütung desselben Magenstärkende Gewürze, Cubeben, Cardamomen, Senfsaamen, u. d. gl. Er erkannte den halbseitigen Schlagfluß für eine Krankheit, welche gemeinlich nur andre Krankheiten begleitete, (morbus secundarius) und hielt in allen Arten der Lähmflüsse die Brechmittel und Purganzen zur Reinigung der Verdauungswege für nothwendig, hingegen das Blutlassen nur bey Vollblütigen; wie dann überhaupt weder das Blutlassen, noch die Nervenarzneyen so allgemeine Mittel zur Cur sind, als man gemeinlich glaubt, und als jene, die in den Unterleib wirken. Die Nervenarzneyen thun wirklich im Zufalle selbst nur wenig Wirkung, und sind in vielen Absichten schädlich: die ausführenden Arzneyen hingegen thun es, und sind heilsam.

Wider die Gliederlähmungen ist der Gebrauch, wiewol gelinderer Abführungen, eben so allgemein, und das erste, was Willis, Ettmüller, Junker, ja fast alle Praktici rathen.

Solchergehalt stimmen die wesentlichsten Umstände bey Schlag- und Lähmflüssen darin mit einander überein, daß entweder die materielle Ursache derselben oft in den Verdauungswegen liegen, oder doch wenigstens die Cur des Gehirns, wenn viel davon zu hoffen seyn soll, durch Arzneyen, die in die Verdauungswege, folglich nur etwa durch ihren Zusammenhang ins Gehirn wirken, bewerkstelligt werden müsse. Dieses letztere ist aber eben die Sache, woran man bey den Curen der Gemüths- und Nervenkrankheiten zu setzen denkt, sondern nur immer Arzneyen sucht, welche unmittelbar

telbar ins Gehirn und in die Nerven wirken sollen. Hat uns nicht das, was ich oben, nach dem Herrn van Swieten und andern, vom Zusammenhange der Gliederlähmungen mit der Colick angeführt habe, augenscheinlich überführt, daß bloß die zu stark angegriffene Sinnlichkeit der Nerven im Unterleibe den Nerven der Gliedmaßen ihre bewegende Kraft nehme, und daß ihnen dieselbe bloß dadurch wieder gegeben werde, daß man die Nerven des Unterleibes wieder beruhigt, und den Fehler ihrer Sinnlichkeit verbessert, ohne daß weder an der Krankheit, noch an der Cur das Gehirn auch nur den allergeringsten Antheil haben sollte. Wenn alle meine bisherigen Abhandlungen von dieser Materie nur diesem einzigen Fehler der meisten praktischen Aerzte abhelfen möchten, so könnte ich meine ganze Absicht schon für erreicht halten. Ich erinnere bey dieser Gelegenheit überhaupt, daß niemand glauben müsse, als ob ich alle Gemüths- und Nervenkrankheiten auf keine andre Weise curirt wissen wollte, als wie man einen verdorbenen Magen curirt. Denn, wenn gleich diese gesammten Krankheiten nie von einer andern Ursache, als von einer verdorbenen Verdauung herrührten; so würde doch eine jede Art derselben auch eine besondere Cur erfordern, die man aus der ganzen Natur der besondern Krankheit und aller ihrer Nebenumstände vorsichtig zu bestimmen und herzuleiten hat. Es war ist meinem Zwecke nicht gemäß, die Curen dieser Krankheiten zu erklären. Aber aus allem, was ich davon um meines Zwecks willen habe sagen müssen, erhellt schon die größte Verschiedenheit der Regeln und Arzneymittel, die dabey angewendet werden müssen. Die schwarze Galle der Schwermüthigen muß mit ganz andern Mitteln und Behutsamkeiten angegriffen werden, als der dicke Schlamm in den Gedärmen der Fallsüchtigen. Die Schlagflüsse, die aus dem Magen entstehen, erfordern ganz andre Arzneyen, als die gichtische Materie, die sich in den Verdauungswegen festsetzt. Der Hypochondrist will andre Digestive haben, als die Vaporeuse. Die neuen Cruditäten im Magen erfordern andre Arzneyen, als die veralteten. Der Wurmschleim mit den Würmern, die scharfe und die dicke Galle, die Säure

und

und die Fäulniß im Magen, die Schwachheit und die Krämpfe der Verdauungsgliedmaßen, die Fehler der Sinnlichkeit ihrer Nerven, die Verstopfung und die Flüssigkeit des Leibes, die dünne fressende Schärfe, und die verhärteten Unreinigkeiten, jedes erfordert seine besondern Arzneyen und eigne Maximen der Cur. Alles dieses ist eine wesentliche Sache, welche ich der Einsicht aller Leser von guter Vernunft ohnedem zutraue. Denn, außerdem müßte ich wirklich befürchten, daß irgend jemand so blöde wäre, mir zuzuschreiben, daß ich alle Gemüths- und Nervenkrankheiten mit Brechmitteln, Purganzen, Digestiven und Clystieren auf einerley Weise curiren wollte. Man wird aus dem, was ich ist noch von den asthmatischen Krankheiten sagen werde, in einem deutlichen Beyeispiele ersehn, wie unmöglich es sey, daß mir ein solcher Gedanke nur einfallen könnte.

Ich halte dafür, daß die meisten asthmatischen oder engbrüstigen Leute ihr Elend von Fehlern der Verdauung herzuleiten haben, ob ich gleich überzeugt bin, daß eine Menge anderer Ursachen eben dasselbe Uebel erregen könne. Eine Krankheit kann zuweilen durch hundert verschiedene Ursachen möglich seyn, und gleichwol ist eine derselben vor allen übrigen um so viel gemeiner, daß tausend Kranke nur durch sie leiden, ehe sich einer findet, der von einer der übrigen Ursachen versehrt worden wäre. So ist es mit den Ursachen der Engbrüstigkeit. Ich will von allen möglichen Ursachen derselben nur deren dreyerley nennen, die alle ihren Sitz in den Verdauungswegen haben, und ich wette, daß bey hundert einzelnen Kranken eine von diesen dreyen Statt finden werde, ehe man einen findet, der von irgend einer andern engbrüstig wäre.

Es giebt eine Engbrüstigkeit und ein Herzklopfen, das bloß von Winden in den Gedärmen herrührt, welche das Zwerchfell zurücktreiben, es convulsivisch bewegen, und zuweilen die ganze Brust mit grausamen Krämpfen ängstigen. Man hat ein andres Asthma, welches auf eine Ueberladung des Magens folgt, und die Bacchanten und Schmauser fast erstickt, so bald sie einmal ihrer Neigung zu viel nachgegeben

Der Arzt. VIII Th. Berth. Ausg.

M m

haben.

haben. Wie oft weckt sie nicht nach einer frohen und reichlichen Abendmahlzeit das keichende Asthma aus ihrem Schlafe, und nöthigt sie, sich aufzusetzen, oder wol gar, aus Furcht zu ersticken, aufzustehn, und nach Luft zu schnappen! Wie oft ist ein solches erstickendes Asthma nicht das betrübte Ende des Schwelgers, das ihn nur allzu langsam, und mit desto mehr Quaal tödtet, je weniger es leidet, daß sein schmachtender Märtyrer auch in seinen guten Zwischenzeiten seinen Hunger und Durst mit den ehemals geliebten Speisen und Getränken stille. Endlich giebt es ein drittes grausames und plötzliches Asthma nach unmäßiger Zorne und damit verbundener Ergießung der Galle und krampfhaften Zusammenziehungen der Theile in der Gegend des Zwerchfells.

Diese dreyerley Ursachen asthmatischer Zufälle, besonders der periodischen, sind gewiß viel gemeiner, als man wol glauben sollte, und ihre Cur muß in der Befreyung der gehinderten Verdauungskräfte, aber auf ganz verschiedene Weise, gesucht werden.

Sloyer, der selbst mit einem periodischen Asthma gequält gewesen, leitete dasselbe hauptsächlich von einem rohen und schlecht verdaueten Nahrungsstoffe her, und setzte die Kunst, es zu verhüten, vornehmlich in die mäßigste Diät, und in den Gebrauch der Fiebrerrinde, nebst solchen Digestiven, welche den Schleim auflösen. Willis beobachtete, daß sehr heftige asthmatische Zufälle bey Leuten gefunden würden, deren Lunge gesund wäre, so daß er zu glauben gezwungen worden, daß es zuweilen eine bloß convulsivische Krankheit sey. Denn, vor und nach dem Zufalle ward er gewahr, daß solche Leute ohne die mindeste Beschwerlichkeit Luft schöpfen, und ohne den mindesten Husten oder irgend einige Brustbeschwerde lebten. Er erzählt davon verschiedene Geschichte, und hält bey dergleichen Umständen die Brustarzneyen für nicht so dienlich, als vielmehr die Mittel wider die Krämpfe. Ettmüller kannte auch dieses Asthma aus dem Magen, und daß es von Cruditäten zu entstehen pflege. Er rieth um deswillen Leym feuchten Asthma, im Zufalle selbst, den Gebrauch der Brechmittel

mittel, als die zuverlässigste Arzney, welche den schweren Athem mächtig vertriebe, und hielt dabey die Furcht mancher Aerzte vor Erstickungen für eitel. Ja, selbst bey trockenem oder convulsivischen Asthma, wo im Parorysmo die Ausführungen das Uebel verschlimmern, rath er zur Cur, außer den Anfällen, gelinde Purganzen, und meistens lauter solche Arzneyen, die bey einer im Grunde verdorbenen Verdauung gute Dienste thun. (antiepileptica, antihysterica, antispasmodica, u. s. w.) Sydenham purgirte seine asthmatischen Kranken um jeden dritten Tag, und machte damit unmittelbar nach dem Blutlassen den Anfang, da er hingegen in den Zwischentagen bittere Magenstärkungen verordnete. Mead sagt, wenn das Asthma von einem Schleime in der Brust oder im Magen herrühre, so müsse man zu oft wiederholtenmalen Brechmittel verordnen, und den Leib durch milde, aber durchaus keine heftige Purganzen offen erhalten, und alle blähende Speisen und Getränke vermeiden. Junker hat merkwürdige Beobachtungen, die ebenfalls zu meiner Absicht gehören. »Das Asthma überhaupt, sagt er, ist keine der Brust allein eigne Krankheit, sondern hat auch zuweilen seinen Sitz in den Hypochondern, und wird bald vor, bald nach den Speisen, nach Leibesbewegung und zur Nachtzeit rege. Inzwischen erstreckt sich die Wirkung auf die Brust selbst, wegen des Zusammenhangs der zurücklaufenden Nerven mit dem Athemholen, wovon der Versuch des Galeus mit einem Hunde merkwürdig ist, den Lower wiederholt hat, da derselbe asthmatisch geworden, so bald man diese Nerven gedrückt hat.« Im trockenem convulsivischen Asthma widerrath er die Brechmittel und Purganzen, nur in dem Falle nicht, wenn eine Gefräßigkeit vorher gegangen. Sowol hieraus, als aus seiner Empfehlung der Mixtura simplicis bey hinzu gekommenen hypochondrischen Beschwerden, erhellt, daß dieser erfahrene Mann den Ursprung auch des trockenem Asthma aus Fehlern der Verdauung wohl erkannt habe. Herr Gilchrist hat wider die Enghrüstigkeit, die Nervenkrankheiten und die Gichtschmerzen, die Seereisen als ein besondres Hülfsmittel angepriesen, und schreibt dem

damit verbundenen Erbrechen einen großen Theil der guten Wirkung zu.

Ich könnte dieses Verzeichniß von Anführungen leicht verlängern; aber es ist Zeit, daß ich endlich einmal aufhöre, eine Idee weiter zu verfolgen, die sich von selbst täglich durch die Beobachtung mehr und mehr aufklärt, wenn man nur einmal erst auf die Spur gekommen ist, sie zu erkennen.

Vielleicht könnte man noch viel weiter gehn, und, ausser den Gemüths- und Nervenkrankheiten, noch eine große Menge anderer anführen, deren Ursachen viel weiter im Verborgenen gesucht, und sehr künstlich bestritten werden, ob sie gleich nur entweder in den meisten einzelnen Fällen Fehler der Verdauung sind, oder doch bloß durch solche Arzneien curirt werden, die vermittelst der Verbesserung der Verdauung den nähern Ursachen abhelfen. Ich bin wenigstens so sehr überzeugt von der Allgemeinheit dieses Zusammenhangs, daß ich gestehe, wenn mir einmal der gemeine Fehler der Aerzte anwandeln sollte, alle mögliche Krankheiten von gewissen allgemeinen Ursachen, wie die Alten von einer Schärfe, die Stahlianer von der Vollblütigkeit, einige Neuere von den Nerven oder chymischen Mischungen der Säfte, herzuleiten; so würde ich mich ohne Bedenken für die Fehler der Verdauung erklären, und es würden wenige Krankheiten übrig bleiben, wovon diese nicht entweder der Ursprung, oder doch im ganzen Zusammenhange diejenige Seite der Krankheit wären, wo sie durch die Arzneien allein mit gutem Fortgange angegriffen werden kann, obgleich die List der Theoristen ihre Wirkungen auf eine ganz andre, verborgnere, gelehrtere, und zuweilen auch scheinbarere Weise erklärt. Ich könnte dies thun; aber um es nicht zu thun, will ich von dieser ganzen Sache zu handeln aufhören.

N. S. Nach der Zeit, da dieses geschrieben worden, hat der vortreffliche Herr Hofrath Medicus in einer schönen Schrift von zweien Theilen, deren drittem man mit Verlangen entgegen sieht, aus einer großen Menge gesammelter Beobachtungen erwiesen, daß der gemeine Ursprung aller periodischen Krankheiten aus Fehlern des Unterleibes, und besonders

der

der Verdauung herzuleiten sey. Nichts könnte das, was ich von den Gemüths- und Nervenkrankheiten geschrieben habe, besser bestätigen, und hätte ich mich der Arbeit dieses berühmten Mannes bedienen können, oder ist mein Werk damit bereichern wollen, so würde ich eine große Menge neuer Beweise meiner Sätze daraus haben sammeln können. Wie angenehm ist es, die Wahrheit und den Beyfall geschickter Leute gefunden zu haben!

✱

✱

✱

Mein Herr,

Als Sie in Ihrem 140sten Blatte von dem Laster der Trunkenheit schrieben, hätten Sie erwähnen können, daß verschiedene Nationen, besonders die Spanier und Römer, keine Ausschweifung für schimpflicher gehalten, als diese. Das, was schon Marco Polo von den Malabaren im dreyzehnten Jahrhundert erzählt, daß sie Niemanden, der Wein getrunken, im Gericht als Zeugen zugelassen haben, ist auch in Spanien eingeführt, wie solches aus einer Anmerkung vom Ritter Temple erhellet, die viel zu lehrreich ist, als daß ich sie nicht ganz hierher setzen sollte: „Unter den Spaniern, heißt es, ist selbst bey denen vom höchsten Range der Gebrauch, daß sie nicht eher reinen Wein trinken, als bis sie vierzig Jahr alt geworden sind. Es ist eine Ehre für ihre Gesehe, daß derjenige, den man ein einzigesmal der Trunkenheit überführen kann, als Zeuge verworfen wird. Als man einstmals einen Spanier fragte: „Ob er bey einem gewissen Freunde eine gute Mahlzeit gehabt hätte? antwortete er, ja; denn es blieb noch etwas übrig. Der starke Handel in Italien, und der Zulauf von Fremden, besonders von Deutschen, hat verursacht, daß man den Wein daselbst häufiger trinkt; doch geschieht dieses eben nicht so sehr bey Personen vom Stande, welche, wie man bemerkt hat, zu Rom und Madrid länger leben, als in andern Städten von Europa, weil sie die Verschaffenheit der Luft sowol zur größten Mäßigkeit, als auch zur Vorsicht und Behutsamkeit antreibt. Wir lesen von vielen Königen in Spanien, daß sie sehr lange gelebt haben. Einer von ihnen hat 70 Jahre regiert. Hingegen hat Philipp Comines angetr. merkt, daß von den Zeiten Karls des Großen an, bis auf Ludwig XI. kein König in Frankreich 60 Jahre erreicht hat; da doch in England von dem Eroberer an, bis auf den Tod der Königin Elisabeth, welches eine weit kürzere Zeit ausmacht, fünf Könige und eine Königin regiert haben, wovon zween 65, zween 68, und

M m 3

zweeen

„zween wenigstens 70 Jahre erreicht haben.“ Um wieder zu meinem Zwecke zu kommen, so führt Bayle an, (Eremita J. 6.) daß einem Spanier kein größer Schimpf angethan werden könne, als wenn man ihn einen Trunkenbold nennt, und daß ein Bedienter seinen Herrn wegen eines solchen Schimpfworts verklagen könne, ob er gleich leiden muß, daß er ihn einen Schlingel und Galgenschwengel nenne. So wie also die Spanier die Böllerey für schimpflicher halten, als das Stehlen; so hielt man sie in Rom für entehrender, als den Ehebruch. Man kann dieses aus der Ausführung des strengen Cato schliessen, die er bey einer Gelegenheit beobachtete, die ich erzählen will. Es wurde dem Cäsar im Rathe von Catons Schwester ein Liebesbriefchen gebracht. Cato, welcher den Cäsar haßte, weil er ihn für einen gefährlichen Bürger hielt, verlangte den Brief zu sehn. Nachdem er ihn gelesen hatte, warf er ihn zornig auf den Tisch, und schalt den Cäsar für einen Trunkenbold, da er ihm doch einen ganz andern Namen hätte geben können, wenn er nicht den Schimpfnamen eines Säufers für den allerschändlichsten gehalten hätte. Wie kommt es nun, daß die nordischen Völker aus diesem Laster so wenig machen, und sich desselben gar rühmen, als ob es eine Heldentugend wäre? Oder, wenn Sie lieber wollen, wie ging es zu, daß die ehrgeizigen Leute unter den Römern und Spaniern diese Ausschweifung für so entehrend hielten, als ob sie das allerschändlichste Laster wäre? Dem sey aber wie ihm wolle, so behält doch bey uns die durstige Kehle ihr Recht über die Sittenlehre; und ich glaube nicht, daß Sie mit allen Ihren Vorstellungen von der Schädlichkeit dieses Lasters für die Gesundheit einen einzigen unsrer Landsleute den starken Getränken abspensig machen werden. Ich an meinem Theile erlaube sie denen, die einmal dafür eingenommen sind, nur unter der Einschränkung, die Ovidius bedungen hat:

— — — ni plurima sumas,
Ut stupeant multo corda sepulta mero!

C. R. S.



Hun-

Hundert acht und neunzigstes Stück.

von Haller.

Ihr fressend Feuer durchwühlt das Innre der Natur.

Der berühmte Herr Professor Georg Friedrich Meyer in Halle hat in seiner Schrift von den Gemüthsbewegungen, die alle Kenner für eins der gründlichsten Werke in seiner Art halten, bewiesen, daß alle Leidenschaften der Seele nichts anders, als heftigere verworrene Begierden oder Verabscheuungen, sind. Da nun die Begierden und Verabscheuungen bloß in Bemühungen der Seele bestehen, entweder gewisse vorhergesehene Vorstellungen selbst, oder ihr Gegentheil hervorzubringen; so muß man sich von allen Leidenschaften des Gemüths den Begriff machen, daß sich in diesem Zustande die Seele, nach einer verworrenen Erkenntniß, mit vieler Kraft bemühe, eine gewisse Vorstellung, die sie vorhersieht, und die sie sich hervorzubringen getrauet, in so fern sie ihr gefällt, wirklich hervorzubringen, oder, in so fern sie ihr mißfällt, ihr Gegentheil zu wirken. Biblis betrachtet ihren Bruder Caunus, und wird von dem verworrenen sinnlichen Gefühle seiner Schönheit bis in die Vorhersehung des Genusses seiner Umarmungen fortgerissen. Ihre ganze Sinnlichkeit wiegelt sich auf, um diese vorhergesehene Vorstellung der Lust wahr zu machen; und da sie sich zutrauet, dieß zu bewerkstelligen, so überfällt sie die Leidenschaft, und sie wird verliebt. Dieß ist ein Beyspiel einer Gemüthsbewegung, die in Begierden besteht. Caunus, der zu dieser Ausschweifung viel zu keusch war, dennoch aber es nicht für nöthig hielt, die Laster seiner Schwester an sich selbst zu rächen, wie etwa der wunderschöne Combabus die Lüste der Straponica rächte, floh diese Ueppige, und besuchte frem-

M m 4

de

de Länder. Biblis empfand seine Entfernung mit Widerwillen. Ihr Herz empörte sich wider den Gedanken, den Geliebten zu verlieren, und arbeitete für das Gegentheil dieser verhassten Vorstellung. Dieß war ihre zweite Leidenschaft, worinn die Verabscheuung herrschte. Es war die schwarze Verzweiflung, in der sie sich aufhieng; wosern die Damen nichts wider die Glaubwürdigkeit des Ovidius einzuwenden haben.

Ich führe dieses alles aus keiner andern Ursache an, als um meine Leser zu überzeugen, daß die Vorhersehungen und Vermuthungen, nebst der Lust oder Unlust, die wesentlichen Theile aller Begierden oder Verabscheuungen, folglich auch dieser heftigen sinnlichen Begierden und Verabscheuungen sind, welche wir Leidenschaften nennen, und die sich von jenen überhaupt nur durch den Grad ihrer Stärke und etwa des Lichts der Erkenntniß unterscheiden. Ohne diese Voraussetzung kann ich unmöglich vom Einflusse der Leidenschaften in den menschlichen Körper überhaupt handeln, welches ich doch zu thun schuldig bin, um diejenige Reihe meiner Abhandlungen zu vollenden, worinn ich den Einfluß der sinnlichen Vorstellungskräfte der Seele in unsern Körper zu erklären hatte. (S. das 18te Stück.) Die Empfindungen, (60. St.) die Einbildungen, (69. St.) die Träume, (74. St.) das Gedächtniß, (147. St.) die Vorhersehungen, (85. St.) die Lust und Unlust, oder die sinnlichen Triebfedern des Gemüths, (159. St.) sind alle schon an der Reihe gewesen, und nur die Leidenschaften, überhaupt betrachtet, sind noch für dieses heutige Blatt übrig: denn von den Wirkungen besonderer Arten der Leidenschaften in unsern Körper, der Furcht, (131. und 96. St.) des Schreckes, (97. St.) des Jorns (107. St.) der Freude, (80. St.) der Schwermuth, (151. u. f. St.) der Schamhaftigkeit, (136. St.) der Liebe, (122. St.) und andrer, ist schon umständlich gehandelt worden.

Ein Arzt, der, wie Brockes sagte, die ganze Welt nur als ein Hospital betrachtet, bekümmert sich wenig um die geheimen Künste, wodurch die Seele mit einer

— — ihr selbst verborgnen Kraft
Begriffe wirct, und Leidenschaften schafft.

Hin

Hingegen betrachtet er sie, wie Virgilius seinen Windgott, der in seiner weiten Höhle die sich empörende Winde und heulenden Stürme beherrscht, und sie bald einkerkert, bald aber auch ihrer Wuth freyen Lauf läßt. Das Regiment der Begriffe und Begierden über die bewegenden Kräfte des Körpers ist eigentlich der Gegenstand des Arztes; und hierüber macht er zum Nutzen seines Spitals Reflexionen. Solchergehalt wird man auch von mir nichts mehr, als dieses zu erwarten haben; und die Geseze des Einflusses der Leidenschaften in unsre Bewegungen werden das einzige seyn, was ich in diesem Aufsatze untersuche. Ich werde diese Geseze nur allgemein abhandeln, weil ihre Anwendung auf besondre Arten der Leidenschaften zu leicht ist, als daß sie neue Erläuterungen bedürfte.

Wenn wir uns, auf bloß medicinisch, die Leidenschaften als Arten von sinnlicher Lust und Unlust, die durch gewisse Vorhersehungen dirigirt werden, vorstellen; so erhellet, daß ihre Wirkung in den menschlichen Körper zusammengesetzt sey, und daß die Wirkungen der in diesem Zustande herrschenden Vorhersehungen die Eindrücke modificiren, welche die durch sie erregte Lust oder Unlust und lebhaftre Anstrengung der Kräfte der Seele in unserm Körper machen. Ich habe die Geseze, nach welchen sowol die Vorhersehungen, als auch die sinnliche Lust und Unlust in unsre Maschine wirken, schon in meinem 85ten und 159ten Blatte erklärt, und aus der Zusammenhaltung beyder werden wir das Gesez, nach welchem dieses die Leidenschaften thun, leicht finden.

Jede Lust und Unlust, oder eine jede Vorstellung, in so fern sie entweder gefällt oder mißfällt, verändert die Lebensbewegungen. Alles, was das Gemüth bewegt, erregt auch das Herz. Die sanften Vergnügungen bewegen es schneller, ohne es doch gewaltsamer auszudehnen; die wildern dehnen es zugleich etwas mehr aus. Die heftige Unlust übertreibt seine Ausdehnungen, und verdoppelt zugleich seine Schläge; das ruhigere Mißvergnügen hingegen vermehrt die Geschwindigkeit seiner Bewegungen nicht merklich, sondern reißt es nur vielmehr zu heftigern Ausdehnungen. Nach diesen Bewegungen

M m 5

wegungen des Herzens richtet sich der Kreislauf des Bluts, der Puls und die meisten natürlichen Bewegungen; und man sieht aus diesem allen, daß es bey den Leidenschaften das Vergnügen oder der Abscheu sey, die den großen Aufstand der Bewegungen in unserm Körper erregen. Die Erfahrungen, worauf sich diese ist angeführten Gesetze gründen, wird man in meinem 159ten Blatte finden.

Die Vorhersehungen sind Vorstellungen, welche sich auf zukünftige Empfindungen beziehen; und ich habe in meinem 85ten Blatte bewiesen, daß sie mit eben solchen Bewegungen im Körper verbunden sind, als die vorhergesehenen Empfindungen künftig haben werden. Da nun in den Leidenschaften die vorhergesehenen Empfindungen gerade die Gegenstände sind, aus deren Anschauen wir in Vergnügen oder in Unlust versetzt werden; so ist es nothwendig, daß sie auch diejenigen Bewegungen im Körper hervorbringen, welche mit den zukünftigen Empfindungen vergesellschaftet seyn würden. Man kann solchergestalt das allgemeine Gesetz vom Einflusse der Leidenschaften in unsern Körper vestsetzen: Daß sie die Lebensbewegungen vermehren, und zugleich eben solche Bewegungen in unserm Körper hervorbringen, als die in der Leidenschaft vorhergesehenen Empfindungen künftig haben würden; sie mögen nun dereinst wirklich erfolgen, oder nicht.

Es kommt darauf an, daß wir den Grund dieses Gesetzes in der Erfahrung finden. Wir wollen die Menschen in ihren Leidenschaften beobachten. Ein Erschrockener stellt sich die schnelle Gefahr, die ihm dräuet, mit dem äußersten Abscheu vor. Dieser heftige Abscheu wirkt auf seine Lebensbewegungen, und zieht alle Bewegungen, die davon abhängen, mit in den Tumult. Von der starken Ausdehnung des Herzens weicht das Blut aus den äußern Theilen zurück, und sie erblaffen; es häuft sich in der Brust, und sie wird beklommen. Die Unordnung in den Bewegungen wird allgemein. Wodurch aber unterscheidet sich dieser Tumult bey einem Erschrockenen, von dem bey einem Wollüstigen, bey einem Fröhlichen, bey einem Traurigen,

rigen, Zornigen, u. s. w.? Die verschiedene Wirkung der Vorhersehungen macht den Unterschied deutlich. Wenn ihn das Unglück, das er vorherieht, wirklich beträfe; so würden alle seine Unternehmungen auf seine Rettung zielen. Die Vorhersehung dieser Empfindung ahmt ihre Bewegungen nach; und daher sieht man den Erschrockenen das alles beginnen, was ein Mensch unternimmt, der ein solches Unglück wirklich empfindet. Er ergreift das erste, was er findet, und hält sich daran vest. Er entspringt. Er will nach allen Gegenden laufen, und darum steht er still, als eine Bildsäule. Er bebt. Er stürzt bey einem Donnererschlage fühllos zu Boden, als ob er ihn wirklich betroffen hätte, und ist in der Angst stärker, als er bey gefektem Gemüthe nimmermehr seyn würde. So ahmt die Vorhersehung der Empfindung seines Unglücks alle Bewegungen nach, die ihm die Empfindung selbst geben würde, und der Grad des Abscheues giebt diesen Bewegungen ihre ungeheure Stärke. Ein Verliebter schmachtet nach Umarmungen. Die Lust, die er vorherieht, wird durch ihre Verzögerung der Sporn seines Herzens, die Unlust des dringenden Verlangens. Die Lebensbewegungen werden durch diese Unlust gereizt; das Herz pocht mit toben der Gewalt, und schäumendes Blut ängstigt die klopfenden Adern. Die Vorhersehung der Ausübung dieser Wollust verursacht, daß seine Bewegungen ist eben so beschaffen sind, als sie bey der Ausübung wirklich seyn würden. Man sehe ihn träumen. Er umfaßt eine Wolke statt seiner Juno; aber genug, er umfaßt sie, und wie wenig geht ihm nicht von dem wirklichen Genuße derselben ab! Ist nicht die lebhafteste Vorhersehung einer wollüstigen Handlung eine wirkliche Ausübung derselben? Das Mißvergnügen des Kleinmüthigen, der den Verlust seiner Geliebten mit Zärtlichkeit empfindet, erregt sein Herz auf ähnliche Weise, wie die Liebe. Allein, die Vorhersehungen unterscheiden seinen Affect durch ihre Wirkungen im Körper aufs deutlichste. Wenn dieser Verlust wirklich erfolgte, wie würde nicht sein Herz beben! Wie würden seine Thränen rinne! Eben dasselbe erfolgt schon durch die Vorhersehung des Verlustes in dieser Leidenschaft.

schaft. Der Herr von Zaller bewies dieses bey Maria-
nens Umarmungen:

Wie oft, wenn ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz, und sprach:
Wie? Wenn ich sie verlassen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Die Furcht, die eine Art der Unlust über eine ungewisse Gefahr ist, erregt zwar auch die Lebensbewegungen des Furchtsamen. Aber da seine Vorhersehungen von ganz andrer Art sind, so unternimmt er auch ganz andre Bewegungen. Sein Angstschweiß, sein Schauer, sein Beben, sein Lauf und Durchlauf sind lauter Bewegungen, die mit der Empfindung des Unglücks verbunden seyn würden, das er ist nur noch in der Ferne erblickt. Die Lust, welche die Schläge des Herzens bey einem Fröhlichen verdoppelt, würde ihn nicht deutlich genug von einem, den ein tapftrer Muth erhebt, unterscheiden, wenn nicht seine Vorhersehungen den Charakter der Leidenschaft im Körper veränderten. Ist er fröhlich über ein vermiedenes Unglück, so wird er mit seinen Händen frohlocken, und hüpfen, wie geschehen wäre, wenn er sein Unglück wirklich überwunden haben würde. Ist er, um der zukünftigen Folgen willen, über eine vollbrachte Unternehmung vergnügt; so wird er diesen Folgen schon gemäß handeln, ehe sie noch vorhanden sind, seine Spötter verlachen, seine Gelder auf den Fingern überzählen, seinen Feinden Schnippchen schlagen, und seinen noch weit entfernten Anverwandten mit allen Gebärden der Freude sein Glück erzählen. Der Zornige wird sich in der Unlust, die sein Herz zu den schnellsten und heftigsten Bewegungen aufwiegelt, mit allen seinen Gliedern an dem Entfernten rächen, der ihn beleidigt hat, weil seine Vorhersehung dieses Austritts die Stelle der wirklichen Empfindung vollkommen vertritt. So griff Carl XII. König von Schweden, in dem Augenblicke des Zorns, welchen sein Tod unterbrach, mit der Hand nach dem Degen, so bald er den Schlag der Kugel, die ihn entseelte, am Haupte fühlte, und eben so steckte Ajax Oileus in seinem Zorne wider die Götter die Faust aus den Wellen, und bräutete, als ihn die Fluthen schon ersäusten. Kein

Stolzer

Stolzer wird in seiner Leidenschaft mit eingezogner Brust und schlaffem Nacken gehn; kein Andächtiger wird die Unlust über die Ungewißheit seiner Vergnügung ohne die Seufzer empfinden, die ihm die Verdammung, die er doch nur vorher sieht, wenn sie wirklich erfolgte, auspressen würde. Kurz, man betrachte alle Arten der Leidenschaften, und unterscheide nur genau die Art ihrer Lust oder Unlust, und den wahren Gegenstand ihrer Vorhersehung; so wird kein einziger einzelner Fall von der obigen allgemeinen Regel des Einflusses der Leidenschaften in unsern Körper eine Ausnahme machen.

Nach dem, was ich im 159sten Blatte ausgeführt habe, lassen sich die Leidenschaften in medicinischer Absicht in viererley Hauptarten eintheilen. Die erste Art derselben, die in sanften Vergnügungen besteht, wirkt schnellere Lebensbewegungen, ohne sie durch die größern Massen des Blutes heftiger zu machen; und da diese dem sogenannten sanguinischen Temperamente am gemeinsten sind, so kann man sie sanguinische Leidenschaften nennen. Es sind stille und süße Freuden. Die andre Art besteht in wilden und heftigen Vergnügungen, wobey die Bewegung des Herzens zwar überwiegend geschwind, dennoch aber auch zugleich um vieles heftiger ist, als bey den vorhergehenden. Hierher gehören eigentlich die tapfern und heroischen Vergnügungen; und man kann sie, weil mir ein geschickterer Name mangelt, heroische Leidenschaften nennen. Sie sind zwar den cholerischen Personen sehr gemein. Jedoch werden diese weit mehr von den heftigen Verabscheuungen geplagt, welche die dritte Art der Leidenschaften sind, die ich, weil der Zorn ihr Heerführer ist, cholerische nennen will. Sie sind die heftigsten in der ganzen Natur, indem sie nicht nur die Lebensbewegungen sehr schnell machen, sondern auch zugleich das Herz mit größter Gewalt ausdehnen. Hingegen ist die vierte Art der Leidenschaften diejenige Art der Unlust, die, ohne hißig zu seyn, nur wie ein langsamer Gift in unser Herz wirkt, und es, bey nicht geschwindern Schlägen, dennoch zu heftigen Ausdehnungen reizt. Da sie den Schwermüthigen eigen sind, kann man sie melancholische Leidenschaften nennen.

Nach

Nach diesen Unterscheidungscharaktern der Leidenschaften lassen sich ihre Einflüsse in die Lebensbewegungen, und alle, die davon abhängen, aufs allergenaueste bestimmen. Nimmt man nun hierzu, bey jeder besondern Art von allen diesen Gattungen, den Einfluß ihrer Vorhersehung in unsern Körper, und vergleicht diese beyderley Wirkungen mit einander, um zu entdecken, wie eine die andre verändere und einschränke; so wird man im Stande seyn, den ganzen Umfang der Macht einer Leidenschaft über unsern Körper auf eine so genaue Weise zu bestimmen, als nöthig ist, um hieraus in der Arzneykunst allen nur möglichen Nutzen zu ziehen.

Ich habe in den verschiedenen Abhandlungen von besondern Arten der Leidenschaften, wovon ich oben ein Verzeichniß gegeben, oft Gelegenheit gehabt, bald den Nutzen für die Gesundheit, und bald die Schädlichkeit der Affekten zu zeigen, wo sich dann gefunden, daß sie eben sowol die Ursachen mancher Krankheiten, als die Mittel wider dieselben, oder wider andre gewesen. Hieraus ist zuverlässig zu schließen, daß sich ein Arzt, der die Geseze des Einflusses der Leidenschaften in unsern Körper kennt, derselben zum Heile der Menschen anstatt der kräftigsten Arzneyen bedienen könne. Der Zufall hat oft durch die Affekten allein große Curen bewerkstelligt, und es fehlt nur daran, daß die Aerzte die Geseze ihres Einflusses nicht verstehen, um sich dieser kräftigen Hülfsmittel so zu bemächtigen, daß sie sich ihrer, nach Einsicht und Willkühr, zum Nutzen der Kranken bedienen könnten.

Um diesen Gedanken zu bestätigen, will ich nur das Einzige anführen, daß die meisten Leidenschaften, außerdem daß sie die Lebensbewegungen vermehren, auch die natürlichen Verrichtungen des menschlichen Körpers verändern, und sich mit einer besondern Art von Crise beschließen, die den Kranken, wenn sie gut angebracht würden, die besten Dienste leisten könnten.

Der Zorn macht Schweiß, Durchlauf und Blutflüsse; und man liest in meinem 107ten Stücke verschiedene Curen von Krankheiten, die er durch diese Ausführungen bewerk-

stelliget

stelliget hat. Die Wuth löst den Speichel auf, und vergiftet ihn. Der Schaum, der solchen Leuten vor den Mund tritt, beweist, daß sie die Ausführung dieses giftigen Speichels befördere. Der Schreck macht Blutflüsse, Ergießungen des Bluts im Gehirne, wovon der Schlagfluß erfolgt, und befördert verschiedene andre Ausführungen, nach der Direction, die die Vorhersehung seinen Einflüssen geben. (S. das 97ste Stück.) Der Eckel erregt ein Erbrechen, und wirkt eben so zuverlässig, und viel sichrer, als ein Brechmittel. Auf die Aergerniß folgt eine Ergießung der Galle. Alle Arten der Furcht, die Angst und Bangigkeit, machen Durchlauf, wie ich im 131sten Stücke gezeigt habe. Das Entsetzen macht zuweilen einen Ausschlag der Haut. Wer Kranke mit Pocken, Masern, Friesel, Flecken und dergleichen mit Entsetzen sieht, bekommt, wie viele Beobachtungen lehren, gar leicht denselben Ausschlag; da ihn hingegen die Wartfrauen, die Aerzte, und andre, die sich davor nicht scheuen, nicht leicht zu fürchten haben. Ausserdem ist es eine gemeine Sage, daß Leute, die sich mit Schreck fürchten, das ist, entsetzen, einen Ausschlag des Mundes zu erwarten haben. Alle Arten der Betrübniß, Leid, Reue, Mitleid, erregen den Thränenfluß. Gram, Kleinmuth, Sorgen verzehren das Fett, und vermindern solchergestalt die öligten Theile der Säfte. Man versichert von einem gewissen Fürsten, daß er einen seiner Minister, der in Gefahr gewesen, durch seine Fettigkeit zu sterben, bloß dadurch gerettet, daß er ihm seine Ungnade, und eine Reise ins Elend ankündigen lassen, auf welcher Reise der Gram alle sein Fett verzehrt habe. Die Freude und die ihr nächst verwandten Leidenschaften befördern die Ausdünstung der Haut. (S. das 80ste Stück.) Die Ausführungen der Liebe sind bekannt. Die Kühnheit in Gefahren, welche mit einem Schreck oder Entsetzen verbunden ist, macht Entzündungen der Haut, Rothlauf und heftige Geschwulsten. Wer Gespenster glaubt, folglich auch sieht, und dann so kühn ist, nach ihnen zu greifen, der kann augenblicklich einen stark entzündeten und aufgeschwollenen Arm zeigen. Der gemeine Mann hat einen

Erfah.

Erfahrungssatz, daß auf eine kühne Handlung, die mit Entsetzen verbunden ist, ein Rothlauf erfolge; und wie oft kommen nicht die Helden im Dunkeln, die gegen die Geister und Gespenster angehen, mit geschwellenen Köpfen und unterlaufenen Gliedern aus ihren Gefahren zurück? Die Schamhaftigkeit macht eine besondere Blutbewegung nach dem Gesichte, (136. St.) und obgleich in diesen beyden letztern Fällen keine wirkliche merkliche Ausführung auf die Leidenschaften erfolgt, so vertreten doch dergleichen Blutbewegungen oft eben so, wie in hitzigen Fiebern, die Stelle wahrer Erisen. Die Hoffnung, das Verlangen, die Sehnsucht vermehren insgesammt die Ausdünstung durch die Lunge, vermittelt der oft wiederholten tiefen Seufzer. Solchergestalt kann man fast alle Arten natürlicher Absonderungen und Ausführungen des menschlichen Körpers durch verschiedene Arten von Leidenschaften, zum größten Vortheile der Kranken, besördern, vermehren, oder wiederherstellen. Eben so kann man andre zu heftige Ausführungen durch ebendieselben Mittel mäßigen und unterdrücken. Schon tausendmal hat sich dieses von ungefähr zugetragen, und nicht selten ist es durch Veranstaltungen der Aerzte geschehen. Folglich ist diese ganze Sache keine bloße Speculation; sondern man würde dieselbe vielmehr in der medicinischen Praxi mit großem Nutzen anwenden können, wenn sich die Aerzte mehr darauf legten, die Geseze des Einflusses der Seelenkräfte in den Körper zu studieren, und ihn nicht bloß chymisch, physikalisch und mechanisch zu beurtheilen. Dieses hat mich bewogen, alle die Abhandlungen vom Einflusse der Gemüthskräfte in unsern Körper zu schreiben, und die Geseze desselben zu erforschen; eine Arbeit, die wenige Aerzte unternommen haben, und die noch wenigern wichtig scheinen wird.

* * *

Mein Herr,

Die ganze neuere Arzneykunst, welche sich zum erstenmale zum Gipfel einer wahren physikalischen Wissenschaft geschwungen, hat ihren Ursprung einem besondern unglücklichen Zufalle zu danken, welcher dem

dem Stifter derselben, dem großen Boerhaave, widerfuhr, und der wol werth ist in der Geschichte der Arzneykunst verewigt zu werden.

(*) Dieser berühmte Mann, der in allen Theilen der Arzneykunst, die er bereichert, und worinn er durchgängig Spuren der gründlichsten und unermesslichsten Einsicht hinterlassen, ein großer Meister war, sollte, seiner Bestimmung nach, seinem Vater, der in einem holländischen Dorfe Pastor einer protestantischen Gemeinde war, im Amte folgen, und ein andrer Pastor war es, der dieses Vorhaben hintertrieb. Dieser Prediger unterredete sich einstmals mit Boerhaaven, und das Gespräch fiel auf die Religion, und von ihr auf Gott. Boerhaave, welcher die Gottheit in der ganzen Natur überall fand, erschien hierdurch in den Augen des Predigers als ein Atheist: weshalb er alsobald hinging, und ihn für einen Spinozisten erklärte.

So sah Tartüffen auch, mit christlichem Vertrauen,
Den Gottesleugner Wolf dem Teufel in den Klauen.
Sie sah im Geiste schon, durch heiligen Betrug,
Wie froh sein Drachenschweif die Lüste drey mal schlug,
Wie er den Raub ergriff, vor Freuden gräßlich heulte,
Und mit dem Bösewicht zum Pöhl des Schwefels eilte,
Der, (welche Lästung! Entseze dich, Natur!)
Die Welt verführt, und sprach: Gott wählt das Beste nur.

Diese unchristliche Verläumdung hatte bey Boerhaave die glückliche Folge, daß er seine Bestimmung verändern, und sich der Arzneykunst ergeben mußte. O möchte doch jede Verläumdung das menschliche Geschlecht, nebst dem Verläumdeten, so an sich selbst rächen! Boerhaave wurde, als ein Prediger, ein Paar hundert Holländern das Evangelium gepredigt, und sie würden es schlecht verstanden, und noch schlechter zur Ausübung gebracht haben. Als Arzt hingegen hat er vielen tausend Menschen das Leben gegeben, und viel tausend andre hat er erleuchtet. Diese Betrachtungen werden immer der Ungerechtigkeit derer die Waage halten können, die diese Veränderung an ihm tadeln, wodurch er sich zu einem Gipfel des Ruhms erhoben, wie ihn nur irgend ein Mensch zu erreichen hoffen kann. Er empfing einstmals einen Brief aus China mit der Aufschrift: An Herrn Boerhaave, Arzt in Europa. So weit her würde gewiß kein Brief: An Herrn Boerhaave, Pastoren in Voorhout, gekommen seyn.

Wenn Boerhaave zuweilen Meid gegen sich erregte, welches ein Noth ist, der sich an alle Verdienste anlegt; so hatte er doch immer unendlich mehr Bewunderer und Freunde für sich. Einer seiner zärtlichsten Freunde fand eine neue Gattung von Pflanzen. Sein Herz weihete sie ihm; und seitdem hatten die Botanisten eine Boerhaavia.

Der Arzt VIII Th. Berth. Ausg.

N n

Stern

Sternseher würden diesen ehrwürdigen Namen einem neuen Trabanten, Reisende einem neuen Lande oder einer Insel, Dichter einer Gottheit beygelegt haben. Der Botanist gab ihn einer Pflanze; und dieses Opfer der Freundschaft ist nicht minder groß, nicht minder schmeichelhaft, nicht minder dauerhaft; und man könnte hier den Ausdruck Virgils am rechten Orte anbringen: Ipsa sonant arbusta Deas, Deus ille!



Mein Herr,

Folgende wichtige Aufgaben, welche das Heil des menschlichen Geschlechts betreffen, empfehle ich entweder Ihnen, oder auch andern jungen Anfängern in der Arzneykunst, um sich an ihrer Auflösung zu üben. Ich merke, daß es ihren Blättern an Gelehrsamkeit mangelt.

Minutius.

1. Anacreon soll an einer Weinbeere erstickt seyn. Die Gemahlinn des Califen Yesid starb auf eben dieselbe Weise, wie Marigny erzählt. Es fragt sich derowegen: theils, ob man kein vollständiges Verzeichniß von Leuten liefern könne, die an Weinbeeren gestorben sind; theils, ob dieses ein sanfter und artiger Tod sey, wie ihn Gleims Doris nennet?

2. Man zeigt zu Leiden Vogelnester aus Meerschäum, welche, nachdem sie aufgeldet worden, gegessen werden können. Die Lungen sind ebenfalls essbar. Wie vielerley Vogelnester giebt es in der Welt, die gegessen werden können? Wie muß man ein jedes zurechten? Sind sie gesund? Was muß dabey für Diät gehalten werden?

3. Die Flecken im Monde sind, wie bekannt, nichts anders als Eindrücke von Pans Küssen. Sollten die Finnen des Frauenzimmers, welche den Schönplasterchen ihren Ursprung gegeben haben, vielleicht von ähnlichem Ursprunge seyn? Wie alt ist die Erfindung der Schönplasterchen? Wer hat sie zuerst angelegt?

4. Scharlancius sagt, daß Baldus an einer vierzigstägigen Distillatione gestorben sey. Moreri übersetzte dieses: an einen vierzigstägigen Schlagflusse. Bayle, der diese Uebersetzung ungereimt findet, nennet es einen vierzigstägigen Schnupfen. Ist es aber nicht eben so wunderbar, an einem Schnupfen, als an einem Schlagflusse von vierzig Tagen zu sterben? Was war also eigentlich die Krankheit, an welcher Baldus starb?

5. Abumus

5. Abumuslinus, ein Feldhauptmann unter den ersten Califen von dem Geschlechte Abbasi, soll 600000 Menschen ihren Tod verurlicht, auch etwas von der schwarzen Kunst besessen haben. Ist diese schwarze Kunst nicht vermuthlich die Arzneykunst gewesen?

6. Lucian erzählt von einem Philosophen, er habe in einem vornehmen Hause, aus Gefälligkeit gegen die Dame, ihrem kleinen Hunde Schmeicheleyen vorgesagt, und ihn in die Höhe gehoben, um ihn zu küssen. Hierauf habe das zärtliche Thier dem Weltweisen in den Bart gepißt, worüber die ganze Gesellschaft, ungeachtet ihrer Ehrfurcht gegen die Weltweisheit, überlaut lachen mußten. Es fragt sich, ob diese Unart des Hundes davon herzuleiten sey, daß der Philosoph dieses Thier zu stark an die Nieren gedrückt, oder ob man es dem Entseßen vor dem Barte zuzuschreiben habe?

7. Conring fragte seine Frau, in welcher Facultät sie verlangte, daß er Doctor werden sollte? Da in unsern Tagen diese Frage leicht wieder vorkommen könnte, so fragt sich, was eine rechtschaffne Frau ihrem Manne hierauf antworten müßte?



Hundert neun und neunzigstes Stück.

Brem. Beytr.

Ihr Menschen, lernt euch doch gebieten.

Seyd frey, und laßt die Thoren wüthen: —

Die Zeit ist nicht zu schlecht zum Glück.

Der Sommer ist dahin, und der Herbst hat uns schon seine rauhe Seite gezeigt. Nun ist die Gartenluft aus; nun hören wir wieder auf, in der Luft zu leben, und unser Element werden Dünste. Die Natur verändert den Schauplatz der Vergnügungen. Sie verschließt den Sinnen den ihrigen, und eröffnet den Betrachtungen des Weltweisen einen andern, der aber wenig besucht wird. Unfre Erfindungskraft, die sich stets für die Vergnügungen der Sinne interessirt, wird sinnreich, um ihnen den Verlust, welchen sie leiden, zu ersetzen. Wir künfteln Sommerwärme in unsern

unsern Zimmern. Wir ersinnen künstliche Speisen. Wir denken auf Zeitvertreibe; auf Vergnügungen, worinn uns der Winter nicht stören kann, und kurz, wir verändern unsre ganze Lebensart, und verlieren keine von den natürlichen Lustbarkeiten der schönen Jahreszeit, ohne eine andre, die wir uns selbst erfinden, an ihre Stelle zu setzen.

Diese große Veränderung hat nothwendig einen mächtigen Einfluß in unsre Gesundheit; und hierdurch verdient sie ganz insbesondre die Aufmerksamkeit eines Arztes. Daher ist es mir eingefallen, meinen Lesern bey gegenwärtiger Jahreszeit ein Blatt zu schreiben, worin ich mit ihnen von einigen der wichtigsten Punkte ihrer Winterdiät reden will.

Ich habe oben mit Bedacht gesagt, daß wir des Winters in Dünsten leben. Wenn die Winter gelinde und feucht sind, so ist der Dunstkreis selbst ungesund, und da kann es sich zutragen, daß diejenigen Leute am kränklichsten sind, die am meisten ausgehen. Ich erinnere mich, in *Sanways* Reisebeschreibung gelesen zu haben, daß in der persischen Provinz *Gilan*, welche wegen ihrer vielen Sümpfe und feuchten Luft die ungesundeste, und das Cloack von Persien genennt wird, die Beobachtung gemacht werde, daß daselbst die Weiber, die Maulthiere und das Federvieh gesund bleiben, wenn sich gleich alle andre Thiere mit Krankheiten quälen müssen; und der Verfasser schließt hieraus, daß die Einschränkung der Weiber vieles zu ihrer Gesundheit beytrage. Wir würden dergleichen Beobachtungen im feuchten Herbst und Winter vielleicht auch bey uns haben, wenn nur die Luft in unsern Zimmern reinlicher gehalten würde. Allein, so wie die Sachen ist wirklich sind, muß man in der That zweifelhaft bleiben, ob es bey schlechter Witterung im Herbst und Winter besser sey, auszugehen, oder sich im Zimmer zu halten? Es ist bey beyden Unternehmungen Gefahr, und ich will von beyden ein wenig reden.

An einem schönen Wintertage, der trocken und heiter ist, kann und muß man es wagen, heraus in die Luft zu kommen. Denn, diese Tage sind zu selten, als daß man sie nicht

nicht genießen sollte, und ihr Genuß ersetzt und stärkt die Lebensgeister.

Die reinen Lüfte geben
Der frohen Welt das eigentliche Leben.

Man würde zu einer solchen Zeit übel thun, den Frost zu fürchten, wenn man nicht krank ist. Ein trockner Frost stärkt die Muskeln und vermehrt die Ausdünstung der Haut; jedoch nur unter der Bedingung, daß man sich darin bewege. Ein Spaziergang, ein Ritt bey einem Sonnenscheine, wo die Luft von Eistheilschen glänzt, und die Erde zu Stein gefroren ist, macht selbst den Phlegmaticum lustig, und kann ihn so weit bringen, daß er im Jahre einmal springt und hurtig geht, und daß er mit einer jüngern Seele wider nach Hause kommt. Das einzige, was man hierbei zu fürchten hätte, nämlich das Erfrieren der Glieder, läßt sich leicht vermeiden, theils durch die lebhafteste Bewegung, theils durch die Kleidung, und theils durch einige kleine Behutsamkeiten. Hierher gehört insbesondere, daß man im Froste keine zu enge Schuhe trage; daß man Socken von dickem Papiere in die Schuhe lege, und daß man bey der Rückkunft die Hände und Füße nicht gleich an den Ofen oder in allzu warme Luft bringe. Ich habe mehr solche Behutsamkeiten anderwärts empfohlen. (im 47. St.)

Im feuchten, neblichten, schlackrigen Wetter ist mehr Behutsamkeit nöthig, um auszugehen, als bey dem härtesten reinen Froste. Die scharfen Nebel machen oft Krankheiten von großer Wichtigkeit. Vor ungefehr zehn Jahren gieng in Rouen ein faulendes Fieber im Schwange, woran eine große Menge Menschen starben. Diese Krankheit befiehl nur die Einwohner der niedrig liegenden Straßen der Stadt nach einem übeln Nebel, welcher sich nicht in die höhern Straßen erhoben hatte. Man fand den Magen und die Gedärme dieser Leute entzündet. Es ist begreiflich, wie ein fressender scharfer Nebel, der sich bey dem Athemholen im Munde und Rachen an den Schleim anlegt, und mit ihm verschlungen wird, eine solche Entzündung vom Halse an durch alle Ver-

daunungswege ausbreiten könne. Um deswillen ist es nöthig, daß man im Nebel nie ausgehe, ohne vorher etwas genossen zu haben, und daß man den Speichel nicht verschlinge, sondern auswerfe. Das erste muß darum geschehn, damit die etwa verschluckte Schärfe nicht unmittelbar in die Häute des Magens wirke, sondern sich mit dem Frühstücke, welches zum Grunde liegt, vermische. Will man am vorsichtigsten seyn, so erwählt man hierzu eine solche Speise, welche auch den Mund, Hals und Schlund vor der fressenden Schärfe beschützt, und dieses ist entweder ein fettes Butterbrodt, oder eine feinnige Ptisane von Graupen, deren Schleim eben so, wie die Fettigkeit, die zarten Häute überzieht, daß sie die Schärfe so leicht nicht verschren kann. Die Vorsicht, ein Tuch vor Mund und Nase zu halten, ist nicht hinreichend, obwol untadelhaft. Das Kennzeichen gefährlicher Nebel ist, daß sie einen Geruch und Geschmack haben.

Die reinste Feuchtigkeit in der Luft ist dennoch in rauher Jahreszeit gefährlich, weil sie die Fäserchen schlaff macht, und die Ausdünstung der Haut zurückhält. Das erste erfahren die schwindstüchtigen Leute, die sich in einer feuchten Luft gemeinlich am schlechtesten befinden. Als Don Ulloa auf dem Berge Michinda war, so bemerkte er jederzeit eine große Beschwerlichkeit beim Athemholen, so oft die Wolken in die Höhe kamen und die Luft dick ward. Die letztern Ungelegenheiten von einer feuchten Luft sind auch den gesündesten mercklich. Sie ist an den Füßen am meisten zu fürchten, und an der Seele: denn die ist einem Wetterglase ähnlich, welches bey feuchter Kälte am tiefsten niedersinkt. Hier ist ein Fall, wo sich ein Arzt Leute zu Freunden machen kann. Denn hier kann er mit gutem Gewissen Hülfsmittel rathen, die eigentlich Baaren der Leppigkeit und die gemeinen Materialien zu einem lustigen Ruine sind. Man muß Burgunder- und Champagnerwein, und guten Brauntwein trinken, und Magentropfen für die böse Luft. Ich habe eine Menge guter Aerzte zu Gewährsleuten. Auch der Rheinwein ist zu empfehlen. Man kann in einem Glase voll ein wenig flüch-

flüchtiges Hirschhornsalz auflösen, so wird, bey einiger Leibesübung, diese Arznei die Ausdünstung der Haut gewiß unterhalten. Es kann auch der Wein, mit solchen sogenannten Magen oder Pesttropfen vermischet, genommen werden, die zugleich die Nerven stärken, indem sie die Ausdünstung vermehren; ja, es kann eine solche Arznei, auf Hutzucker genommen, schon allein diese heilsame Absicht befördern. Das hofmannische Visceralelixir ist hierzu ebenfalls brauchbar. Zu einer solchen Jahreszeit dienen auch denen, die oft ausgehn müssen, erwärmende und gewürzte Speisen von Pfeffer, Ingwer, Lorbeerblättern, Kümmel, Zwiebeln, u. s. w. ungleichen warme saure Speisen von Eßig, Wein oder Citronensaft. Das viele Theewasser und der dünne Caffee sind in dieser Jahreszeit am schädlichsten. Man kann aber das erste verbessern, wenn man mit dem Wasser trockne Citronenschalen ziehn läßt, oder Punsch daraus macht. Es kommt bey dem allen viel darauf an, daß die Füße recht warm gehalten werden. Denn, die Erwärmung des ganzen übrigen Leibes von innen und aussen, macht ihn zu Flüssen und Erkältungen nur desto geneigter, wenn die Füße nicht hinlänglich bekleidet sind, wovon ich den Grund schon in 63ten Blatte erklärt habe. Dies ist die wahre Ursache, warum die Pelzkleider und Fiederbüßen für flüßig (catarrhalisch) gehalten werden; eine an sich seltsame Meynung, die aber aus dem Grunde gerechtfertigt werden kann, weil diese Kleidungen einige Theile um so viel mehr erwärmen, als andre, daß dadurch eine ungleiche Ausdünstung des Körpers und schwankende Blutbewegungen veranlaßt werden. Man sollte im Winter die dicken Beine zur Mode machen, und niemanden für eine Standesperson ansehen, der nicht einige Paar dicke Strümpfe trüge.

Dies alles sind Lebensregeln für Leute, die in böser Herbst- und Winterwitterung ausgehn. Nun will ich zu denen kommen, die in den Zimmern sitzen. Sie sind es hauptsächlich, die im Winter Dünste athmen. Nach allem dem, was ich schon mannichfaltig in meinen Blättern von der Schädlichkeit der Dünste in den Wohnzimmern bewiesen habe,

Könnte ich glauben, daß es genug wäre. Allein, in keinem Punkte erfährt ein Arzt mehr, wie wenig seine gründlichste und aufrichtigste Beredtsamkeit vermöge, als wenn er die Maximen wider diese Gefahren unter gemeinen, und auch, wie man so sagt, unter hübschen Leuten predigt. „O! was will das schaden? Wer kann das ändern? Soll man frieren? Soll man im Winter die Fenster öffnen? Ist dies nicht eben so nährisch, als in den Hundstagen einzuheizen?“ — Gewiß, es kann Fälle geben, wo beides flug wäre; die Sache ist auch gar wol möglich; man brauchte nicht zu frieren; die Gefahr ist groß und unlenkbar. Alles dieses ist wahrhaftig. Allein, mit eben derselben Wahrhaftigkeit hat Gellert gesagt:

Man mag Amphion seyn, und Fels und Wald bewegen;
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.

Man weiß ich zwar Leuten ihren Respect zu geben; und ich will hiermit diejenigen, über die ich mich beklage, keinesweges unter die niedrigen nützlichen Leute gezählt haben, welche man Bauern nennt. Allein, das unwiderlegbare, harte Herz des Bauern klopft auch in manchem Edelmann, dessen Blut noch so edel ist, und der Fehler liegt nur an der Maschine, und nicht an Geblüte. So viel ist, leider! gewiß, daß das sehr wenige Menschen bewegt, die Wohnzimmer täglich mit neuer Luft zu reinigen, die sie doch täglich mit Dünsten des Ofens, der Kohlen, der Speisen, der Ausdünstungen, der Verdauung und der Lunge, welche die Luft zum Athemholen untüchtig macht, ferner mit Dünsten der Kleider, des Tabacks, des heißen Wassers, der Lichte, der Kinder und ihrer Unreinigkeiten verderben, wenn man ihnen gleich darthut, daß eine unreine Luft diejenigen Beschwerlichkeiten größtentheils hervorbringe, die sie in den kurzen Tagen auszustehn haben; daß sich alle Kranke in einer reinen Luft unendlich besser befinden; als in dunstigen Zimmern; daß in den Hospitälern, worinn die Luft gereinigt wird, jährlich kaum sechs Personen sterben, worinn vor dieser Vercunstaltung jährlich hundert bis zweihundert gestor-

gestorben sind; daß man durch Beobachtungen berechnet habe, wie gar kurze Zeit eine große Menge Luft zum Athemholen und zur Gesundheit tüchtig bleibe, und daß nichts, als ein bequemer und unschädlicher Versuch, vornehmlich sey, um sich aus eigener Erfahrung zu überzeugen, daß man sich bey der täglichen Reinigung der Luft unendlich besser befinde, als sonst. Allein, das Vorurtheil des Thomas streitet wider uns, und dies ist Schuld an allem. Wir glauben nicht, daß unsre Zimmer voller Dünste sind, weil wir sie nicht sehen; und wenn wir einige riechen, so halten wir Rechnung über diese, und nehmen die andern nicht mit, die wir nicht mehr unterscheiden. Wir empfinden nicht, daß diese Dünste die Ursache unsrer Beschwerlichkeiten sind, und belieben es nicht zu schließen, so leicht es auch wäre. Dieser Unglaube an dem, was wir nicht sehen, und nicht zu sehn belieben, wird verursachen, daß auch diese Wiederholung der Klagen, die ich jetzt mache, eine Predigt ohne Application ist. Sonst wäre die Sache etwas leichtes, und ich kann Familien anzeigen, die sie allezeit ohne Gefahr und Beschwerde bewerkstelligen. Man muß nicht in dem Zimmer schlafen, worin man wohnt. Unterdessen, daß des Morgens das Wohnzimmer geheizt wird, wird es, so viel als möglich, geöffnet und gefegt. Beym Aufstehen, wenn der Ofen erst warm geworden ist, wird es geschlossen, und hierbey ist kein Verlust der Wärme, wenn man den auch auf der Waage der Gesundheit gegen über legen wollte. Auf diese Weise tritt man aus dem Schlafzimmer in eine reine heitere Luft, die in wenig Minuten warm ist. Man vermeidet alles, was Dünste ins Zimmer bringen kann, aufs möglichste. Nichtsdestoweniger wird es nach der Mittagmahizeit, zumal, wenn der Ofen von neuem geheizt wird, schon arg genug wieder angefüllt seyn, um eine neue Reinigung nothwendig zu machen. Diese kann, wenn man nur einen Zug der Luft macht, indem man einander gegen überstehende Thüren und die obern Fenster öffnet, in wenigen Minuten bewerkstelligt werden; und bey der allerstrengsten Kälte kann man eine so kurze Zeit wol in einem andern verschlossenen Gemache zubringen, um

sich der Zugluft nicht auszusetzen. Nach dieser doppelten Reinigung kann man es wagen, den langen Abend in einer solchen Luft zu bleiben, ob es wol immer besser seyn würde, die Vorsicht öfter anzuwenden. Sind bettlägerige Kranke im Zimmer, so kann man sie in den wenigen Minuten, da es geöffnet wird, mit einer warmen Matraße völlig bedecken, und diese nicht eher wieder abnehmen, als bis, nach Verschließung des Zimmers, die Luft wieder gemäßiget ist. Am Tage wird inzwischen das Schlafzimmer auf eben dieselbe Weise gereinigt; und wenn auch alles dieses bey geringen Leuten nicht möglich wäre, so können sie doch mit Esig sprengen, mit ein wenig Harz, Blumen oder Schießpulver räuchern, oder durch andre bekannte Mittel die Luft reinigen. Ich weiß keine andre Ursache anzugeben, warum alles dieses nicht geschieht, als weil man nichts von dem glauben will, was geschieht, wenn man es unterläßt.

Ich will zusehn, ob mir meine übrigen Lebensregeln besser glücken wollen. Celsus hat befohlen, daß man in der rauhen Jahreszeit den alzu häufigen Genuß unverdaulicher Speisen vermeiden soll. Der gute Celsus wußte von unserm schönen Rindfleische nichts; nichts von dem geräucherten; nichts von dem eingesalznen; nichts vom Einschlachten. Wie würde er sich gewundert haben, zu sehen, daß sich ein jeder Hausvater im Herbst mit einem Beeste versieht, welches er halb im Rauche trocknet, halb im Salze beizt, und sich hieraus zukünftige Mahlzeiten bereitet, die zuweilen fast ein halbes Jahr nach dem Absterben des Thiers erst genossen werden! Ich habe im 191sten Blatte gezeigt, daß die Salzlaacke etwas von der Fäulniß des Fleisches an sich nehme, und daß um deswillen dieselbe ganz andre und schädlichere Eigenschaften habe, als das trockne reine Salz. Aus diesem Grunde muß ich einen jeden Hausvater warnen, das Fleisch nie zu lange in der Salzlaacke aufzubehalten, weil es die Säfte gerade zur ungelegensten Jahreszeit schnell und gewiß verdirbt. Gleichwol kann ich doch auch nicht rathen, den ganzen Wintervorrath von Pockelfleische in ein paar Wochen aufzuzehren; folglich muß ich meinen Tadel wider die

die Gewohnheit selbst richten, vieles Fleisch auf den Winter vorräthig einzupöckeln. Der Geschmack und die Gesundheit gewinnen beyde dabey, wenn man das Pöckelfleisch frisch eingesalzen, so neu, als möglich ist, speißt. Allein, nichtsdestoweniger wird es mich gar nicht wundern, wenn die meisten meiner hiesigen Leser bey diesem Vorschlage nichts weiter sagen werden, als daß ich nicht recht geschmidt wäre.

In der That müßte ich es nicht seyn, wenn ich das geräucherte und eingesalzne Fleisch für keine gute Winterspeisen ausgeben wollte. Wir würden eine Wohlthat des Lebens mit ihnen entbehren; und ich will mich wol hüten, ein solcher Kostverächter zu seyn. Allein sehr oft und stets älteres Pöckelfleisch zu speisen, ist nicht gut; und geräuchertes Fleisch schickt sich viel besser bey trockner harter Kälte für den, der draussen Bewegung hat, als bey kaltem Regenwetter, und als für den, der hinter seinem Ofen gute Pflege genießt. Eben dieses leßte gilt von allen harten und schweren Winterspeisen. Der weiche nasse Herbst und Winter ist eben so wenig dazu geschaffen, als der Müßige und der Zärtling. Den Schlitten- und Schrittschuhfahrern; den Milchleuten, die zwischen dem Eise über die Elbe segeln; den Bauern; den Boten, die über harten Frost hinlaufen, sind solche Speisen unentbehrlich; und selbst dem Zärtlinge bekommen sie bey starkem Froste vortreflich, wenn er Bewegung hat.

Weil Essen und Trinken zusammen gehört, so will ich es auch hier nicht trennen. Zu starken Speisen und zu Schmausfen gehören starke Getränke; und da jene bey hartem Froste dienlich sind, so müssen es diese mit seyn. Ich habe wider diesen Schluß nur zweyerley Bedingungen zu machen. Man muß bey starker trockner Kälte, worin man sich bewegen muß, nicht Wein oder Brantwein in Menge trinken, ohne etwas Bestes gespeist zu haben. Ein Schrittschuhfahrer würde bey starkem Brantwein ohne Speise gar bald ohnmächtig zu Boden fallen. Seine Ausdünstung würde übertrieben werden, wenn so viel Geister ungehindert in die Nerven seines Magens dringen könnten, ohne sich mit einigen Speisen, die sie darin fänden, erst einzulassen. Dies ist

die erste Bedingung. Die andre ist die, sich nie weniger zu berauschen, als in einem warmen Zimmer, wenn man darauf nöthig hat, in kalte Luft zu gehn. Durch eine solche Unvorsichtigkeit wird jeder Rausch zu seinem höchsten Grade getrieben; und dieser Grad ist ein Schlagfluß, oder der Tod. Ich habe von dieser wichtigen Sache noch nicht umständlich handeln können; darum will ich diese Gelegenheit ergreifen, um eine Maxime in der Winterdiät, die nie übertreten werden darf, in ihr Licht zu setzen.

Die Trunkenheit hat drey Grade. Der erste ist der Zustand des Vergnügens, worin alle Bewegungen des Körpers leichter und besser, als oft im gesunden Zustande, vorstatten gehn. Der zweyte Grad ist ein Delirium, welches nach und nach überhand nimmt, und wobey man endlich weder die Glieder, noch die Zunge, noch die Kräfte zu den gewöhnlichen Verrichtungen des menschlichen Lebens in seiner Gewalt behält. Dieser Grad hat wiederum verschiedene Stufen, und kann so weit gehn, daß man weder seiner Vernunft, noch seiner Handlungen im geringsten mehr mächtig ist. Der letzte Grad ist endlich ein Schlaf, welcher dem Schlagflusse nahe kommt, und worin der ganze Körper unbeweglich ist, und sogar die gewaltsamsten Verletzungen nicht mehr empfindet. Dieses rührt davon her, weil der Weingeist, wenn er sich mit dem Blute vermischt, als ein sehr flüchtiger Körper, geschwinder in das Haupt, als in alle andre Theile des Körpers, steigt, und die harte Substanz des Gehirns stärker ausdehnt, als es der Widerstand des Hirnmarks ertragen kann; oder wenn diese **Boerhaavische** Erklärung zu zweifelhaft scheint, weil es, wie **Schreiber** den Knoten zerhauet, die Erfahrung lehrt, daß die flüchtigen Theile des Weins zu Haupte steigen. Dieses und der beschleunigte Umlauf des Geblüts durch das Gehirn, verursacht im ersten Grade der Trunkenheit eine geschwindere Absonderung und schnellere Bewegung der Lebensgeister, und einen beherrschenden Einfluß derselben in die Nerven, wovon die Leichtigkeit der Bewegungen und das Vergnügen des Gemüths beim ersten Rausche herrührt. So wie aber der Grad der

Trunkenheit zunimmt, so werden von der ausdehnenden Kraft der geistigen Theile die Gefäße im Gehirne ausgespannt, und hiervon die Absonderungsgefäße der Lebensgeister, und die feinen Fäserchen der Nerven, nebst dem Hirnmarke, zusammengeedrückt, so daß die Lebensgeister unordentlich abgesondert und bewegt werden. (*Sanguis paullo citatius ad cerebrum adpellens auget secretionem spirituum, valde rapide eo motus, supprimit, compressis nervis.* v. *Haller* in *Prælect. acad. Boerhaav. T. 4. p. 562. not. b.*) Hieraus folgt nicht allein das Delirium im Gemüthe, sondern auch die Unzuverlässigkeit der Empfindungen eines Betrunknen, die Schwächung der Muskeln, das Wanken der Füße, der Schwindel des Haupts, die Schwierigkeit desselben, die Lähmung der Glieder, u. s. w. Wenn endlich durch die immer heftigere Wirkung der hitzigen Getränke die Absonderung des Nervensafts im Gehirne, und sein Einfluß in die Nerven fast gänzlich gehindert, und diese letztern beynahe völlig zusammengedrückt sind; so entsteht der letzte Grad der Trunkenheit, in welchem sich alle Kräfte der Empfindungen und Bewegungen verlieren, und ein tiefer Schlaf die ganze Seele begräbt. Ob dieses alles in der Erklärungsart richtig sey, oder ob man es, mit dem Herrn Professor **Juch**, von einer Gerinnung des Bluts herleiten müsse, darüber will ich nicht streiten. Genug, daß die Erfolge der Erfahrung gemäß sind.

Man bemerkt überhaupt in den Wirkungen der hitzigen Getränke und der Kälte eine so große Ähnlichkeit, daß man dadurch zu glauben bewogen wird, es müsse die Kälte den Rausch aufs höchste treiben; es sey nun, daß sie durch das Zurücktreiben der Säfte die Ausdehnung der Gefäße im Gehirne vermehrt, oder daß sie die Gerinnung der Säfte, welche die Trunkenheit angefangen, durch ihr Zusammenziehen befördert. Ein heftiger Frost macht eben so, wie die Trunkenheit, unsre Empfindungen unsicher, die Glieder wankend, und die Sinne stumpf und schwach. Eine Erkältung des Haupts macht, wie der Rausch, Schwindel, Schwäche der Muskeln, Stockungen im Gehirne, und den letzten Grad

der Trunkenheit, nämlich einen cataleptischen Schlaf. Die Absonderung und der Einfluß der Lebensgeister wird von beiden gehindert. **Samberger** lehrt in seiner Physiologie, daß nicht nur eine starke Kälte einen tödtlichen Schlaf hervorbringe, sondern daß dieses auch hitzige Getränke, wenn sie in großer Menge getrunken werden, bewerkstelligen. Je stärker demnach ein Rausch ist, in je heisserm Zimmer man ihn sich trinkt, und je stärker der Frost ist, dem man sich alsdann schnell und unbehutsam aussetzt, desto größer ist die Gefahr des höchsten Grades des Rausches, welchen oft der Tod selbst begleitet. Hiermit stimmen die Zeugnisse der Aerzte und die täglichen Erfahrungen überein. „Ein Trunkner, sagt **Junker**, muß die Kälte sorgfältig verhüten, weil durch dieselbe die Trunkenheit vermehrt wird.“ **Krüger** legt sich die Frage vor: warum die Aerzte den Gebrauch geistreicher Getränke in kalter Luft verbieten? und beantwortet sie folgendermaßen: „Entweder sind die Aerzte hierin nicht zu entschuldigen, oder sie haben, welches sehr glaublich ist, nur den Ueberfluß getadelt; und in so ferne haben sie vollkommen Recht. Denn es kann nicht leicht etwas gefährlicher und der Gesundheit nachtheiliger seyn, als sich voll zu trinken, und hernach in eine kalte Luft zu begeben, ohne sich recht stark zu bewegen. Denn aus diesem Fehler entsteht eine Uempfindlichkeit und Neigung zum Schläfe, welche ausserdem, daß sie eine natürliche Folge der Trunkenheit ist, noch dadurch vermehrt wird, daß das Blut durch die Kälte gegen die innern Theile des Kopfes getrieben wird.“ Eben so bemerkt auch der Herr D. **Horn** in seiner Schrift von der Trunkenheit, daß dieselbe eher vermehrt werde, wenn man sich auf den Genuß starker Getränke erläßt. Ja, was ist endlich an vielen Zeugnissen gelegen, da einen jeden die Erfahrung selbst überzeugen kann? Wer in einem warmen Zimmer zecht, und dabey keinen Rausch spürt, fängt an zu taumeln und zu labiren, so bald er auf die Straße kommt. Daher geschieht es, daß selten Betrunkenne in Weinhäusern, oft aber in den Straßen liegen bleiben, und, wenn sie nicht gehindert werden, einschlafen.

Wer

Wer in freyer Luft zu zechen anfängt, ja auch des Winters in freyem Felde beym Tanze und starker Bewegung sich betrinkt, kann sich lange Zeit in einem gleichförmigen Rausche erträglich befinden, ob er gleich vielmehr genossen hat, als er in einem engen Zimmer würde haben so gut vertragen können. Setzt er sich aber alsdann in einen Wagen, um nach Hause zu fahren, so wird sein Rausch viel heftiger: nicht vom Schüttern, denn der Tanz erschüttert ihn stärker, und es geht ihm auf einem Schlitten nicht besser; sondern weil er aufhört sich zu bewegen und kalt wird. In heftiger Kälte erfriert ein Betrunkener gewisser, als ein Nüchtern, ungeachtet das Blut des ersten erhitzt, und gegen die Kälte besser gewaffnet ist. Das macht, die Kälte treibt seinen Rausch zu dem Grade, worin man schläfrig wird, weil die Säfte erstarren, und der Schlaf macht uns gegen die Kälte wehrlos. „Was ist bey so gestalten Sachen leichter, sagt **Krüger**, als zu erfrieren, oder zum wenigsten in irgend einem Theile des Körpers eine Stockung der Säfte und Entzündung hervorzubringen? — Es ist eine Thorheit, geistreiche Getränke bey einer kalten Luft zu fliehn, und eine noch größere, sie im Ueberflusse zu nehmen.“

Diese wichtige Regel zur Winterdiät hat mich in einige Weitläufigkeit verleitet, die doch nicht übel angebracht seyn wird, da diese Arten von Verwahrlosungen sehr gemein, und von den betrübtesten Folgen sind. Ich werde mein folgendes Blatt mit mehr solchen Lebensregeln anfüllen, die bey gegenwärtiger Jahreszeit interessant seyn müssen.

Mein Herr,

Da Sie uns in Ihrem 187sten Blatte versichern, daß bey der Eur der fallenden Sucht alles auf die Befreyung des Magens und der Gedärme von Winden, Schleim, Cruditäten und Würmern ankomme; so werden Sie von den Praktikern viel Einwürfe hören, die diese Krankheit zuweilen mit solchen Arzneyen curirt haben, welche das gleichwol nicht haben thun können, was sie davon fordern. Ich selbst weiß, daß sich ein gewisser Mann seine lange gedauerten epileptischen Ohnmachten bloß mit Kampferpulver curirt, welches er,

in

in Leinwand gebunden, vor den Magen gelegt hat. Beym ersten Versuche dieses Mittels lag er sinnlos; aber bald stürzte eine unglaubliche Menge von Blähungen aus seinem Munde, und von der Zeit an war er gesund. Boyle rieth wider die Epilepsie Abends und Morgens ein Pulver aus zehn Granen Bernstein, einem Gran des Spießglaschwefels der dritten Präcipitation, und zweyen Granen gemachten Zinnober. Die Londonischen Aerzte berichten, daß man die Epilepsie mit Krämpfen und Ohnmachten durch die Elektrizität glücklich und völlig curirt habe. Der D. Massa zu Rom gab einem Epileptischen kurz vor dem Anfalle Pillen aus einem halben Skrupel Moschus, einem Skrupel Salpeter und Chamillenextract mit Theerwasser, wovon erst starke Hitze, und darauf eine große Menge Winde aufstieg. Der Anfall war viel gelinder. Nachdem er ihm den andern Morgen wieder diese Pillen gegeben, ist der Anfall nie wieder gekommen. In der Gazette Salulaire lese ich, daß ein Stück Magnet von acht Unzen, auf jeden Arm gebunden, dem Uebel abgeholfen habe. Selbst die abergläubischen und unreinlichen Mittel, die Sie verachten, haben zuweilen den Zweck erreicht. Wie wollen Sie dieses alles mit Ihrer Theorie zusammen reimen? Ich bin, u.

Antwort.

Ueberhaupt habe ich diesen Einwurf schon am Ende des 187sten Blatts beantwortet. Die Curen der Krankheiten beruhen oft auf Nebenumständen, und die Arzneyen wirken zuweilen auf eine ganz andre Weise, als wir uns einbilden. Dies macht, daß alle Krankheiten dann und wann durch ganz widersinnige Mittel curirt zu werden scheinen. Will man aber die Wahrheit finden, so widerhole man nur solche Versuche: Denn sie werden so selten glücken, daß man überführt werden muß, wie sie nur durch einen Zufall zuweilen gelingen. Den Versuch mit dem Kampher habe ich wol fünfzigmal fruchtlos gemacht, und doch bestätigt seine Wirkung im obigen Beispiele den Grund der Epilepsie aus Blähungen im Magen. Boyle machte vielleicht seine Rechnung auf den Bernstein, und der Spießglaschwefel könnte das Beste thun. Das Mittel des D. Massa paßt sich vollkommen zur Theorie, wie dessen Wirkung zeigt. Was aber die Elektrizität und den Magneten betrifft, so fange man es nur mit wahren Epilepticiis darauf an. Sie werden, durch Zufälle, unter Hunderten bey Einem etwas thun, wie der Taubenkoth, u. s. w. Allein wer die Verdauung gründlich verbessert, der wird hundert curiren, ehe ihm ein Versuch fehl schlägt. Herr Locher hat von den berühmtesten Nervenarzneyen, in seinen vielfältigen Versuchen mit Epileptischen, ganz unzuverlässige Wirkungen erfahren. Er hat den Kampher, die Fiebertinde, den Mohnsaft und die Blasenpflaster zuweilen

zuweilen mit Nutzen, zuweilen ohne Fortgang gebraucht. Die Pommeranzenblätter sind noch in den meisten Fällen am besten gelungen, wie denn auch der Herr van Swieten, von Saen, Störck, Hannes, und andre, zuweilen gute Wirkungen davon gesehen haben. Ich habe sie auch bey verschiedenen Epileptischen versucht, und muß gestehn, daß davon die Anfälle zuweilen einen merklichen Abbruch owol in der Heftigkeit und Dauer, als in der Anzahl, erlitten; sogar, daß es schien, als überträfen sie hierin die Brechmittel und Purganzen, von welchen oft die Anfälle anfänglich, anstatt sich zu vermindern, vermehrt werden. Gleichwol haben doch sowol die Blätter, als die geriebenen Schalen, bey den meisten in wenig Wochen diese Kraft verloren, und ich habe die Ausführungen allein behalten müssen. Bey einem Epileptischen, der zugleich täglich einige cataleptische Zufälle seit vielen Jahren erlitten, haben beyde Mittel von den Pommeranzen gar nichts geleistet, wiewol auch der andert halbjährige Gebrauch der stärksten Ausführungen, ohnerachtet sie jederzeit den dicksten Wurmshleim, und unzählige weiße Fäserchen, die von vielen Epileptischen abgehn, zum Vorscheine gebracht, nichts gefruchtet, und der Kranke in seinem elenden Zustande geblieben ist. Ich habe aber diese Blätter und Schalen auch wider die Würmer und Blähungen, und die davon herrührenden hysterischen Ohnmachten und andre Zufälle, mit vielem Nutzen verordnet, so daß also der Ruf dieser Arzneyen, wegen ihrer antepileptischen Kraft, wirklich darauf gegründet zu seyn scheint, daß sie einigen Fehlern der Verdauung abhelfen, welche den Grund zur Epilepsie legen. Was den Mohnsaft betrifft, so läßt sich bey weitem nicht so viel Gutes davon rühmen, und er ist nur in wenigen Fällen ein Palliativmittel. Man kann bey Herrn Whytt lesen, wie wenig Nutzen die opiatischen Arzneyen in der Epilepsie stiften. Vielleicht sind die Fälle, worin sie nutzen, mehrentheils krampfhaftige Zufälle der Nerven, die von ganz andrer Art sind, als die wahre Epilepsie.

Der Arzt.



Zwey hundertstes Stück.

Brem. Beytr.

Der Frost will keine Lust uns gönnen;
 Das Feuer wird ihm trogen können,
 Das uns vor seiner Wuth beschützt.

Der Mensch kann sich der Wuth der Kälte nicht so sicher Preis geben, als viele Insekten, Amphibien, Fische und Vögel, die entweder im Eise zusammen frieren, oder sich gegen den Winter, wie die Schwalben und Störche, ins Wasser stürzen, und unter demselben einen Scheintod überstehn, ohne die Auferstehung zu erwarten, die ihnen im folgenden Frühjahr gewiß ist. Unsre Natur ist nicht so vest gegen den Frost eingerichtet, daß wir im Winter die Rolle der Lucomorier spielen könnten, deren halbjährige Erstarrung Licetus dem Citesius allzu leichtsinnig glaubte. Wir haben kein andres Mittel wider den Frost, als was uns unsre natürliche Wärme erhält; und wenn dieses verborgene Feuer in uns einmal völlig verglüht ist, so ist für uns kein Tag des Lebens wieder zu hoffen, als der einst, nach der Verwesung, auf jener Seite des Grabes, wieder anbrechen wird. Daher suchen wir mit Recht im Winter alles hervor, was uns erwärmen kann; und hierdurch werden alle die Künste, die dieses bewerkstelligen, einer der wichtigsten Gegenstände von unsrer Winterdiät. Ich will demnach auch hierüber einige gemeinnützige praktische Anmerkungen mittheilen, ohne dasjenige, was ich von einigen hierher gehörigen Dingen schon anderwärts ausführlich abgehandelt habe, ist zu wiederholen.

Die Erwärmung der Luft, in der wir uns am längsten aufhalten müssen, ist das gemeinste Hülfsmittel; und wir erhalten

erhalten es durch Heizung unsrer Zimmer. Obgleich hiers durch die Luft mit mancherley Dünsten verunreinigt wird, so ist es doch eine unentbehrliche Sache; und wir haben im vorigen Blatte gelesen, daß diesem Schaden leicht abgeholfen werden könnte, wenn man nur wollte. Wenn ich aber solch dergestalt das Einheizen vertheidige, so muß ich zugleich meine Leser erinnern, daß der unrechte Gebrauch dieser Bequemlichkeit ihrer Gesundheit zum Schaden gereichen könnte. Es ist bey derselben keinesweges die Absicht, welche sich Viele vest in den Kopf gesetzt zu haben scheinen, daß man des Winters in einer Wärme leben soll, die selbst den höchsten Grad der Hundstags Hitze weit übertrifft. Gleichwol ist eben der Grad der Hitze, worüber wir im Sommer so oft seufzen, bey Vielen im ganzen Winter die angenehmste Wohlthat, wofür sie den Himmel preisen; und diese seltsame Grille, sich zu braten, weil es kalt ist, verdirbt im Winter die Gesundheit vieler Menschen. Man weiß, daß es in der Sommerhitze gefährlich sey, sich schnell abzukühlen, und jedermann würde den warnen, der sich zu solcher Zeit in eine Eisgrube setzen wollte, bis er mit den Zähnen klappte. Eben derselbe Mann aber, der diese Warnung gäbe, kann im Winter täglich so dawider handeln, daß es scheint, als ob er nun dasjenige für höchst vernünftig hielte, was ihm vor einem halben Jahre ganz ungereimt zu seyn schien. Die Hitze in seinem Zimmer ist größer, als die in den heißesten Hundstagen. Die Kälte vor seiner Thür ist größer, als die in der kühlfsten Eisgrube. Ein klappernder Frost schüttelt ihn, wie ein Fieber, so bald er nur eine Minute sein Zimmer verläßt; und in seinem Zimmer steht er eine Hitze aus, die seinen ganzen Leib mit Schweiß bedeckt. Nun bitte ich aber einen jeden, zu überlegen, ob wol bey dergleichen großen Abwechselungen der Wärme und Kälte des Leibes für die Gesundheit Sicherheit seyn könne? Wie kann eine übermäßige Erhitzung des Bluts, wie kann eine übertriebene Ausdünstung des Leibes wohl der Gesundheit zustatten kommen? Gewiß eben so wenig, als uns ein Frost heilsam seyn kann, von dem unsre Säfte gerinnen, und der unsre Ausdünstungen von der Haut in unsre

Eingeweide zurückjagt. Wie kann aber nun gar die Gesundheit dabey bestehen, wenn wir diese beyden Ausschweifungen in einem Tage zum öftern schnell abwechselnd begeh'n, und wenn der Schritt aus unserm Zimmer ein Schritt von Africa nach Nova Zembla ist? Diese Gefahr für die Gesundheit würde fürchterlich seyn, wenn nicht verschiedene Umstände hinzukämen, welche sie mindern. Wir verlassen das Zimmer nicht, ohne uns in viel weiche erwärmende und gewärmte Kleider einzuhüllen. Der starke Frost hebt uns die Glieder auf, daß wir uns lebhaft bewegen, und dadurch seinen ersten und heftigsten Anfällen etwas entgegen setzen, so daß die Abwechselung der Temperatur der Luft dem Körper nicht tödtlich wird, u. s. w. Allein, die Verminderung der Gefahr vernichtet sie nicht, und ein vorsichtiger Mann muß sich stets in dem Zustande zu erhalten suchen, worin er die wenigsten Behutsamkeiten für seine Gesundheit zu beobachten nöthig hat, weil die Gefahr der Uebertretung bey den meisten am größten ist. Da nun die wahre vernünftige Absicht des Einheizens keine andre ist, als nicht zu frieren, das ist, die Empfindungen des Frostes und seine Gefahren zu vermeiden, und dieses durch eine ganz mäßige Wärme hinlänglich erhalten werden kann, wogegen es eine genaue Behutsamkeit erfordert, eine öftere schnelle Abwechselung großer Hitze mit starker Kälte zu ertragen; so muß ich das heiße Einheizen der Zimmer mit unter die Ausschweifungen der Ueppigkeit rechnen, die nur von denen begangen werden, welche mit ihrer Gesundheit zu leichtsinnig umgeh'n.

Man muß nicht glauben, daß ich nur Schwierigkeiten zu machen suchte, um etwas zu tabeln zu haben. Nein! Die Erfahrung redet für meine Warnungen. Was für Ungelegenheiten müssen nicht die Leute im Winter ausstehn, die in allzu heißen Zimmern wohnen! Wie viel Tage quälen sie nicht von der unmäßigen Wallung des Bluts die wildendsten Kopfschmerzen! Wann sind sie wol frey von Catarrhen, von Schnupfen, von Husten, von rauher Brust, von bösen Halsen, zumal, wenn sie im Winter oft ausgehn müssen? Wer ist mehr den Entzündungskrankheiten, besonders der Pleuresie,

sie, unterworfen, als sie? Wie ist ihr Blut nicht schon gegen die Mitte des Winters erhist und verdorben, wenn sie es lassen, um ihren Winterbeschwerden dadurch etwa abzuhelfen? Zudem, wie viel zufälligen Gefahren setzen sie sich nicht aus, die keiner zu fürchten hat, der nur einer mäßigen und nach dem Grade des Frostes proportionirten Wärme gewohnt ist? Ein schnell einfallendes Thauwetter, das den einmal erhitzten Ofen nicht abkühlen kann, vermehrt die Hitze im Zimmer bis zu einem so unerträglichen Grade, daß davon in einer Stunde zuweilen Wallungen und Kopfschmerzen entstehen, die bis zum Delirio und bis zur Schlassucht oder Betäubung steigen. Man kann diesem Zufalle in der Geschwindigkeit nicht wohl abhelfen; hingegen kann man ein temperirtes Zimmer bey einfallendem schnellen Froste geschwinde erwärmen. Thüren oder Fenster aufzumachen, ist zu empfindlich, und macht Erkältung, und ist bey der großen Hitze des Ofens auch dennoch unzulänglich. Ferner sind Leute, die zu heiß zu wohnen pflegen, zu den Gesellschaften untüchtig, die doch im Winter eine so nöthige Ergözung sind. Denn, die Zimmer für Gesellschaften können und dürfen so heiß nicht seyn, als ihre Wohnzimmer; und weil sie schon Sklaven der Gewohnheit sind, so können sie diese mäßigere Wärme nicht ausstehn, ohne verdrießliche Zufälle mit aus der Gesellschaft zu nehmen. Dergleichen Umstände, die ich hier unmöglich alle anführen kann, giebt es eine große Menge, und, alles zusammen genommen, macht, daß für keine Leute der Winter beschwerlicher, gefährlicher und verdrießlicher ist, als die ihre Glückseligkeit bey'm Froste in der Hitze suchen.

Ich will hiermit den Geizigen nicht das Wort reden, die aus Sparsamkeit frieren, und warme Zimmer nur darum nicht leiden können, weil Frieren wohlfeiler ist. Nein! Ich erkenne es mit Recht für eine wahre und nothwendige Wohlthat der Gesundheit, bey kalter Witterung in einer gemäßigten Wärme zu leben; und man möchte den elenden Zustand der Armen mit Thränen beklagen, die sich den grausamen Anfällen des Frostes, des rauhesten Feindes unsrer Natur,

wehrlos übergeben müssen. Allein, die Ausschweifungen derer, die, wenn sie nur irgend hierzu vermögend sind, in dieser heilsamen Bequemlichkeit weder Maaß noch Ziel halten, und die auf die unvernünftigste Weise, zu ihrem eignen Schaden, mit der Wärme nicht besser, als wie die Säuer mit dem Weine, Haus halten, geben den Aerzten öfter Gelegenheit, die üble Anwendung des Wohlstandes, als den Mangel der Armuth, zu beklagen. Man kann es kaum glauben, wie blind die Menschen in solchen Dingen handeln, die sie einmal für gut halten, ob sie es gleich nur in so fern sind, als sie in ihren gehörigen Schranken bleiben. Das Wohnzimmer vieler Leute ist oft so entsetzlich heiß, daß man in wenig Minuten darin schwindelnd und ohnmächtig wird. Alle Einwohner desselben beklagen sich, daß sie sich übel befinden. Die Unhergehenden schmachten und glühen, und taumeln; die Kranken in den Betten wollen verzweifeln, oder rasen; die Kinder ersticken fast in den Wiegen, und gleichwol wundern sie sich über die neue Entdeckung, der sie kaum Glauben beymessen wollen, wenn man ihnen sagt, daß an allem diesem Elende die allzu heiße Luft im Zimmer einzig und allein Schuld habe. Wehe insbesondrer den Kranken und Kindbetterinnen und Säuglingen im Winter! Ein Strafgericht des Himmels hat den Leuten das Vorurtheil zuerkannt, daß sie glauben, man könne solche Elende nie warm genug halten. Ein Staar der Vernunft blendet sie, das große Unheil nicht zu sehn, das sie dadurch auf ihre Familien bringen. Wenn ihren Kranken zur Genesung oder zur Verhütung der Gefahr nichts anders nöthig wäre, als Luft: so geben sie ihnen Wärme, und bey der sichtbarsten Verschlimmerung ihrer Umstände setzen sie zwar die Arzneyen zurück, verändern den Arzt, und zerfallen mit der Vorsetzung; aber sie hören nicht auf, übermäßig einzuheizen: und die es am wenigsten thun können, suchen darin die Befriedigung, an ihren Kranken nichts gespart zu haben. Wer in unsern Gegenden dies Vorurtheil für die Hitze in Krankenzimmern, und die Furcht vor der freyen Luft eingeführt hat, der verdient, in die Reihe der Wütriche gesetzt zu werden, die

die kein andres Andenken, als die Verwüstung des menschlichen Geschlechts, hinter sich zurücklassen. Ich fordre alle Aerzte von guten Einsichten auf, um zu bekennen, ob der Eifer in dieser Sache ungerecht; ob der Fehler in der Lebensordnung, den ich jetzt rüge, nicht sehr allgemein, und ob er nicht Gesunden und Kranken höchst nachtheilig sey?

Eine andre Manier, sich im Winter zu erwärmen, sind die Betten; und diese leiten mich zu einer Critik der Winterdiät der Schlafenden. Es wäre zu wünschen, daß gesunde junge Leute von Jugend auf gewohnt würden, in kalten Zimmern zu schlafen, oder daß die, welche hierin schon verwöhnt, oder kränklich und zärtlich sind, wenigstens in einem geheizten Zimmer, das am Tage nicht bewohnt wird, schliefen. Die Reinlichkeit der Luft erfordert diese Behutsamkeit, und die Wärme der Betten, nebst der Verhütung der Zugluft im Schlafzimmer, widerlegt alle Besorgniß von ihrer Gefährlichkeit. Wer sich im Bette wohl einhüllt, das Haupt hinlänglich verwahrt, und nur den Mund und die Nase küß irgend einige Weise so zu bedecken weiß, daß die kalte Luft nicht ohne alle Milderung respirire, der wird in der allerhärtesten Kälte weit gesunder schlafen, als der in einem warmen dumpfigen Zimmer die ganze Nacht alle die Dünste einathmet, von welchen sich seine Familie am vorhergehenden Tage gereinigt hat.

Unter den Mitteln, die Betten zu erwärmen, table ich die Wärmkörbe, die mit glühenden Kohlen in die Betten gesetzt werden, und deren Dünste einen dummmachenden Schlaf befördern, den Kopfschmerzen begleiten. Es ist schon anderwärts gezeigt worden, daß alle Dünste, welche die Nerven angreifen, im Schlafe noch viel gefährlicher sind, als im Wachen. (S. das 70ste Stück.) Warum wollte man also den Kohlendampf im Bette nicht lieber vermeiden, dessen man doch hier so leicht überhoben seyn kann, zumal, da im Winter ohnedem genug Zwischenfälle unvermeidlich sind, wo man sich schädliche Dünste gefallen lassen muß? Ein glühendes Eisen in einer sogenannten Bettjungfer, ein warmer Stein, ein gewärmter Beutel von Sand oder Kirschenstei-

nen, oder, welches das allerbequemste ist, eine Flasche mit heißem Wasser, erwärmt die Betten hinlänglich und ohne alle Ungelegenheit des Schlafenden. Ich will der beschwerlichen Behutsamkeit, welche die Wärmeförbe erfordern, nicht einmal gedenken. Sie ist in solchen Sachen, die mehrertheils dem Gesinde überlassen werden, kaum zu hoffen; und die Obrigkeit hätte ein Recht, sie, um der allgemeinen Sicherheit willen, schlechterdings zu verbieten.

Der Arzt wird in seinem Kriege wider die Vorurtheile und hergebrachten Gewohnheiten gemeiniglich mit andern Vorurtheilen abgetrieben; und wenn er sagt, daß die Wärmeförbe um des Kohlendampfs willen schädlich wären, so antwortet man ihm, daß ausgebrannte Kohlen nicht dampfen, wenn man sie gleich im ganzen Zimmer riechen kann, und daß man des Kohlendampfs schon gewohnt sey, weil man auf Feuerstübchen zu sitzen pflege. Diese Feuerstübchen sind ein neues Mittel, sich im Winter zu erwärmen, und ein gemeines Unglück der Frauenzimmer. Es ist zuverlässig, daß die Unentbehrlichkeit dieser Kohlenbecken bloß auf einer übeln Gewohnheit beruhe. Die Mannspersonen, deren Schenkel weniger bedeckt sind, als des Frauenzimmers, entbehren sie ohne allen Nachtheil. Viele Damen, die sich von den Vorurtheilen des großen Hausens losreißen, erwärmen sich statt ihrer mit Wärmflaschen, mit heißen Beuteln und Steinen, welche sie unter die Füße legen; und da sie dieses zum Vortheile ihrer Gesundheit wagen, lernen sie bald erkennen, wie sehr es sie wegen des verlohrnen Vergnügens, sich zu braten, schadlos halte. Dieses Vergnügen kommt in der That denen theuer zu stehen, die es nicht einzusehn belieben, daß ihre Blutwallungen, ihre aufsteigende Hitze, ihr Schwindel, ihre Dummheit, ihr Kopfweh, ihr Beben der Glieder und ihre andern verborgenern Krankheiten von dieser übeln Gewohnheit allein ihren Ursprung nehmen. Ich habe in meinem 56sten Blatte alles dieses umständlich erörtert; und darum halte ich mich für unschuldig, wenn diese Winterbeschwerden in den folgenden Monaten den größten Theil unsrer Frauenzimmer drücken werden.

Die

Die Kleidung ist ein andres Mittel, der Kälte zu widerstehn, das mehr, als das vorhergehende, empfohlen zu werden verdient. Man muß sich nicht nur im Winter warm kleiden, sondern auch schon alsdann, wenn es die rauhe Jahreszeit, die vor ihm vorhergeht, und auf ihn folgt, gebietet. Die Aerzte haben schon seit den ältesten Zeiten angemerkt, daß die meisten Herbst- und Frühlingskrankheiten vom Kleiderwechsel herzuleiten sind; und es scheint, als ob viele das schöne Wetter damit erzwingen wollten, wenn sie die leichten Kleider spät ab- und früh wieder anlegen. Oft steht der Tod auf dieser Unbehutsamkeit, oft die Ruhr und das Seitenstechen, die Colik und die Sicht, Catarrhen und Rheumatismen. Man muß die Sommerkleider sehr lieben, um sich mit ihnen in solche Gefahren zu begeben. Indessen geschieht dieses jährlich; und damit es nie aufhöre, so läßt sich niemand, auch durch den Augenschein selbst, überzeugen, daß solche Gefahren auf diese Vergessungen folgen.

Um sich nicht zu verwöhnen und zu verzärteln, muß man die Winterkleider nicht mißbrauchen. Es giebt Leute, die in warmen Zimmern mit Pelzen sitzen; und dies ist für einen Gesunden ein Mißbrauch, der ihn verzärtelt. Er wird sich desto gewisser erkälten, so bald er sich hinaus in das rauhe Weltmeer der Luft wagt. Wenn in den verschiednen Arten der Winterkleider eine Critik erfordert würde, so möchte ich denen, die in der Kälte still sitzen oder ruhen, die weichen Pelze und Küssen, hingegen denen, die sich darin bewegen, bichte Bekleidungen, die fest anliegen, rathen, z. E. Strümpfe von Leder, Stiefeln, Socken von Papier oder von ganz dünner Wachseleinwand, u. s. w. Den Arbeitsamen würden die Pelze zu schwer seyn, und sie in Schweiß setzen, wobei in großer Kälte zu viel Gefahr ist. Die dünnste Wachseleinwand erwärmt die Glieder ungemein, die sie bedeckt, weil sie die warmen Ausdünstungen nicht davon fliegen läßt. Man kann damit die reißenden Gliederschmerzen, besonders wenn sie von zurückgetriebener Ausdünstung entstehen, zuweilen auf eine recht wunderbar scheinende Weise vertreiben. Allein, weil sie von den Dünsten naß wird, so würde sie

D o 5

Leuz

ten, die in der Kälte still sitzen, ohne weichere Bedeckungen gefährlicher seyn, wenn die nassen Dünste kalt würden; da hingegen Leute, die sich zugleich durch Bewegungen warm machen, dergleichen Sorge nicht haben.

Dieses letzte Mittel, sich zu erwärmen, nämlich die Bewegung, ist unter allen das natürlichste und gesündeste. Mit ihr halten es die Thiere auf dem Felde, die Grönländer und die Wilden aus; und wenn schon deren Seen kein Wasser mehr haben, so hat dennoch ihr Blut noch Feuer. Inzwischen muß nichtsdestoweniger die gehörige Kleidung hinzukommen. Ein starker Frost schont bey der stärksten Bewegung der Nasen und Ohren nicht, welche doch Mancher zu schonen hat, weil es die einzigen Beweise seiner Ehrlichkeit sind. Auch die Zähne und Finger leiden, selbst bey der Bewegung, Gefahr: und wer im Winter reist, kann nie vorsichtig genug seyn, diese Theile wohl zu bedecken. Hierzu können diejenigen Hülfsmittel genommen werden, die ich zu Anfange meines 47sten Blattes angepriesen habe. Die Ohren werden mit Baumwolle und Reifekappen verwahrt.

Das beliebteste Mittel, sich im Winter zu erwärmen, sind endlich die Speisen und Getränke, besonders der Brauntwein. Er ist die Zuflucht der Arbeitsleute, die ihn mit grober und harter Kost versehen, wo er unvergleichliche Dienste leistet. Vielleicht haben die Esquimaux mehr Recht, wenn sie den Fischtrahn für das gesündeste Getränk in großer Kälte halten. Weil ich hiervon schon in meinem vorhergehenden Blatte gehandelt habe, so werde ich hier nichts mehr hinzuthun.

Wenn man alle die Behutsamkeiten in Acht nimmt, die ich bey den verschiedenen Mitteln, sich im Winter zu erwärmen, angepriesen habe; so werden eine Menge Fehler in der Winterdiät wegfallen, die tausend Leute unglücklich machen.

*

*

*

Wir haben neulich das Fest der Einweihung unsrer schönen großen neuen St. Michaelis-Kirche gefeyert. Ich kann, als Arzt, diese Gelegenheit nicht vorbegehen lassen, ohne

ohne unser Hamburg, das schon in so vielen andern Absichten ein Beyspiel der Nationen ist, auch in einer medicinischen Sache, der Welt zum nachahmungswürdigsten Muster vorzustellen. Dieser prächtige Tempel ist, nach dem einmal hergebrachten Gebrauche, wogegen die Aerzte immer viel einzuwenden hatten, wie die meisten in ganz Europa, zugleich zur Ruhestätte der Todten geweiht worden. Ich habe in meinem 65sten und 285sten Blatte, S. 320. u. f. diese Gewohnheit getadelt; und wer müßte sie nicht tadeln, der von der Natur ansteckender Krankheiten, vom Gifte der Fäulniß und von den tödtenden Wirkungen der Dünste der Gräber einen Begriff hat? Allein, bey dem gegenwärtigen Tempel muß man den weisen Veranstellungen derer, die über dessen Bau die Aufsicht so rühmlich geführt haben, Gerechtigkeit wiederfahren lassen; und alle Facultäten der Aerzte würden, wenn sie hier versammelt wären, das Urtheil fällen, daß hier die Rechte der Gesundheit den Rechten des Herkommens nicht aufgeopfert worden sind. Man steigt unter dem Fußboden der Kirche in ein Gewölbe hinunter, dessen Umfang ihrem weiten Raume selbst gleich ist. Hier geht man ohne Beschwerlichkeit zwischen einer großen Menge von Pfeilern, auf welchen der Fußboden des Tempels ruhet, in den Alleen des Todes über die Gräber derer, die da schlafen. Das ganze Gewölbe ist mit proportionirlichen Fenstern versehen, wodurch den Dünsten, die aus den Gräbern aufsteigen, der Weg in die freye Luft geöffnet werden kann, ohne daß sie auf irgend eine Weise denen, die oben in der Kirche versammelt sind, beschwerlich fallen könnten. Diese würdige Arbeit, die von den Kennern bewundert wird, verpflichtet die Aerzte, wegen der Aufmerksamkeit, die hier, ohne Betrachtung der Unkosten, ihren Gesetzen gegeben worden, oder sie verbindet vielmehr alle, die dieses Haus betreten, zu einem öffentlichen Zeugnisse der Dankbarkeit für eine Fürsorge, welche zum Beyspiele eines weisen Aufwandes für das gemeine Beste dienen kann. Ein solches Muster der Nachahmung hat uns in dieser Sache gefehlt; und Hamburg hat von nun an die Ehre es den Nationen zu zeigen.

Ich

Ich kann dieses Zeugniß der Erkenntlichkeit, welches in einer medicinischen Schrift, die zur Zeit der Vollendung dieses prächtigen Werks noch fordauert, mit Recht als eine feyerliche Handlung der Pflicht erwartet werden konnte, nicht schöner, als mit den auf diesen Vorzug des Tempels zielenden Zeilen aus dem vortreflichen Oratorio beschließen, welches bey der Einweihung desselben musikalisch aufgeführt wurde:

Tempel, den die Lieb erbauet,
Seh in Segen, sey geliebt!

Ja, sey geliebt, auch darum schon,
Weil dein erles'ner Bau zwar würd'ge Ruhestätten
Entschlafnen Heiligen gewährt;
Doch auch die Lebenden, die deine Flur betreten,
Du, beyden eignes Haus, durch jene nicht beschwert.

Ruh, von uns nicht weit geschieden,
Werthe Leichen und Gebeine!
Ruhet hier in gutem Frieden,
Wo ihr uns kaum Leichen seyd.
Meisterinn, den zu belehren,
Der sein Nichts sonst nie bedacht;
Die uns gleichwol durch Zersöhren
Neuer Schöpfung fähig macht.
Tempel können ihre Schatten,
O Verwesung! dir gestatten,
Wenn den Weihrauch der Gemeine
Nur kein Hauch von dir zerstreut.

Mein Herr,

Zu verschiedenenmalen haben Sie uns die Charakter mancher wilden Nationen zu Maassstäben und Mustern unsrer Sitten und Lebensordnung vorgestellt. Erlauben Sie mir aber, Ihnen zu sagen, daß wir unsre Muster näher haben können. Sie haben uns in Ihrem 10ten Blatte versichert, daß Mäßigkeit, Arbeitsamkeit und Gleichgültigkeit des Gemüths die zuverlässigsten Mittel zur Gesundheit und zu einem hohen Alter wären; und mir deucht, daß wir die besten Muster solcher Charaktere unter den Holländern finden, welche Nation in der That eine Menge sehr alter Leute aufzuweisen hat.

hat. Man rühmt die Mäßigkeit der Holländer, in so fern sie alle Waaren der Leppigkeit aus andern Welttheilen empfangen, und sie in Europa ausbreiten, ohne doch selbst viel daraus zu machen. An Arbeitsamkeit, ja auch an solcher, die in Leibesübungen besteht, werden wenige Nationen die Holländer übertreffen; und was die Gleichgültigkeit des Gemüths betrifft, die zur Glückseligkeit der Menschen so viel beytragen soll, so sind darin die Holländer, wenn wir dem *Sanway* glauben müssen, wahre Originale. Ich habe noch neulich eine Stelle in seiner Reisebeschreibung gelesen, die mich zu diesem kleinen Sendschreiben an Sie ermuntert hat, und woraus Sie sehn werden, daß ich Grund habe, dieses glückselige Volk in Europa uns Uebrigen zum Muster in der Lebensordnung anzupreisen, ob ich gleich zugebe, daß Lebensordnung und Lebensart nicht einerley Sache sind. „In Amsterdam, sagt *Sanway*, scheint jeder Augenblick der Handlung und ihren weitzläufigen Geschäften gewidmet zu seyn. Die Leute haben nicht Zeit, sich über das schlechte Clima, über das ungesunde Wetter, und über den Mangel der Gesundheit zu beklagen. Kaum haben sie die Zeit, die gewöhnlichen Pflichten des Gastrechts und der Höflichkeit zu vollbringen.“ „Diese Anmerkung, fährt der Englische Schriftsteller fort, welche ich über die Einwohner von Amsterdam gemacht habe, stimmt vollkommen mit dem überein, was man so oft angemerkt hat, nämlich, daß die Unordnungen des Gemüths, vornehmlich die Unzufriedenheit, welche sonderlich ein Unglück meines Vaterlandes zu seyn scheint, wo die Menschen feinere Sitten und Gesinnungen haben, in dieser Stadt kaum bekannt sind; wodurch der Satz bekräftigt wird, daß die Gemüths- und Denkart eines Menschen mehr zu seiner Glückseligkeit beyträgt, als die äußerlichen Glücksumstände.“ Herr *William Temple* macht bey dieser Gelegenheit folgende Anmerkung. „Diese Unzufriedenheit, sagt er, ist eine Krankheit, welche für dieses Land und dessen Einwohner viel zu fein ist, die sich wohl befinden, so bald sie sich nur nicht übel befinden, und vergnügt sind, wenn sie nur nicht beunruhigt werden. Sie sind zufrieden, weil sie wenig daran gedenken, und ihre Glückseligkeit in den gemeinen Bequemlichkeiten des Lebens, oder in der Vermehrung der Reichthümer suchen; mit dem, was die Leidenschaften und Vergnügungen Feines haben, lassen sie sich nicht ein.“ Sie werden gestehn müssen, mein Herr Arzt, daß ein solcher Gemüthscharakter eben der rechte sey, der alte Leute macht. Die feinen, die süßen, die zärtlichen Leute, die ist, durch einen großen Theil Deutschlands, alle Regungen, ja selbst die bloß thierischen Triebe, worin doch kein Adel gesucht werden muß, verhinntzichen wollen, werden dafür, daß sie feiner empfinden, nicht eben glücklicher seyn, nicht leicht so lange leben, und ihre Martern viel feiner fühlen, und von ihren Vergnügungen viel schneller berauscht werden,

werden, als ein Holländer, der sich an seinem Daseyn begnügt, und es dadurch doch so weit bringen kann, daß auch nach ihm noch etwas da ist; wohingegen unsre Feinen gemeinlich das Unglück erleben, daß lange vor ihrem Ende schon nichts mehr da ist. 2c.

R. A.

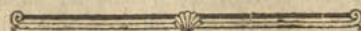
Mein Herr,

Da Sie die gewöhnlichsten Ursachen der Gemüthskrankheiten im Unterleibe finden, so tadeln Sie doch öfter, oder mit mehr Nachdruck, als Sie bisher gethan haben, diejenigen Kleidermoden, welche die freye Bewegung des Unterleibes hindern, und solchergestalt zu verschiedenen Gemüthskrankheiten Anlaß geben. Ich will ist nur der einzigen Schnürleiber gedenken, von welchen man sich einbildet, daß sie den Leib schlank und schön machen sollen, da sie ihm doch die Menschengestalt nehmen. Der Ritter Darvieux sagt, daß die Kraberrinnen wohl gestaltet sind, ob sie sich gleich nicht schnüren, und daß sie keine Beinhüter haben, und dennoch glücklich gebären, vielleicht eben um deswillen, weil sie sich nicht schnüren. Diese steifen Trichter drücken die untersten Rippen einwärts, und pressen die Leber, die Milz und den Magen zusammen, wodurch sie den Umlauf der Säfte in diesen Theilen hemmen. Sie verhindern zugleich die Verdauung der Speisen, und verursachen viel Krankheiten, worunter die melancholische Schwermuth eine der wichtigsten ist. Der Herr Professor Ludwig in Leipzig hat bey Zergliederung eines Frauenzimmers gefunden, daß die Tieffinnigkeit, der sie in ihrem Leben ergeben gewesen, aus der Pressung des Unterleibes und der daher entstandenen Verstopfung der Eingeweide ihren Ursprung genommen hatte. Müssen die Frauenzimmer ja Schnürbrüste tragen, so sollte ihr untrer Theil aus nicht zu starkem Fischeine so weit gemacht werden, daß dadurch die im Unterleibe enthaltenen Eingeweide nicht beklemmt würden. Die Gewalt der Mode offenbart sich am kläglichsten bey denjenigen Frauenzimmern, welche die Schnürbrüste auch noch zu der Zeit tragen, wenn ihr Unterleib mit einer Bürde beschwert ist, welche die angenehmste ist, die ihnen die Natur auflegt. Solche unvorsichtige Mütter drücken nicht allein durch die Spitze des Schnürleibes und Blankheits ihren eignen Leib, und verursachen sich schwere und unnatürliche Geburten, sondern sie schaden auch dadurch ihren Kindern schon, ehe sie das Licht der Welt erblicken. Der schon erwähnte Herr Professor Ludwig hat einen Fall angemerkt, wo das Blankheit wirklich einen Eindruck in die Stirne des Kindes gemacht hatte. Diese Umstände sind hauptsächlich für solche Frauenzimmer merkwürdig, die oft im funfzehnten oder sechzehnten Jahre in

in die Arme ihrer Geliebten gerathen, und die bey ihren noch schwachen und unausgebauten Körpern diesen Schaden desto mehr erfahren müssen. Ich bin, 2c.

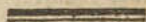


Zwey hundert und erstes Stück.



Gellert.

Veränderlich sind die Gemüther,
So müssen auch die Sachen seyn.



Mein Herr,

Da Sie in Ihrem 146sten Blatte die Tanzkrankheiten, nämlich den Tarantismus und den St. Veitstanz, unter die Nervenkrankheiten versetzt haben, die aus einer Art von Schwermuth ihren Ursprung nehmen; so hoffte ich ganz gewiß, daß sie uns in den darauf folgenden Abhandlungen vom Zusammenhange der Gemüths- und Nervenkrankheiten mit der Verdauung eben denselben Zusammenhang auch von diesen seltsamen Krankheiten insbesondre zeigen würden. Nachdem sie aber diese Abhandlungen, ohne solches zu thun, beschlossen haben; so erlauben Sie mir, daß ich, einigen Ihrer Leser zu gefallen, die diese Untersuchungen interessant gefunden haben, die Materie vom Veitstanze ein wenig erörtere.

Alles, was sie in der obgedachten Absicht davon geschrieben haben, steht in Ihrem 151sten Blatte, und besteht nur aus diesen wenigen Zeilen: „Jacob Orthäus hat mit der Nieswurz den St. Veitstanz curirt; und nun glaube ich wirklich, nach meinem 146sten Blatte, „daß selbst die Tanzkrankheit von den Taranteln mit Brechen und „Purgiren würde curirt werden; dahingegen die Musik, wie die „Erfolge lehren, nur ein Palliativ ist.“ Ich will diesen letzten Gedanken dahin gestellt seyn lassen. Nach dem allem, was Sie im 146sten Stücke vom Tarantismus angeführt haben, ist fast kein Zweifel mehr, daß er eine Art hypochondrischer Schwermuth von schlechter Verdauung sey, wozu auch die ganze Lebensart der Tarantisten aufs vollkommenste übereinstimmt. Allein da uns, außerhalb Italien, diese Krankheit wenig interessiert, und die meisten Schrifte

steller

steller sich in der Cur derselben so strenge an das Palliativmittel der Musik gehalten, daß sie die Versuche mit andern Mitteln fast gänzlich hintangesezt haben, folglich die Beobachtungen nichts darreichen, was Ihrer Vermuthung ein Gewicht geben könnte; so will ich bloß bey dem St. Veitstänze allein stehen bleiben, und von dessen erstem Ursprunge aus Fehlern der Verdauung einige Spuren suchen.

Sydenham hat, so viel ich weiß, die beste Beschreibung von dieser Krankheit gegeben. Er nennt sie aber eine Art von Convulsionen, welchen Kinder beyderley Geschlechts in einem Alter von zehn Jahren an, bis zur Mannbarkeit, unterworfen sind, und die sich durch ein gewisses Hinken oder eine Schwäche in einem Fuße offenbaren, daß die Kranken denselben auf eine närrische Weise nachschleppen. Wenn sie die Hand an derselben Seite, deren Fuß gelähmt ist, auf die Brust oder anders wohin legen; so können sie sie keine Minute in eben der Stellung erhalten, sondern sie wird ihnen, wider alles ihr Wollen und Bemühen, anders wohin convulsivisch fertgerissen. Wenn sie ein Glas zum Munde führen wollen, so machen sie tausend seltsame Wendungen und Gauckeleyen. Sie können es nicht in gerader Linie bis zu den Lippen bringen, weil ihnen die Convulsionen die Hände beständig wegziehn; daher sie dieselben so lange von einer Seite zur andern führen, bis es sich glücklich trifft, daß das Glas die Lippen berührt, da sie dann das Getränk schnell und mit einemmale verschlingen, welches alles so aussieht, als ob sie es bloß thäten, um den Zuschauern ein Gelächter zu machen.

Da nun nach dieser Beschreibung der St. Veitstanz, welcher zuletzt in ein unaufhörliches unwillkürliches Hüpfen und Springen, das zuweilen einige Wochen lang dauert, verwandelt wird, ganz unstreitig nichts anders, als eine Nervenkrankheit erwachsener Kinder ist; so ist es ohnehin schon wahrscheinlich, daß er, wie fast alle convulsivische Krankheiten der Kinder, seinen ersten Ursprung in Fehlern der Verdauung habe. Man wird hierin um deswillen noch mehr bestärkt, weil die Kinder gemeinlich gefräßig sind, und alle Arten von Speisen ohne Wahl und Enthaltbarkeit genießen, und weil die jungen Mädchen, die in diese Krankheit am meisten fallen, mehr, als die Knaben, still sitzen, schlechteres Geblüt haben, und nicht eher von ihren Convulsionen befreiet zu werden pflegen, als bis die unordentlichen Blutbewegungen im Unterleibe aufhören, und sie ihr mannbares Alter erreichen. Hierzu kommt noch, daß der Veitstanz zuweilen vom Bandwurme in den Gedärmen entsteht, worüber Herr van Doeveren aus dem Munde des berühmten Gaubius, seines Lehrers, Beobachtungen anführt.

Die Cur, welche Sydenham wider dieses Uebel vorgeschrieben hat, zielt auf nichts anders, als, diese Blutbewegungen, welche so leicht hypochondrische Krämpfe erregen, durch Blutlassen zu besänftigen,

gen, und dazwischen unaufhörlich die Verdauungswege durch Purgiren zu reinigen, und durch erwärmende Digestive zu stärken. Nach dem ersten Blutlassen soll man am folgenden Tage purgiren, dann wieder Blutlassen und wieder purgiren, und dieses wol drey bis viermal wiederholen, und in den Zwischenzeiten die Magenstärkungen von Bermuth, Pommeranzenschalen, Moschatuß, Ingwer, Theriak und bittern stärkenden Kräuterweinen gebrauchen.

Da die Blutbewegungen bey convulsivischen Leuten, besonders bey dergleichen jungen Frauenspersonen, wenn sie sich den Jünglingsjahren nähern, stets zu fürchten sind, indem sie das Uebel unterhalten, und hartnäckiger und verworrner machen; so kann man vielleicht in vielen Fällen das Blutlassen nicht wohl dabey entbehren. Wie oft muß man dasselbe nicht in rasenden, epileptischen und andern Gemüths- und Nervenkrankheiten, ob sie gleich unwidersprechlich von einem Fehler der Verdauung herrühren, anstellen und wiederholen, weil es die Nebenumstände erfordern? Gleichwol erkennt ein jeder gar leicht, daß weder das Blutlassen, noch die Opiate, die eigentliche Hauptcur der St. Veitstänzer ausmachen, sondern daß Sydenham vielmehr beyde nur bloß den Purganzen und Magenstärkungen zu Hülfe gegeben habe. Es läßt sich begreifen, wie ein Arzt bey der Cur einer convulsivischen Krankheit von schlechter Verdauung, das Blutlassen und Opiate zum Beystande nehmen könne; aber nicht, wie er zur Cur von Convulsionen, die bloß von der Vollblütigkeit herrühren, unaufhörlich Purganzen und Magenstärkungen verordnen müßte. Daher kann es sich auch viel leichter zutragen, daß der St. Veitstanz ohne Blutlassen, als daß er ohne Arzneyen für die Verdauung curirt werde.

Ein Herr von Bassville vertheidigte am 13ten December 1753 zu Paris eine Streitschrift, worin er bewies, daß man den St. Veitstanz durch Purganzen, mit zwischen gebrauchten Opiaten und Magenstärkungen, curiren müsse. (Ergo Chorea St. Viti evacuantia, narcoticis & Cardiacis interpolata.) Man sieht, wie wenig dieser Schriftsteller das Blutlassen für die Hauptsache der Cur angesehen haben müsse, da er denselben in der Aufschrift seiner Thesis nicht einmal erwähnt. Gleichwol ist er der Sydenhamischen Methode viel zu getreu, als daß er es für entbehrlich halten sollte. Er erkennt inzwischen den Magen und die Gedärme für den Sitz des Uebels, und empfiehlt das Blutlassen bloß, um die Fäserchen schlaffer zu machen. Er beruft sich auf den Bagliv, welcher behauptet, daß die Ursache der Convulsionen, womit die Kinder befallen werden, im Magen zu suchen sey, und daß sie die gelindesten Purganzen, z. E. das bloße Ababarberinfusum, sogleich heben. Er beruft sich auch auf Hofmann, welcher den Magen und die Gedärme für den Sitz der Ursache der Convulsionen angiebt, der sich durch sehr gelinde Ab-

führungen zerstören ließe. Wenn man die aus diesen Ausführungen fließenden Folgerungen untersucht, so wird man vermuthlich finden, daß das Blutvergießen bey dieser Krankheit, nur um gewisser Nebenumstände willen, erforderlich sey, die nicht bey jedem Kranken Statt finden; und anstatt mit Sydenham zu schließen, daß man zur Cur der Convulsionen nothwendig Blut vergießen müsse, wird man vielmehr den D. Cheyne gegen den Herrn von Bassville zu vertheidigen bewogen werden, dem er darüber den Proceß macht, weil er den St. Veitstanz ohne Blutvergießen curiren zu können versicherte, und curirte; zumal da auch Jacob Orthäus dieselbe Krankheit mit Brechmitteln curirt hat. Der Herr von Bassville tadelt den Cheyne auch noch darin, daß er sich zu seiner Cur heftiger Mittel bedient habe. Allein vielleicht war eben dieses das Geheimniß, warum letzterer den St. Veitstanz ohne andre Umstände curiren konnte. Sie, mein Herr, haben in Ihrem 187ten Blatte erwähnt, daß besonders die Convulsionen zuweilen ganz unglaublich heftige Mittel erfordern, wenn man sie glücklich vertreiben will; und man muß gewiß den Bagliv und Hofmann besonders glücklich schätzen, daß sie mit den gelindesten Purganzen alles, was sie gewollt, haben erhalten können. So viel bleibt aber gewiß, daß dieses nur in wenigen Fällen gelingt, ob es gleich wahr ist, daß auch die gelinden Purganzen, weil sie die wahre Ursache der Krankheit treffen, zuweilen sehr angenehme und fast wunderbare Palliativcuren verrichten, wobey sich ein Arzt gar leicht ein größeres Compliment macht, als er verdient.

Alle diese Nebensfreitigkeiten hindern indessen einen aufmerksamen Leser nicht, in dem, was ich bisher erzählt habe, eine ziemliche Sammlung übereinstimmiger Beweise vom Ursprunge des St. Veitstanzes aus Fehlern der Verdauung zu finden; und dieses ist eigentlich nur der Gegenstand dieses Schreibens gewesen. Mir deucht, wir verlieren viel damit, daß Sie, mein Herr, Ihre Abhandlungen vom Ursprunge der Epilepsie, der gichtischen, der lähmenden und der asthmatischen Nervenkrankheiten, aus Fehlern der Verdauung, nur ganz allgemein gemacht, und die besondern Arten dieser Uebel nicht insbesondre aus dieser Quelle hergeleitet haben. Ihre Ausführungen von der Migraine, (189tes St. S. 433.) von den Ohnmachten (187tes Stück, S. 406.) und dieser kurze Aufsatz vom St. Veitstanz beweisen, daß dergleichen speciellere Untersuchungen noch vieler nützlicher Erläuterungen fähig wären, die nie ohne Interesse würden gelesen werden. Inzwischen gestehe ich gern, daß es einem Verfasser frey stehn müsse, seine Materien nur so weit auszuführen, als er es für gut findet, und daß Sie Ihrer Blätter, wenn sie nicht unaußhörlich fortdauern sollen, zu andern Ausarbeitungen bedürfen, die auch die übrigen Zwecke Ihres Plans erreichen. Um deswillen

bitte

bitte ich um Vergebung, daß ich mich eines Theils Ihres Raums bemächtigt habe, um Ihre Theorie von der gemeinsten Ursache der Nervenkrankheiten bey einer besondern Krankheit zu bestätigen, von der sie nicht eben sogleich in die Augen fallen möchte. (*). Ich bin, u.

Mein Herr Arzt,

Die Menge der Curen, die Sie in Ihren Blättern von den Kinderkrankheiten vorgeschlagen, hat mein altes Uebel von neuem erregt, welches nichts anders, als ein natürlicher Abscheu vor der Arzneykunst ist, den ich in allen Gesellschaften durch mancherley Zeichen der Furchtsamkeit, ja selbst auf der Straße wider meinen Willen verrathe. Da dieses mein Uebel unter die Krankheiten gehört, deren Ursachen Curen sind, wovon Sie, mein Herr, oft nützliche Sachen schreiben könnten, wenn sie nicht zu partheyisch wären; und da es zugleich eine wichtige Regel der Kinderzucht durch mein seltnes Beispiel in ein großes Licht setzt, daß man den Kindern die Mittel zu ihrer Gesundheit nicht mit Gewalt, mit Grausamkeit und in Angst aufzwingen sollte; und da endlich der Casus, von einer Antipathie wider die Arzneykunst, an sich schon merkwürdig genug ist; so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Geschichte meiner Kindheit erzähle, worin sich der schauernde Abscheu entwickelt hat, der mich in meiner ganzen Lebenszeit verfolgen wird.

Als ein Märtyrer der Arzneykunst ward ich schon geböhren. Meine Mutter hatte einstmals, da ich noch ein Theil von ihr war, einen kleinen Schrecken, wovon ich mich vielleicht ein wenig mehr, als gewöhnlich, bewegte. Sie würde hierauf nicht geachtet haben, wenn nicht ihre eigne Mutter, die eine berühmte Arzneykundige war, dabey zugegen gewesen wäre. Diese ward alsobald von ihren Einsichten so beunruhigt, daß sie es meiner Mutter durchaus nicht gestatten wollte, den kleinen Zufall vorübergehn zu lassen; sondern es ward ihr ohne Umstände eine Ader geöffnet und Arzney eingegeben. Beydes bekam ihr nicht gut; und anstatt hieraus zu schließen, daß man es hätte unterwegens lassen sollen, schloß man vielmehr, daß es am andern Tage wiederholt werden müßte. Es geschah, und sie befand sich noch schlechter. Es ward ein Arzt herbeigerufen, welcher fand, daß meine Mutter noch viel mehr Hülfe haben müßte, weil sie noch keine Person ohne alle Hoffnung wäre. Er verordnete ihr demnach so viel Arzneyen, und nahm ihr von Zeit zu Zeit so viel

Pp 2

Blut

(*) Man vergleiche mit diesem Aufsätze einen andern im 237 Bl.

Blut und Kräfte, daß sie fast gänzlich erschöpft war, als sie mich gebahr, und nach wenigen Tagen starb. Dieses ihr ancurirte Elend hatte mich mit betroffen. Ich kam so schwach und abgezehrt auf die Welt, wie meine Mutter hinausging; und meine Großmutter tröstete sich über den Verlust ihrer Tochter nicht sowol damit, daß ich noch lebte, sondern daß sie sich Hoffnung machte, mich unaufhörlich zu curiren. Kaum war ich gebohren, als sie schon Hand an mich legte; und ich mußte von ihr alles ausstehn, was ein Mensch aussteht, dem eine Arzneygelehrte das Leben rettet. Anstatt mir, der ich Nahrung und Kräfte so nöthig hatte, die Milch zu reichen, nach der ich meinen kleinen Mund spitzte, urtheilte sie, daß die Sache von einem andern Ende angefangen werden müsse, und brachte mir alsobald ein Clystier bey. Dieses verwünschte Manoeuvre machte sie täglich viermal, und was ich von oben bekam, war wenigstens eben so viel Arzney, als Milch und Milchbrey. Der letzte, den ich aus ihrem Munde empfing, ward in demselben mit so viel Arzneykräften bereichert, daß er bald nach Art der Säuren, bald als eine laugenhafte Schärfe in meinen Magen wirkte; und da hierzu noch täglich so viel andre Arzneyen von oben und unten hinzu kamen, so ward mein Bauch in den ersten Jahren des Lebens schon der Plunderkammer eines Apothekers ähnlich, worin hunderterley verlegne Waaren durch einander gährten. Ich armes, unschuldiges Kind mußte dies alles über mich ergehn lassen, weil ich noch nicht im Stande war, mich gegen die Arzneykunst meiner Großmutter zu wehren. Nach einigen Jahren, die ich gelebt hatte, ohne einen Tag gesund zu seyn, fing ich nach und nach an, mich den Wohlthaten der Arzneykunst zu widersetzen, und Weinen und Schreyen waren meine Waffen, so bald ich nur einen Löffel bringen sah. Die Angst vor den Clystieren und Steckpillen, welche ich schon unzähligemal ausgestanden hatte, stieg auf ihren höchsten Grad, nachdem mich meine Großmutter, weil ich schlauer wurde, mit ihren listigen Handgriffen einigemal berückt hatte, indem ich, da ich mirs am wenigsten versah, und bey meinen Spielsachen vergnügt war, plötzlich auf dem Bauche lag, und, ehe ich noch Darmherzigkeit! rufen konnte, schon die verdammte Steckpille oder Clystierröhre im Leibe fühlte. Denn meine Großmutter hatte hierin eine unglaubliche Fertigkeit, und würde viel leicht in England, wo auf dergleichen Kunststücke Wetten angestellt werden, zweien Reutern zugleich im vollen Gallopiern Clystiere beygebracht haben. Diese Angst machte mich so behutsam, daß ich bis in mein zwölftes Jahr nie meine Großmutter ansichtig wurde, ohne durch eine natürliche Bewegung die Theile, wo sie mir bepfommen konnte, mit der Hand zu verwahren; ja, wenn sie auch gleich abwesend war, so getraute ich mich doch nicht, aus dem Fenster zu sehn, oder mich niederzubücken, aus Furcht, mit irgend einer Honig-

Honigpille im Rücken überrumpelt zu werden. Nach dieser kammervollen Kindheit hatte ich endlich in meinem zwölften Jahre den Trost, daß meine Großmutter an einer Cur wider das dreytägige Fieber den Weg alles Fleisches ging; und von der Zeit an empfand ich erst, was das für ein Glück in der Welt sey, seinen Rücken frey zu haben, und vor den Nachstellungen einer Clystierröhre sicher zu seyn. Inzwischen hastete die vorige Angst dennoch so vest in meinem Gemüthe, daß ich ihr alle die unangenehmen Gewohnheiten Schuld geben muß, die ich noch seit der Zeit an mir habe. Ich getraute mich nicht, die Leiche dieser medicinischen Person zu sehn, weil ich fürchtete, daß sie ihr Geist, aus Vorsorge, wenn er mich ansichtig würde, wieder beleben, und ihre dienstfertige Hand an den Ort zurück führen möchte, der ehemals der Schauplatz ihrer meisten Thaten gewesen war. Noch bis diesen Tag, da ich schon mein Jünglingsalter fast überlebt habe, bin ich schüchtern und unruhig, wenn in Gesellschaften oder auf der Straße jemand hinter mir ist, so daß ich mich nicht halten kann, meine Hand auf den Rücken zu legen, und den Athem zurück zu pressen. Da es sich in den letzten Jahren meiner Kindheit oft zutrug, daß die Angst der bereitwilligen Kunst in ihrer Bemühung zuvor kam, und schon der Name von einer Honigpille ihre doppelte Wirkung that; so entstand hieraus nach und nach eine so üble Gewohnheit, daß ich alsobald aus einer Gesellschaft entweichen muß, wo mir irgend eins von den Wörtern vorkommt, die zum Apparatus gehören. Wenn nur von Honig, von Stühlen, von Röhren, Spritzen, Großmüttern und dergleichen gesprochen wird, so empfinde ich ein Quackeln im Leibe, das alle, die mich kennen, warnt, und ich darf alsdann wenigstens in einer Stunde nichts Warmes trinken, noch Toback rauchen, ohne das größte Unheil zu fürchten. Hierdurch bin ich zum seltsamsten Menschen in Gesellschaften geworden. Denn wie ein jeder anderer alle seine Gedanken darauf richtet, wie er etwas vortragen wolle, das die Gesellschaft unterhalt oder ermuntert; so bin ich gezwungen, meine ganze Aufmerksamkeit bloß darauf zu richten, daß mir nichts Menschliches widerfahre. Dies macht mich zerstreut, schwächert, argwöhnisch und furchtsam, so daß ich bey meinen vertrautesten Freunden, wie ein General in einer belagerten Festung, lebe, der an nichts emsiger denkt, als seinen Platz zu vertheidigen.

So unglücklich hat mich meine medicinische Erziehung gemacht; und was mir in diesem Stücke widerfahren ist, das haben Viele auf andre Weise auszustehn, die in ihrer Kindheit auf gleiche Weise zur Furcht und Angst gewöhnt worden sind. Von diesem schlechten Verfahren der Aeltern rührt es oft her, daß Leute gewisse Speisen nie genießen lernen, die ihnen in der Jugend aufgedrungen worden sind; daß sie in Convulsionen gerathen würden, wenn sie sich zwingen

wollten, gewisse ihnen verhaßt gemachte Arzneyen einzunehmen; daß die wenigsten Kinder in Krankheiten gerettet werden können, weil ihnen das Arzneynehmen zur Todesangst gemacht worden ist, u. s. w. Unter diesen Folgen sind die, worüber ich zu klagen habe, noch die geringsten. Allein ich weiß am besten, wie viel sie mir zu schaffen machen, und was ich den ganzen Montag zu halten gehabt habe, als ich Ihre Blätter von den Kinderkrankheiten las. Leben Sie wohl!

Mein Herr Arzt,

Die kleinen Plagen der Menschen sind auch Plagen, und ein Schmerz ohne Gefahr ist oft beschwerlicher, als die gefährlichste Krankheit. Alle Ihre Leser, die Erfahrung in der Sache haben, werden mir beypflichten, daß Sie nicht Ursache gehabt hätten, die Hünereugen an den Füßen für zu gering zu achten, um einen guten Rath dawider zu ertheilen. Um deswillen erlauben Sie mir, daß ich einmal die Feder für Sie ergreife, und diese kleine Sache abthue. Ich will einen Vorrath von mancherley guten Hausmitteln zusammen suchen, worunter ein jeder die Wahl haben kann. Ihre Leser sollens von mir nicht erfahren, daß sie selbst an dieser Krankheit Schuld sind, und daß sie keine Hünereugen zu haben brauchten, wenn sie nicht wollten, weil nichts gewisser ist, als daß sie mehrentheils von allzu engen und zu kurzen Schuhen herrühren, die sich ein jeder so weit, so lang und so weich machen lassen könnte, als ers beliebt. Nein, seitdem ich in Ihrem 164sten und 165sten Blättern die medicinische Expedition des Apollo und Mercur auf Erden gelesen habe, bin ich überzeugt, daß man nicht sehr zu wissen verlange, wie Krankheiten verhütet werden, und daß man am allerwenigsten seine Eitelkeiten und Vergnügungen der Gesundheit aufopfern wolle. Ich will also bloß die Mittel zur Cur des Uebels vorschlagen, so wie ich sie hin und wieder angepriesen finde. Es kommt hierbey alles darauf an, daß diese harten Schwielen an den Zähnen erweicht, oder durch gelinde Mittel verzehrt und weggenommen werden; denn so bald dieses geschehn ist, so fallen sie entweder selbst aus, oder lassen sich doch durch eine kleine Hülfe mit den Fingernägeln ausziehen.

Die öftern Fußbäder von warmem Wasser erweichen nachdrücklich genug, und schaffen stets Linderung. Allein man muß sie oft und lange gebrauchen; und nicht Jedermann kann Fußbäder vertragen. Daher sind andre Mittel vonnöthen, daß man die Wahl habe.

Wer Fußbäder gebrauchen kann, der wird wohl thun, wenn er ein klein wenig Potasche im Wasser auflöst, und dieses Bad zwö bis drey Wochen täglich ein oder zweymal gebraucht, bey welcher Gelegen-

genheit man die Hünereugen mit den Fingern ein wenig reibt. Nach Verlaufe dieser Zeit wird sich das Auge los gegeben haben und abgefallen seyn. Wer die Bäder nicht liebt, der legt ein wenig Potasche mit einem leinenen Tuche auf die Hünereugen, und bindet es fest. Nach drey bis vier Tagen wird das Mittel entweder erneuret, oder die Leinwand mit ein wenig Wasser benetzt, damit die Potasche feucht werde. So bald das Hünereuge heraus ist, hört die Cur auf. Auf eben dieselbe Weise kann man die Warzen an den Händen vertreiben; und das Mittel ist von keiner Gefahr. Es hat viel Nützlichkeit mit demjenigen, welches Borellus als das zuverlässigste anpries, nämlich Salmiac, in Wasser aufgelöst, zu gebrauchen.

Die geschabte weisse Seife, auf einem Lächlein über die Hünereugen gebunden, erweicht und verzehrt sie nach und nach, wenn sie nicht zu tief sitzen, noch allzu hartnäckig sind. Man hat dabey ein wenig lange Geduld nöthig; und alle Gefahr ist die, daß diese Geduld zuweilen umsonst seyn könne.

Weit mehr finde ich den nüchternen Speichel angepriesen, womit man nur vier oder sechs Tage die Hünereugen reiben, und dann mit den Fingern losschälen soll, so viel abgehn will. Wenn es wahr ist, daß man nach dieser Cur von sechs Tagen die Augen mit der Wurzel ausnehmen kann, wie versichert wird, so sind wir bisher sehr unwissend gewesen, daß wir unsre Hünereugen nicht von dem Erdboden vertilgt haben.

Es ist umständlicher, geraspeltes Hirschhorn in Weinessig so lange im Sande in einem Glase an die Sonne zu stellen, bis es zu einer Gallert geworden ist, und mit etwas von dieser Masse auf Leinwandfasern die Hünereugen einige Tage lang frisch zu bedecken. Inzwischen sollen davon die Schmerzen weichen, und die Augen ausfallen.

Das Gummi ammoniacum, mit einem warm gemachten Messer auf Leinwand gedrückt, und über ein Hünereuge gelegt, leistet, wenn man es alle Tage erneuert, und damit einige Wochen fortfährt, oft gewisse Dienste. Vor dem erstenmale, da es aufgelegt werden soll, muß unmittelbar ein warmes Fußbad gebraucht werden, welches die Cur verkürzt.

Zuweilen läßt sich mit einem Messer der Rand des Hünereuges, nachdem er erweicht worden, ganz sauber von der Haut der Zähne, womit er verwachsen ist, ablösen. Wenn man dieses rings umher bewerkstelligt, und solchergestalt die Wurzel des Auges erreicht hat, faßt man es mit den Fingern, und zieht es mit der Wurzel heraus, wovon, wenn es geschickt gemacht wird, weder Bluten noch eine Entzündung entsteht. Nichts desto weniger kommen die Hünereugen ungefähr nach einem halben Jahre wieder.

Wenn man vom Hauslauche, das auf den Dächern häufig wächst, die oberste Haut abzieht, und es dann Abends auflegt, die Nacht liegen läßt, am folgenden Morgen das, was sich los gegeben hat, mit einem stumpfen Messer, ohne alle Gewalt, abschabt, und so fortfährt, alle Nacht das Hauslauch zu gebrauchen; so verlieren sich oft die Hünereugen mit der Wurzel, wovon unleugbare Erfahrungen vorhanden sind.

Von den übrigen erweichenden und auflösenden Mitteln, die oft durch fortgesetzten Gebrauch alles thun, was man davon erwarten kann, sind dieses die vornehmsten: Zerschnittne Feigen, mit der inwendigen Seite aufgelegt, einige Tage liegen lassen, und dann wiederholt. Man könnte die Feigen nüchtern zu Drey kauen, und sie so über schlagen, als eine Salbe. Warm gemachtes Speck, grünes oder gelbes Wachs, Terpentin: weiß Lilien: oder Althäenöl, auflösende Pflaster, z. E. das Ceratum de galbano, das de ammoniaco, das Diachylon simplex oder mit Gummi; Schmeer oder Terpentin unter gelbes oder grünes Wachs geschmolzen, u. d. gl. Viele Leute vertreiben sich Warzen und Hünereugen damit, daß sie auf eine Speckswarte rohen zu Pulver gestoßnen Schwefel streuen, und sie damit täglich bey einem Kohlfeuer wohl reiben. Von scharfen ägenden Mitteln muß man keins ohne viel Vorsicht gebrauchen, und darum die Sache lieber einem Wundarzte überlassen. Das Schneiden und starke Ziehn und Kraßen an den Hünereugen ist gefährlich, und macht böse Schäden. Keine Methode wider die Hünereugen, die Schmerzen verursacht, ist gut. Die beste Methode ist ohne hinlänglichen Nutzen, wenn das heftige Drücken, Reiben und Erhitzen der Zähnen nachher nicht vermieden wird. Die größte Reinlichkeit und Bequemlichkeit der Füße ist das sicherste Mittel, den Hünereugen vorzubeugen.

Ich verharre ic.

Mein Herr,

Ich habe oft meine Betrachtungen über den wundervollen Bau der Maschine unsers Körpers, und bin jederzeit über das große Kunststück der Natur erstaunt, da sie erst alle unsre festesten Speisen, vermöge der Verdauung, in eine ganz flüssige Milch, hernach aber diese Milch wiederum in solche derbe, zähe, feste und steinharte Körper verwandelt, dergleichen unsre Muskeln, Sehnen, Knorpel und Gebeine sind. Ehe diese unbegreifliche Verwandlung geschieht, müssen alle unsre Speisen erst Milch, und dann Blut werden, und diese Zubereitungen der Speisen verrichten diejenigen Maschinen selbst, in die sie zuletzt verwandelt werden. Das Blut enthält demnach alle die Materialien in sich, woraus so mancherley weiche und harte, spröde und biegsame, lockre und zähe Maschinen durch Kräfte, die wir wenig kennen, ge-

macht

macht werden, und man würde sich diese Verwandlung desselben, besonders in Knochen und Sehnen, kaum als möglich vorstellen können, wenn man nicht wüßte, daß die Blutmasse selbst ein starker Leim sey, der so mächtig bindet, als es für solche beinerne Stützen nöthig ist, welche die ganze Last eines menschlichen Körpers, und diese wol zwey bis dreyfach, unversehrt sollten tragen können. Die wenigsten Menschen, außer den Aerzten, wissen etwas von dieser starken bindenden Kraft der Bluttheilchen, und ich selbst habe sie mir nie so stark eingebildet, als bis ich neulich, in einer gewissen Beschreibung des sogenannten Pilatusberges in der Schweiz, eine Stelle gelesen, die mich davon überzeugt hat. Ich will diese kurze Stelle hier einrücken, und zweifle nicht, daß sie vielen Ihrer Leser, zur Erklärung dieser Sache, eben so angenehm dienen werde, als mir, zumal, da die Erzählung an sich schon merkwürdig genug ist.

Auf diesem hohen, und mit viel steilen Felsen und Abgründen versehenen Gebirge werden Semse, Keshböcke und Steinböcke gesagt. „Fünf oder sechs Jäger,“ sagt der Verfasser der Beschreibung, „theilen alles unter sich, und werden in allen Herbergen, wohin sie kommen, frey gehalten. Da das Wildprät, das sie tödten, gemeinlich in den Abgrund stürzt, so sind die Einwohner, die es finden, sehr treu, es ihnen einzuliefern. Dieses erspart ihnen viel Wege; denn sie müssen sonst öfters drey bis vier Meilen reisen, um ein Stück aufzunehmen, das sie zwanzig Schritte von sich abgetödtet haben. Die Gewinnsucht, die bis in diese Gebirge gedrungen ist, kostet oft den Jägern das Leben, wenn sie an schroffen Felsen hinunter gestiegen sind, und nicht wieder hinauf kommen können. Alsdann nehmen sie zu einem Mittel ihre Zuflucht, das man mit Entsetzen lesen, und kaum glauben wird, ob es gleich gewiß genug ist. Sie schneiden sich mit ihren Messern Striemen in die Füße und Hände, und halten dann die Wunde an den Felsen, so gerinnt das Blut, und wird zu einem zähen Leime, der ihnen zur Befestigung dient. Wenn sie die Hand zu lange daran halten, haben sie Mühe, sie wieder los zu kriegen. Ehe sie die eine Hand los reißen, fleben sie die andre schon wieder fest, und machen sich also auf ihre eigne Kosten eine neue und erschreckliche Art von Leisten, um in die Höhe zu klettern.“

In diesen Beyspielen sieht man die ganze Last eines Menschen an seinem Blute hängen, und wer sollte es nun wol diesem Lebensfaste nicht zutrauen, daß die Kunst der Natur felsenharte Gebeine aus ihm verfertigen könne, die noch viel größere Last tragen? Wer dieser Ueberzeugung nicht bedarf, der kann aus der obigen Stelle wenigstens ein Mittel lernen, im Falle der Noth, einem elenden Tode zu entklettern. Ich bin, ic.

Zwen hundert und zwentzes Stück.

Unzerium.

Zu selten sieht des Weisen Auge recht, —
Nur allzu oft schließt ein Vernünftler schlecht!

Mein Herr Arzt,

Uuf! und retten Sie Ihre Ehre! Sind Sie ein ehrlicher Mann, so reden Sie. Hier ist der Aemil des Herrn Rousseau; eine Schrift, worin Sie den Beweis ausführlich lesen können, daß die Aerzte Lügner und Betrüger sind. Keiner hat ers nicht gegeben; darum kann ichs nicht feiner wieder geben. Keine Ausflüchte! Es ist wahr; man hat diese Schrift verboten, und verbrannt. Allein, vermuthlich haben die Artikel von den Aerzten diesen Schimpf nicht über dieselbe gebracht; und wenn dem auch gleich also wäre, so würden Sie doch schuldig seyn, sich mit den Waffen der Vernunft zu wehren. Ich beschwöre Sie! Säumen Sie nicht. Entdecken Sie uns, was Sie gegen die Gründe des Herrn Rousseau zu sagen haben.

Ich bin, ic.

Riросus.

Antwort.

Mein Herr,

Warum wollen Sie mich mit dem Herrn Rousseau verhegen? Dieser Mann hält viel mehr Menschen für unehlich, als die Aerzte; und Sie, Herr Riросus, mögen gehören, wohin Sie wollen, so sind Sie ohne Zweifel mit darunter. Ich beschwöre mich, daß Sie sagen, Herr Rousseau habe es bewiesen, daß wir Betrüger wären. Gesagt hat ers nur; und wer kann ihm das verbieten? Er muß am besten wissen, warum er alle Leute schimpft. Ein Mann, der die ganze Welt durchaus anders eingerichtet wissen will, als sie ist, und der, wenn er sie so gefunden hätte, wie er sie ist einrichten will,

will, sie ohne Zweifel so würde haben eingerichtet wissen wollen, wie sie nun ist, der kann wol Leute schimpfen, die zu der Welt gehören, die er ihr nicht leiden mag. Mich wundert, daß er sich selbst schont; und ein solcher Liebhaber von Paradoxen, wie er ist, sollte sich zuerst gescholten haben. Ueber diesen Punkt wollen wir hinweg seyn. Herr Rousseau ist durch sein Genie, durch seinen Witz, durch seine Kunst im Ausdrücke viel zu liebenswürdig, als daß man ihn um einer Unanständigkeit willen hassen könnte, die ihm keine Ehre macht. Nichts destoweniger will ich Ihre Ausforderung annehmen. Ich will das, was Herr Rousseau wider die Aerzte und ihre Kunst sagt, selbst wiederholen; und alles, was ich hinzusetzen werde, soll nur beweisen, daß er es nicht bewiesen habe. Diese Rechtfertigung ist genug; und ob ich gleich nicht glaube, daß er selbst sie jemals lesen werde, so traue ich ihr doch zu, daß er sie lesen könnte, ohne Ursache zu haben, sie zu verachten.

Ein schwacher Körper, sagt Herr Rousseau, schwächt die Seele. Daher kommt die Herrschaft der Arzneykunst, einer den Menschen viel gefährlicheren Kunst, als alle Uebel, die sie zu heilen vorgiebt. Ich für mein Theil weiß nicht, von welcher Krankheit uns die Aerzte heilen. Ich weiß aber, daß sie uns sehr klägliche zuziehen: Die Zaghaftigkeit, die Kleinmüthigkeit, die Leichtgläubigkeit, die Furcht vor dem Tode. Wenn sie den Leib heilen, so tödten sie den Muth. Was ist uns daran gelegen, daß sie Leichen herumgehn lassen? Wir müssen Menschen haben; und die sieht man aus ihren Händen nicht kommen.

Herr Rousseau sagt, ohne es zu beweisen, daß die Aerzte keine Krankheiten heilen. Wenn wir glauben dürfen, was uns beliebt, so können wir auch annehmen, daß Herr Rousseau hier die Unwahrheit sage. Es scheint überhaupt, daß er einige schlechte Charlatans gekannt haben müsse, aus deren Charakteren er sich den Charakter der Aerzte überhaupt formirt hat. Warum sagt er nicht auch, daß keine Uhr reparirt werde, da er seine Taschenuhr, wenn sie steht, zwanzig Uhrmachern geben kann, die sie nicht wieder in Gang bringen können, ehe er einen findet, der den Fehler

Fehler verbessert? Wenn wir dem Herrn Rousseau sagten: Wir wüßten nicht, von welchen Lasten uns die Sittenlehrer befreieten; so könnten wir noch einen Scheingrund anführen, warum auch sein Nemil nichts taugte, weil nämlich die Sitten der Menschen immer beym Alten bleiben. Allein, selbst dieser Scheingrund kann bey der Arzneykunst nicht angebracht werden. Wenn es zu viel wäre, vom Herrn Rousseau zu fordern, daß er die offenbaren heilsamen Wirkungen vieler Arzneyen bey hundert Kranken einsehn müßte; so wird er sich an die Curen halten können, zu deren Beurtheilung nur ein Paar Augen gehören, nämlich an die chirurgischen. Curirt der Wundarzt den Beinbruch nicht, den die Natur nimmermehr heilen würde, ohre einen Krüppel übrig zu lassen, wenn er mit seiner Hand das Bein wieder einrichtet; oder gehört hierzu keine medicinische Einsicht? Hundert solche Beyspiele würden die Unvorsichtigkeit des Herrn Rousseau darthun können; aber es ist an einem genug.

Allein, seine Beschuldigungen gehn noch weiter. Die Curen der Aerzte, sagt er, verderben auch die Gemüther der Kranken.

Wenn Herr Rousseau bewiesen hätte, daß die Bemühungen, einem Kranken aus der Noth zu helfen, ihn, ihrer Natur nach, zaghaft, kleinmüthig und furchtsam machen müßten; so hätte er dadurch die Kunst eines Fehlers überwiesen, um deswillen sie nichtsdestoweniger dem menschlichen Geschlechte noch unentbehrlich bliebe. Ein geretteter Kranker, der zaghaft und furchtsam geworden wäre, würde dem menschlichen Geschlechte noch immer mehr werth seyn, als ein hilflosgelassener verdorbener. Indessen hat er dieses nicht einmal erwiesen; und es ist natürlicher, daß ein Mensch, der sich in seinem Leiden hilflos fähe, zaghaft und furchtsam würde, als der sich auf die Kunst seines Retters auch mehr verläßt, als er vielleicht Grund hätte. Die Empfindung des Leidens macht uns ihrer Natur nach kleinmüthig, aber nimmermehr die Hoffnung, davon befreiet zu werden. Ich will zugeben, daß es Aerzte gebe, die den Kranken ihr Elend gefähr-

gefährlicher vorbilden, als es in der That ist, um ihnen mit desto mehr Ruhme zu helfen. Allein, Herr Rousseau ist sehr unglücklich gewesen, wenn er keine andre, als solche Aerzte, jemals hat kennen lernen. Er ist unvorsichtig, die Fehler einzelner Personen in einen allgemeinen Charakter zu verwandeln; und er hätte bedenken müssen, daß es vielleicht eben so viel Kranke geben möchte, die sich von diesen Blendwerken der Charlatans nicht erschrecken lassen, als solche, die mit unnöthiger Großmuth den Entschluß fassen würden, lieber zu sterben, als Hülfe zu suchen, gesetzt, daß sie auch alles mal mißlich wäre.

„Das Arzneyeinnehmen ist unter uns Mode; es muß es seyn. Es ist der Zeitvertreib müßiger Leute, die nichts zu thun haben, die nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit machen sollen, und sie daher anwenden, sich zu erhalten. Wenn sie das Unglück gehabt hätten, unsterblich gebohren zu werden, so würden sie die allerelendesten Wesen seyn. Ein Leben, welches sie zu verlieren niemals Furcht tragen dürften, würde von keinem Werthe für sie seyn. Diese Leute müssen Aerzte haben, die ihnen drohen, um ihnen zu schmeicheln, und die ihnen alle Tage das einzige Vergnügen machen, dessen sie fähig sind; das Vergnügen, nicht todt zu seyn.“

Es ist wahr, daß es Leute giebt, die in das Mediciniren verliebt sind, und die vor langer Weile auf ihre Gesundheit lauren. Es giebt Aerzte, die von dieser ihrer Neigung allen nur möglichen Nutzen ziehn. Allein, ist jenes wol der Charakter der Menschen? Ist dies der Charakter der Aerzte? Wenn dieses nicht erwiesen werden kann, so bezog Herr Rousseau hier abermals den Fehler jenes Reisenden, der von einer rothköpfigten Wirthin in einem Wirthshause übel angefahren wurde, und darum in seine Schreibtafel schrieb: N. B. Die Leute in dieser Stadt waren grob, und hatten rothe Haare.

„Ich bin nicht Willens, mich hier über die Eitelkeit der Arzneykunst auszulassen. Mein Zweck ist nur, sie von der sittlichen Seite zu betrachten. Gleichwol kann ich mich doch

„doch nicht enthalten, anzumerken, daß die Menschen wegen ihres Gebrauchs eben die Trugschlüsse machen, als wegen der Nachforschung der Wahrheit. Sie sehen stets, man heile einen Kranken, wenn man ihm eingiebt, und ihn wartet, und man finde die Wahrheit, wenn man sie sucht. Sie sehn nicht, daß man den Vortheil einer Genesung, die der Arzt bewirkt, gegen den Tod hundert Kranker, die er getödtet hat, und den Nutzen einer entdeckten Wahrheit gegen den Schaden, den die Irrthümer machen, die zu gleicher Zeit hingehn, abwägen muß. Die Wissenschaft, welche unterrichtet, und die Arzneykunst, welche heilt, sind ohne Zweifel sehr gut; die Wissenschaft aber, welche betriegt, und die Arzneykunst, welche tödtet, sind böse. Man lehre uns also, sie zu unterscheiden. Hier liegt der schwere Knoten. Wenn wir wüßten die Wahrheit nicht zu wissen, so würden wir uns niemals von den Lügen hinter das Licht führen lassen. Wüßten wir, nicht wider den Willen der Natur genesen zu wollen; so würden wir niemals von der Hand des Arztes sterben. Diese beyden Enthaltungen würden weise seyn. Man würde offenbar dabey gewinnen, wenn man sich ihnen unterwürfe. Ich widerstreite also nicht, daß die Arzneykunst nicht einigen Menschen nützlich sey; sondern ich sage nur, daß sie dem menschlichen Geschlechte schädlich sey. Man wird mir sagen, wie man ohne Aufhören thut: Der Arzt kann fehlen. Die Arzneykunst aber an sich selbst ist unfehlbar. Recht gut! Sie mag dann aber ohne den Arzt kommen; denn so lange sie mit einander kommen werden, wird von den Irrthümern des Künstlers hundertmal mehr zu fürchten, als von dem Bestande der Kunst zu hoffen seyn.“

Ja, diese Antwort verdiente diese Abfertigung. Aber nein, man wird so nicht antworten. Vielmehr wird man sagen: die Arzneykunst ist einigen Menschen nützlich, aber dem ganzen menschlichen Geschlechte schädlich. Daher mag sich ihrer, ein Jeder für seine Person bedienen, aber sie bleibt ein Uebel fürs menschliche Geschlecht. In der That ist dies das Stärkste, was Herr Rousseau wider die Arzneykunst gesagt hat.

hat. Es läßt sich wol schwerlich leugnen, daß, im menschlichen Geschlechte überhaupt betrachtet, durch die Arzneykunst mehr Unheil als Heil gestiftet werde. Die Menge schlechter Aerzte und Pfüscher und Weiber, die alle durch Curen tödteten, thun, wenn wir bloß addiren, gewiß mehr Böses unter ihrem Geschlechte, als die wenigen guten Aerzte Gutes thun. Allein, sollte es darum für einzelne Personen weiser seyn, sich der Hülfe der Kunst zu berauben, als sich durch sie curiren zu lassen? Der Weise ist zu Nichts nütze, wenn er nicht mehr lebt, am wenigsten kann er alsdenn das Beste der Welt befördern. Er muß also in der Subordination seiner Pflichten, die, zu seiner Erhaltung, höher sehn, als die, der Welt zu nützen, zumal, wenn er nur ein einzelnes Beyspiel geben kann, eine Kunst hintanzusetzen und ihre Vortheile zu verleugnen, um sie zum Besten des Ganzen auszurotten, wozu doch Millionen Beyspiele nöthig wären, die Niemand zu geben Lust haben wird, weil Niemand jemals Bedenken finden kann, sich zur Erhaltung seines Lebens einer Kunst zu bedienen, die übrigens in der Welt schädlicher als nützlich ist. Man kann eben dasselbe fast von allen Künsten, Wissenschaften und der Religion sagen. Sollte sich darnach ihrer kein Mensch zu seinen Bedürfnissen bedienen? Ist es nicht vielmehr das Werk eines Weisen, aus allen meinen Uebeln allen möglichen einzelnen Nutzen zu ziehn? Hätte also Herr Rousseau geschlossen, man müsse durch gute Lebensordnung lieber die Hülfe der Aerzte verhüten, als sich, in der Zuversicht auf sie, ruiniren; man müsse in der Wahl der Aerzte sehr vorsichtig seyn, weil sich Jedermann dafür ausbebe; man müsse in zweifelhaften Wahlfällen den Ausgang der Krankheiten lieber der Natur, als einem bösen Rathgeber überlassen: so wollte ich kein Wort dagegen sagen. Aber wenn er sagt, weil die Kunst im Ganzen weniger nützlich als schädlich ist, so ist sie Betrügerey: so muß kein Kranker einen Arzt suchen, als bis er sterben will, damit er ihn tödte; so sind alle Wendungen des Wises vergeblich, um diese Blöße seiner Vernunft hinter ihm zu verbergen. In allen Gewerben sind mehr untaugliche Pfüscher, als wahre Meister.

Meister. Wenn es vernünftig seyn wird, darum nackend zu gehn, weil die meisten Schneider schlechte Kleider machen; so wird es auch vernünftig seyn, in einer Krankheit hülflos zu verderben, weil die Meisten, die sich mit der Arzneykunst abgeben, die Kranken übel handhaben. Wenn darum die Kunst, gute Kleider zu machen, eine lügenerische Kunst seyn wird, weil wenig gute Meister vorhanden sind; so wird es die Arzneykunst auch seyn, weil sie von Puschern wimmelt.

„Diese lügenerische Kunst, die mehr für die Uebel des Geistes, als für die Uebel des Leibes gemacht ist, ist dem einen nicht nützlicher, als dem andern. Sie heilet uns weniger von unsern Krankheiten, als sie uns das Schrecken eindringt. Sie treibt den Tod weniger zurück, als sie ihn uns im Voraus empfinden läßt. Sie nützt das Leben ab, anstatt es zu verlängern; und wenn sie es verlängerte, so würde es noch zum Nachtheile des menschlichen Geschlechts seyn, weil sie uns der Gesellschaft durch die Sorgfalt, die sie uns auflegt, und unsern Pflichten, durch das Schrecken, das sie uns giebt, entzieht. Die Kenntniß der Gefährlichkeiten macht, daß wir solche fürchten. Derjenige, der sich für unverleglich hielt, würde vor nichts in Furcht stehen. Der Poet nimmt dem Achilles das Verdienst der Tapferkeit, da er ihn gar zu sehr wider die Gefahr bewaffnet. Ein jeder andrer Mensch an seiner Stelle würde für neben den Preis ein Achilles gewesen seyn.“

Man sollte glauben, daß Herr Rousseau bey seinen Krankheiten nicht in die Hände von Aerzten, sondern von Barbaren gefallen seyn müßte, weil er sich bey einer Cur nichts, als Schrecken und Vorhersehungen des Todes, gedanken kann. Er scheint nie gehört zu haben, wie oft der bloße Anblick und ein Wort des Arztes einen Kranken von aller Furcht befreiet und aufgerichtet habe. Er hat lauter Kranke gesehen, die nicht vom Schrecken vor der Krankheit und ihrer Gefahr, sondern vom Schrecken vor der Cur zu ihren Geschäften unvermögend gemacht worden sind. Gott weiß, was dies für Aerzte und Kranke gewesen seyn mögen!

Aber

Aber er wird es den Leuten, die angenehmere Erfahrungen haben, erlauben, wenn sie sagen, daß sie vor ihrer Genesung nicht erschrocken sind, ob sie gleich ein Arzt bewerkstelligt hat; daß sie nach derselben allen Genuß der menschlichen Gesellschaft wieder erlangt haben; daß sie nur nicht an ihren Ausschweifungen Theil nehmen dürfen, und daß ihnen diese Sorgfalt nur darum auferlegt worden, um desto länger gesunde und brauchbare Mitglieder ihres Geschlechts zu seyn. Es ist übrigens wahr, daß uns die Kenntniß der Gefahren furchtsamer macht. Allein, es ist fast unbegreiflich, wie dieses Herr Rousseau hier anbringen konnte. Die Gefahren der Krankheiten lernen die Menschen nicht von den Aerzten kennen; sondern aus eigener und andrer Beyspielen. Höchstens könnte daraus geschlossen werden, daß man die Arzneykunst nicht studieren sollte. Aber was kann ein Arzt dafür, daß ein Kranker erfährt, wie gefährlich es sey, Steinschmerzen zu haben, oder ersticken zu sollen. Nimmermehr wird Herr Rousseau darthun können, daß man von den Gefahren der Krankheiten durch die Aerzte, ja auch nicht durch die unwissendsten Puschler, am meisten unterrichtet werde, denn eben diese kennen die Gefahren selbst nicht. Sind es also vielleicht die Gefahren der Cur, welche den Kranken verborgen bleiben sollten? Es sind nur wenige Curen mit Gefahren verbunden, und was hülfte es, diese, die uns noch Hoffnung zur Hülfe geben, nicht zu wissen, wenn man gleichwol jene fühlt, die uns den Muth und die Geduld nehmen. Herr Rousseau verdammt die Arzneykunst, weil sie uns den natürlichen Muth schwächt, standhaft zu leiden. Er kann also die Gefahren der Curen nicht meynen: denn eben die sind es, die diesen Muth erfordern.

„Will man Menschen von einer wahren Herzhaftigkeit finden, so suche man sie an Dörtern, wo keine Aerzte sind; wo man die Folgen der Krankheiten nicht weiß, und wo man wenig an den Tod denkt. Von Natur weiß der Mensch standhaft zu leiden, und stirbt in Frieden. Die Aerzte mit ihren Verordnungen, die Weltweisen mit ihren Lehren

Der Arzt. VIII. Th. Berth. Ausg.

2 q

„sagen,

„säßen, die Priester mit ihren Ermahnungen vermindern sein Herz, und machen, daß er das Sterben verlernt.“

Ist das Herzhaftigkeit, wenn man sich aus Unwissenheit der Gefahren nicht fürchtet? So ist der einer der Tapfersten, den ein Stein vom Dache erschlägt, indem er mit einem Freunde scherzt. Nein, dies ist nur Unwissenheit, und da, wo man keine Gefahren kennt, ist man nicht tapfer, sondern nur dumm. So ist es bey dem Viehe, und Vieh müßten wir seyn, wenn wir keine Erkenntniß von Gefahren haben sollten. So lange wir uns der Vernunft nicht entschlagen können, werden uns unsre Empfindungen und die Erfahrungen der Beyspiele Andern immer Gefahren zeigen, wo das Vieh sie freylich nicht findet. — „Von Natur weiß der Mensch standhaft zu leiden.“ — Von Natur weiß ers auch nicht. Es kommt auf den Mann und sein Gefühl an. Wer aus Mangel der Vorhersehung und Kenntniß der Gefahr in Frieren stirbt, der stirbt wie ein wildes Schwein. Wenn ihn die Aerzte, die Philosophen und die Priester feige machen, daß er das Sterben verlernt, so wird er als ein dummer Teufel leben, wenn er noch gar die Kunst flieht, welche ihn aus den Gefahren retten kann, die er so sehr fürchtet.

„Man gebe mir also einen Untergebenen, welcher alle diese Leute nicht nöthig hat, oder ich mag ihn nicht. Ich will nicht, daß andre mein Werk verderben. Ich will ihn allein erziehen, oder mich nicht damit abgeben. Der weise Locke, welcher einen Theil seines Lebens mit Erlernung der Arzneykunst zugebracht hatte, empfiehlt sehr nachdrücklich, man soll den Kindern niemals, weder aus Vorsorge, noch wegen leichter Unpäßlichkeiten, etwas eingeben. Ich werde weiter gehn; und ich thue die Erklärung: Da ich niemals für mich selbst einen Arzt berufe, so werde ich auch niemals einen für meinen Aemil berufen, wosern nicht sein Leben in einer augenscheinlichen Gefahr ist. Denn sobald dann kann er ihm nichts Aergers thun, als daß er ihn tödtet.“

Locke würde, wie man aus der Anlage sieht, ein guter Arzt geworden seyn: denn sein Rath ist der Rath weiser Aerzte,

Aerzte, welche eben so oft Grund finden, den Gebrauch der Arzneyen zu widerrathen, als zu verordnen. Herr Rousseau geht weiter, weil er keinen Theil seiner Lebenszeit auf die Arzneykunst gewendet hat, und weil er sich ist selbst vergiftet, um einen bösen Spott zu sagen, der ziemlich verbraucht ist. Wenn er den Arzt in der Todesgefahr rufen läßt, um seinen Aemil zu tödten, so wählt er übel. Ein Henker würde dieses besser verstehen. Zudem muß ja, wie er sich erinnern wird, sein Aemil selbst standhaft zu sterben wissen. Warum will er ihn also tödten lassen? Läßt er ihn in der Hoffnung rufen, daß er vielleicht durch einen blinden Zufall den Kranken noch retten könnte; so wird er seinen Aemil in Gefahr setzen, zaghaft, kleinmüthig, leichtgläubig, furchtsam vor dem Tode, zu den Gesellschaften untüchtig, und vor Euren bange zu werden. „Sein Leib wird, wie Herr Rousseau oben sagte, geheilt, und sein Muth getödtet seyn.“ Was ist ihm daran gelegen, daß sein Aemil wie eine Leiche herum geht? Herr Rousseau muß Menschen haben; und die wird er aus den Händen des Arztes nicht kommen sehn. Ich gehe also noch weiter, als er, und sage, er muß auch in Todesgefahr zu seinem Aemil keinen Arzt rufen lassen; eine Entdeckung, wofür er mir ohne Zweifel verbunden seyn wird.

Man muß erstaunen, zu sehn, was sich ein Schriftsteller erlaubt, der eines großen Beyfalls gewiß war, wenn er nicht mehr daran denkt, daß er ihn verlieren könne.

„Ich weiß wohl, daß der Arzt nicht ermangeln wird, aus diesem Aufschube Vortheil zu ziehn. Stirbt das Kind, so wird man ihn zu spät gerufen haben; kommt es davon, so wird er es gerettet haben. Es mag seyn: der Arzt triumphire; vor allem aber werde er nur nicht eher gerufen, als in der äußersten Noth.“

Ich weiß wohl, daß Herr Rousseau nicht ermangeln wird, aus dem Verfahren des Arztes Vortheil zu ziehn. Stirbt das Kind, so wird er es getödtet haben. Kommt es davon, so wird er es zaghaftig gemacht haben. Es mag seyn: Herr Rousseau triumphire; vor allem aber

bleibe der Arzt zu Hause, wenn er erst in der äussersten Noth gerufen wird.

„Weil das Kind sich nicht zu heilen weiß, so wisse es krank zu seyn. Diese Kunst ersetzt die andre, und schlägt oftmals viel besser aus. Dies ist die Kunst der Natur. Wenn das Thier krank ist, so leidet es in der Stille, und hält sich ruhig. Nun sieht man nicht mehr Thiere elend, als Menschen. Wie viel haben doch die Ungeduld, die Furcht, die Unruhe, und vornehmlich die Arzneimittel Menschen getödtet, welche ihre Krankheit würde verschont, und die Zeit allein geheilt haben? Man wird mir sagen, da die Thiere auf eine der Natur gemäßere Art leben, so müssen sie wenigern Uebeln unterworfen seyn, als wir. Nun wohl! Diese Art zu leben ist gerade eben diejenige, die ich meinem Untergebenen geben will. Er muß also eben den Nutzen davon ziehen.“

Es ist wider den Augenschein selbst, daß die Natur auch nur die meisten Krankheiten der Menschen zu heilen allein vermögend wäre. In den Fällen, wo es geschehn kann, wird noch immer ein Arzt nöthig seyn, der dieses dem Kranken sage, und ihn vor Arzneien warne. In den Fällen, wo die Natur unzureichend ist, kann sich ein Kranker ihr nicht überlassen, ohne die größten Gefahren vorher zu sehn. Machen ihn diese nicht schüchtern, so wird es auch die Cur nicht thun. Es ist zu beyden einerley Standhaftigkeit nöthig. Dabey hat er die Hoffnung, gerettet zu werden. Erschrickt er vor der Gefahr seines Zustandes, so ist sein Gemüth einmal verdorben, einmal zaghaft, und die Gefahren der Cur werden es wenig verschlimmern. Unterdessen ist Hoffnung, daß diese Cur ihn errette, damit man seinen Fehler wieder verbessern könne. Zudem haben die wenigsten Curen Gefahr, und bey noch wenigern muß sie der Kranke wissen. Inzwischen soll kein Mensch, um dieser bloß ersonnenen nichtswürdigen Sorge willen, daß er furchtsam werde, in seiner Noth diejenige Hülfe suchen, die in vielen Fällen auf eben so gewissen Beobachtungen beruht, als daß das Brodt den Hunger stille. Welch ein Mittel für ein so kleines Uebel! Auch nur
die

die schnellere Genesung und die Erleichterung des Kranken durch Arzney muß Herr Rousseau, nach seinen eignen Grundsätzen, für einen Profit des wahren Lebens halten. Kann etwa die Kunst dieses auch nicht? oder sind die Curen die geschwindesten und leichtesten, die die Natur allein verrichtet? Jedoch, was helfen alle diese Gründe? Die Thiere haben keine Hülfe, ausser der Natur. Es ist wahr; sie werden seltener krank, weil ihre Lebensart einförmiger und natürlicher ist. Allein, eben so soll der Mensch leben, nach eben den eingepflanzten Trieben, welche die Thiere leiten, und er nicht hat, nach eben der einzigen Absicht, nur sich zu erhalten, wenn er gleich als ein Mensch in irgend einem Stande leben wird, dessen Pflichten er jene Absichten aufopfern muß; und dies menschliche Thier wird dann eben so selten krank werden, und eben so wenig Hülfe nöthig haben, als die Bestien!

Sehr gut: Wenn der Herr Rousseau nur erst einen solchen Untergebenen hätte! Wenn er die Ehre haben wird, ihn so weit gebracht zu haben, daß er, wie von Thieren geworfen ist: denn die Neigungen und Schwachheiten der Geschlechter arten fort, daß er wie ein Thier lebt, und wie ein Thier zu leiden und zu sterben weiß; so werden wir sehn, was die Welt an diesem Menschen habe. Er wird ihn lehren, wie er krank seyn müsse. Er wird ihn nicht lehren, wieder gesund zu werden, damit er nichts lerne, was nicht eine Kunst der Natur ist. Sein Aemil wird in der Stille leiden, und sich ruhig halten, wenn er ein Bein gebrochen hat. Die Natur wird es ihm heilen. Es wird krumm heilen, oder abfaulen, und Aemil wird standhaft zu sterben wissen. Nun wohl! Diese Art zu sterben ist gerade diejenige, die er lernen soll.

Ich will nicht hoffen, daß Herr Rousseau die Wund-Arzneykunst vor der eigentlichen Arzneykunst vorziehn werde: denn mehr als einen einzigen nützlichen Theil der Arzneykunst kann es nicht geben.

„Der einzige nützliche Theil der Arzneykunst ist die Hygiene, oder die Anweisung, die Gesundheit zu erhalten. Diese

»Hygiene ist noch dazu nicht sowol eine Wissenschaft, als eine Tugend. Die Mäßigkeit und die Arbeit sind die beyden wahren Aerzte des Menschen. Die Arbeit schärft seine Lust zum Essen, und die Mäßigkeit hindert ihn, daß er solche nicht mißbraucht.»

Die Diätetik ist also nützlich. Sie enthält die Beobachtungen, wie Krankheiten verhütet werden. Wenn sie aber nicht verhütet worden sind, so wären Beobachtungen nöthig, wie man sie wieder vertriebe; und diese sind schädlich. Beyde Beobachtungen sind vorhanden; ja, die ersten können nicht zuverlässig genug seyn, wenn es die letzten nicht auch sind. Die Alerärzte rasen viel unsinniger in der Diätetik, als in der Kunst zu curiren. Das Vieh kann in der Lebensordnung unmöglich unser Muster seyn, wenn wir nicht Vieh mit sind. Unsre eignen Erfahrungen lehren uns die wahre Lebensordnung nicht anders, als durch Schaden, wie sie die Narren klug machen; durch Krankheiten. Die Krankheiten dürfen wir nicht curiren. Die Natur wird dies thun. Thut sie es nicht, so stirbt man in der Lehre. Es muß auf eine Handvoll Menschen nicht ankommen, so wird alles gut gehn.

»Wenn man wissen will, welche Einrichtung im Essen und Trinken dem Leben und der Gesundheit am nützlichsten ist; so darf man nur wissen, was für eine Ordnung die Völker beobachten, die sich am besten befinden, am stärksten sind, und am längsten leben. Wenn man aus den allgemeinen Beobachtungen nicht findet, daß der Gebrauch der Arznei den Menschen eine bessere Gesundheit oder ein längeres Leben verleiht; so ist diese Kunst eben dadurch, daß sie nicht nützlich ist, schädlich, weil sie die Zeit, die Menschen und die Sachen bloß vergebens anwendet. Man muß nicht allein die Zeit, die man zur Erhaltung des Lebens zubringt, da sie verlohren geht, anstatt genutzt zu werden, von der Summe abziehen; sondern wenn diese Zeit angewandt wird, uns zu martern, so ist sie ärger, als nichts. Sie ist verneinend; und wenn man billig rechnen will, so muß man eben so viel von derjenigen abziehen, die uns bleibt.

Ein

»Ein Mensch, der zehn Jahr ohne Aerzte lebt, lebt mehr für sich und für andre, als derjenige, der dreißig Jahr als ihr Schlachtopfer lebt. Da ich beyde Proben gemacht habe, so glaube ich, mehr berechtigt zu seyn, als jemand, den Schluß daraus zu ziehn.»

In diesen letzten Worten scheint die Quelle alles Giftes zu liegen, welches Herr Rousseau über die Aerzte und ihre Kunst ausgießt, und worin er sich gar kein Maas setzt. »Lebe nach der Natur,« sagt er an einem andern Orte; »sey geduldig, und verjage die Aerzte. Du wirst dem Tode nicht entgehn; aber du wirst ihn nur einmal empfinden, unterdessen daß sie ihn jeden Tag in deine gestörte Einbildungskraft bringen, und ihre lügenhafte Kunst, anstatt deine Tage zu verlängern, dir den Genuß derselben benimmt. Ich werde stets fragen: Was für ein wahres Gut hat diese Kunst den Menschen gebracht? Einige von denen, die sie heilt, würden sterben; es ist wahr: Millionen aber, die sie tödtet, würden am Leben bleiben. Vernünftiger Mensch, setze nicht in diese Lotterie, wo gar zu viel Nieten wider dich sind. Leide, stirb, oder genes; vornehmlich aber lebe bis an deine letzte Stunde.»

Das üble Humeur eines beleidigten Mannes, der viel leicht schlechten Aerzten in die Hände gefallen, vielleicht auch gute Aerzte schlecht beurtheilt hat, leuchtet aus allen Ausdrücken hervor. Herr Rousseau hätte bey ruhigerer Vernunft ohne Zweifel erwogen, daß zwischen Curiren und Tödten noch ein Drittes möglich wäre, nämlich weder zu helfen, noch zu schaden, und daß, wenn ja die Lotterie zu Stande kommen soll, auf dieses Dritte die meisten Loose treffen. Selbst schlechte Aerzte vermeiden den Untergang ihrer Kranken aufs sorgfältigste, weil Sterben ihr Gewinn nicht ist. Wo sie nicht helfen können, da schaden sie wenigstens nicht vorseßlich. Will Herr Rousseau sagen, daß in diesen Fällen die Hülfe der Aerzte wenigstens unnütz ist; so habe ich nichts dagegen. Aber sein Gegensatz ist falsch: Wenn die Aerzte einigen das Leben retten, so tödten sie Millionen, die am Leben bleiben würden. Sie mögen Millionen dagegen hilflos lassen; ich will es eine

Minute zugeben: aber sie werden vielleicht eben so viele und mehrere erretten, als sie tödten.

Ich mag mich noch so sehr von allen Vorurtheilen für die Arzneykunst los machen; ich mag den Haufen der Charlatans und Unvorsichtigen und Unwissenden noch so sehr vergrößern, und so unpartheyisch auf die Mängel unsrer Kunst hinblicken, als ich in vielen meiner Blätter, und oft gewiß mit wenig Schonung, gethan habe: so kann ich dennoch nicht aufhören, über die Frage zu erstaunen, was für ein wahres Gut diese Kunst den Menschen gebracht habe? Was kann dem Menschen ein größeres Gut seyn, als die Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit? Alles, was Herr Rousseau aus seinem Aemil bilden will, kann er nur unter der Bedingung der Gesundheit aus ihm bilden. Er will ihn nicht einmal in Arbeit nehmen, wenn er krank ist. Nun wohl! Wie soll er es anfangen, gesund zu seyn? Er soll gesund bleiben. Wodurch? Durch die Diät. Gut, so sagen alle rechtschaffene Aerzte. Wo sind nun die Aemils auf Erden, die durch die Diät stets gesund bleiben? Nirgends. Wir werden also der Aerzte entbehren können, wenn nicht mehr die Menschen, die nun sind, sondern Aemils die Erde bewohnen. Und dennoch werden sie nöthig seyn, um uns die Regeln der Diät zu lehren. Noch mehr. Alle Diät wird diese Aemils nicht unverletzlich machen. Ein Donner, ein Stein, ein Fall, wird ihre Glieder zerschmettern. Ein einziger Handgriff eines Arztes kann diesen Schaden wieder gut machen. Herr Rousseau wird ihn aber widerrathen. Ein Schreck wird den einen Aemil krank machen; eine Aergerniß einen andern; ein böser Dunst einen dritten. Die Herren Aemils werden allezeit Menschen voller Leidenschaften bleiben; sie werden irren, sie werden sich verwaarloosen. Nimmermehr kann Herr Rousseau dieses mit aller seiner Weisheit verhüten. Solchen Leuten kann ein guter Arzt gewiß und zuverlässig helfen. Ohne seine Hülfe würden sie sterben, wenigstens lange krank, zu allen Geschäften untüchtig, und sich zur Beschwerde seyn. Er hilft ihnen bald. Er verlängert ihr Leben, indem er die Quaaln verkürzt, die es lange

lange Zeit ersticken würden. Ist dies kein wahres Gut für die Menschen? Wenn Herr Rousseau nur einen Augenblick zugeben will, daß irgend eine Anzahl guter Aerzte in der Welt sey: so wird er seinen ganzen Zorn in einen Haß gegen die Charlatans und Unwissenden verwandeln; und diesen Haß hegen alle rechtschaffene Aerzte selbst.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Zwey hundert und drittes Stück.



Brem. Beyträge.

— — Der Arzt eilt, voll Erbarmen,
Wenn er der Menschen Elend sieht,
Mit seiner Hülfe nach dem Armen,
Der voll Vertrauen zu ihm flieht.



Sast in allen Theilen des menschlichen Körpers können Steine wachsen. Man hat sie unter der Zunge, im Gaumen, im Gehirne, in der Leber, in der Lunge, im Magen und Gedärmen, in der Gallenblase, in den Gelenken der Hände und Füße, und in den meisten übrigen Eingeweiden und Höhlen des Leibes gefunden. Krüger hat sogar in den Schweißlöchern der Haut Sandkörner gesehen, die ein Jucken verursacht haben. Doch sind die Urinwege, nämlich die Nieren, die Harngänge, die Blase und die Harnröhre dieser beschwerlichen Krankheit am meisten unterworfen. Man hat ganze zu Stein gewordene Nieren und Blasensteine von der Größe der Harnblase selbst gesehen, durch welche sich der Urin glücklicher Weise besondre Wege gebahnt hat.

Wenn man mich fragte, woher die Steinmaterie in unsre Körper käme; so würde ich gut antworten haben: denn es hat schon längst vor mir die ganze medicinische Schule darauf geantwortet. Einige Aerzte glaubten, daß die Steine im

im Menschen nichts anders, als seine eigene zähe und flebrichte Säfte, wären, die in den kleinsten Gefäßen stockten, gerönnen, und zu festen Massen eintrockneten. Diese Meinung ist noch nicht veraltet. Herr Eller erklärte sich in den Schriften der Preussischen Akademie für dieselbe. Andre, die dem Helmontius folgen, nehmen an, daß die Gerinnung der Säfte in den Nieren einen Weinstein erzeuge, oder daß vielmehr die Crystallisation der weinsteinartigen Salze im Blute, wenn sie sich in den Röhrchen der Nieren ereignet, den Grund zum Nierensteine lege; und der D. Mead hat in den neuern Zeiten dieser Meinung beygepflichtet. Lister machte seine Theorie nicht so künstlich. Er glaubte, daß wir mit unsern täglichen Speisen und Getränken Steintheilchen genug in unsern Leib brächten, welche bey gesunden Leuten durch die natürlichen Wege der Ausführungen, in der Gestalt kleiner Sandkörner, wieder fortgiengen; da sie hingegen in den Canälen schwacher Eingeweide, die diese gröbern Materien nicht durchlassen oder forttreiben können, stockten, sich anhäuften, und, vermittelst des natürlichen Leims unsrer Säfte in größere Massen zusammengebracht würden. Obgleich die menschlichen Steine von ganz andrer Mischung sind, als die kleinen Kiesel des Sandes und die Erde in Wasser; obgleich an vielen Orten, wo das Wasser in den Kesseln dicke Steinrinden ansetzt, die Nieren- und Blasensteine ganz unbekante oder doch sehr seltene Krankheiten sind; ja ob auch gleich schon vorlängst bekannt ist, daß man die Wasser, welche Dinge, die hinein fallen, versteinern, in ganzen Landesdistricten ohne alle Gefahr vor der Steinkrankheit trinke, und daß unter andern die berühmten versteinernenden Wasser zu Ras Sem, in der Barbarey, wenn man sie trinkt, eben so wie Quecksilber gerade durchgehen, und andre zu Clermont in Auvergne, nach Lemerys Versicherung, von den dasigen Landleuten ohne alle Gefahr vor Steinkrankheiten getrunken werden; so hat doch auch diese Meinung noch neuerlich an dem Herrn Sundertmark in Leipzig einen Liebhaber gefunden, welcher noch weiter gieng, und selbst die steinigte Materie in den Gichtknoten von den irdischen

schen Theilchen herleitete, die wir mit den Speisen und Getränken verschlingen.

Mit diesen Antworten würden sich diejenigen begnügen lassen müssen, die mich um die Erklärung einer Sache fragen wollten, die ich noch immer für sehr problematisch halte. So viel aber scheint mir gewiß zu seyn, daß, wenn auch gleich alle Menschen die Materie zu Steinen in ihren Säften bey sich führten, dennoch nur diejenigen wirklich Steine in sich erzeugen würden, deren Eingeweide, wie Lister sagte, in ihren Verrichtungen gehindert werden, so daß sie die Steintheilchen nicht gehörig durch ihre Canäle forttreiben können. »Gewiß, sagt dieser gelehrte Mann, ist die ungleiche Stärke der Theile die Hauptursache der Steine; und so sieht man zuweilen, daß die eine Niere Steine erzeugt, da die andre ganz gesund ist. Wird der Ton und die forttreibende Kraft der Nieren nicht verletzt, so werden gewiß nicht leicht Steine erwachsen, sondern die steinigte Materie wird die Gestalt des Sandes behalten.« Ich kann wohl begreifen, daß die Theorie viel andre mögliche Manieren ersinnen könnte, um zu zeigen, wie sich auch in den gesündesten Eingeweiden Steine formiren könnten. Allein, eben dieses kann sie, wenn sie uns zeigen soll, von welchen Ursachen die Epilepsie entstehe, da doch die Erfahrung lehrt, daß die wirkliche Ursache dieser Krankheit fast immer eben dieselbe, und, unter vielleicht tausend möglichen in Büchern, nur die einzige wahre in der Natur sey. Die Beobachtungen bestätigen es häufig, daß die Steine in den Eingeweiden keine ursprüngliche Krankheit derselben, sondern nur Folgen von solchen sind. Es gehen Entzündungen, Verstopfungen, Vereiterungen, Verhärtungen, gewalthätige Verletzungen dieser edlen Theile vorher. Sie werden in ihren Verrichtungen übertrieben; ihre Kräfte werden erschöpft; die Nahrung wird ihnen entzogen; ihre Federkraft geht verlohren; ihre Struktur ist entweder ursprünglich fehlerhaft angeerbt, oder sie wird durch Zufälle verdorben. Herr Eller fand in den Leichnamen derer die von Steinen in den Uringängen gestorben waren, ordentlich eine Niere, und oft beyde angegriffen, und in denen,

nen, die noch nicht völlig verborben waren, kleine Vereiterungen oder Entzündungen am Ende der ausführenden Canäle; und wenn er sie zwischen den Fingern drückte, so brachte er allemal den Kern eines Steinchens heraus, das sich hier mittelst eines Tröfchens Eiter bildete. Eben dergleichen Beobachtungen hatten schon zuvor den Hofrath Stahl, Jun. Kern und andre bewogen, den Ursprung des Nierensteins jederzeit, welches doch zu viel gesagt, und wider die Erfahrung ist, von einer vorhergegangenen Entzündung oder Vereiterung der Nieren herzuleiten; und wenn ich Beobachtungen sammeln wollte, so würde es leicht seyn, auch von den in andern Eingeweiden und Theilen des menschlichen Körpers gefundenen Steinen zu beweisen, daß ihr Grund in einem andern vorläufigen Gebrechen derselben gelegen habe. Die Ueberzeugung von dieser Sache hat die Aerzte bewogen, auf Erklärungen zu sinnen, wie bloße Vereiterungen in gewissen Theilen Steine erzeugen könnten; und Krüger hat diese Theorie sogar bey dem Steine eines Bauern angewendet, der aus dessen Gaume gekommen war.

Es ist wahr, daß in einer ganz gesunden Urinblase Steine gefunden werden können. Allein, dieses werden solche seyn, welche sich nicht in der Blase selbst, sondern in den Nieren, erzeugt, und in der Blase nur höchstens vergrößert haben. Die ursprünglichen Blasensteine sind selten, und haben bey genauer Untersuchung in den meisten Fällen offenbare Verletzungen der Blase zum Grunde. Ja, zuweilen können die Nierensteine selbst zufälliger Weise die Blase verletzen, und eine doppelte Erzeugung von zweyerley Harnsteinen veranlassen. Hierher gehören die merkwürdigen Fälle, wo sich kleine Steine, die aus den Nieren durch die Harnröhren in die Blase sinken, bey dem Ausgange dieser Röhren in die Blase stopfen, und, anstatt in sie hinein zu fallen, sich zwischen die Wände derselben einschieben, und daselbst einen verfestigten Stein formiren, der von den Häuten der Blase überall umgeben ist. Herr Littre hat, so viel ich weiß, die ersten Beobachtungen von dieser Art Blasensteinen bekannt gemacht. Hiernächst hat sie aber auch Herr Eller beobachtet, und auf

eben

eben die Weise, wie Littre, erklärt. Dergleichen Steine pflegen gemeinlich ein unheilbares Blasengeschwür nach sich zu ziehen. Zuweilen gesellen sich hierzu solche fleischigte, knotigte scirröse und schwammigte Blasengewächse, dergleichen Bagliv zweymal in Leichnamen gefunden zu haben versichert, und die alle Zufälle des Steins nachahmen, obgleich weder ein Nieren- noch Blasenstein mehr vor handen ist.

Ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich fortfahren wollte, über die Steine im menschlichen Körper zu theoretisiren. Um dieses Uebel zu verhüten, will ich alles an seinen Ort stellen, was über den Horizont eines periodischen Blatts und Schriftstellers geht, um mich auf solche Sachen einzulassen, die meinen Lesern nützlich seyn können, ohne daß sie zu wissen brauchen, wie es zugeht. Man hat weniger Gelehrsamkeit nöthig, wenn man bloß nützlich seyn will, als wenn man der Vernunft die Spuren zeigen soll, sich nützlich zu machen.

Die Steinkrankheit ist allezeit ein wichtiges Uebel; aber die Harnsteine, worunter ich diejenigen verstehe, die sich in den Harnwegen erzeugen, sind die gemeinsten und wüthendsten. Von diesen letztern allein will ich heute praktisch handeln, und zwar nicht von der Art und Weise, sie zu verhüten, weil wir dieselbe noch nicht zuverlässig wissen; nicht von der Cur der vorläufigen Ursachen der Entzündungen, der Geschwüre, u. s. w. die Steine hervorbringen: denn die ist nur für die scharfsichtigsten Aerzte, und meinen Lesern unbrauchbar; nicht von der Methode, die Steinschmerzen zu lindern, weil sie zu wüthend sind, als daß man sich dawider, ohne Zuziehung eines Arztes, selbst rathen könnte: sondern von den Mitteln, wie man die Steine aus den Urinwegen gänzlich hinwegschaffen, und dadurch alle Steinschmerzen verhüten könne, wenn auch gleich der erste Grund des Uebels bleiben müßte, wie er wäre. Kurz, ich will den Elenden, die mit Harnsteinen beschwert sind, die Hülfsmittel bekannt machen, wodurch sie die größern Steinmassen, wenn sie noch wirklich in ihrem Körper vorhanden sind, inwendig vernichten,

und

und es dahin bringen können, daß sie ohne Schmerzen in Gestalt eines Schleims oder Grieses, von ihnen gehn.

Ich könnte viel Schriftsteller anführen, die dergleichen Arzneyen für chimärisch gehalten haben; und in der That ist ihre Erfindung auch nur ein Vorzug der neuesten Zeiten. Der große Boerhaave selbst kannte dergleichen Mittel noch nicht. Allein, seine Vernunft zeigte ihm die Möglichkeit der Sache; und er wäre würdig gewesen, die wirkliche Erfindung derselben zu erleben. „Man hat nicht Ursache, sagt er, an der Erfindung eines Arzneymittels zu verzweifeln, welches so mild und gelinde wirkte, daß es die Harnblase nicht angriffe, und dennoch den Blasenstein auflöste. Ich habe selbst ein Auflösungsmittel gehabt, welches die allerhärtesten Steine in der Hand auflöste, ohne die Hand zu beschädigen, und das aus Rockenbrodte gemacht war. So verursacht auch das Auflösungsmittel, welches aus dem Eye destillirt wird, keinen Schmerz im Auge, und löst doch die Nyrhen auf, die durch ein großes und starkes Feuer nicht aufgelöst werden kann. Folglich kann auch ohne Zweifel der menschliche Fleiß eine solche Arzney wider den Stein erfinden.“

Ein Mittel, das den Stein in den Urinwegen vernichten soll, kann auf zweyerley Art wirken; entweder, daß es die Steintheilchen selbst zernage, und dieß thun die Säuren; oder daß es nur denjenigen Leim auflöse, welcher die Steintheilchen, die ursprünglich jederzeit klein sind, in größere Massen zusammenbindet: denn solchergestalt wird der ganze Stein zerfallen, und in Gestalt eines sandigten Schleims durch die Urinwege unvermerkt abgehen. Die Arzneyen, die dieses verrichten, sind laugenhaft; und wir sehen hieran ein Beispiel, wie zuweilen einerley Zweck durch ganz entgegengesetzte Mittel gleichwol erhalten werden könne. Von diesen beyden Methoden, die Steine im menschlichen Körper zu zermalmen, will ich nun einzig und allein handeln.

Von einem gewissen unbekannten Jesuiten lernte Horatius Augenius die Kunst, Steine in den Harngängen durch Säuren zu zermalmen. Ihr Geheimniß war ein Pul-

ver

ver von Kellerwürmern oder Schaben, (asellis, millepedibus,) die im Backofen getrocknet, und etlichemal mit saurem Vitriolspiritus wieder getränkt worden waren. Mit dieser Arzney verrichteten sie schöne Curen, wovon man in Schulzens Abhandlung von der Möglichkeit steinzermalnender Arzneyen, überzeugende Beyspiele angeführt liest. Nicht allein dieser gelehrte Arzt gab dieser Methode seinen Beyfall, und pries sie, vor der andern denjenigen Patienten an, die schon ziemlich abgezehrt worden, und fieberhafte Bewegungen spüren, weil die laugenhaften Arzneyen bey Fiebern nicht taugen; sondern es versicherte auch Ettmüller aus seiner Erfahrung, daß der lange fortgesetzte Gebrauch der Kellerwürmer in Rheinweine Wunderdinge verrichtete.

Bev dem allen muß man gestehen, daß diese Methode des Augenius nie so allgemein geworden, noch so viel Aufmerksamkeit erhalten hat, als die, welche durch laugenhafte Salze den bindenden Leim der Steine auflöst. Den Grund zur Erfindung dieser Methode hat eine Frau gelegt, die, wie gewöhnlich, eine Arzneykundige war, und vor ungefähr vierzig Jahren eine Menge glücklicher Curen in England verrichtete, die sie berühmt machten. Der gute Erfolg ihrer Unternehmungen gieng so weit, daß man im Parlamente die Sache als gemeinnützig betrachtete, und die Gewißheit von ihren Curen durch eine eigene Deputation untersuchen ließ. Da nun dieselbe einen günstigen Bericht erstattete, worüber sich nachgehends viel Aerzte, und selbst noch Mead, bitterlich genug beschwert haben; so wurde der Besitzerinn dieses Geheimnisses eine Belohnung von 25000 Thalern zuerkannt, wenn sie es bekannt machen wollte. Johanna Stephens, so hieß diese Arzneykundige, war weise genug, um sich zu ihrem schönen Mittel den besten Zweck auszusuchen; daher nahm sie die Anerbietung an, und die Welt erfuhr ihr Geheimniß, welche aus einem Wust von Arzneyen bestand, worinn Seife und Kalk das Wesentliche waren. Man entdeckte bald die Beschwerlichkeiten, und sogar die Unzuverlässigkeit und Schädlichkeit dieser Cur bey verschiedenen Kranken. Inzwischen ward man dadurch theils im Gebrauche

der

der Seife wider den Stein bestätigt, theils auf die nähere Untersuchung des Kalks geleitet.

Man hatte bis dahin zwar den Gebrauch der Seife, selbst wider den Stein, gekannt; aber man hatte davon noch nie, wie Johanna Stephens, täglich wenigstens drey Loth nehmen lassen. Boerhaave verordnete dieselbe einem podagrischen Herrn, täglich zu fast einem halben Quentlein. Dieser befand sich sehr wohl dabey. Aber es zeigte sich bey fortwährender Cur, daß auch Gries und Steine an der Krankheit Theil nahmen. Nichtsdestoweniger fuhr Boerhaave fort, die Seife zu verordnen, weil ihm nicht unbekannt seyn konnte, daß diese Arznei wider den Stein schon vorlängst mit Nutzen gebraucht worden war.

Indessen war es doch die Seife nicht, worauf man bey dieser Arznei das meiste Vertrauen setzen konnte. Ja es gab Aerzte, worunter Mead selbst ist, die sie sogar als höchstschädlich verwarfen. Daher geschah es, daß diese ohnedem beschwerliche Cur bald ihren Ruhm verlor, und daß man sich bemühet, das wahre Wesentliche daraus abzusondern, und allem Uebrigen zu entsagen. Solchergehalt ward der edimburgische Arzt, Herr Robert Whytt, durch diese Weiberarzney veranlaßt, den Kräften des Kalks und insbesondere des Kalkwassers wider den Stein genauer nachzuspüren; und hierinn fand er das große Geheimniß, das man so lange vergeblich gesucht hatte.

Man hat schon vorlängst im Kalkwasser eine Kraft wider den Stein gesucht, und Plinins, Bartholin, Barbette, u. a. kannten seine auflösende Eigenschaft. Allein, es hatte bisher an der Anwendung dieses Mittels in der Praxi gefehlt; und man unterstund sich selten, ein wenig große Portionen davon zu verordnen. Die Sorgen des Lemery, der nicht mehr als vier Unzen davon geben wollte, und noch dazu rieth, sich nicht des ersten, sondern des zweyten Wassers zu bedienen, und es mit Milch und Sirup zu temperiren, waren bloß theoretisch. Die Erfahrung hat gelehrt, daß man jeden Tag drey bis vier Maas, Jahr aus Jahr ein, ohne die geringste Ungelegenheit trinken könne; und wenn es ja

ja dem Magen nicht allezeit bekommen sollte, so kann man sich, nach Bürlets Rathe, der dieses Wasser in vielen andern Krankheiten mit gutem Erfolge verordnet hat, des Theriacks, oder Alicantenweins bedienen, um diesen Fehler zu verbessern. Was die Sorge wegen des ersten Wassers betrifft, so hat ein anderer edimburgischer Professor, Herr Alston, dieselbe nach wiederholten Beobachtungen völlig widerlegt. Er zeigt nämlich, daß die Proportion des Wassers gegen den Kalk, worinn man ihn auflösen will, willkürlich sey, indem das davon einmal gesättigte Wasser nichts mehr in sich hineinnimmt, und von dreyen Pfunden Kalk kaum eins sich im Wasser auflöst. Hingegen ist ein Pfund Kalk hinlänglich, fünf hundert Pfund Wasser zu sättigen; und da von diesem Pfunde doch nur der dritte Theil im Wasser aufgelöst werden kann, so folgt, daß ein Theil Kalk zu 1500 Theilen Wasser hinlänglich sey. Diesem zufolge schließt Herr Alston ferner, daß zwischen dem ersten, andern, dritten Wasser, u. s. w. kein Unterschied zu machen sey, weil das Wasser doch nie mehr auflöst, als es in sich nehmen kann. Das Kalkwasser von frischem Kalk ist nicht stärker, als das von solchem, der einige Monate alt ist, wenn man nur das Wasser lange genug darauf stehen läßt. Das Kalkwasser kann also auch durch hinzugehanen neuen Kalk nicht kräftiger gemacht werden, weil es doch nicht mehr auflösen kann; und das doppelte Kalkwasser, wie man es nennet, ist also nicht stärker, als das einfache. In wohlverwahrten Flaschen behält es lange Zeit seine Kräfte. Allein, durchs Kochen, oder in der Luft, läßt es bald allen Kalk, in der Gestalt eines Häutgens auf seiner Oberfläche, fahren, das anfangs durchsichtig, nach wenig Stunden aber eine dichte mürbe Rinde wird, die nie unter sinkt. Wenn man diese Rinde wegnimmt, so entstehen so lange neue, bis das Wasser völlig entkräftet ist. Es bleibe also nur so lange kräftig, als diese Kalkrinde noch darinn aufgelöst ist, obgleich diese sich nicht wieder in Wasser auflösen läßt, auch keine Eigenschaften des ungelöschten Kalks mehr an sich hat.

So wunderbar dieses alles ist, so hat doch Herr Alston noch viel sonderbarere Beobachtungen von diesem Wasser angeführt. Aus 69 Gran ungelöschten Kreidenkalks hat er 77 Unzen Kalkwasser gemacht, welches ungefähr 540mal mehr am Gewichte ist, als der Kalk wog. Der übrige gebliene Theil vom Kalk wog mit den getrockneten Rinden noch 65 Gran, so daß es scheint, als ob nur ein Gran ungelöschter Kalk in den 77 Unzen Kalkwasser gewesen wäre, u. s. w.

Das Kalkwasser wird zum medicinischen Gebrauche verschiedentlich zubereitet. Man kann, nach parisischer Art, auf ein Pfund Kalk, von Austerschalen, oder andern calcinirten Erden, zehn Pfund Wasser, es sey kochend oder kalt, es geschehe nach und nach, oder auf einmal, es sey auf gelöschten oder ungelöschten, auf alten an der Luft gelegenen, oder frischen Kalk gießen, und statt der zehn Pfund Wasser könnte man auch fünf hundert Pfund nehmen; nur muß der Kalk umgerührt werden, und das Wasser, ehe es wieder klar davon abgezogen wird, lange genug darauf stehen.

Dieses Wasser ist nun das Mittel, welches nicht allein alle Steine auflöst, die man darinn einweicht, wenn man nur immer das Wasser erneuert, indem die aufgelösten Theilchen seine Wirkung schwächen, sondern welches auch dem Urine die Kraft mittheilt, sie aufzulösen. Nur behauptet Herr Whytt, und mit ihm Mead, daß gewisse kieselharte Steine, die sich aber zum Glück sehr selten im menschlichen Körper befinden, davon nicht zermalmt werden können. Nichtsdestoweniger benehmen doch die Kalkwasser, auch in diesen Fällen, den Steinen die Ecken und Spitzen, und überziehen sie mit einem Schlamm, so daß sie keine Verletzung verursachen können. Der Kranke kann demnach den Trost haben, zu wissen, daß sein Feind nicht allein keine neue Kräfte erlangt, sondern auch, daß er die Kräfte zu schaden verlohren hat.

Die großbritannischen Aerzte, welche den innerlichen Gebrauch des Kalkwassers vor allen versucht hatten, haben, nachdem sie dessen Kräfte wider den Stein kennen gelernt, eine Menge glücklicher Versuche damit angestellt, wovon man

bey

ben ihnen die umständlichen Berichte lesen kann. Ich will bloß, zur Erläuterung der Sache, die Cur hier erzählen, welche Herr Alston an sich selbst verrichtet hat. Er befreiete sich durch das Kalkwasser von einem jährigen Blasensteine, welcher fünf Viertel Zoll lang und dick war. Sein Kalkwasser war in der Proportion verfertigt, daß acht Pfund Wasser auf ein Pfund Kalk kamen. Er trank täglich davon anderthalb Pfund durchgeseiget, und das Gefäß ward immer mit frischem Wasser nachgefüllt. Diese Cur dauerte so fort vom 6ten Julii 1748, bis zum November 1749, da Herr Alston einen Tag um den andern von diesem und von Austerschalen Kalkwasser trank. Im September 1750 war das Pfund Kalk noch nicht unkräftig geworden; nur mußte das Wasser länger darauf stehen, um sich zu sättigen, und die Rinde zu sehn. Herr Alston versichert, daß er den 27sten May 1750 völlig von seinem Uebel befreiet worden, ob er gleich zur Sicherheit den Gebrauch noch eine Zeitlang fortsetzte.

Das Wasser schmeckt einmal scharfer, als das andre; doch ist es überhaupt von seifenhaftem, scharfen und urindsen Geschmacke. Es hält, wie Herr Alston häufig beweist, die Fäulniß des Wassers und der Thiere auf; und in so fern widerspricht er den Versuchen des Herrn Pringle, welche darthun sollten, daß das Kalkwasser eine schon angegangene Fäulniß nicht nur nicht hebe, sondern noch ärger mache. Er bemüht sich auch, zu zeigen, worinn es Herr Pringle, vielleicht verfehln haben könne, und beweist, daß das Kalkwasser ein stärkeres Mittel wider die Fäulniß (antisepticum) sey, als eine starke Infusion von Chamillenblumen; ja, er preiset es sogar den Schiffen an, weil ein klein wenig ungelöschter Kalk eine große Menge Wasser vor der Fäulniß bewahren kann. Dieses Getränk ist außerdem unschädlich, und man kann es sicher zum beständigen Getränke trinken. Es verdünnet, reinigt, und treibt den Harn, und ist wider verstopfte Eingeweide, oder von zähem Schleime verstopfte Drüsen, wider schmerzhaften Urin, Fieber, und viel andre Krankheiten, deren Verzeichniß Bürllet gegeben, ein gutes Mittel.

R r 2

Hr:

Herr Whytt hat, so viel ich weiß, die ersten Versuche bekannt gemacht, Injectionen vom Kalkwasser in die Blase der Kranken zu bringen; und dieses hat ihnen nicht die geringste Beschwerlichkeit verursacht: welches doch bey den Versuchen andrer Aerzte nicht immer so gut gelungen ist. Diese Injectionen haben nicht nur den Stein aufgelöst, sondern auch die Geschwüre der Theile geheilt, zu welchen sie hingelangten. Solchergestalt mangelt derjenigen Entdeckung nichts mehr, zu welcher Boerhaave dem menschlichen Geschlechte im Voraus Glück zu wünschen schien; und dieses Mittel enthält alle Eigenschaften, welche van Helmont davon verlangte.

Herr Whytt hat noch einige diätetische Regeln beym Gebrauche des Kalkwassers angepriesen, die ich kürzlich berühren muß. Die gegohrenen Liqueurs, die Salze, der Honig, die Früchte und Saamen, die Säure in sich enthalten, vermindern die Kraft des Kalkwassers, und müssen also von denen vermieden werden, die eine baldige Genesung wünschen. Milch, Zucker, und Pflanzen, die Gegen Säuren sind, als Zwiebeln, Knoblauch, Selleri, sind der Arzney nicht entgegen. Unter den Purganzen müssen die, so das Kalkwasser trinken, die Aloe, Rhabarber, Jalappe, Senne und Manna erwählen. Der süße Salzgeist verändert die Wirkung des Kalkwassers nur sehr wenig; und können sich daher diejenigen desselben bedienen, denen dieses Wasser Alteration, Ekel und Hitze verursachen sollte.

Es ist der Mühe werth, eine vom Herrn v. Zaen mit der heute von mir gerühmten Steinarzneyen versuchte Cur hier zur Erläuterung beizufügen.

Ein Schuster, welcher ganzer sieben Jahr ein Märtyrer des Blasensteins gewesen war, ward zum Versuch ein ganzes Jahr ins Krankenhaus genommen. Man gab ihm stets eben soviel Milch als Kalkwasser, und er fieng die Cur erst nur mit wenigen Lothen an, stieg hernach auf ein Maas, und trank endlich täglich vier Pfund Kalkwasser, und eben so viel Milch. Man spritzte ihm auch täglich ein bis zweymal, vermittelst eines eigentlich hierzu verfertigten Instruments,

ments, Kalkwasser mit Milch vermischt, in die Blase. Mit dem Trinken kam er gut fort: allein das Einspritzen konnte er auf keine Weise ausstehen, ob man es gleich nach aller Kunst und Klugheit, und mit Veränderung der Menge und Materie versuchte. Man folgte demnach dem Rathe des edimburgischen Professors, Herrn Whytt, und gab diesem Kranken vom November 1756. bis in den Junium 1757. täglich zwey ganze Loth venetianische Seife, ausser der obgedachten Menge von Kalkwasser und Milch. Auf solche Weise hat er in dieser Cur siebenzehn Pfund Seife und funfzehnhundert Pfund Kalkwasser mit funfzehnhundert Pfund Milch verzehrt.

In der Mitte dieser Cur fing der Kranke an, den Urin so leicht zu lassen, als irgend ein Mensch thun kann, der nie den Stein gehabt hat; er hatte von selbiger Zeit an kein Brennen mehr beym Urinlassen, keine Zurückhaltung des Urins, keine Art von Schmerzen, und konnte den Urin so lange, wie ein gesunder Mensch halten, und in diesem Zustande der Besserung ist er von der Zeit an bis ist beständig geblieben; ja ob er gleich nun schon seit vier bis fünf Monaten das Krankenhaus wieder verlassen, und, aus Ueberdruß der langen Cur, die Arzneyen nicht mehr genommen hat, auch nach seinem Belieben ohne Unterschied, alle salzige und saure Speisen häufig genießt, so bleibt er doch noch immer völlig gesund. Nichtsdestoweniger beweist die Untersuchung mit dem Catheter, daß der Stein noch in der Blase sey, und es geht auch noch täglich ein schleimigter Urin fort. Herr Whytt erklärt diese Sache. Das Beyspiel des Ritters Walpole und andrer, hat ihn gelehrt, daß die Steine, wenn sie auch durch diese Cur nicht aufgelöst werden, dennoch davon ihre rauhen Spitzen verlieren, und mit einer schleimigten Rinde überzogen werden, wodurch der Stein gehindert wird, Schaden zu thun. Sollte aber ein so übermäßiger Gebrauch laugenhafter Arzneyen nicht Gefahr bringen, daß die Säfte davon zu sehr aufgelöst und faulend würden? Weder Herr Whytt, noch andre, haben dieses jemals bemerkt, und auch bey dem gegenwärtigen Kranken

hiervon keine Spur zu finden gewesen. Denn nachdem er gesund und vollblütig geworden war, und ihm deswegen die Ader geöffnet werden mußte, hat das ganze Auditorium sein Blut gesehen, welches das beste von der Welt war.

Nach dem allen, was ich heute vom Kalkwasser, zum unvergänglichen Ruhme der neuern Arzneykunst, gesagt habe, wird es meine Leser auf eine angenehme Weise befremden, wenn ich ihnen verkündige, daß es ein noch andres Mittel wider den Stein gebe, welches die Wirkung des Kalkwassers noch weit übertrifft, und wovon schon die überzeugendsten Proben am Tage liegen. Ich werde von dieser vortreflichen Arzney in meinem folgenden Blatte ganz umständlich handeln, weil ich gewiß glauben darf, daß sie in dieser Absicht bey weitem noch nicht so bekannt sey, als sie es zum großen Nutzen vieler Elenden zu seyn verdient. Ist will ich zum Beschlusse nur noch die in England berühmt gewordene Methode des D. Chitticks wider den Stein, mittheilen, weil sie eigentlich zu meinem heutigen Vortrage gehört.

Man kocht zwey Pfund Fleisch vom Halse eines Kalbes mit fünf Maasß Wasser so lange bis drey Pfund Brühe übrig bleiben. Alles Fett muß davon abgenommen werden.

In einem Maasse dieser Bouillon löst man vier Theelöffel voll von einer Seifensiederlauge, und so viel Extract von Rheinfarn auf, daß es darnach schmeckt. Es könnte jedes andre feste Laugensalz genommen werden. Doch ist die Lauge, die zur Verfertigung der Seife gebraucht wird, allen übrigen Auflösungen per deliquium, oder mit Wasser, vorzuziehen.

Von dieser Arzney nimmt man früh nüchtern ein Maasß, das andre Mittags, und das dritte Abends, jedes nach und nach in einer Stunde, und fastet zwey Stunden darauf. Dieses Mittel wird lange Zeit fortgesetzt, und so löst es bey genauer Diät, den Blasenstein binnen drey bis sechs Monaten wirklich auf; nur muß vorher der Kranke von allen andern Zufällen und Nebenkrankheiten völlig curirt worden seyn. Die Dosis des Laugensalzes in der Kalbfleischbrühe wird, nach Befinden, vermehrt oder vermindert. Das

Das wesentliche der Diät bey der Cur ist dieses. Alles Salz, selbst beyhm Fleische, alle Arten von Fett, Butter, Rohm, Milch mit Rohm, Käse, Fische, Eyer, Brühen, Buttergebackenes, alles Gemüse und alle Gewächse sind schädlich; doch sind Erdäpfel, Zwiebeln, Cartoffeln, ohne Butter erlaubt. Früchte sind verboten. Alles zur Säure geneigte Getränk, Wein, Eider, gegohrne Säfte, sind schädlich. Hingegen dient Ochsen- Hammel- Kalb- Lamm- Hühner- Endten- Rebhühnerfleisch, nur aber bloß in ihrer natürlichen Brühe. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser mit ein wenig Brantwein vermisch. Mäßige Leibesübungen sind nützlich.

Mit dieser Arzney sind in England viel wichtige Curen bewerkstelligt worden.

In einer alten Handschrift hat man folgende ähnliche Vorschrift gefunden:

Man löst zwey Loth Weinstainsalz in anderthalb Nößel kochendem Regenwasser auf, und thut fünf Loth ungelöschten Kalk, der noch heiß und erst aus dem Ofen gekommen ist, hinzu. Von dieser Auflösung mischt man dreyßig Tropfen in ein Nößel magere Kalbfleischbrühe, wovon in einer breiten Schüssel alles Fett abgenommen worden. Man trinke dieses langsam binnen einer Stunde aus, thut solches täglich drey mal, und meidet alles Saure, Salzige und Gemüse. Zum Getränke dient Brantwein mit Wasser, oder ein andres unschmackhaftes Getränk. Man hat sich nicht daran zu kehren, wenn in den ersten acht bis vierzehn Tagen keine Besserung bemerkt wird.





Zwey hundert und viertes Stück.



von Haller.

— — Seht diesen Schab, er rollt zu euren Füßen.

In meinem vorigen Blatte habe ich erzählt, daß die Aerzte Kalkwasser machen, womit sie die Harnsteine im menschlichen Körper zermalmten. Die Natur macht auch eine Art von Kalkwasser, und die Steinzermalmenden Kräfte desselben sind wirklich größer, als des künstlichen. Ich werde das heutige Blatt dazu anwenden, dieses zu beweisen.

Wir haben es den fleißigen Beobachtungen und Versuchen des berühmten Herrn Gottlob Carl Springsfelds zu danken, daß wir das Carlsbader Wasser als die beste Steinzermalmende Arznei kennen, die noch bis diesen Tag entdeckt worden ist. Wenn dieses Wasser einige Stunden in den Badestuben gestanden hat, so wird es nicht nur milchigt, wie Kalkwasser, sondern es schwimmt auch eben eine solche zarte erdigte Haut oben auf, und es hat ausserdem auch den sanft zusammenziehenden und trocknenden Geschmack, wie man am Kalkwasser beobachtet. Die Kalkerde ist in demselben mit einem bitteren Mittelsalze und etwas laugenhaftem verbunden; und wenn der Geschmack von diesen Salzen den Unterschied nicht einigermaßen verriethe, so würde man leicht das Kalkwasser mit dem Carlsbader verwechseln.

Diese Uebereinstimmung beyder Wasser rechtfertigt den Schluß auf die Uebereinstimmung ihrer Wirkungen; und die Versuche des Herrn D. Springsfeld setzen die Sache ausser Zweifel. Wenn ich das Wesentliche dieser Versuche hier erzähle, so thue ich es darum, weil ich glaube, daß die neu entdeckten Tugenden dieses Gesundbrunnenwassers nicht geschwinde genug allgemein bekannt werden können.

Am

Am 20sten Junii 1749 setzte Herr Springsfeld einen ziegelfarbigen Blasenstein, der fünf Loth wog, in einem Porcellangefäße nahe zu der Quelle des stärkern Brunnens, die der Brudel genennt wird, so daß er von dem warmen Wasser beständig befeuchtet wurde. Den zweyten Tag fing die äufre Rinde schon an, weich zu werden; den dritten Tag konnte man mit dem Nagel eine kleine Grube hineindrücken; den vierten und fünften wurde er bis auf den Kern verzehrt; den sechsten war auch der Kern schon ganz aufgelöst. Auf dem Boden des Gefäßes aber zeigte sich eine weiße flebrigte Materie, wie ein Brey oder frisch gelöschter Kalk; denn man konnte ihn zwischen den Fingern nicht fühlen. Das Porcellangefäß aber war überall mit einer Luffsteinrinde, eines Strohhalms dick, überzogen. Denn es ist bekannt, daß das Carlsbader Wasser alle harte Körper, als Holz, Stroh, Knochen, Steine, u. d. gl. in einer Nacht mit einer solchen Rinde überzieht; dahingegen die allerhärtesten Blasensteine und harter Käse nicht überzogen, sondern vielmehr aufgelöst werden.

An eben demselben Tage wurden in einem andern Gefäße einige kleine Steine von der Größe einer Erbse hingesezt, die den folgenden Tag völlig zergangen und aufgelöst waren. Ein löthiger Stein, welcher im Junio 1750 hingesezt worden, war am vierten Tage völlig verschwunden. Ein gichtischer Geistlicher, der sich dieses Jahr des Wassers bediente, ließ während der Cur sechs Steine mit dem Urine weg, welche insgesamt eben so probirt, und von dem Wasser verzehrt wurden.

Im Junio 1751 ward ein ästiger, weißlicher, löchrigter, rauher Blasenstein von fast zwey Loth der vorigen Probe untergeben. Am zweyten Tage waren die ästigen Spitzen schon verzehrt, und gleichsam abgerieben. Der noch übrige Theil war gar nicht rauh, sondern so weich, wie frischer Käse, und ließ sich mit den Nägeln leicht eindrücken. Am vierten Tage war der ganze Stein in einen weißen Brey verwandelt.

Nr 5

Weil

Weil in den Gegenden des Carlsbades die Steinkrankheiten selten sind, so verstrichen zwey Jahr, ehe Herr Springsfeld Steine zu neuen Versuchen bekommen konnte.

Im Jahre 1754 erhielt er einen halblöthigen, gleichsam glatt polirten Stein von besondrer Farbe, der fast so hart als ein Kieselstein war, und einem Marmor glich. Zur Bewunderung lösete das Wasser diesen harten Stein noch schneller auf, als die vorigen; denn es waren nach vier und zwanzig Stunden nur noch zweyen Gran davon übrig. Dieser Stein lag nicht in einem Gefäße, sondern hing in einem weitläufig gewebten leinenem Beutel, dessen Faden mit Tuffstein überzogen worden, im Wasser. Der berühmte Herr Lieberkühn war ein Augenzeuge dieses Versuchs. Ein Badegast, welcher vom Nierensteine den Blutharn hatte, brachte einige kleine Steine mit sich, die er vor einigen Jahren gelassen hatte. Mit diesen stellten die Herren Lieberkühn und Springsfeld folgende Versuche an.

Sie wurden in vier gleiche Theile getheilt, deren jeder sechs Gran wog. Einer wurde in den Brudel, als die stärkere Quelle, einer in die neue Quelle, und der dritte in die sogenannte Quelle bey der Mühle gelegt. Nach zwölf Stunden hatte der erste Theil fünf Gran, der zweyte viere, und der dritte nur einen Gran von seinem Gewichte verloren. Der vierte Theil der Steine ward in einer Leinwand vor den Boden eines Trichters gelegt, damit der oberwähnte Badegast täglich den Urin, den er, nach getrunkenem Brunnenvasser, noch vor der Mittagsmahlzeit ließ, über diesen Theil seiner Steine lassen möchte. Nach Verlauf von acht Tagen waren von diesen Steinen vier Grane aufgelöst. Dieser Patient gab während der Cur einige kleine Steine mit dem Urine von sich, welches ihm seit vier Jahren nicht mehr begegnet war. Es erfolgte zwar in diesen drey oder vier Tagen ein stärkeres Blutharnen, welches aber nachhero ganz aufgehört hat, und seit der Zeit ist er von seinen vorigen Beschwerden völlig frey geblieben, und hat sich beym besten Wohlsfeyn befunden.

Im

Im folgenden Jahre wurde ein großer Blasenstein mit einer Säge in vier fast gleiche Theile zerschnitten. Der erste Theil, der anderthalb Quentlein und neun Gran wog, wurde in einem leinenen Beutel in den Brudel, der zweyte, von anderthalb Quentlein und sechs Gran, in die neue Quelle, der dritte, von anderthalb Quentlein und drey Gran, in die Mühlenquelle gesenkt; und nach vier Tagen hatte der erste ein Quentlein und fünf und zwanzig Gran, der zweyte ein halbes Quentlein und drey Gran, und der dritte nur sechs- zehn Gran verloren.

Um nun auch die Verhältniß der Kräfte des warmen Brunnenvassers und des Kaltwassers zu erforschen, wurden drey gleich schwere Stückchen von Blasensteinen, jedes von einem halben Quentlein, in eben so viel gleich große gläserne Flaschen gethan. Auf das eine Stück wurde frisch gebranntes Eyserschaalenkalkwasser, auf das andre Gesundbrunnenvasser, und auf das dritte der Urin gegossen, den ein Brunnengast täglich nach getrunkenem Brunnenvasser vor der Mittagsmahlzeit ließ. Die Flaschen wurden an einem warmen Orte in den Seitencanal des Brunnens, wo das warme Wasser herausfließt, hingestellt. Das Fahrenheitische Thermometer stieg allda bis auf sechs und neunzig Grade, welches der Grad der Wärme des menschlichen Bluts zu seyn pflegt. Alle drey Wasser wurden vierzehn Tage lang täglich erneuert. Den funfzehnten Tag wurden die Ueberbleibsel der Steine herausgenommen, getrocknet und gewogen. Das Stück aus dem Kaltwasser hatte einen Gran, das, aus dem Gesundbrunnenvasser, sechs Gran, und das, aus dem Urine, fünf Grane verloren. Solchergestalt war die Kraft des Brunnenvassers sechsmal, und des Urins fünfmal stärker, als die Kraft des Kaltwassers gewesen.

Wenn diese Versuche in der Praxi angewendet werden sollen, so muß man hauptsächlich auf die auflösende Kraft des nach getrunkenem Brunnenvasser gelassenen Urins sehn; denn davon allein müssen wir zur Auflösung des Steins im menschlichen Körper alle Hülfe erwarten. Es kam also nur darauf an, die Kraft des Urins der Brunnengäste genauer zu erforschen.

Man

Man nahm einen fast zweylöchigen ziemlich harten und festen Blasenstein, band ihn in einem Stückchen Leinwand vor die Oeffnung des Trichters, damit der Stein nicht wegkommen, der Urin aber doch frey vorbeys fließen konnte, und einer von den Brunnengästen mußte täglich Vormittags nach getrunkenem Brunnen seinen Urin darüber lassen. Am sechzehnten Tage war der Stein bis zur Hälfte aufgelöst; der noch übrige Theil aber war so löchrigt, zerfressen und mürbe, daß er fast aus einander fiel. Damit man aber nicht glaubte, daß vielleicht jeder andrer gesunder Urin eben dasselbe thun möchte, so machte Herr Springsfeld mit seinem eignen Urine die Probe zwölf Tage lang, täglich zu verschiedenenmalen, an einem zwey Quentlein schweren Steine; fand aber sein Gewicht um zween Gran vermehrt, weil sich wirklich neue Crystallen angefest hatten.

Nach der Zeit hat der Herr D. Springsfeld seine Versuche an einer Menge von Steinen wiederholt, die ihm der Herr Lieberkühn mitgebracht hatte. Er theilte den härtesten in vier Stücke, deren jedes vier Scrupel wog. Er goß in eben so viel gläsernen Flaschen auf das erste neues Austerschaalen-Kalkwasser, auf das andre Gesundbrunnenswasser, auf das dritte den Urin eines Brunnengastes, und auf das vierte den Urin eines Menschen, der früh nichts, als einige Tassen Thee, zu sich nahm, sonst aber ganz gesund war. Die Flaschen wurden an den obbeschriebenen warmen Ort gesetzt, und in stets gleichem Grade der Wärme erhalten. Die gestrigen Wasser wurden täglich ab- und neue aufgegoßen. Nach zwanzig Tagen wurden die Ueberbleibsel der Steine herausgenommen, getrocknet und genau gewogen. Der im Kalkwasser hatte fast drey Gran, der im Brunnenswasser achtzehn Gran, der im Urine des Brunnengastes vierzehn Gran verloren, und der im gesunden Urine war um drey Gran schwerer geworden.

Nach diesen Erfahrungen behält das Carlsbader Wasser und der Urin der Brunnengäste unstreitig vor dem Kalkwasser einen großen Vorzug in der Kraft, die Harnsteine aufzulösen. Hierzu kommen aber noch andre Erfahrungen.

Der

Der Herr D. Lieberkühn bemerkte bey Gelegenheit dieser Versuche Crystallen von zweyerley Art im Urine, nämlich rothe und weiße. Die rothen, welche sich schon vor der Brunnencur im Urine erzeugt hatten, lösten sich, wenn sie wohl ausgewaschen waren, in dem bey dem Brunnentrinken gelassenen Urine nicht auf; wol aber in dem vor der Cur gelassenem Urine. Die weißen Crystallen wurden in dem während der Cur gelassenen Urine aufgelöst, nicht aber in dem andern; und hieraus muthmaßte dieser gelehrte Mann, daß vielleicht die weißen Crystallen nur die Materie und den Kern zu den Blasensteinen geben. Dem sey aber, wie ihm wolle, so äusserte das Brunnenswasser bey ihm die Wirkung, welche Herr D. Springsfeld auch bey andern oft bemerkt hat, daß der Urin nunmehr die weißen Crystallen auflöste, die sich doch vor der Brunnencur in großer Menge an das gläserne Urin-glas angefest hatten. Eben so hat auch Herr D. Springsfeld öfters beobachtet, daß diejenigen, deren Urin vor der Brunnencur sehr viel von der feinigten Materie, die sonst Tartar genennet wird, niedergesetzt hatte, nach geendigter Cur lange Zeit einen viel reinern Urin, der dergleichen Theilchen nicht bey sich führte, gelassen. Ferner beobachtete er bey einem mit Nierenschmerzen befallenen Brunnengaste, daß er fast zween Monate lang, so lange er den Brunnen trank, täglich eine fast unglaubliche Menge eines zähen weißen Schleims mit dem Urine weggelassen, welcher, da er im Fließpapier, wodurch der Urin filtrirt worden, gesammelt und untersucht wurde, nichts anders, als ein erdigtes, weißes, gleichsam von einem Steine abgeriebnes Pulver gewesen, und so häufig abgegangen, daß das, was in den vier letzten Wochen gesammelt worden, über sechs Loth betragen. Wenn dieses Pulver in den Urin eines Brunnengastes geworfen wurde, so verwandelte es sich sogleich in einen weißen Schleim, in dem Urine eines andern aber, der sich des Brunnens nicht bediente, fiel es wie ein erdigtes Pulver zu Boden.

Herr Whytt hat beobachtet, daß das Kalkwasser, welches die Harnsteine auflöst, die Gallensteine unverändert lasse, und

und eben dasselbe hat Herr Springsfeld an dem Carlsbader Wasser beobachtet; ja, es hat dieselben sogar mit einer neuen Rinde überzogen. Hingegen löst das Carlsbader Wasser den Zahntartar auf, der sich bey vielen Brunnengästen in der Zeit der Cur völlig verliert; und es erhellet hieraus, daß dieser Zahntartar der Natur der Harnsteine viel näher komme, als die Gallensteine.

Weil ich nicht zweifle, daß viele meiner Leser von diesen besondern Eigenschaften des Carlsbader und Kalkwassers gern alles wissen möchten, was erfahrene und gelehrte Aerzte davon denken; so will ich den ganzen Beschluß der Abhandlung des Herrn D. Springsfelds hier einrücken, zumal da dieses ganze Blatt ohnehin nur ihm allein Ehre machen kann.

„Wenn sich jemand wundern wollte, wie es komme, daß der Urin der Brunnengäste so kräftig sey, die Steine aufzulösen; so ist zu bedenken, daß in diesem Urine die Eigenschaft des getrunkenen Gesundbrunnenvassers wirklich enthalten sey, und erhalten werde. Das Carlsbader Wasser ist laugenhaft, und braust mit sauren Dingen auf. Dieses thut auch der Urin der Brunnengäste, der noch vor der Mittagsmahlzeit gelassen wird, wenn man nämlich die gewöhnliche Menge Wasser zu sich genommen, und sonst kein andres Getränk darauf getrunken hat. Nach der ordentlichen Regel aber trinkt man sechs, sieben, ja meistens acht Pfund Brunnenvasser. Es ist also hieraus die Kraft des Urins, wenn er lange zurückgehalten wird, die Steine in der Urinblase aufzulösen, sehr leicht zu begreifen. Ich zweifle auch nicht, daß man vermittelst der Einspritzung des Gesundbrunnenvassers die Auflösung des Blasensteins versuchen könnte, ob ich gleich noch keinen Versuch damit angestellt habe, und es auch nicht für nöthig halte, da die Kraft des Urins der Brunnengäste bey dem Carlsbader Wasser hinlänglich ist. Herr Dessault, der auf gleiche Weise den nützlichen Gebrauch der mineralischen Wasser zu Bareges zur Auflösung des Nieren- und Blasensteins angepriesen hat, rühmt eben diese Kraft des bey dem Brunnentrinken gelassenen Urins, dem Herr

Meig-

Meighan, ein englischer Arzt, der von den Wassern zu Bareges eine besondre Abhandlung geschrieben, hierinn beystimmt. Nach diesen Aerzten hat Herr Basseville mit diesen Wassern, in Ansehung dieser Eigenschaft, sehr viele Erfahrungen angestellt, ob er gleich bekennet, daß er in seinem mineralischen Wasser nicht alle Steine habe auflösen können. Daß das Carlsbader Wasser, in Ansehung der Eigenschaft, den Blasenstein aufzulösen, schon lange berühmt gewesen sey, können wir aus den Schriften des ehemals sehr berühmten Doctor Schachers ersahn, der von dem Gebrauche des Carlsbades bey dem Nieren- und Blasensteine eine besondre Abhandlung geschrieben hat. Es enthält diese Schrift verschiedne Geschichte von Patienten, die durch das Carlsbader Wasser von dem Steine befreiet worden. Er hat aber keine Versuche, die mit Steinen selbst wären angestellt worden; die wir hingegen, wie ich glaube, hinlänglich gezeigt haben.

Wir müssen nun noch einiges beysügen, auf was Weise das Carlsbader Wasser den Stein auflöse. Es ist bekannt, daß saure Sachen, besonders aus dem Mineralreiche, die in dem Körper der Thiere erzeugten Steine auflösen, indem sie mit einer zerstörenden Kraft auf die erdigten Theile wirken, sie von einander trennen, und sich mit ihnen vereinigen. Dieses kann man von laugenhaften Dingen nicht sagen; denn diese rühren erdigte Körper nicht an. Wenn wir bisweilen die Natur bis in ihre geheime Werkstatt begleiten, so entdecken wir oft Verschiednes durch einen Zufall, was uns sonst unbekannt geblieben wäre. Wenn man auf die ächten Krebssteine in einem gläsernen Gefäße Salpeter- oder Vitriolgeist gießt, und dieses Gefäß an einem ruhigen Orte lange stehen läßt, so bemerkt man auf dem Boden des Gefäßes, wenn die Auflösung der erdigten Theile gänzlich aufgehört hat, eine zähe Haut oder Gallert, die die Figur des aufgelösten Steins noch ganz genau vorstellt, in welche die sauren Säfte nicht haben wirken können. Eine dergleichen gallertartige Masse bleibt auch nach einer Auflösung der bloßen Steine mit sauren Sachen zurück, besonders wenn sie etwas klein sind. Wenn ein solcher Krebsstein in eine laugenhafte Feuchtigkei-

von

von Weinssteinsalz oder Nitro fixo gelegt wird, und lange genug darin liegen bleibt; so bemerkt man an diesem Steine eine solche Veränderung, die man eine Auflösung nennen könnte. Doch findet man den Stein mit einem flebrigten Wesen umgeben, und es zeigt sich ein solcher Stein, wenn er herausgenommen, und wieder getrocknet worden, auf einer genauen Wage nicht nur ziemlich leichter, sondern er ist auch viel leichter zu zerreiben, welches hauptsächlich beweist, daß er etwas verlohren habe. Ja, wenn eben dieser Stein nachher etlichemal mit warmen Wasser abgewaschen wird, damit alle die laugenhaften Theile, die etwa noch daran hängen, davon wegkommen, und nachher wieder in einem sauren Geiste aufgelöst wird; so läßt ein solcher Stein, nach der Auflösung der erdigten Theile, keine solche Haut zurück, wie vorhin, woraus also erhellt, daß diese Gallert schon vorher durch die Lauge gänzlich ausgezogen worden sey. Eben dieses geschieht auch mit bloßen Steinen.

Es scheint also mehr, als wahrscheinlich, daß das Kalkwasser und Carlsbader Wasser wegen ihrer laugenhaften und kalkigten Natur, worin sie mit einander übereinkommen, nur diejenige Gallert oder den thierischen Leim auflöse, womit die erdigten Theile unter sich zusammenhängen, nach dessen Zerstörung und Auflösung sie nothwendig zerfallen müssen. Hieraus kann man auch den Ursprung der weißen flebrigten Materie erklären, die, wie ein Schleim, nach der Auflösung der bloßen Steine in dem Carlsbader Wasser, auf dem Boden des Gefäßes zurückbleibt. Es war dieses nämlich nichts, als der erdigte Theil dieser Steine, der nun alles gallertartige Wesen, das seine Theile vorher verband, verlohren hatte. Hierdurch können wir auch einigermaßen die Ursache angeben, wie es gekommen, daß die Alten verschiedene Dinge für Steinzermalnende Arzneymittel gehalten, die von einander ganz entgegengesetzter Natur und Wirkung sind. Denn einige (als **Vasilius Valentinus**, **Paracelsus**, **van Helmont**, **Sofmann**, u. a.) rühmten laugenhafte; andre hingegen saure Dinge. (**Sylvius**, **Augenius**, **Laurenberg**, **Dippel**.) Mit diesen suchten sie die erdig-

ten Theile, mit jenen den Leim, der solche verbindet, aufzulösen. Der Leim, der die Gallensteine zusammenhält, ist keine solche Gallert, wie in den Harnsteinen, sondern ein fettes entzündbares Del, welches weder das mineralische laugenhafte Wesen des Carlsbader Wassers, noch die besondre eigenthümliche Kraft des Kalkes, die auch im Carlsbader Wasser zu seyn scheint, angreifen kann. Ist vielleicht bey den Gallensteinen eine Seife wirksamer? Oder sind etwa die aus frischen Kräutern gepreßten Säfte vorzuziehn? Es ist zu meinem Endzwecke genug, daß ich hier, wie ich hoffe, nicht nur die Steinzermalnende Kraft des Carlsbader Wassers, sondern auch dessen Vorzug hierin vor dem Kalkwasser erwiesen habe. Ueber dieses ist dies Gesundbrunnenwasser gar nicht so eckelhaft, als das Kalkwasser, so daß man solches sechs, sieben bis acht Monate lang, ohne einige Unbequemlichkeit fortgebrauchen kann, welches vom Kalkwasser nicht kann gesagt werden. Die einzige Schwierigkeit hierbei ist, daß man sich des Kalkwassers zu Hause bedienen kann, da man hingegen nach dem Bade reisen muß; welche Beschwierlichkeit hingegen durch die Vortreflichkeit dieses Mittels, durch dessen viel angenehmeren Geschmack, und durch andre Bequemlichkeiten, die sich bey dem Gebrauche des Gesundbrunnen zeigen, vollkommen ersetzt wird.

Ich habe durch die ausführliche Mittheilung aller dieser neuern Entdeckungen wider eins der grausamsten Uebel in der Natur nicht allein der Menge der Elenden, die unter seiner Wuth seufzen, eine fröhliche Hoffnung zu ihrer erwünschten Befreyung, sondern auch den Verächtern unsrer Kunst ein überzeugendes Beyspiel geben wollen, wie viel der Fleiß der Kunst zur Verminderung des menschlichen Elendes noch immer beynahme; wie wenig auch die verstecktesten inwendigen Krankheiten von guten Ärzten bloß auf ein Gerathewohl, ohne Einsicht und Ueberzeugung, und mit der Absicht, zu tödten, curirt werden, und wie unzufrieden wir selbst mit den grausamen Curen sind, die dennoch Viele mit Grunde dem Tode vorziehen, da wir bey aller der großen Geschicklichkeit der neuern Wandärzte, den Stein zu schneiden, dennoch so

unermüdet die gelindern Mittel aufsuchen, und mit triumphirender Freude bekannt machen.

Mein Herr,

Es wäre Ihnen noch eine gute Abhandlung übrig, wenn Sie einmal untersuchen wollten, wie sehr uns die Pflichten der Erhaltung des Lebens und der Gesundheit verbinden, um ihnen andre aufzuopfern. Das Beyspiel des Krieges lehrt uns, daß die Pflichten gegen das Vaterland und den Landesvater noch über die Pflichten der Erhaltung hingehn. Alle Nationen haben diesen Grundsatz einstimmig. Aber bey welchen Pflichten hört die Hintansetzung auf? War z. E. der Feldoberste Sopyrus, des Darius, Sohns des Xystaspes, zu der That verbunden, die ich von ihm erzählen will? und war sie in allen Absichten edel? Die Stadt Babylon hatte sich empott. Darius belagerte sie achtzehn Monate lang, ohne etwas auszurichten. Endlich schnitt sich Sopyrus Nase und Ohren ab, und flohe also nach der Stadt, alldo er vorgab, daß ihn Darius so hätte verstümmeln lassen. Er gewann hierdurch das Vertrauen der Babylonier. Sie übergaben ihm ihre Völker in einigen Ausfällen, und so verrieth er endlich die Stadt dem Darius, welcher darin drey tausend Bürger spießen ließ. Wenn diese Verleugnung seiner selbst bey einer solchen Gelegenheit noch wohl angebracht war, so ist es doch wol die Aufopferung der Weiber in Indien bey'm Tode ihrer Männer nimmermehr; wenigstens hüten Sie sich, wenn Sie von dieser Sache schreiben sollten, sie zu billigen. Ich erinnere mich, mit Erstaunen gelesen zu haben, daß im Jahre 1720, nach dem Tode des Heerführers des Sultan Ibrahim, Namens Abdallah Chan, sich fünf und vierzig von dessen Weibern, Kebsweibern, Anverwandten und Hausgenossen, gleich am folgenden Tage in einer Stube verbrannt haben. Vormalß hatten nur die Weiber der Braminen dieses Vorrecht. Nachdem aber die Regierung an die Rajas gekommen, so ist es oftmals geschahn, daß sich die Weiber der Fürsten und anderer verbrannt haben, wenn ihre Männer gestorben sind. Diese Gewohnheit ist in der mahometanischen Religion scharf verboten. Aber einige von der Seydischen und Pattanschen Familie gerathen aus bloßem Stolze darauf; und damit sie dem Verbote ausweichen, so stecken sie ihre Zimmer in Brand, und vernichten sich also selbst. Man wird in keinem Theile von Indien zu diesem Opfer angetrieben. Die Gemüther des Volks aber sind so stark von der Meynung eingenommen, daß solches den übrigen Verwandten von der Familie zur Ehre gereicht, daß man oftmals dem Statthalter Geld gegeben, um von ihm die Freyheit zu erhalten, sich zu verbrennen. Von

Vey:

Beyspielen solcher und ähnlicher Arten möchte ich ihre Meynung lesen. Ist in solchen Entschliessungen Adel und Großmuth, so sind dies Tugenden, worauf ich mich besser legen muß; denn Gott weiß es, daß ich noch keine Lust habe, sie nachzuahmen. Sind es aber Barbareyen, so möchte ich die Mark sehn, wo sie an den Tugenden gränzen. Ich u.

Mein Herr,

Weil Dero Wochenschrift nicht nur medicinisch, sondern auch moralisch ist, so wird Ihnen eine sonderbare Geschichte, die beydes zugleich ist, und die ich in Herrn Brühlers Abhandlung von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes finde, nicht unwürdig scheinen können, um sie einzurücken:

„Ein Müller in der Gegend von Abbeville, der nahe bey einem Orte vorbeý fuhr, wo ein Dieb hing, der den Tag vorher gehenkt worden war, glaubte wahrzunehmen, daß solcher nicht todt sey. Eine mitleidige Regung bewog ihn daher, zu untersuchen, ob seine Vermuthung eintreffe, die er denn völlig gegründet fand. Er machte ihn also mit Hülfe seines Kärners los, legte ihn auf seinen Karren, und führte ihn mit sich nach Hause. Hier gab er sich mit so gutem Erfolge die Mühe, ihn wieder lebendig zu machen, daß sein neuer Gast nach vierzehn Tagen vollkommen wieder gesund war, da ihm dann der Müller etwas Geld zu geben und ihn gehn zu lassen Willens war. Zum Unglück aber wartete er damit allzu lange; und da er den armen Schelm eines Sonntags allein im Hause ließ, eröffnete dieser mit einem Dietrich einen Schrank, nahm alles Silberwerk und baare Geld heraus, und ließ den barmherzigen Müller bey seiner Zurückkunft in großen Sorgen, wo sein geliebter Gehenker wol seyn möchte, bis ihm bey'm Schranke die Augen aufgingen. Er, seine Söhne, und der hülfreiche Kärner liefen dem Auserweckten nach, und fanden ihn eine Stunde von dannen. Sie führten ihn zu dem Pfahle, wo sie ihm den ersten Liebesstern erwiesen hatten, und erwiesen ihm den zweyten, indem sie ihn wieder daran hängten. So bald der Procurator des Königs bey dem Amte zu Aubeville diese Begebenheit erfahren, brachte er wider den Müller und die übrigen, die das Henken so gut verstanden hatten, daß an keine Auserweckung mehr zu denken war, einen Befehl zur Gefangennehmung aus. Man rieth ihnen aber, die Flucht zu nehmen, und um Begnadigungsbriefe anzuhaltan. Diese wurden hierauf von dem Königl. Secretair, Herrn Guisain, ausgefertigt, der solche dem Herrn Kanzler überreichte, welcher sie aber nicht eher siegeln wollte, als bis er diese Geschichte dem Könige erzählte

müssen. In der That können sie zu Speisen wider den Hunger dienen. In Louisiana ist der Kern der Wallnüsse mit dem Holze so fest verwachsen, daß man sie, so schön sie auch schmecken, doch lieber nicht essen mag; und da haben die Einwohner Mittel erfunden, um Brodt daraus zu machen. Sie zerschlagen und stampfen demnach dieselben in einem Gefäße voll Wasser, worin sie diesen Brey so lange zwischen den Händen reiben und handhaben, bis das Holz und das häufige Del oben schwimmen, und das Fleisch der Kerne zu Boden fällt, dessen sie sich hiernächst zum Brodtmehle bedienen. In Europa ist dieser Gebrauch nicht eingeführt; sondern wir speisen die Nüsse zum Nachtische als Früchte. Sie enthalten in ihren Kernen eine große Menge Del, wovon die wenigen Arznekräfte, die sie besitzen, hauptsächlich herzuleiten sind. Ich habe schon in meinem 148ten Blatte erklärt, was man von dergleichen Oelen zu hoffen oder zu fürchten habe? Dem zufolge sind Wallnüsse Früchte, womit sich Leute, die gut verdauen, mästen können, weil ihr fettes Del die wahre Materie zu Schmeerbäuchen ist. Weil alle fette Oele eine schleimigte irdische Materie bey sich führen, welche geschickt ist, eine subtile fressende Schärfe in sich zu verwickeln und einzuhüllen, so kann man auch wol den Nüssen dieses Lob beylegen. Ja, da das Del die Fäserchen, welche sich krampfhaft zusammenziehen, schneidigt und erweicht; so kann es Fälle geben, wo die Nüsse eine besänftigende Wirkung äussern. Meine Leser werden sich wundern, daß von allen diesen Lobeserhebungen der Nüsse gerade das Gegentheil wahr ist. Anstatt daß man Leute sehn sollte, die vom Genuße vieler Nüsse fett geworden wären, hört man klagen, daß sie sie krank und elend gemacht haben. Anstatt bey einem Husten von fressender Schärfe zur Arznei zu dienen, machen sie vielmehr gesunden Leuten Husten und Schärfe im Halse, und anstatt die Bewegungen zu besänftigen, beschweren sich die meisten Liebhaber, daß sie ihnen Hitze verursachen. Der Grund aller dieser Widersprüche ist wiederum bloß in der Natur der fetten Oele zu suchen. So bald diese eine Zeitlang an einem warmen Orte verweilen, werden sie scharf und fressend,

fressend, und die frischesten machen alsobald die Fäserchen schlaff, die sie berühren. Auf diesen beyden Umständen beruht alles. Wer in großer Menge Nüsse speist, die noch nicht alt geworden sind, sondern ein ganz reines Del haben, versammelt einen Vorrath von Fettigkeit in seinem Magen, welche alsobald die Fäserchen desselben erweicht, wozu auch der Schleim dieser Früchte das Seinige besträgt. Da nun die Schwäche des Magens ohnedem die gemeine Krankheit der Nüsser ist; so müssen nothwendig die Nüsse, welche dieselbe durch ihr Del vermehren, die Verdauung verderben; und davon kann man unmöglich fett werden. Wenn das Del in dem geschwächten Magen zu lange verweilt und scharf wird, so macht es ein beschwerliches Sodbrennen, woraus also die Liebhaber der Nüsse, wenn sie es empfinden, schon schließen können, daß diese Mahlzeit sie nicht mästen werde. Wenn ein solches scharf gewordnes Del ins Geblüt übergeht, so wird es Hitze machen und nicht besänftigen; und wenn das in den Ueberbleibseln der Nüsse enthaltene Del im Munde, zwischen den Zähnen und Lippen und hinten im Rachen, durch die Wärme und das Verweilen, seine gelinde Süßigkeit verliert, welches gewiß in viel kürzerer Zeit geschieht, als man sichs gemeiniglich einbildet; so wird man die fressende Schärfe im Halse empfinden, und über Husten und Rauigkeit des Halses klagen müssen.

Hieraus lassen sich die diätetischen Regeln für die Nüssesser bestimmen. Sie sind keine gute Speise für Leute von schwacher Verdauung. Die Schweine, die von Eichelu so gut gedeihen, verdauen, wie bekannt, vortreflich. Ein schwacher Magen sendet die Speisen nach vielen Stunden und Tagen unverdauet wieder; folglich läßt er das Del im Magen verderben, und dies macht Brennen und Hitze. Der beste Magen muß sie nicht zu häufig empfangen, wenn er nicht davon geschwächt werden soll. Wenigstens wird es nöthig seyn, das natürliche Verdauungsmittel, das Salz, damit zu verbinden, welches ihren Geschmack noch erhöht. Sie sind Leuten, die eine rauhe Brust haben, nie zu rathen, weil die zerkaute Stücke in den Winkeln des Mundes und Halses immer

Dexter finden, wo sie verweilen und scharf werden, welches von flüssigen Delen, die getrunken werden, nicht so leicht zu befürchten ist. In meinem 81sten Blatte habe ich vieles gesagt, was hier angewendet werden kann.

Wenn die Nüsse alt und trocken geworden sind, ehe man sie speist, so ist ihr Del zuvor schon scharf, und ihre schädlichen Wirkungen sind desto gewisser, je weniger man die Kerne alsdenn von ihrer herben und beissenden Haut befreien kann, welche die Heiserkeit und Rauigkeit des Halses vermehrt. Die eingemachten Wallnüsse sind magenstärkend. Allein bey ihnen sind es auch nicht die Kerne, sondern die grünen auswendigen Schalen, die in Betrachtung kommen. Diese haben eine stark zusammenziehende und gleichsam vitriolische Säure, welche in den jungen unreifen Früchten wässriger, und durch das Einmachen mit starken Gewürzen erträglich und annehmlich gemacht ist. Sie sind unter den eingemachten Sachen den Quitten an die Seite zu setzen, und werden von denen gesucht, die schlecht verdauen, weil ihr Magen erschlaft ist. Hingegen müssen sie diejenigen stehen lassen, die sich über Trockenheit und Verstopfung des Leibes zu beschweren haben.

Von den Haselnüssen, welche, weil sie aus dem Pontus nach Griechenland, und von da nach Italien kamen, pontische Nüsse (*Pontica nuces*) genannt wurden, muß, was den diätetischen Gebrauch anbelangt, eben so, wie von den Wallnüssen geurtheilt werden. Ihren lateinischen Namen (*Avellana* oder *Abellana*) führen sie von der Stadt Avella, oder Abella in Campanien, woselbst diese Früchte von besondrer Güte häufig wachsen. Alle ihre Kräfte sind von ihrem milchigten Dele und Schleime herzuleiten, und das hierauf sich gründende Lob, daß sie nahrhaft sind und die Schärfe dämpfen, muß mit eben denselben Einschränkungen, wie bey den Wallnüssen, angenommen werden. Sie verursachen auf eben dieselbe Weise Rauigkeit des Halses, und vermehren den Husten. Ihre Haut ist ein wenig zusammenziehend, und ersetzt einigermaßen die erschlassende Eigenschaft ihres Dels im Magen. Allein der Hals wird davon desto

desto rauher. Darum sind die trocknen Haselnüsse der Brust und dem Halse nachtheiliger, theils, weil ihr Del älter geworden ist, und theils, weil sie die Haut nicht gehn lassen. Von den allzu jungen und unreifen Haselnüssen hingegen will man beobachtet haben, daß sie den Durchlauf und die Ruhr veranlassen.

Es wäre unnütz und verdrießlich zu lesen, wenn ich von den besondern Arten der Nüsse eben dieselben Regeln wiederholen wollte. Inzwischen kann ich nicht umhin, ein paar Worte von den Mandelkernen zu sagen.

Die Kritici mögen entscheiden, ob die Früchte, welche Jacob dem Befehlshaber in Aegypten sendete, und sie selbst Mandeln nannte, wirklich Mandelkerne, oder, nach Bochar's Aussprüche, welsche Pimpernisse gewesen sind. Es ist dem ungeachtet wahrscheinlich, daß sie ursprünglich aus Asien gekommen sind. Als sie nach Griechenland gebracht werden, pflanzte man die ersten Mandelbäume in Thasos, einer von den Inseln des Archipelagus. Daher ist es gekommen, daß die Griechen die Mandelkerne thasische Nüsse nannten.

Diese Früchte sind ungemein öleich und zugleich schleimig. Man kann also von ihnen, wie von den Nüssen, sagen, daß sie erweichen, besänftigen und mästen, weshalb sie in allen Brustkrankheiten, scharfen Catarrhen, und in der wahren Schwindsucht selbst, als eine dienliche Nascheren erlaubt werden. Nichts desto weniger haften auch auf ihnen die Fehler der Nüsse, und um deswillen wird das ausgepresste Del derselben zu medicinischen Absichten den Früchten selbst vorgezogen, als deren Häute den Hals rauh machen, gleichwie ihr Fleisch, da es, so wie von den Nüssen, nicht faserig ist, sondern durchs Käuen in sehr kleine Krümchen zermalmt wird, sich allzu leicht in den Lücken und Winkeln des Mundes und Halses verbirgt, und theils schon hierdurch allein, theils auch durch das Verweilen der öligten scharf werdenden Theile im Halse einen Reiz zum Husten und eine fressende Schärfe verursacht. Ich habe beobachtet, daß Kinder und Erwachsene, welche viel Mandeln und Nüsse speisen, sehr oft mit Ge-

schwären der Halsdrüsen und mit der Bräune beschwert werden, und daß bey genauer Nachsicht, oder durchs Spritzen des Halses, einige Stücke Mandel- oder Nußbrey entdeckt worden sind, die sich in die Winkel bey den Halsdrüsen (tonsillis) gestopft, und hierdurch das ganze Uebel, die Entzündung und Schwärung der Drüsen, verursacht hatten. Eben dasselbe wiederfährt denen, die oft trocknen Käse speisen; und daher ist die Vorsicht derer nicht zu tadeln, die sich nach dem Genuße solcher Speisen den Mund auszuspülen und den Hals durch Gurgeln mit Wasser zu reinigen pflegen.

Junker hat angemerkt, daß die Mandelkerne ein sicheres, geschwindes und angenehmes Mittel wider das Sodbrennen sind, wenn man nämlich deren sechs bis acht Stück, nachdem sie geschält worden, genießt. Man kann den Versuch machen, und es wird sich finden, daß diese Beobachtung in vielen Fällen gegründet sey.

Der Gebrauch des Mandelsöls ist weit allgemeiner, aber auch medicinischer, als der Früchte selbst. Weil ich aber davon in meinem 148ten Blatte schon ausführlich gehandelt habe, so werde ich die Wiederholungen vermeiden.

Die Confectbecker bedienen sich der Mandeln häufig, um uns mit der Menge wohlgeschmeckender Waaren zu versehen, womit wir uns den Magen so lustig verderben. Ich habe im 158ten Blatte, wo ich vom Zucker handelte, gelegentlich angeführt, wie das Confect durch seine Zähigkeit, Unverdaulichkeit, Gährung und nagende Schärfe die Verdauung im Grunde verderbe, und daher kann ich hier die Warnung mit Recht wiederholen, sich dieser Waaren der Ueppigkeit mit äußerster Behutsamkeit zu bedienen, und sie besonders dem schwachen Magen der Kinder zu entziehen, die sich dadurch leider nur allzu oft ruiniren, und frühzeitige Schlachtopfer ihres leckerhaften Geschmacks werden.

Virgilius nannte die Castanien auch Nüsse, und von der Hauptstadt in Indien, **Sardus**, wo sie die Griechen herholten, nannten sie diese Sardische Eicheln. **Le Page du Praz** fand in Louisiana eine Art von Castanien, welche auch an Gestalt und Schale den Eicheln vollkommen ähnlich,

hingez

hingegen der Farbe und dem Geschmacke nach, wahre Castanien waren. Er ließ sich hierbey einfallen, daß dies vielleicht die Eicheln gewesen seyn möchten, wovon unsre ersten Aeltern gelebt haben. Da aber diese schon längst verdauet sind, so wollen wir die Untersuchung ersparen. Es ist mir genug, daß die Lateiner die Nüsse unter die Eicheln, und die Castanien unter beyde zählten, um das zu rechtfertigen, woran nicht einmal etwas gelegen wäre, warum ich hier, nach den Nüssen, auch von den Castanien handeln will.

Diese Früchte haben ihren Namen von irgend einem Flecken, oder einer kleinen Landschaft, *Castana*, oder *Castania* genannt, die einige in Macedonien, einige in Apulien bey Tarent finden. Es kann uns gleichviel seyn, welche Herleitung wahr ist; genug daß sich diejenigen irren, welche den Namen von der Keuschheit herleiten, die im Lateinischen *Castitas* heißt. Man weiß, daß dieser Früchte zweyerley Arten sind, nämlich die unächten, wilden oder indianischen, und die ächten. Jene sind bis ist den Menschen unbrauchbar, ob sie gleich nicht nur Arznekräfte haben, sondern auch nahrhaft sind. Wenn sie gestoßen werden, verursachen sie ein heftiges Niesen, und ihre alcaunhaften Säfte machen sie zu einer zusammenziehenden Arznei, die wider Blutstürzungen gebraucht werden könnte, und die man wirklich den Pferden einigemal eingiebt, wenn sie haarschlecht werden. Es haben auch fleißige Deconomen versucht, sie zum Viehfutter geschickt zu machen, indem sie ihnen die Bitterkeit benommen. Nichts desto weniger ist man mit der Nuzung dieser wilden Früchte noch nicht weit gekommen, und man duldet die Bäume nur um ihres Holzes und Schattens und ihrer Dauerhaftigkeit willen, welche sehr weit geht. So erinnere ich mich z. E. von einem englischen Castanienbaume auf dem Gute **Tetworth** in **Gloucestershire** gelesen zu haben, daß er, sechs Fuß vom Erdboden, einen Umfang von ein und fünfzig Fuß einnehme; daß er zu **König Johannis** Zeiten schon der große und alte Castanienbaum zu **Tetworth** geheissen, und daß man ihm ist ohngefähr ein Alter von tausend Jahren zuschreibe.

Die

Die achten Castanien sind weit edlere Früchte, und von einem mannichfaltigen Gebrauche. Sie haben etwas Schleimiges, das aber nicht ohne Vermischung einiger Festigkeit ist. Solchergehalt verdicken sie die Säfte, und verhalten die subtile Schärfe, durch welche Eigenschaften sie denen nützlich werden, die einen allzu flüssigen Leib und rauhen Hals haben. Hierin bestehen fast lediglich die Kräfte, welche man ihnen als Arzneien möchte zuschreiben wollen, und dies heißt nicht viel mehr, als daß sie deren keine haben. Wenn man sie hingegen blos zum diätetischen Gebrauche bestimmt, so sind sie noch wirksam genug, um Beschwerlichkeiten zu verursachen.

Man könnte sich mit Castanien eben so, wie mit Brodte, sättigen und stärken. Allein, was würden unsre Magen dazu sagen? Wie würden wir uns über Drücken, schwere Verdauung, Flatulenz und Verstopfungen beschweren! Denn alles dieses empfinden zärtliche Leute, so bald sie diese Früchte in einiger Menge genießen. Es hilft nichts, daß wir sie rösten, oder braten. Sie haben und behalten die gemeinen Fehler aller rohen Mehlspeisen, und sind unter den beschwerlichsten mit begriffen. Das trockne Mehl der gerösteten Castanien beschwert den Magen, und zieht alle seine Säfte an sich, wie ein trockner Schwamm. Da hierdurch die Verdauung verzögert wird, so gewinnt dieser rohe Mehlteig Zeit, in Gährung zu gerathen, und erfüllt die Gedärme mit Blähungen; und da er auf seinem Wege die Säfte derselben unersättlich an sich zieht, trocknet er den Leib und veranlaßt hartnäckige Verstopfungen und Hartleibigkeit. Alles dieses sind schlechte Eigenschaften einer Speise, die man wenigstens zu verbessern suchen muß, wenn man sie genießen will. Hierzu dient einigermaßen, daß man sie mit vieler Butter speist, wie gewöhnlich ist. Man sollte noch Salz dazu nehmen, und dennoch ist alles dieses nicht hinlänglich. Die vorigen Ungelegenheiten sind noch da, aber in geringerem Grade; das gegen kommt eine neue hinzu, nämlich das Sodbreimen.

Der beste Gebrauch der Castanien ist der, sie an andre Speisen zu kochen. In den Brühen und im Kohle werden sie

sie zuvor mit so viel Flüssigem, als sie bedürfen, gesättigt, ehe sie in den Magen kommen. Daher verträgt sie alsdann der Magen besser, und verdauet sie leichter; sie gerathen nicht so leicht in Gährung und lösen sich in einen lockern Brey auf, dessen die Verdauungskräfte leichter mächtig werden können. Ich will nicht behaupten, daß sie empfindlichen Magen auf diese Weise gar nicht beschwerlich fielen. Allein, wenn ich sie, geröstet, eine schädliche Speise nennen muß, so kann ich, wenn sie in Brühen gar gekocht sind, nur sagen, daß sie etwas schwer zu verdauen sind. Dieser letztere Fehler ist erträglich. Man muß dem guten Geschmacke etwas aufopfern; denn, wenn wir nur solche Speisen genießen sollten, die gar keine Beschwerlichkeiten machen, so würden wenige übrig bleiben. Ich will denmach den grünen und braunen Kohl mit Castanien meinen Lesern erlauben. Die Säfte dieses Kohls würden vielleicht ein wenig purgiren. Kommen die Castanien hinzu, die ein wenig anhalten, so wird eine Speise daraus werden, die keins von beyden thut, und unter allen dreyen ist dieses die beste.

Mein Herr,

Sie kommen wahrhaftig noch nicht so leicht weg mit Ihrer Lehre von der Epilepsie; und wenn Sie bis jetzt noch wenig Widerspruch gefunden haben, so rührt dieses blos daher, daß wenige Aerzte Ihre Blätter lesen, weil sie nur ein Werk für den gemeinen Mann sind. Sie haben sich zwar in Ihrem 199sten Blatte schon wider einige Einwürfe wegen dieser Sache vertheidigt. Aber Sie sollten die Aerzte davon urtheilen hören! Die gehn Ihnen stärker zu Leibe. Ich sprach neulich mit meinem Medico von der Sache, und sagte ihm, daß sie die nachdrücklichste Reinigung der Verdauungswege für die einzige gründliche und sichere Cur der fallenden Sucht hielten. Er antwortete mir aber: so muß ihr Herr Arzt wenig gelesen haben; denn wie oft vertreibt man nicht diese Krankheit mit Arzneien, die weder Erbrechen, noch Purgiren machen, noch verdauen. Der Herr Arzt wird ja doch hoffentlich so viel gelernt haben, daß die Epilepsie eine Nervenkrankheit sey. Folglich muß sie vernünftiger Weise mit Nervenarzneien curirt werden, und nach dieser Methode habe ich viel Leute davon befreiet. — Gut, erwiderte ich, der Arzt

gesteht es zu, daß zuweilen dergleichen Curen gelingen; aber durch Zwischenfälle, oder so, daß die Arzneyen auf eine ganz andre Weise wirken, als wirs uns einbilden. — So? sagte mein Medicus. Cy, so lassen Sie sich doch einmal von Ihrem Herrn Arzte sagen, wie die spanischen Fliegen in die Haut wirken? Ob dieses Mittel sind, die die Verdauungswege reinigen? oder ob sie Nervenarzneyen genannt werden müssen? und dann so melden Sie ihm, daß diese Nervenarzneyen gleichwol zuweilen die Epilepsie völlig verreiben. — Nun, mein Herr Arzt, hiermit melde ich Ihnen also dieses. Was sagen Sie dazu? Ich u.

Antwort.

Was ich dazu sage? daß die Blasenpflaster auf die Nerven wirken? Ja. Daß sie die Epilepsie curiren? Selten. Daß also die Cur mit Nervenarzneyen geschehen könne? O ja. Daß es also nicht nöthig sey, die Cur auf die Ausleerung der Gedärme zu richten? Ich bitte um Vergebung! Wenn Nervenarzneyen eine wahre Epilepsie curiren; so werden sie als Abführungen wirken, wofür diese nicht schon verordnet worden sind, oder sie machen nur eine Palliativcur. Die Erfahrung wird das, was ich sage, bestätigen; und daß es schon solche Erfahrungen gebe, will ich beweisen. In den Hannoverschen Nützlichen Sammlungen vom Jahre 1756 schreibt ein gewisser ungenannter Herr D. F. G. N. S. 1267, in der Anmerkung a, nur beiläufig, von der Wirkung der Blasenpflaster in die Nerven Folgendes:

„Am 10ten September 1750 wurde ich zu einem achtjährigen Knaben gerufen. Dieser war vor viertelhalb Jahren mit der Epilepsie befallen, welche sich bis hierher immer verdoppelt hatte, dergestalt, daß er nunmehr innerhalb vier und zwanzig Stunden über zwanzigmal davon ergriffen war. Ich fand ihn ganz dumm, sprachlos, und gleichsam gelähmt. Bey diesen Umständen erinnerte ich mich, daß Panarolus, Pentec. 4. Ob. 30. p. 129, die blasenziehenden Mittel aus des Sepralii Animadv. med. Lib. 6. Animadv. 55. sehr gerühmt; und ihren Nutzen fast in einem gleichen Falle selbst erfahren. Ich folgte ihm also, und ließ oben auf der Krone, nahe des Kopfs die Haare wegheeren, und ein spanisches Fliegenpflaster, fast wie eine flache Hand groß, auslegen. Es währte drey Tage, ehe es wirkte, und eine Blase zog. Alsdann fing er an, sich heftig zu erbrechen, und auch unten Oefnung zu bekommen, wodurch verhärtete, schwarze Unreinigkeiten von ihm giengen. Er kam nicht allein wieder zu sich selbst, sondern konnte gehen und sprechen.“

Diese Antwort geben Sie Ihrem Herrn Medico. Er braucht deshalb meine übrigen Blätter nicht zu lesen, Ich verlange nicht, Arzte

Arzte zu unterrichten, und weiß auch, daß sie selten unterrichtet zu werden begehren. Es ist mir lieb, daß sich keiner die Mühe nehmen wird, mich zu widerlegen; denn ich glaube, daß ich unter Hunderten nicht einem darauf antworten würde. Ich that dieses nicht aus Stolz, sondern nur um einem jeden seine Ueberzeugung zu lassen, damit man mir wieder die meinige lasse.

Der Arzt.

Mein Herr Arzt,

Ich bin mit einem Zufalle beschwert, der, wie ich merke, mehreren Leuten gemein ist, und den ich mit keinem Namen weder zu nennen weiß, noch nennen gehört habe. Er kommt etwa dem Schwindel am nächsten. Wenn aber die scheinbare Kreisbewegung der Gegenstände ein nothwendiger Umstand dabey ist, so ist mein Zufall kein Schwindel; denn ich bemerke nicht, daß sich die Gegenstände im Kreise herumzudrehen scheinen. Es ist eine augenblickliche Unterbrechung der Gedanken und Sinne; ein plötzlicher Mangel des Bewußtseyns, wodurch ich einige Augenblicke gleichsam vernichtet bin. Wenn mich dieser Zufall im Stehen befällt, so komme ich natürlicher Weise aus dem Gleichgewichte, blos weil mich das Bewußtseyn verläßt. Ich schwanke, und würde wirklich umfallen, wenn der Zufall länger, als ein paar Augenblicke anhielte. Ehe es aber so weit kommt, erwache ich plötzlich wieder, und bin beängstigt, erschrocken und furchtsam. Das Herz klopft mir einige Minuten nachher mit großer Heftigkeit, und meine Glieder beben vom Schrecken. Dieser Zufall ist mir zuweilen Monate lang fast täglich begegnet; zuweilen verstreichen ganze Jahre, ohne daß ich das geringste davon weiß. Was soll ich daraus machen? Wofür Sie diese Krankheit kennen, so unterrichten Sie mich und Ihre Leser, wie wir uns dabey zu verhalten haben, u.

Antwort.

Dieser Zufall ist wirklich gemein, und beunruhigt die Kranken gar sehr, die ihn nicht kennen. Er ist in der That ein augenblicklicher Schwindel, der von einem schnellen Herzklopfen erregt wird, welches aus Blähungen im Magen, oder von einer Ueberladung desselben, seinen Ursprung nimmt. Wenn dieser Zufall zu manchen Zeiten oft hinter einander wieder kommt, so kann man ihn zuweilen erwarten, indem man den Finger auf den Puls legt, und dann entdeckt sich, daß er unmittelbar mit einem auffenbleibenden Pulschlage ver-

vergesellschaftet ist, worauf derselbe einige Minuten ganz heftig und unordentlich geht. Bey Leuten von schwacher Verdauung, bey Windfüchtigen, und die sich oft überladen, wird dieses Uebel habituell; und wenn sie sich genau beobachten, so merken Sie aus einigen Empfindungen beyim Magen, aus der Verschließung der Blähungen, dem Aufstoßen, und andern Umständen, daß die Blähungen der Grund des Uebels sind. Zuweilen dauert dieser Zufall einige Minuten, und wirft die Kranken wirklich zu Boden. Das Blutlassen erleichtert ihn nicht; wohl aber ein mildes Brechmittel oder Rhubarber, und alle bittere Abführungen, welche zugleich den Magen stärken. Die Fiebereinde, und insbesondre die getrockneten und pulverisirten Pommeranzenblätter sind dagegen von ganz besonders guter Wirkung. Gleichwol können bey solchen Arzneyen doch wol Monate vergehn, ehe die Anfälle sich gänzlich verlieren. Endlich aber erhält man dadurch den Zweck, und kann viel Jahre davon frey bleiben.

Der Arzt.

Zwey hundert und sechstes Stück.

von Hagedorn.

Ein glücklicher Verstand durchdringt in edler Eile
Den Rebel grauer Vorurtheile.

Mein 193tes Blatt, worin ich von der Diät ganz junger Kinder handelte, hat sich die Aufmerksamkeit eines gewissen auswärtigen vornehmen Gönners erworben, der es gewürdigt hat, diejenigen Anmerkungen dazu zu machen, welche ich heute meinen Lesern mit großem Vergnügen mittheile. Der Hauptgegenstand dieser, allen Aeltern gewiß schätzbaren Anmerkungen betrifft die Verzärtelung der Kinder durch die Vorsichtigkeit in der Erziehung. Wie wenig ich überhaupt von dieser Verzärtelung halte, erhellt aus meinem ganzen 48sten Blatte, worin ich mir schmeichle, die Maximen der Kinderdiät viel besser nach dem Geschmacke

meines

meines vornehmen Herrn Correspondenten entworfen zu haben, als im 193sten. In dem Tone, wie ich damals redete, erlaubte ich mirs, Regeln zu geben, welchen nur von Vorurtheilen befreiete Gemüther mit weiser Unterscheidung und Mäßigung folgen. Mein letzteres Blatt hingegen war nur eigentlich an Familienväter und Aeltern von gewöhnlichen Einsichten gerichtet, bey welchen man, um nur die schlimmsten und schädlichsten Mißbräuche in der Erziehung der Kinder abzuschaffen, die unschätzblichen Vorurtheile, zumal die sich auf Liebe gründen, nicht zu hart antasten darf, wenn man irgend Hoffnung haben will, Eingang bey ihnen zu finden. Daher habe ich in diesen Blättern vom 193sten bis 195ten das, was unter den eingeführten Gebräuchen der Erziehung nur irgend leidlich war, hingehn lassen, um Aeltern von gewöhnlichen Einsichten nicht schlechterdings abzuschrecken. Zudem nehme ich die Kinder, so wie wirklich die meisten sind, für deren Aeltern ich schreibe, schwächlich geborenen, als Früchte von verzärtelten Stämmen, als theure Liebespfänder, die man nicht gern verlieren noch ihnen wehe thun will, und diese zwar unter Händen von Leuten mit so wenig gesunder Vernunft, daß sie mit ihrer Dummheit Mörderinnen werden würden, wenn man ihnen Freyheiten zugeben wollte, welche nicht ohne viel Mäßigung und Einschränkungen glücklich bewerkstelligt werden können. Es ist unstreitig, daß die härteste Erziehung diese beyden Bedingungen zum Voraus setzt, wenn sie nicht mißrathen, und hernach das Gewissen der Aeltern beunruhigen soll: Gesund geborne Kinder, und eine Vernunft von Selten der Erzieher, die ein genaues Mittel zu halten weiß. Was ist aber feltner, als dieses beydes! und eben darum bilde ich mir ein, daß mein gelinderes 193stes Blatt dem gemeinen Publico wirklich branchbarer und nützlicher seyn werde, als das 48ste. Ich habe es unsinnig genennt, Kinder gleich nach der Geburt in kaltes Wasser zu tauchen, ob ich gleich weiß, daß es die Tartarn thun. Da man den ganzen Zweck, Kinder hart zu gewöhnen, ohne diese grausame Unternehmung erhalten kann, und da uns mehr darauf ankommen muß, als den Tar-

Der Arzt. VIII. Th. Berth. Ausg.

T t

tarn,

tarn, ob viele unsrer Kinder von dieser Härtingsprobe sterben; so glaube ich, es dadurch rechtfertigen zu können. Nichtsdestoweniger beweist mein 48stes Blatt, wie sehr ich wünschte, daß es möchte eingeführt werden können, auch die Kinder gestitteter Völker durchgehends stärker zu gewöhnen; und man wird aus dem Folgenden mit Vergnügen sehn, wie dieses bey weiser Aufsicht, auch in vornehmen Häusern, nicht so unmöglich sey, als die Meisten glauben.

Herr Arzt,

Sie haben im 193sten Stücke des Arztes eine der nöthigsten und wichtigsten Materien ausgeführt, nämlich die Verpflegung junger Kinder. Sie können sich schmeicheln, daß Ihr Vortrag Beyfall findet, und meines Bedünkens muß man großen Herren und Lehrern in Sachen von Wichtigkeit und Folgen auch geringe Fehler durch eine unzeitige Schmeicheley nie gut heißen. Erlauben Sie also, daß ich einige durch eigne mehr als zwanzigjährige Erfahrung bestätigte Anmerkungen mittheilen darf, wenn Ihnen etwan gefällig wäre, davon Gebrauch zu machen.

Sie erwähnen zuvörderst nicht des Einflusses, den die Verpflegung des Kindes im Mutterleibe schon in dessen Gesundheit hat. * Eine Mutter, die in der Schwangerschaft allerley Speisen ist, sich stark bewegt, vor nichts sich in Acht nimmt, einen frischen Körper hat, und gesundes Blut setz, muß eher gesunde Kinder zeugen, als andre, welche glauben, ihr Stand erfordere, daß sie sich zieren und verzärteln; die sich fast vom Stuhle aufzustehn fürchten; die alle starke blähende Speisen als einen Gift verabscheuen, und so ferner. Wollen Sie dies unsre junge Frauens lehren, so werden Sie ohne Zweifel zur Antwort bekommen: „Versuchen Sie nur mal einen Tag, mein Herr Arzt, wie einer schwängern Frau zu Muthe, und ob ihr, sich zu zwingen, möglich sey? Sie werden Mitleiden mit ihr haben.“ Dies ist zwar wahr. Ich glaube aber doch, daß, wie die Einbildung bey unsern Handlungen durchgehends großen Einfluß hat, also auch vornehmlich schwangere Frauens derselben unterworfen sind, und daß sich solche oft überwärtigen ließ.

Was

* Man kann mit dem Folgenden mein 53stes Blatt, S. 9 u. f. vergleichen. D. A.

Was die Ammen anlangt, so wäre ich Ihrer Meynung, daß die Muttermilch der von einer Amme vorzuziehn wäre, wenn man die Mütter bey grober gemeiner Kost sehn könnte. So aber, da unsre Frauens vom ersten Stande mehrertheils schädliche, stark gewürzte, hitzige Speisen essen, und anbey so mancherley durch einander genießen, daß dadurch nothwendig eine Gährung, Unverdaulichkeit und Erhitzung im Blute entstehen muß; so bin versichert, daß bey Abschaffung der Ammen noch zweydrittel Kinder mehr sterben würden. Wollten Sie aber unsre schönen jungen Frauens von ihrem gewöhnlichen Tische nehmen, und sie bey Miel- und Milchsuppen setzen, auch ihnen viel Bier zu trinken anrathen; so würden Sie, mein Herr Arzt, sehr scheele Gesichter bekommen, und bey dem weiblichen Geschlechte wenigstens allen Credit verlieren. Wie würde es dabey um den uns so sehr am Herzen liegenden Tein stehn? Wo wollten die schönen Taillen bleiben? Lassen Sie also, aus Liebe und zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts, uns Vornehmern ja bey dem Gebrauche der Ammen *. Rathen Sie aber, daß man bey der Wahl von diesen nicht vorsichtig genug seyn könne; daß man sich dabey sorgfältig erkundigen solle, ob sie auch Fehler, nicht allein an der Gesundheit, sondern auch am Gemüthe, haben. Unleugbare Erfahrungen zeigen, wie sehr sich beyde durch die Milch auf die Kinder fortpflanzen und mittheilen lassen. Rathen Sie weiter an, daß man die Ammen, wenn man nicht von ihrer guten Wartung und Gesinnung besondre Proben hat, so bald, wie möglich, aus dem Hause schaffe, und die Kinder nicht über ein halbes bis drey viertel Jahr säugen lasse. Aus eigner Erfahrung kann bestätigen, wie viel dieses zur Gesundheit und zum Besten der Kinder beyträgt, als bey welchen das lange Bleiben der Ammen zu nichts taugt, als um Unarten zu lernen.

Vornehmlich ist bey den Ammen zu erwägen, daß dazu gemeine, an die freye Luft und starke Arbeit gewohnte Personen genommen werden; die also, wenn sie gesund bleiben, und nahrhafte, gesunde Milch geben sollen, bey der großen schweren Arbeit, und bey der nämlichen Kost, woran sie von Jugend auf gewohnt sind, bleiben, auch so wenig, wie möglich, im Zimmer gehalten werden müssen. Es ist ein schädliches nur gar zu gemein angenommenes Vorurtheil, daß eine Person, welche ein aus vornehmer Blute entprossenes Zweiglein zu ernähren das Glück hat, aus unzeitiger Furcht vor Verkältung in ein dumpfiges Zimmer eingesperrt, und von der gemeinen gesündern Kost abgenommen werden müsse, als welche dem guten

Et 3

Kinde

* Man vergleiche mein 21stes Blatt, S. 287 u. f. wie auch das 13te Blatt überhaupt. D. A.

Kinde zu schwer seyn würde. Beydes veranlaßt unverdauliche, erhitzte, und eben schädliche Milch. *

Sie nennen die Mode unsinnig, jung geborne Kinder in kalt Wasser zu tauchen. Sollte sie aber diesen Namen wol verdienen **, und dürfte nicht das kalte Wasser eher als eine der Gesundheit zuträglich Sache angesehen werden? Man sagt, die Russen tauchten auf die Art, daß sie ihre Kinder in eiskaltes Wasser eintauchen. Man hört aber nicht, daß ein Kind davon Schaden nehme; vielmehr ist die Härte dieser Nation bekannt, die überhaupt oft aus ihren Badstuben ins kalte Wasser springen, oder sich im Schnee wälzen. Ich hätte gewünscht, daß mir erlaubt gewesen wäre, mit eignen Kindern einen Versuch anzustellen. So viel weiß ich aus eignen Erfahrung, daß nichts schlimmer sey, als junge Wickelkinder, so wie sie anrathen, mit lauwarmen Wasser zu baden. Die Wärterinnen machen leicht das Wasser zu heiß. Dadurch verdirbt die Haut; die Kinder werden verbrannt und wund; sie fahren aus, und es folgen mehrere Unbequemlichkeiten. Ein erwachsener Mensch wird finden, daß er noch einmal so munter sey, wenn er sich auch mitten im Winter in kaltem Wasser wäscht. Er wird sodann weniger, wie sonst, von der Kälte empfinden, wenn ihm gleich eine kurze Zeit von dem kalten Wasser zu frieren scheint. Nichts macht uns frischer und munterer, als wenn wir den ganzen Kopf und Nacken alle Morgen, oder wenigstens oft, mit eiskaltem Wasser waschen; nichts bewahrt uns mehr gegen Flüsse.

Einem in eiskaltem Wasser gewaschenen Kinde werden die Zähne klappern. Kommt es darauf in etwas erwärmte frische Windeln, so wird es so frisch und geruhig seyn, und so sanfte schlafen, als man immer wünschen kann. Ein solches Kind weiß von Verkältungen nichts, und wird bey weitem nicht so viel schreyen, als andre auf die gemeine Art gewartete.

Das Schreyen ist einem Kinde überhaupt nicht natürlich, sondern allemal ein Zeichen, daß demselben etwas fehle. Das öftre Los- und Umwickeln, ist dagegen eins der besten Mittel. Hilft solches aber nicht, so rathe, daß man, statt aller dem Kinde beyzubringenden Pulver, das Befinden der Amme untersuche, und solche zu curiren bedacht sey. Ist die Milch scharf und ungesund, so erfolgt bey

* Von der Nothwendigkeit der Ammen habe ich im 12ten Blatte S. 179 u. f. von ihren Eigenschaften, eben daselbst, von ihrer Lebensordnung im 128sten Blatte, S. 306 geredet. D. A.

** Ich berufe mich auf das, was ich in der vorläufigen Einleitung zu dem gegenwärtigen Blatte gesagt habe. Siehe auch das 48ste Blatt, Seite 652. D. A.

bey den Kindern Bauchgrimmen und ein juckender beunruhigender Ausschlag. Oft straft man auch schon größere Kinder über Eigensinn, Grämlichkeit und Verzug, da man vielmehr das in dem Körper steckende, und die Nerven reizende Uebel, als einen Grund von jenen, zu heben trachten sollte.

Um den Kindern eine gesunde Natur und festes Fleisch zu verschaffen, ist am dienlichsten, daß man sie von den ersten sechs Wochen an, gleich an Essen gewöhne, welches ihnen zu gewissen Stunden neben der Milch gegeben wird. Wartet man länger, so kennt das Kind schon die Brust, und nimmt die Speise nicht so leicht an. Auf diese Weise wird das Fleisch bey ihnen merklich fester. Sie empfinden nicht, wenn der Amme zu Zeiten ein Uebel zustoßt. Sie sind den gewöhnlichen Zahnschmerzen nicht unterworfen, weil ihre Nerven mehr gestärkt werden; und wenn man sie am Ende abgewöhnt, so ist ihnen solches ganz gleichgültig. Meine Kinder haben vom ersten halben Jahre Sauerkraut, braunen Kohl, trockne Erbsen, und überhaupt von allen den Ammen vorgesezten Gemüsen gegessen, und sich sehr wohl dabey befunden. So bald ein Kind nur etwas Verstand und höchstens das zweyte Jahr erreicht hat, lasse man ihm ja alles essen *. Sie scheinen es nur auf junges Fleisch einzuschränken. Ich kann aber aus sorgfältiger Ueberlegung und vieljähriger Erfahrung behaupten, daß ihnen die schwersten Speisen, auch Schinken und Mettwurst, nicht schaden wollen. Dadurch, daß man die Kinder von der zartesten Jugend alles essen läßt, erreicht man einen vielfältigen Endzweck.

- 1) Der Magen gewöhnt sich von Jugend auf, vielerley zu vertragen, als welches uns unentbehrlich ist.
- 2) Fleisch ist wirklich bey weitem nicht so ungesund, als die Mehlspeisen, das Backwerk und das Obst, womit man die Kinder voll zu pferpflegen pflegt, und diese, wie sie selbst erkennen, verdirbt, da sie schwerer zu verdauen sind, den Leib aufbläsen, auch mehr Schleim setzen.
- 3) Fleisch wird leichter verdaut, giebt mehr Kräfte, macht festes Fleisch und stärkere Nerven. Beym Fleische erzogene Kinder werden eher die Blattern, Masern und andre Kinderkrankheiten überstehen.
- 4) Indem Kinder von Jugend auf alles zu erhalten gewöhnt sind, werden sie mehr gleichgültig, weniger aufsteurisch und naschhaft; überladen also nicht leicht den Magen.

Et 3

Durch

* Daß der frühe Genuß von Fleischbrühen bey Kindern nicht zu fürchten sey, ist im 12ten Blatte, S. 182 gesagt; daß aber bestere Speisen noch dienlicher sind, als starke Brühen, im 54sten Blatte, S. 27. D. A.

Durch Vorenthaltung gewisser Speisen macht man Kinder gierig, ungenügsam. Sie trachten jederzeit nach dem Verbotenen, werden nachhaft, essen darüber doppelte Portion, und überladen sich den Magen. Ich will einer Erfahrung erwähnen: Eine sorgsame Mutter war in steten Furchten, daß ihre Kinder sich den Magen überladen möchten. Es ward ihnen alle Mittage vorerzählt, daß sie nicht von mehr als einer bis höchstens zwei Arten Fleisch essen dürften. Sie waren damit aber nicht zufrieden, sondern thaten, wenn auch fünf Fleischgerichte auf dem Tische standen, nach dem Letztern eben so gierig, als nach dem Ersten. Sie durften sich auch kaum satt an Brodt essen. In der That war es wahr. Der Magen ward durch die genaue Diät so verzärtelt, daß auch nur ein zu viel genossenes Stückchen Brodt sie auf den andern Tag krank machte, oder ihnen gar ein Fieber zuzog; dabey thaten sie stets heißhungerig. Nach Absterben der Mutter kamen die Kinder unter meine Aufsicht. Ich ließ ihnen, gleich den meinigen, völlige Freyheit. Sie waren bald genügsam und zufrieden, fanden sich von ein paar Gerichten satt, und dachten nicht daran, etwas mehr zu fordern. Sie aßen in den ersten Tagen ein paarmal noch zu viel. Die Natur half sich, und gab das Ueberflüssige zurück; des andern Tags waren sie wieder frisch. Kaum war ein viertel Jahr vorbey, daß ihr Magen so gut an Verdauung aller Speisen gewöhnt war, als meine von Kindheit dabey erzogene Kinder. Vorhin mußte bey der genauen Diät der Arzt Jahr aus Jahr ein wenigstens zu einem oder andern gehn. Ich weiß seit so vielen Jahren keins von ihnen, was Arzney sey. Vor einiger Zeit ließ ich diesen auf ist erwähnte Art erzogenen Kindern die Blattern geben. Alle Freunde, deren verschiedene sich an diese Art zu erziehn stoßen, waren aufmerksam, und fürchteten, daß es zum wenigsten den mehrsten von diesen mit so vielem erhitzten Blute durch das Fleischessen, ihrer Meynung nach, angefüllten Kindern das Leben kosten würde. Alle sechs überstanden aber diese Operation auf die leichteste Art, ohne mal die sonst dabey gewöhnlichen Zufälle zu empfinden. Dies ist der stärkste Beweis, daß man Aeltern nicht genug gegen zu strenge Inachtnahme ihrer Kinder warnen könne. Aus Furcht, daß ein schwächliches Kind sich den Magen überladen und sterben könnte, werden hundert andre von Natur starke von Jugend auf verzärtelt, und der Republik unnütz gemacht. Ja, durch solche Verzärtelung stirbt bey Kindern von vornehmer Geburt sicher die Hälfte mehr, wie sterben würde, wenn sie von Kindheit an starker gewöhnt würden.

Den von Ihnen angeführten Gängelwagen * finde ich aus der Erfahrung nicht sehr gut. Er stehet nicht feste. Die Kin-

* Es ist ein Irrthum im Ausdrucke; ich habe allerdings die Gängelbänke empfehlen wollen. D. A.

der gewöhnen sich also nicht, gerade zu stehen, sondern lernen eben so, wie in den Gängelbändern, das ihnen hernach im Gehen so nachtheilige Ueberliegen. Besser ist noch eine Gängelbank; am besten aber, wenn man die Kinder in einen großen weiten Korb setzt, und ihnen Rücken unterleget. Hier lernen sie bald, sich am Rande des Korbes aufheben, und sich wieder niedersetzen. Sie gehen rund im Korbe herum, und können sich, wenn sie ja fallen, keinen Schaden thun. Es ist viel daran gelegen, daß man sich, wenn ein Kind auch fällt, alsdann gar nicht darnach umsieht; dadurch werden sie dreiste und zugleich behutsam, und lernen sich in die Höhe heben. So bald ein Kind so weit ist, lasse man es unter den Augen der Wärterinn frey gehen, und verbanne alle Gängelbänder; bekümmere sich auch nicht, wenn es ja fiele.

Aber warum wollen Sie Kindern nicht erlauben, im bloßen Kopfe zu laufen? und ist dieß nicht ein nothwendiges Stück zur Erhaltung der Gesundheit von Kindern, daß man ihnen den Kopf so wenig, wie möglich, bedeckt halte? Wem fällt es jemals ein, Kindern Nase, Maul, Ohren und Augen bedecken zu lassen. Sollten wol diese Theile weniger empfindlich seyn, als der noch mit Haaren bedeckte Hinterkopf? Unser Frauenzimmer gehet stets mit entblößtem Haupte, wenigstens verdienen ihre kleinen leichten Kopfzeuge nicht den Namen von einer Bedeckung. Warum will man also nicht die Jungens von Jugend an gewöhnen, den Kopf bloß zu haben, da sie sich in der Folge so oft entblößt tragen müssen? Ich berufe mich hier wieder auf das Exempel von meinen Jungens. Ich dulde ihnen nichts auf dem Kopfe. Sie laufen vom ersten Jahre an in bloßen Köpfen im Regen und Schnee umher. Sie kommen ganz verfroren zu Hause. Es schadet ihnen nichts. Sie sind gesund, munter und frisch, und wissen nichts von Verkältungen, Blüssen und ausgefahrenen Köpfen, denen verzärtelte Kinder alle Augenblicke unterworfen sind. Ich kenne erfahrene Aerzte, die diese Regel gegeben haben. Rathen Sie ja allen, darauf nachzufolgen; auch überhaupt ihre Kinder so wenig, wie möglich, warm zu halten, ihnen vielmehr den Gebrauch aller Pelze, Fußsack, Muffen, und insonderheit der Kohlenfeuer, zu verbieten. Alles kommt auf die erste Gewohnheit an *.

Kinder, die auf diese Art erzogen worden, werden es im Alter ihren Aeltern und Vorgesetzten verdanken.

Mein Herr,

Sie erwähnen in Ihrem 10zten Blatte, daß sich zuweilen zu den Blasensteinen und Blasengeschwüren gewisse Blasen- wächse

Es 4

* Man vergleiche mein viertes Bl. S. 47. u. f. Diese Warnungen sind nachher verschiedentlich wiederholt worden. D. A.

wächse gesellen, die entweder fleischigt, oder schwammigt, oder scirrhus wären. Dieser seltsame Zufall ist aller Aufmerksamkeit würdig, und außerdem, daß ihn Bagliv zweymal gesehen, führt auch Herr Allen an, daß Greenfield davon ebenfalls zwey oder drey Beispiele habe. Herr Künzli, ein Wundarzt in Winterthur, hat noch erst vor vier bis fünf Jahren denselben unglücklichen Zufall an einem Knaben von viertelhalb Jahren beobachtet, wovon Herr Füßlin die Beschreibung bekannt gemacht hat. Ich will sie ihrer Merkwürdigkeit wegen, auszugsweise hier mittheilen. „Die Aeltern erzählten, daß dieser Knabe schon bey einem halben Jahre den Urin mit unsäglichem Schmerzen ließe; daß ihn dieser Schmerz einstmals, da er in der Stube herumgegangen, angekommen wäre, ohne daß man zuvor einige Ursache davon wahrgenommen hätte; daß er hernach immer zugenommen, und der Urin davon öfters zurückgehalten würde. Verschiedne Aerzte hatten Blasensteinchen, andere Krämpfe im Blasenhalse von Erkältung, andere eine Geschwulst des Blasenhalsses vermuthet. Allein, ihre treibenden, ihre erwärmenden, auflösenden und vertheilenden Arzneyen waren insgesammt fruchtlos gewesen. Herr Künzli untersuchte den Knaben genau; und weil dieser beym Urinlassen stets zugleich Eröffnung des Leibes hatte, sich oft erbrach, und in der Harnröhre unsäglich Schmerzen ausstand, so argwohnte Herr Künzli auf einen vorhandenen großen Blasenstein. Das Kind war scorbutisch zugleich, und davon leitete er die größere Empfindung der Schmerzen her. Er wollte den Catheter gebrauchen. Allein, das Kind ward von starkem und anhaltendem Zittern überfallen, so bald man es nur anrührte. Der Wundarzt ließ es demnach äußerlich beym Gebrauche erweichender Mittel, innerlich aber, einer Opiatmirtur, eines versüßenden Safts und einer gelinden harn-treibenden Ptilane. Das Uebel hielt an. Der Wundarzt correspondirte mit andern Aerzten über die Sache, und alle riefen den Catheter. Endlich untersuchte er mit dem Finger durch den Mastdarm die Blase, und fand dreyimal, anstatt des innern Blasenhalsses, ein ziemlich großes Gewächs, (Tumorem scirrhum.) Die Schmerzen schienen sich beym vollen Monde zu vermehren; der Knabe sehte sich ab, und starb, ehe man sichs versah. Bey der Eröffnung befand sich in der Harnblase ein Stein von der Größe eines Taubeneys, mehr viereckigt, als rund, etwas abgeschält, und fünf Quentlein schwer, inwendig schwammigt. Anstatt einer Harnröhre waren deren drey, wovon beyde größre seitwärts, die mittlere kleinere aber gerade liefen. Um dieselbige war, anstatt des natürlichen innern Blasenhalsses, ein scirrhusöses Gewächs von der Größe einer Baumnuß. Von dem mittlern Kanale bis zu einer jeden Seitwarze war ein Zwischenraum von der Breite eines Zolles. Unter dem oße pubis vereinigten sich diese Röhren durch einen ziemlich großen Sack aus

aus welchem sich ein natürlicher Harngang gehörig weiter erstreckte. Es war selbiger Sack am gedachten Beine so fest angewachsen, daß er nicht unverletzt davon abgelöst werden konnte. Herr Künzli hat dieses wunderwürdige Stück aufbehalten, und Herr Füßlin hat es selbst gesehn.

Daß übrigens bey Blasengeschwüren, zumal, wenn eine Steinkrankheit damit verbunden, oder vorhergegangen ist, das Kaltwasser mit Nutzen eingespritzt werden könne, ist nicht vom Herrn Whytt zuerst entdeckt worden, wie Sie meynen. Ettmüller hat schon das Einspritzen des Kaltwassers mit dem sogenannten Siefalbum, angerathen.

Ich verharre, u.

E. N. M.

Mein Herr,

Da Sie so viel Bewegungsgründe angeführt haben, warum sich die Menschen der Mäßigkeit im Essen und Trinken befleißigen sollten, und sehn werden, daß Niemand darauf achtet, weil Sie uns dafür nichts bessers, als langes Leben und Gesundheit versprechen, woraus der Mensch überhaupt wenig macht, wie Sie selbst in Ihrem 107ten Blatte eingesehn haben; so muß ich Ihnen einen Anschlag geben, von dem ich glaube, daß er von besserer Wirkung seyn werde. Man befehrt die Menschen selten durch die Vorstellung ihrer wahren Vortheile. Ihre Eitelkeiten und Schwachheiten hindern gegen bringen sie zu allem, was man von ihnen verlangt, wenn es auch ihr augenscheinlichster Ruin wäre. Nimmermehr wird ein Schmauser ein gutes Gericht stehn lassen, wenn Sie ihm sagen, daß er damit seiner Gesundheit Schaden, oder sein Leben verkürzen würde. Bedienen sie sich hingegen seiner Thorheiten, um ihn zu bewegen; so wird er wie ein Mönch fasten, oder, wenn dieß zu wenig wäre, so wird er sich kaum satt essen. Mein Anschlag ist also dieser. Sie wissen, daß kein Unsinn die Menschen allgemeiner beherrscht, als die Begierde, das Zukünftige zu wissen. Fangen Sie an zu beweisen, daß man durchs Fasten und durch Mäßigkeit sein und andrer Menschen Schicksal im Voraus erfahren könne; so sollen Sie sehen, wie unsre Schmauser fast todthungern werden. Ich weiß keine Thorheit, die allgemeiner wäre, und die besonders die starken Geister, worunter es viel Fresser und Säuser giebt, besser mit in ihrem Wirbel herumkräuselte, als diese Buch zu prophezeihen. Es wird also nur darauf ankommen, daß Sie einen Beweis finden, der jedermann überzeugte, daß er durch strenge Mäßigkeit eben so gut prophezeihen lernen würde, als wenn er ein Bündnis mit

dieses geschehn war; und da ein jeder nachversuchte, was den andern befriedigt hatte, so erfuhren die großen Kinder gar bald, was wider Hunger und Durst dienlich wäre. Diese neue Entdeckung war gut. Nun wußten die Menschen zu leben; aber sie war noch nicht vollkommen.

Unter den Kräutern, welche die Menschen gegessen hatten, waren einige gut, andre aber bekamen ihnen übel. Hier saß ein Gefättigter, der sich erbrach, dort einer, welcher heftig purgirte; hier schwellt einer über den ganzen Leib auf; dort lag einer, und starb unter den heftigsten Schmerzen. Die, welche sich wohl befanden, und jenen beystunden, argwohnten, zumal, nachdem mehreren, die an denselben Orten gespeiset hatten, eben dasselbe Unglück wiederfuhr, daß auf diesen Stellen die Kräuter nicht so brauchbar für den Hunger seyn müßten, als auf denen, wo sie gespeiset hatten. Die Furcht machte sie scharfsinnig. Sie untersuchten die Pflanzen genau, und bemerkten die Kennzeichen der guten, woran sie sie von den bösen unterscheiden konnten. Hieraus ward nach und nach eine Kräuterkunde für die Küche.

Den Durstigen gieng es beynähe eben so, wie den Hungrigen. Einigen hatte das Flußwasser vortreflich geschmeckt, und war ihnen wohl bekommen. Andre waren an den Strand des Meeres gegangen; und diese erfuhren, daß das Seewasser nicht nur den Durst nicht stillte, sondern sie auch purgirte. Man fing demnach auf gleiche Weise an, die Getränke zu unterscheiden; und nun war das menschliche Geschlecht beynähe ganz glücklich, und ein jeder gedachte es bey dieser Gelehrsamkeit zu lassen, weil sie zur Nachdurst des menschlichen Geschlechts hinlänglich schien.

Aber, was geschah? Die Menschen wußten aus ihren Erfahrungen, daß nicht nur eine einzige Pflanze gut, alle übrige aber schädlich wären; und wenn man gleich von Stein gemacht ist, so wird man doch von der Lüsternheit geplagt, so bald man empfindet. Man wollte Abwechslung in den Speisen und Getränken haben; und man fing also an, statt der bisherigen eßbaren Pflanzen, auch andre, ja sogar Baumfrüchte, zu versuchen, und wagte die Gefahr, war-

um

um Eva sie wagte, um der Lüsternheit willen. Man entdeckte in diesem neuen Felde vieles, das gut, und vieles, das schädlich war. Inzwischen erweiterte man die Kräuterkunde, und lernte die Zeichen und Eigenschaften der guten und der schädlichen Pflanzen kennen. Man kostete die Pflaumen, sättigte sich, und trank darauf. Nach kurzer Zeit erfolgte ein Bauchgrimmen und Purgiren. Man kostete und sättigte sich mit Quittenäpfeln; und als man dieß einige Tage fortgesetzt hatte, bemerkte man, daß sich in eben so langer Zeit der Leib niemals entledigte. Eben so gieng es andern mit andern Gewächsen. Ein jeder warnte den andern, aus seiner eignen Erfahrung, vor denen, die ihm übel bekommen waren, und erzählte ihre Wirkungen. Hierbey trug sich zu, daß sich öfters zween über ganz entgegengesetzte Uebel beklagten. Die Noth macht scharfsinnig; und es war wenig Vernunft nöthig, um hier einen Schluß zu machen. Wenn dieser zu einem, der verstopft war, sagte: von diesen Pflaumen eröffnet sich mein Leib zu viel; und der ihm antwortete: von diesen Quitten Verstopft sich der meinige; so konnte es leicht beyden einfallen, ihre bisherigen Speisen mit einander zu vertauschen. Der Verstopfte aß Pflaumen, und sein Leib entledigte sich bald. Der andre aß Quitten, und sein Durchlauf hörte auf. Diese Entdeckung ward für unschätzbar gehalten; denn nun konnte man mit mehr Kühnheit der Lüsternheit genug thun, und alles kosten. fand man, daß einige Früchte Hitze und Durst erregten, so wußte man, daß das Flußwasser kühle, und den Durst stille. Wenn man bemerkte, daß die Rüben und der Kohl den Leib auftrieben, und Blähungen machten, so wußte man, daß die Pommeranzen diesem Uebel abhülften. Es kam nur auf eine gewisse Mäßigung im Genusse an, um es dahin zu bringen, daß die Eigenschaften der einen Speise nur bloß die Folgen der andern tilgten, ohne selbst andre entgegengesetzte üble Folgen hervorzubringen. Man lernte demnach aus der Erfahrung die Kräfte der Speisen nach Maaßgebung der Bedürfnisse derer schätzen, die sich damit von gewissen übeln Folgen anderer befreien wollten, und fand, daß hei-

hier auf eine gewisse Regel in der Menge des Genusses alles ankäme. Daher machte man einen Unterschied unter Speisen, die man nur zur Sättigung genießen, und unter denen, womit man einem Uebel abhelfen wollte; und diese nannte man, in solcher Verhältniß, Arzneyen. Es gab einige Producte, die beydes zugleich seyn konnten, und dieß war das Heer der gesunden Küchengewächse; einige hingegen konnten nie zur Sättigung gebraucht werden, und waren, in gewisser Portion, nur denen nützlich, die krank waren. Diese nannte man eigentlich Arzneyen; und dieser rohe Mischmasch von grober Erkenntniß der Zeichen und Eigenschaften der natürlichen Producte, der Gegeneinandersehung ihrer Wirkungen in Krankheiten, und der Proportion, nach welcher dieses geschehen mußte, war das Chaos der Arzneykunst unter den neuen Menschen.

Der Fleiß und die Erfindsamkeit leiden eben so wenig einen Stillstand, als die Wünsche der Sterblichen. Die Entdeckungen vermehrten sich, wie die Empfindungen, die bald Reflexionen wurden, worinn Millionen Schlüsse wimmelten. Man entdeckte nach und nach, theils durch Zufälle, theils durch Proben, daß die starken Kräfte einiger Speisen und Getränke, die sie zu täglichen Nahrungsmitteln ungeschickt machten, durch einen klugen Handgriff verbessert werden konnten. Man fand trockenes Obst, das nicht mehr so schädlich war, als dasselbe, da es noch viel Saft hatte. Man fand, daß die Sonnenwärme die Früchte zeitigte, und ihre Kräfte milderte, wodurch sie weniger schädlich wurden. Es war ein Mittel vorhanden, der Sonnenwärme zu Hülfe zu kommen; das Feuer. Die Früchte wurden gebraten, geröstet, getrocknet, gekocht. Man fing erst an, auf ein Gericht, dessen gefährliche Wirkung man kannte, ein andres zu speisen, dessen Kräfte jenem entgegenwirkten, und hörte damit auf, sie zusammenzusetzen, beyde zugleich zu speisen, und solchergestalt die Kräfte durch ihre Zusammenfassung zu verbessern. So entstand nach und nach die ganze Kochkunst; und man nannte das, was einer Speise zugege-

ben

ben wurde, um ihre Schädlichkeit zu verbessern, ihre Würze.

Wenn ich für Einfältige schriebe, so würde ich ihnen in tausend Beispielen zeigen, wie nach und nach die schätzbare Kunst der Bereitung, Verbesserung und Würzung der Speisen unter diesen neuen Bewohnern der Erde zu einem Gipfel gestiegen, der unsrer gründlichen Kochkunst fast gleich kam. Allein, meine Leser dürfen nichts fürchten. Nur kann ich ihnen das nicht verschweigen, daß diese Scharfsinnigkeit der Menschen, die bey den Speisen mit so vielem Fortgange angebracht worden war, auch fast zu gleicher Zeit bey denjenigen Producten angewendet wurde, die nur zu Arzneyen dienen konnten. Man wußte, daß das Seewasser purgire, und sein Geschmack war so übel, daß man es nicht zum Getränk haben wollte; sonst würde man versucht haben, es mit etwas zu würzen, das seine purgirende Kraft verbesserte. Daher blieb es in den Gedächtnissen nur als eine Hülfe wider Verstopfungen bekannt, und zu diesem Zwecke tranken es einige Kranke. Weil aber die Kranken auch gern ihren Geschmack schonen, so nahm man ein Mittel, das ihn so sehr beleidigte, mit Widerwillen. Die Kranken überlegten mit ihren Rathgebern, und wünschten, daß sie zum wenigsten nicht so viel davon trinken dürften, um zu purgiren. Dieses gab Anlaß, zu untersuchen, wodurch doch wol das Seewasser eigentlich purgирte, da es das süße nicht that. Man argwohnte auf das Salz, das man in jenem, nicht aber in diesem, schmeckte und anschmecken sah. Es ward demnach beschloffen, dieses angeschossene Salz einmal allein zu versuchen; und man fand, daß dessen viel weniger nöthig war, als des Wassers, um zu purgiren. Nunmehr schaffte man das Seewasser ab, und trocknete sich Seesalz zum purgiren. Man fand hin und wieder Salz in der Erde, das von verschiednem Anschusse war. Vielleicht konnte dieses Salz wol eben so gut purgiren; so hatte man die Bemühung mit dem Seesalze nicht nöthig. Der Versuch ward gemacht; und er gelang mit einigen, aber nicht mit

mit allen Salzen. Indessen entdeckte man die andern Eigenschaften derselben, und lernte, daß einige kühlten, einige die Speise verdaueten, einige den Urin trieben, und kurz, daß das Mineralreich auch Producte hätte, die Arzneyn seyn konnten. Das Fleisessen hatte eben dasselbe die Menschen schon zuvor vom Thierreiche gelehrt; und wie froh waren sie nicht, als sie sahen, daß in der Natur fast alles für sie theils Speise, theils Arzneyn war!

Weil nicht jeder Mensch alles gern nehmen wollte, und der Ueberfluß der Mittel, nebst der Verbesserung der Kunst, nach Art der Kochkunst, der Wählsucht zu Hülfe kam; so suchte man von den Pflanzen und übrigen Arzneyn die eigentlichen Kräfte zu erforschen, und abzusondern, die sie zu Arzneyn machten, damit man sie von den übrigen scheiden, und den Mitteln neue Gestalten geben konnte. So hatte man das Seewasser in ein Pulver verwandelt; so machte man durch aufgelöstes Salz aus Pulver einen Trank, aus Wurzeln Pulver und Brühen, aus Kräutern Säfte, Extracte, und Gott weiß! wie vielerley andre Formen. Das Beyspiel der Röche wies denen, die sich auf die Beobachtung der Arzneynkräfte legten, den Weg, wie sie zu der einen Arzneyn, deren Wirkung zu heftig oder unangenehm war, eine andre hinzusetzen könnten, die dieß verbesserte, oder, wie sie auch für zusammengesetzte Beschwerden zusammengesetzte Mittel gebrauchen mußten. Sie wußten, daß die Quitten den Durchlauf stopften, und daß der Mohnsaft die Schmerzen stille. Es mußte also einem, der bey einem Durchlaufe Bauchgrimmen hatte, nothwendig dienlich seyn, eine aus Quitten und Mohnsaft zusammengesetzte Arzneyn zu nehmen; und der Erfolg bestätigte den Schluß. Man wußte, daß das Harz der Aloe, das sich nicht im Wasser auflöst, nicht purgirte, aber viel Ungelegenheiten verursachte. Man wußte, daß das Gummi derselben, das sich im Wasser auflöst, das erste ohne das letzte that, und schloß hieraus, daß durch eine geschickte Absonderung und Scheidung dieser Theile eine Wirkung ohne die andre erhalten, und dadurch diese Arzneyn verbessert

bessert und brauchbarer werden würde. Man speiste von einer Wurzel wider eine Krankheit, die zwar gut wirkte, aber den Magen beschwerte, und den Hals dessen entzündete, der sie käuete. Es ward versucht, sie in Wasser zu kochen; und sie beschwerte den Magen nicht. Man mischte einen kühlenden Saft darunter; und der Hals konnte sie vertragen.

Es läßt sich leicht erachten, wie glücklich sich die Menschen priesen, als sie mit so gutem Fortgange ihr Glück beförderten. Allein, der Sachen waren zu viel; die Kunst war zu weitläufig, das Gedächtniß zu schwach, und die Geschäfte der Menschen zu mannichfaltig, als daß ein jeder das hätte lernen können, was in der Heilungskunst schon entdeckt war. Daher sondereten sich einige, die Neigung und Menschenliebe dazu berief, von allen andern Geschäften ab, und bemühten sich, bloß diese Kunst der Kräuterkunde zu lernen; selbst zu beobachten, die Beobachtungen der andern zu sammeln, und die Zeichen der Krankheiten, nebst den bekannten Mitteln dawider, die Kunst sie zu verändern, zuzubereiten, zusammenzusetzen und durch einander zu verbessern, und die Vorsichtigkeiten zu beschreiben, welche, wie die Erfahrungen gelehrt hatten, bey allen diesen Zubereitungen und Verordnungen nöthig waren. Man nannte die Leute, die sich diesen heilsamen Bemühungen widmeten, Aerzte, und sie waren die Zuflucht und das Vergnügen des Volks, welchem sie bey seinen Krankheiten zu rathen wußten, und ihm die Hülfsmittel gaben, ohne daß es nöthig hatte, sich selbst um das Geringste zu bekümmern. Sie waren Kräutersucher und Bereiter, Arzneymacher, und das, was wir Apotheker nennen, alles als Aerzte zugleich; bis endlich die überhäufte Arbeit es nothwendig machte, daß die Aerzte laute zu Hülfe nahmen, die alles übrige verrichteten, und sie in Stand setzten, nur ihre Kranken zu beobachten, und ihnen die dienlichen Arzneyn und den Gebrauch derselben vorzuschreiben.

So wurden die Menschen bloß durch Natur und Vernunft, durch Noth und Erfahrung, zu derjenigen Wissenschaft geleitet, die in ihrem Ursprunge ganz rein und einfältig, und

fast ein unmittelbares Werk der Natur, in ihrem Fortgange aber ein Werk der Beobachtung und einer unschuldigen Kunst war, die sich bey jedem Schritte, welchen sie that, noch immer auf die unmittelbare Erfahrung stützte. Die Aerzte hörten nie auf, Beobachtungen zu sammeln, und nahmen alle Hülfsmittel der Naturlehre und Naturgeschichte, der Scheidekunst und der Krankengeschichte zu Rathe, um die Gebrechen der Menschen, und die Arzneyen und deren Gebrauch wider dieselben, stets genauer und gründlicher zu erforschen, und in immer mehr Fällen hülfreich und stets unfehlbarer zu werden. Allein, es war ein Unglück dabey: Sie blieben Menschen. Sie wußten nicht alles, ob sie gleich viel wußten. Zuweilen irrten sie in der Beurtheilung der Krankheiten; zuweilen in der Zusammensetzung oder Anwendung der Arzneyen; zuweilen wußten sie kein Mittel wider eine Krankheit, und der Kranke genas, oder starb, ohne ihr Zuthun. Ihre Irrthümer machten die Kunst stets lehrreicher und vollkommener, und sie stieg zu dem Gipfel, daß die Kranken bey den Aerzten entweder Hülfe oder Erleichterung fanden, und sich ihren Verordnungen sicher unterwerfen konnten, weil sie aus einer physikalischen Gewißheit in vielen Fällen, in andern aus ehemaligen mißlungenen Versuchen gelernt hatten, behutsam und unschädlich zu sehn.

Wollte der Himmel, daß dieses das Ende der Geschichte wäre! Aber, nein! Die Arzneykunst war nunmehr eine Profession geworden; und weil die erretteten Kranken gern großmüthig gegen die Aerzte waren, und sie reichlich belohnten, so konnte es nicht fehlen, daß sich nicht die Gewinnsucht in dieß Gewerbe hätte mischen sollen. Es gab Leute, die sich, um reich zu werden, für Kenner der Arzneyen und Krankheiten ausgaben; die sich rühmten, mehr als alle andre Aerzte zu wissen; die mit einer seichten Einsicht Kranke auf gutes Glück bedienten, deren hundert tödteten, und es verschwiegen, einen entrinnen ließen, und dieß als ein Wunder ausposaunten; denen es gleich viel war, was sie verordneten, um nur viel Arznei zu verkaufen; die sich mit Eigenlob von unmöglichen Thaten lächerlich machten, die Sprache der

wahr-

wahren Aerzte nachahmten, und sie mit Großsprecherereyen entheiligten, ihre Kranke erst verschlimmerten, und in Todesangst setzten, um sie desto rühmlicher und verdienstlicher curirt zu haben; kurz, solche Leute, wie bey uns in Menge sind, und wovon in kurzem die Kunst der Aerzte wimmelte.

Zu der Zeit, da dieses Uebel überhand genommen hatte, berief ein ansehnlicher Mann im Volke das neue Geschlecht der Menschen zusammen, und hielt ihnen folgende Anrede:

Lieben Mitbürger! Ich sehe euren Untergang vorher, und mein Herz blutet für euch. Ihr seht die Betrügereyen der Aerzte, die euch nicht nur arm machen, sondern auch das Leben rauben. Alle Menschen, die sterben, sterben unter ihrer Aufsicht: folglich durch sie. Alle, die genesen, würden auch ohne die Veranstellungen dieser Lügner genesen seyn, die sich dafür ausgeben, daß sie die Krankheiten und Mittel dawider kennen, ohne das geringste zu wissen. Darum folget mir! Ihr könnt von Natur standhaft leiden: darum leidet. Ihr könnt von Natur selber sterben: darum sterbt. Nimmermehr aber trauet den Aerzten: denn der, den ihr rufen lasset, das ist der Betrüger, der euch tödten will. Vermaledeyet sie und ihre Kunst, wie ich selbst thue; nehmet von keinem ein Hülfsmittel an, das euch erretten oder erleichtern könnte; überlaßt eure Leiden und euren Tod der Natur, und nicht den Aerzten. Doch in der letzten Todesnoth könnt ihr sie rufen lassen.

Nach dieser Rede trat ein andrer in der Gesellschaft auf, und antwortete jenem. Freund, sagte er, Erinnerst du dich gar nicht des Anfangs unsers Geschlechts und des Ursprunges der Kunst der Aerzte? Weißt du nicht mehr, daß unsere erste Speise Arznei war, die wir für den Hunger suchten und fanden? Solten wir die nicht gesucht haben, weil uns die Natur ausgerüstet hatte, standhaft zu leiden und ruhig zu sterben? Ist der Schmerz, ist die Krankheit ein andres Leiden, als der Hunger und Durst, welchen du, deiner natürlichen Standhaftigkeit im Leiden ungeachtet, unaufhörlich curirst? Erinnere dich, daß du schon selbst dein

Arzt warst, als du deine erste Nahrung forderdest und erzielst, und daß dich die Natur nicht zum Wehklagen reizet, wenn sie dir wohlthut, sondern wann sie dich leiden ließt. Dieses Wehklagen ist die Stimme nach Hülfe, und die ist Natur; nicht aber das standhafte Leiden. So natürlich dir war, deinen Hunger zu stillen, war es uns, Hülfe zu suchen, als uns die Speisen ein Gift waren, das unsre Eingeweide verletzete. Du weißt, wie unsre Speisen uns erst Arzneien entdeckt haben, und wie viel Zeit nöthig war, ehe wir alles beobachteten, und erfanden, was wir wissen mußten, um uns in den verschiednen Arten der Noth, die uns betreffen konnte, auf die kräftigste, zuverlässigste, sicherste, geschwindeste und bequemste Weise zu helfen. Soll alle diese mühselige Arbeit verlohren seyn? Sollen wir alle diese so langsam gemachten Entdeckungen mit den Aerzten verthilgen? Zu welchem Zwecke? Um der Natur nachzugeben? O sie will unsern Untergang nicht. Sie bewaffnet selbst die Thiere mit Arzneykünsten, deren ihnen die Aerzte eine große Menge abgelernt haben. Uns gab sie noch die Gabe, zu schließen; und dadurch allein übertrifft unsre Arzneykunst die unter den Thieren, welche dem ungeachtet unendlich viel weiter geht, als man es gemeinlich glaubt. Die Vernunft ist aber auch eine Gabe der Natur, und deren Gebrauch nicht wider ihre Zwecke. Ja, was würde endlich aus uns werden, wenn die Aerzte und die Arzneykunst verthilgt wären? Bilde dir nicht ein, daß wir alsdann den Schmerz besser ausstehn würden, als den Hunger. Nein! wir würden von neuem anfangen, Arznei zu suchen, wie wir Speise suchten; und die ganze Kunst würde nach einiger Zeit auf eben die vorige Weise wieder erfunden, ausgebeßert, blühend gemacht, und dann durch Betrüger und unwissende verdorben werden. Solchergestalt ist dein ganzer Vorschlag eben so unnatürlich, als unzulänglich. Laß uns die wohlthätige Kunst, das süße Geschenk der gnädigen Gottheit, die uns im Leiden erquickt, die uns uns selbst erträglich, und gute Aerzte den Göttern gleich macht*. Hingegen unterrichte uns

uns, wenn du uns liebst, wie wir sie von der Brut der Betrüger reinigen können, die sie schänden. Wiegle durch deine Beredsamkeit unsre Richter wider sie auf, damit es ihnen ein Ernst werde, diesem Verderben der Menschlichkeit zu steuern. Gewinne unsre Priester und öffentlichen Redner, daß sie dem Volke die Gefahr vorstellen, in die sie sich wagen, wenn sie Unwissenden und Betrügern ihren Leib und ihr Leben anvertrauen. Schilt und verspötte diese Bösewichter und schädlichen Unwissenden unter den wahren Namen, die sie verdienen; aber nicht unter dem Namen der Aerzte, und gieb neue Vorschläge, weil alle die alten noch nicht hinlänglich gewesen sind, wie man Linder vor dem Unfuge dieser Unwürdigen beschützen könne. Siehe, hierdurch wirst du dich der Welt nützlich machen, zu der du gehörst, anstatt, daß du ihr die alte Welt neu machen willst, ohne verhindern zu können, daß sie doch wieder alt würde.

So war die Rede; und nun sollte die Versammlung die Sache entscheiden. Anfänglich theilte sich die Menge in Partheyen. Einige wollten die ganze Kunst der Aerzte verthilgt wissen, ob sie gleich wohl wußten, daß es nie geschehen könnte, noch würde, um nur etwas Paradoxes zu sagen, und muthwillig zu seyn. Einige behaupteten, daß noch bey weitem nicht Aerzte genug wären, und daß von Rechts wegen das ganze Geschlecht aus solchen bestehen sollte. Sie führten an, daß ein behutsamer und vorsichtiger Mensch unaufhörlich mediciniren müsse, und daß ein solcher fast jeden Tag die Wissenschaft eines Arztes erschöpfen könne; daher man sie in hinlänglicher Menge zum Wechsel vorrätzig haben sollte. Die stärkste Parthey, die endlich die Oberhand behielt, ließ die Richter und Befehlshaber der Nation zusammenberufen, und verpflichtete sie, in dieser für das ganze Geschlecht höchst wichtigen Sache, die weisesten Maasregeln zu ergreifen, damit alle Unwürdige und Unwissende von der Ausübung dieser Kunst abgehalten, und nur solche zugelassen würden, denen man sich, um ihrer Einsicht und Rechtschaffenheit willen, sicher anvertrauen könnte.

* Homines ad Deos nulla re propius accedunt, quam salutem hominibus dando. Cicero.

In der That wurden hierzu die Anstalten gemacht. Die zukünftigen Aerzte mußten vorher eine geraume Zeit in allen Vortheilen der Kunst unterrichtet, hiernächst auch zu verschiedenenmalen von ihren Lehrern befragt und verhört worden seyn, ehe man ihnen die Freyheit ertheilte, die Kunst zu treiben. Den Obrigkeiten ward anbefohlen, nur solchen geprüften Personen den Zutritt bey Kranken zu gönnen, die unberufenen Aerzte scharf zu verfolgen, und selbst das Volk zu warnen und zu bestrafen, wenn es sich ihnen aus Leichtsinne und Unverstände anvertrauet hätte. Alles dieses war unstreitig sehr gut. Allein, die Mißbräuche und Uebertretungen schleichen sich überall ein, wo Gesetze sind. Die Lehrer der jungen Aerzte bekümmerten sich wenig darum, ob sie die Kunst von ihnen erlernten, oder nicht, und schmeichelten sich mit dem bösen Wahne, daß sie schon ihre Schuldigkeit gethan hätten, wenn sie die Regeln der Kunst nur hersagten. Sie waren in den Verhören der Candidaten taub und gelinde, und hatten Mitleiden mit dem armen Stümper, den sie verhörten, weil sie kein Mitleid mit dem Lande hatten. Sie ertheilten den Unwürdigsten die Freyheiten der Arzneykunst, und das Land wimmelte von Charlatans und Unwissenden. Was die Obrigkeiten betrifft, so machten sie es nicht besser. Das dumme und betrügerische Volk, das sie verfolgen sollten, gebrauchten sie selbst, und folgten seinem Rathe, wenn sie krank wurden. Sie selbst spendeten Arzneyen aus, und pfuschten mit; sie selbst nahmen an dem blöden Unsinne Theil, die ganze Kunst und Kunst der Aerzte um derer willen zu verspotten, die sie schändeten, und die sie nicht würden schänden können, wenn sie ihrer Pflicht eingedenk geblieben wären, sie zu verfolgen, um die Ehre der nützlichsten und nothwendigsten Wissenschaft aufrecht zu erhalten.

Meine Handschrift von den Schicksalen der Nachkommen Deucalions geht nicht weiter, als bis hieher; und der Himmel mag wissen, was weiter aus ihnen geworden ist.

Audax omnia perpeti
Gens humana ruit per vitium nefas.

Mein

Mein Herr,

Nachdem sie uns in 177 und 178sten Blatte Ihre Meinung vom Schaarbocke gesagt haben; so werden Sie Sich viele Ihrer Leser verbinden, wenn sie noch ein besonderes Mittel wider diese Krankheit, welches wenigstens in den Nordländern brauchbar seyn möchte, aus des Herrn Prof. Le Roy Erzählung der Begebenheiten von vier nach Ost-Spizbergen verschlagenen russischen Matrosen, nebst der dazu gehörigen Anmerkung des Herrn Le Roy, hinzufügen wollen. Dieß ist der kleine Auszug:

„Der Scorbut ist eine Krankheit, mit welcher gemeinlich die Seeleute befaßt sind, und man bemerkt, daß sie nach dem Waas-se gefährlicher werde, als man sich den Polen nähert. Die Ursache davon muß man entweder der Kälte, oder einem andern uns unbekannten Umstande zuschreiben. Dem sei wie ihm wolle: diese armen Leute, die sich, wofern sie von diesem Uebel angegriffen würden, ohne Hülfe sahen, glaubten ein Mittel nicht vernachlässigen zu dürfen, welches man für schicklich hält, um einer so unangenehmen Krankheit auszuweichen. Es war Jwan Sinkof, der zu verschiednen malen auf der westlichen Küste von Spizbergen überwintert hatte, welcher seine Gefährten dis Mittel kennen lehrte. Er sagte ihnen also: man müsse rohes und gefrorenes Fleisch, in kleine Stücke zerlegt, genießen; ganz warmes Blut von Rennthieren trinken, so wie es von dem Thiere in dem Augenblicke käme, wenn man es getödtet; dem Körper so viele Bewegung verschaffen als nur möglich wäre; und endlich so viel rohes Löffelkraut (cochlearia) essen, als man essen könnte: das einzige Kraut, welches auf dieser Insel, und zwar nur in ziemlich geringer Anzahl wächst. Die Aerzte mögen entscheiden, ob diese kleinen Vögel rohen und gefrorenen Fleisches, und dis warme Blut von Rennthieren sehr geschickt sind, vor dem Scorbut in Sicherheit zu setzen. Was aber die Bewegung betrifft, so weiß jedweder, daß man sie demjenigen anrath, welche mit dieser grausamen Krankheit bedrohet werden, oder schon so gar damit befaßt sind, und niemanden ist unbekant, daß die cochlearia ein mächtiges Mittel wider den Scorbut ist. Indessen sei die Bewandnis wie sie wolle; die Erfahrung scheint die kräftige Wirkung dieses Mittels bestätiget zu haben: drey von diesen Matrosen, welche von demselben Gebrauch machten, waren von diesem Uebel gänzlich befreuet. Da sie wirklich öfters Rennthiere und Füchse jagten, so übten sie sich ungescheut im Laufen: Jwan Sinkof, der jüngste unter ihnen, hatte sich darinnen eine solche Leichtigkeit erworben, daß er dem schnellsten Pferde vorliefe; ein Austritt, davon ich ein Augenzeuge gewesen bin. Der vierte Nahmens Feodor Wegerin, hatte je-

U u 4

derzeit

„berzeit eine unüberwindliche Abneigung vor Blut von Kienntieren bewiesen: er war überdem sehr schwerfällig und sehr faul, und blieb gern in der Hütte zurück, wenn es ihm nur möglich war. Gleich anfangs, nach seiner Ankunft auf dieser Insel, wurde er von diesem Uebel angegriffen, und in der Folge vermehrte sich seine Krankheit so stark, daß er beinahe sechs Jahr in Kraftlosigkeit und grausamen Leiden hinbrachte. In den letzteren Jahren seines Lebens mußte er ohn Unterlaß liegen: er hatte keine Kräfte mehr, um sich aufrecht zu erhalten, er vermochte nicht einmal die Hände zum Munde zu führen: Dis nöthigte die Gefährten seines Unglücks, ihn bis an seinen Tod, gleich einem neugebohrnen Kinde, zu nähren.

Anmerkung des Herrn Prof. Le Roy.

„Ob ich gleich meinen Zweifel über die kräftige Wirkung des in kleine Wißen zerlegten rohen und gefrorenen Fleisches, um den Scorbut zu heilen, und des warmen Bluts von Kienntieren, welches man in dem Augenblicke, da man es getödtet, trinken soll, geäußert habe: so scheint es mir doch, daß diese Dinge in Betrachtung gezogen werden müssen. Ich finde wirklich in dem ersten Bande der von den Russen längs den Küsten des Eismers und des orientalischen Oceans, so wohl gegen Japan, als gegen Amerika gemachten Reisen und Entdeckungen, die der Herr Kanzelei-Rath Müller herausgegeben hat, daß die Einwohner des nördlichen Sibiriens sich gefrorenen Fische bedienen, welche man roh ist, um sich gegen diese grausame Krankheit zu verwahren, und sie zu heilen. Hier ist die Stelle, S. 194. 195. Unsere Leute: : : schlugen ihre Wohnung für den Winter an der Mündung des Flusses Chotuschtsch auf. Hier fing der Scorbut an, sich bei unserm Schiffsvolke zu äußern. Aber man vertrieb denselben durch ein Decoct von Cedernsprossen, welche daselbst als kleine Bäume wachsen, und, nach der Gewonheit dieses Landes, durch gefrorene Fische, welche man so roh und gefroren ist, indem man sie zerreibt. Hiedurch, und vermittelst einer unablässigen Arbeit und unaufhörlichen Bewegung blieben die meisten gesund, und die Kranken wurden wieder hergestellt.

„Vielleicht darf die Genesung der Kranken nur der Bewegung zugeschrieben werden, welche sie sich machten, und dem in den Cedernsprossen enthaltenen Balsam, der eigentlich nichts anders als ein Terpentin ist, den man zur Reinigung des Bluts gebraucht: in dessen erhellet hieraus, daß diese Nationen sich der rohen und gefrorenen Fische bedienen, um diese Krankheit zu heilen, und bloß bis habe ich sagen wollen.

„Der

„Der angeführte Schriftsteller redet S. 205. 206. von dem Blute, das man als ein Anti-Scorbutikum gebraucht. In einem solchen Falle, (um dem Scorbut vorzubeugen und ihn zu heilen,) sagt derselbe, könnte man die archangelschen Russen zum Muster nehmen: diese bringen fast jährlich den ganzen Winter auf Nova Zembla zu, ohne mit diesem Uebel beschwert zu werden; sie ahmen dem Samojeeden nach, indem sie öfters Blut von frisch getödteten Kienntieren trinken.

„Noch eine Anmerkung. Als ich dem Herrn D. Batigne, dessen Aufsatz, den ich dem Publico übergebe, vorgelesen hatte, sagte er mir bey dieser Gelegenheit: er glaubte, das Blut von Thieren, ganz warm eingetrunknen, könnte geschickt seyn, vor dieser Krankheit zu schützen, und sie so gar zu heilen, weil es wegen seiner flüchtigen Natur (qualité volatile) die dicken Feuchtigkeiten und Säfte verhindern und auflösen kan, wenn man davon Gebrauch macht; diese Krankheit rührte von einem Mangel des Umlaufs der Feuchtigkeiten und Säfte her, welche, wenn sie verderben, die Masse des Bluts angreifen; er gründete sich unter andern auf das, was von den Reisenden nach Amerika bewerkstelligt wird, nämlich: wenn das Volk eines Schiffs vom Scorbut angegriffen ist, so sucht man an einer der Schildkröteninseln zu landen, welche wegen der großen Menge dieser Thiere, die sich daselbst befinden, also genennet werden: daselbst läßt man die Kranken viel Schildkröten essen, welche wegen der Menge ihres Bluts, und dessen balsamischer Natur vorzüglich kräftig sind. — Dieses wird noch durch einen Gebrauch bestätigt, der um die Alpen herum, und an andern Orten beobachtet wird. Man läßt diejenigen, die mit Seitenstechen, und andern Krankheiten beschwert sind, welche von dem Mangel umlaufender Säfte und Feuchtigkeiten entspringen, das Blut von wilden Steinböcken (bouquetins) trinken. Ob gleich das Blut trocken ist, so behält es doch viel von seinen flüchtigen Theilen, die eine glückliche Wirkung hervorbringen, indem sie eine merckliche Ausdünstung verschaffen, und Schwißen erregen.



Zwey hundert und achttes Stück.

Brem. Beytr.

Der Fleiß in nützlichen Geschäften, — —
Bestimmt das menschliche Geschick.

Als ich den Anfang machte, diese Blätter ans Licht zu stellen, glaubte ich, bey aller Eigenliebe eines Schriftstellers, dennoch nichts weniger, als daß sie sich so weit ausbreiten, und mit einem so ununterbrochnen Beyfalle gelesen werden würden. In dieser Meynung gedachte ich nur ein paar Jahr die diätetischen Lebensregeln zu erklären, welche nicht nur an sich schon interessant genug, sondern auch eines solchen Vortrags fähig sind, wie man ihn in Wochenschriften gewohnt ist. Die erste merckliche Abnahme des öffentlichen Beyfalls würde den Beschluß dieser Blätter nach sich gezogen haben, und in den letztern Jahren, da sich meine Geschäfte überhäuften, und die Lehren der Lebensordnung ziemlich erschöpft waren, hatte ich schon den Entschluß gefaßt, auch ungenöthigt aufzuhören. Allein, ich mußte kein Gefühl von Ehrbegierde, keinen Gran Eitelkeit besitzen, folglich weder ein Mensch, noch ein Schriftsteller seyn, wenn mich die Art und Weise, wie man sich bemüht hat, mich zur Fortsetzung dieser Blätter zu bewegen, nicht hätte rühren sollen. Ich begnüge mich damit, dieses gesagt zu haben, da es schon Eitelkeit genug ist; und zu viel seyn würde, wenn ich es umständlicher sagen wollte. Genug, ich bin wirklich, wider meinen ersten Vorfaß und Willen, genöthigt, in noch einigen Theilen nicht nur die Lehre vom Mechanismo des menschlichen Körpers, wovon ich im 6ten Blatte einen allgemeinen Abriss gemacht, sondern auch die Curen der Krankheiten auf eine dem gesammten Publico verständliche und hinlängliche Weise

Weise zu beschreiben; und nachdem ich angefangen habe, mich dieser Arbeit zu unterziehen, muß ich gestehn, daß sie mir unendlich mehr Befriedigung schafft, als alles, was ich in den vorigen Theilen zu oft! mehr zum Amusement, als zum wahren Nutzen der Leser geschrieben habe.

Das Elend der Menschen ist eine so klägliche Geschichte, daß dabey alle Aufzierung des Vortrags, die auf Belustigung der Leser zielt, affectirt und übel angebracht seyn würde. Daher bin ich durch die Natur der Sache selbst genöthigt, die letztern Theile dieser Schrift, welche die Heilungsarten vieler Krankheiten enthalten werden, in einem ernsthaftern Tone zu schreiben; ob ich gleich von Zeit zu Zeit auch Blätter von angenehmem Inhalte einschalten werde.

Man kann von Lesern, die keine Aerzte sind, keine große Einsicht in den Bau und Mechanismus unsers Körpers, in die Grundsätze der medicinischen Physik und Chymie, und keine Beurtheilungskraft medicinischer Theorien, Systematum und Hirngespinnste, fordern, worüber die besten Aerzte noch nicht mit einander einig werden können. Ein Arzt, der von seinen Lesern nichts mehr, als eine gute Vernunft erwarten darf, muß sich eines großen Theils seiner Gelehrsamkeit nur auf eine solche Art bedienen, daß es scheine, als ob er sich derselben beuge. Er muß die Gründlichkeit des Vortrags nicht in der Entwicklung und Erklärung aller der Geheimnisse suchen, worüber seine Kunstverwandten grübeln; sondern er muß seine praktischen Lehren, vermitteltst der gefunden Vernunft, bloß aus den ersten Quellen herleiten, woraus sie geflossen sind. Hierdurch wird er der Gefahr zu hypothetisiren und theoretisiren, welches Fremdlinge der Kunst weder interessirt, noch erbauet, und der Gefahr, bloß empirisch zu schreiben, wodurch er Glaubwürdigkeit und Zutrauen verlöhre, gleich glücklich entrinnen, und er wird den, dem er Rath giebt, gründlich überzeugen, ohne die hohe Gelehrsamkeit und das faule Geschwätz der guten und schlechten Theoristen einem Leser zu offenbaren, welcher daraus nur Argwohn schöpfen würde, daß die Kunst auf Dunkelheiten, oder Meynungen gegründet wäre.

Man

Man setze einen Leser, der deutliche Beschreibungen in den Stand, eine gewisse Krankheit aus ihren Zufällen zu erkennen, und anstatt ihm die Art und Weise zu erklären, wie alle mögliche Ursachen dieselbe hervorbringen können, weil dieses nur ein Werk für Aerzte ist, belehre man ihn aus den Beobachtungen aller Zeiten, welches die gewöhnlichsten wirklichen Ursachen sind, wovon sie herzurühren pflegen. Man beschreibe ihm die Zeichen, woraus er die Gegenwart einer solchen Ursache schließen kann, und bezeichne ihm die Arzneyen, welche die Kunst, oder Erfahrung, entdeckt hat, um dieser Ursache abzuhelpen; anstatt ihm zu erzählen, durch welche verborgne Mechanik die Arzney dieses bewerkstellige, lehre man ihn nur, wie ihn die Wirkung der Arzney von der wahren Ursache seines Elendes vergewissern, was er bey ihrem Gebrauche für Anstöße finden wird, und wie er sich dagegen verhalten, welche Lebensordnung er dabey beobachten, und wann er aufhören müsse, sein eigener Arzt zu seyn, damit er dem, dessen Rath er zu Hülfe nimmt, den Handel nicht verderbe. Statt aller Gelehrsamkeit der Theorie zeige man ihm die kleinsten Vortheile der Lebensordnung und der Cur, und wende seine größte Bemühung auf den Unterricht, wie man die Ursache dieser Krankheit verhüten, und wie lange man die Cur derselben sich selbst allein zutrauen könne. Hierdurch wird man Leuten von guter Vernunft, ohne alle Un deutlichkeit und Gelehrsamkeit, eben so geschickte und gründliche Anschläge zur Cur ihrer Krankheiten, und zwar ohne ihren eignen Nachtheil beybringen, als wenn man ihnen die besten Schriften der Aerzte mit aller ihrer Gelehrsamkeit erläuterte.

Nach diesem Muster werde ich meine Abhandlungen von der Cur der Krankheiten einrichten; und da nicht alle auf diese Weise abgehandelt werden können, so werde ich bey solchen nur dasjenige empfehlen, was in der Macht des Kranken steht, die Einrichtung der Lebensart zur Verhütung und Cur des Uebels, und den Beystand, entweder der Natur, oder des Arztes. Man wird aus dieser Anlage sehn, daß ich nichts weniger Willens sey, als die Kunst zu lehren, wie

Jemand,

Jemand, der kein Arzt ist, alle Krankheiten curiren könne; daß ich keine Methoden und Recepte zu ordentlichen Curen, für die betrubten Pflücker, schreiben wolle, ausser in Fällen, wo der Beystand eines Arztes ganz unnöthig wäre, und daß dennoch die Kranken einen Unterricht von der Natur ihrer Uebel empfangen werden, der dem gemäß ist, was die Beobachtungen aller Zeiten und der besten Aerzte bis auf uns, davon entdeckt haben, und der ihnen, in ihrem ganzen Verhalten, selbst bey der Cur ihres Arztes, ausnehmend nützlich seyn wird.

Man weiß und glaubt es gemeinlich eben so wenig, als ich es geglaubt hätte, wie groß der Mangel an guten Aerzten überhaupt, insbesondre aber an manchen Orten und in gewissen Provinzen sey, wo man sie zuweilen weit und breit vergeblich suchen würde. Das Volk bleibt an solchen Dörtern ein Raub und Opfer ihrer und seiner eignen Unwissenheit und Vorurtheile; und ich finde aus den Erfahrungen, die mir die Correspondenz giebt, daß dem menschlichen Geschlechte ein größrer und wahrhafterer Dienst dadurch geleistet werde, wenn man ihm ein medicinisches Buch liefert, das es zur Nothdurft unterrichtet, ihm seine gemeinen Fehler, Irrthümer, Vorurtheile und Mißbräuche entdeckt, und ihm einige einfache, leicht zu erhaltende Arzneymittel, die keinen sonderlichen Mißbrauch leiden, theils vorschreibt, theils in die Hände giebt, als wenn man es blos seinem Wahne und blindem Rathe, und, welches oft noch ärger ist, ungeschickten Aerzten, überläßt, die durch ihre übel angebrachten Ratschläge mit dem sich ihnen anvertrauenden Volke schlimmer, als Tyrannen, umgehn. Ich habe mit Vergnügen bemerkt, daß meine Blätter an solchen Orten und in solchen Provinzen, wo der wenigste Ueberfluß an berühmten Practicis ist, häufig gelesen, und in den kleinsten Dörtern gehalten werden. Eben dies sind die Dörter, wohin ich sie am meisten wünsche. Denn, guten Aerzten schreibe ich nicht; vielmehr sind sie es, wie ich solches auch bey aller Gelegenheit sage, deren Einsichten ich entlehne und vortrage, und die durch meinen Vortrag das Publicum unterrichten. Alle Dörter,

Orter, wo solche vortrefliche Männer zu finden sind, können meine Blätter völlig entbehren. Denn, wie oft verweise ich nicht meine Leser selbst an dieselben, wenn die Cur ihrer Krankheiten Schwierigkeiten hat, die die Einsicht eines gegenwärtigen guten Arztes erfordern. Aber, was sollen die armen Leute beginnen, die einer solchen Glückseligkeit nicht theilhaftig werden können? Ihrer sind gleichwol die meisten. In Dörfern, in kleinen Städten, in Provinzen, die an großen Städten, an Universitäten, an reichen Einwohnern Mangel leiden, da sind sie zu hunderttausenden; da bringen sie sich einander mit Liebesvoller Dummheit um, und werden sich einander erretten, wenn sie nur besser unterrichtet sind.

Ich gestehe gern, daß Schriften von dieser Art einigen Mißbräuchen unterworfen sind, und daß der eigenmächtige Gebrauch der Arzneyen Leuten, die keine Aerzte sind, oft schädlich werden könne. Allein, man muß die Sachen unterscheiden, und ihre Folgen vergleichen. Ein medicinisches Buch, welches die Cur aller Krankheiten beschreiben soll, und gleichwol nicht anders als ein Commentarius über einige wenige Arzneyen anzusehn ist, die man für alle Krankheiten anpreisen will, wird bey einigem Nutzen, den es zuweilen stiftet, und der noch immer den übertreffen kann, den ein kleiner Ort von seinem elenden Practico zu hoffen hat, dennoch zu oft unzureichend, falsch, und den Lesern nachtheilig seyn: denn der Grund des Unterrichts ist wankend. Man nehme hingegen eine medicinische Schrift, die frey von aller Gelehrsamkeit, Theorie und Meynung, dem Publico in den Angelegenheiten seiner Gesundheit nur das Resultat von den gelehrten Untersuchungen und tausendfältigen Beobachtungen, nur die practischen Maximen des Verhaltens, der Lebensordnung oder Cur darlegt, ihm die Hülfsmittel von der besten Wirkung und ihren Gebrauch mittheilt, ohne ihm die Bestandtheile derselben und die Art ihrer Wirkung zu erklären, worüber sich die Gelehrten nur zanken, und ihm die Ungereimtheit seiner Gewohnheiten und Vorurtheile handgreiflich macht; so ist es unstreitig, daß ein solches Werk für

für Leute, die an guten Aerzten Mangel leiden, ein unentbehrlicher Schatz, und ein wohlthätiger Schutz wider die Krankheiten und schlechten Aerzte sey. So sind die Werke des Herrn van Swieten, von den Soldatenkrankheiten des Herrn Tissot, Avis au peuple sur la Santé, und einige andre, und so ist auch die Absicht des gegenwärtigen. Man kann sicher behaupten, daß solche Schriften, überhaupt betrachtet, unendlich mehr Nutzen, als durch ihren Mißbrauch Schaden stiften; zumal, wenn man diesen ihren zufälligen Schaden gegen das Unglück halten wollte, was die schlechten Aerzte unaufhörlich, und selbst die bessern oft genug, durch ihre Meynungen, Theorien, Versuche, Eigensinn, Leichtsinigkeit, Nachlässigkeit, eigne Beyspiele und Uebereilungen stiften. Eben so ist es mit den Arzneyen, welche in solchen Schriften empfohlen werden, sie mögen nun in ausführlichen Vorschriften oder als reservirte Zusammensetzungen mitgetheilt werden, welches beydes für diejenigen Leute, denen sie bestimmt sind, vollkommen einerley ist, indem sie sich ihrer nicht nach den Einsichten von ihren Theilen, sondern nach den Bedingungen bedienen müssen, unter welchen sie ihnen angepriesen werden. Es muß die Sorge des Lehrers seyn, diese Bedingungen des Gebrauchs genau zu bestimmen, und mehr ist nicht nöthig, um von seiner Seite den Mißbrauch zu verhüten. Ehedem, als ich das Elend so vieler auswärtigen Familien noch nicht kannte, war ich selbst entschlossen, niemals die Curen von Krankheiten zu beschreiben, und nie einige Recepte oder Arzneyen bekannt zu machen, um keine Puschereyen zu veranlassen. Nachher aber, da ich die Gründe und Beyspiele des Herrn van Swieten, Tissots, Rosen, Krügers, und mehrerer berühmter Männer, und meine eigne Erfahrungen erwog, habe ich mich überzeugt, daß dennoch das Publicum hierbey mehr gewinne, als leide. Es ist ein für allemal unmöglich, daß jeder Ort gute Aerzte haben sollte. Es ist eben so unmöglich, die Puschereyen zu vertilgen. Da nun diese Leute, nach ihren eignen Maximen, ganz mörderlich mit den Menschen haufen, so vermindert man unstreitig das Unglück, das sie stiften, wenn

wenn man ihnen practische Bücher, die ihnen begreiflich, und Arzneyen giebt, die ihnen zur nützlichen, oder doch unschädlichen Anwendung, so deutlich angewiesen sind, daß sie damit nicht irren, und doch allezeit weit gründlicher curiren können, als wenn sie ihren eignen Einsichten folgten. Es scheint die Zeit ist gekommen zu seyn, da man dieses einsieht, und vielleicht wird die Republick in ihren medicinischen Angelegenheiten nie glücklicher seyn, als wenn alle Pfücher ihre Methoden und Arzneyen aus solchen Lehrbüchern nehmen, deren Verfasser für ihre kleinen Fähigkeiten geschrieben, und sie dadurch, ohne daß sie es selbst fühlen, geschickter gemacht haben. Was nutzen wol die besten Arzneyen, die in Lehrbüchern beschrieben stehn, welche der gemeine Mann und Arzt nie liest? Einige gelehrte Aerzte machen vielleicht Gebrauch davon: aber wie weit erstreckt sich wol dieser Nutzen? Andre, mit deren Theorie sie nicht übereinstimmen, verwerfen sie, ohne sie zu versuchen: Andre verbessern dieselben mit einer Spitzfindigkeit, die sie verdirbt, und wenn dann ihre Wirkungen fehl schlagen, so bringen sie sie ins Geschrey. Ich könnte, wenn es nöthig wäre, Beweise führen, daß gewisse Arzneyen, deren Zusammensetzung unbekannt gewesen, einer großen Menge Menschen zum Heile gedient, und wunderbare Wirkungen geleistet haben, bloß weil man sie, auf Glauben, ganz genau nach den Vorschriften ihrer Erfinder, die sie kannten, verordnet; die aber, so bald sie den Gelehrten bekannt gemacht worden, das Meiste von ihrem Nutzen und Beyfalle verloren haben, weil man bald die Theorie mit ihren Wundern nicht zusammen reimen konnte, mithin wider sie eingenommen war, und sie verachtete, bald, aus eignen Wiße, ihre Zusammensetzung und die Art ihres Gebrauchs verbesserte, oder vielmehr verdarb, bald aber auch die Fälle und Bedingungen vergaß, wo sie verordnet werden sollten, oder nicht. Wiederum weiß ich im Gegentheile Beispiele von guten Arzneyen, die lange Zeit bekannt gemacht und angepriesen worden waren, ohne daß sich jemand entschließen wollte, sie zu gebrauchen, und die hernach, wenn man sie als geheime Arzneyen verkauft hat, von unbeschreiblichem

lichem Nutzen gewesen sind. Man kann demnach unmöglich behaupten, daß es für das Publicum vortheilhafter sey, die Curen der Krankheiten und die dazu erforderlichen Arzneyen, bloß in gelehrten medicinischen Schriften bekannt zu machen, und sie nie weiter ins Publicum kommen zu lassen. Ein gewissenhafter redlicher Mann, der den gemeinen Mann und die schlechten Aerzte in Stand setzt, von Krankheiten wohl zu urtheilen, und Arzneyen, die sie nicht zu kennen brauchen, ja oft durchaus nicht kennen müssen, ohne Nachtheil und Irrthum anzuwenden, und dafür ihre unsinnigen Künste und schädlichen Vorurtheile zu verlassen, wird dem Publico ohne Zweifel einen weit wesentlicheren und allgemeineren Dienst leisten, als wenn er die gelehrten Aerzte unterrichtet, wofür die Bedingung dabey seyn soll, daß es dem übrigen Theile des Publici unbekannt bleibe. Man begreift leicht, daß ich damit der medicinischen Gelehrsamkeit ihren Werth nicht nehmen wolle: denn aus welchen andern Quellen sollte man den Unterricht für das Volk schöpfen, der es glückseliger machen soll, wie es ist, als aus diesen? Nur muß es erlaubt seyn, ihm unsre nützlichsten Entdeckungen faßlich mitzutheilen, zugleich aber es vor unsrer Gelehrsamkeit und vor den Binden der Lehre zu bewahren, damit es nicht selbst urtheilen wolle, sondern sich blindlings, nach unsern wohl überlegten Vorschriften, der Arzneyen, die wir ihm anweisen, in den Fällen, die wir ihm deutlich beschreiben, bediene. Der Herr von Saen warnt die Aerzte selbst, in den Versuchen der Arzneyen die Theorie zu vergessen. Sydenham und Hippocrates waren hierin seine Vorgänger, und die Geschichte unsrer Zeiten beweist die Nothwendigkeit dieser Warnung.

Ich schreibe dieses aus keiner andern Absicht, als um mich bey Manchen zu rechtfertigen, die es mir verdenken werden, daß ich theils die Curen der Krankheiten für Leute, die keine Aerzte sind, und theils die Arzneymittel derselben, ihre Zubereitung, oder wenigstens ihren Gebrauch umständlich beschreibe, ohne der Theorie die Ehre zu thun, aus ihr die Wirkungen, welche davon versprochen werden, herzuleiten.

+ (9. 2011)

k 901

410 Der Arzt. Zwey hundert und sechzigst. Stück.

Ich würde beydes ändern, wenn ich für andre Leser schriebe, die ich als meine Kunstverwandte betrachten müßte, oder ich würde vielmehr, weil ich meine Unzulänglichkeit kenne, für solche gar nicht schreiben. In der völligen Ueberzeugung, daß ich auf diese Art Tausenden nützlich seyn kann, ohne einigen erheblichen Schaden zu stiften, werde ich, in den noch übrigen Theilen dieser Schrift mein neues Vorhaben ausführen, ohne mich an einige Vorwürfe zu kehren, die nichts bedeuten, und deren Triebfedern ich zu gut kenne, als daß ich sie einiger Aufmerksamkeit würdigen sollte.

Zuweilen kommen Krankheiten vor, die ich so abhandeln muß, daß sie mehr für Aerzte, als für meine meisten Leser gehören. Es sind solche, mit deren Cur die letztern allein nicht fertig werden könnten, und womit viele, sonst gute Aerzte, auch nicht zurecht kommen, weil sie die wahre Methode noch nicht überzeugend einsehn. Diese Abhandlungen schreibe ich in der Hoffnung, daß es hin und wieder Aerzte geben werde, die nicht vermögend sind, sich die neuern Entdeckungen, die in so viel Werken zerstreuet sind, bekannt zu machen, und ihre Einsichten dadurch zu verbessern. So wird im zehnten Theile die Cur der Epilepsie, der faulenden und bössartigen Fieber, und so wird es im folgenden die Cur der Blattern, der Masern, u. a. seyn. Wer sich nicht so weit erniedrigen will, aus solchen fliegenden Blättern etwas zu lernen, der darf nur die Autoritäten, die ich anführe, betrachten, so wird er finden, daß er gar keine Ursache habe, sich seiner Lehrer zu schämen. (*)

(*) In der Vorrede zu dieser neuen Auflage wird man finden, daß ich den hier angeführten letzten Nutzen der folgenden vier Theile, wirklich für den einzigen halte, den sie haben können, nämlich daß sie manchen Aerzten nützlich seyn werden. Warum ich sie für Leute, die keine Arzneygelehrsamkeit besitzen, nicht geschickt halte, das habe ich eben daselbst erklärt.



Cotor
 păstrat
 deteriorat
 lipseşte (integral sau parțial)
 Incuitori
 păstrate, rupte
 Invelitoarea copertei
 restaurată, roasă,
 găurită, altele
 Blocul cărții
 stare bună
 deteriorat (desprij
 Forzat

Alph
2646466

2000 lei
17318 K / K 701

41
2067

